ARENA

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Accession 87510 Class

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

17. Jahrg.

II. Band. 1901.

Über Land und Meer

Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

AP30
A7
v.17;2

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

II. Band. 1901. Heft 6—9.

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.

Romane, Novellen und Erzählungen.

Ahlefs der Liebe. Epilode aus dem Leben eines weiblichen Sonderlings. Von F. Wolf-Rabe 317.
Andere Saite, die. Eine Anzeige und zwölf Briefe von A. Oftertag 246.
Bäuerin Magdalena, die. Erzählung aus dem Künstlerleben. Von O. Behrend 162.
Gedente Lotus, der. Eine japanische Legende. Deutsch von A. Henkel 263.
Heilige Blau, das. Eine japanische Theetassen-, Liebes- und Kriegsgeschichte. Von Königsbrunn-Schaup 358.
Heimliche Weg, der. Drei Scenen aus einem Ehedrama. Von Lou Andreas-Salomé 57. 140.
Kapitol-Romanze, eine. Von Ida Wackwitz-Busch 273.
Letzte Wort, das. Skizze von B. Rittweger 354.
Nach sechzehn Jahren. Skizze von Klaus Rittland 191.
Nerven. Novelle von Georg Freiherrn von Ompteda (Schluß) 40.
Peterlein, Peterleinchen. Eine heitere Geschichte von Gertrud Triepel 254.
Sydera cordis. Ein Roman aus Friaul. Von Otto von Leitgeb (Fortsetzung) 1. 105. 209.
Teufel, der, bei den Bärenreitern. Von M. Robe-Roda 291.
Totentanz. Novelle von Gustav Jäger 87.
Villa Dornröschen. Humoreske von L. Steyermark 349.

Skizzen und Aufsätze.

Bergsturzgefahr, die, im Travertschal. Von Anton Krenn * 397.
Boskoreale, Fresken von. Von G. Hoff * 260.
Chodowiecki, Daniel * 202.
Delphi, ein Besuch in. Von R. Döring * 239.
Instrumente, die, der Pekinger Sternwarte * 98.
Malaria, die Bekämpfung der. Von Dr. Gilblad * 28.
Neue Entdeckungen auf dem Forum und am Palatin in Rom. Von Ludwig Hoff * 25.
Nordpolfahrt, von der, des Herzogs der Abruzzen. Von G. F. * 29.
Parthenon in Athen, Wiederherstellungsarbeiten am. Von L. H. * 160.
Perfianischen Häuser, die, in Kiel * 159.
Pompeji, neuer Fund in * 194.
Schillergräber, die, in Gerlingen * 32.

Wissenschaft, Kultur- und Sittenbilder.

Atmungsorgane, die, im Lichte der Descendenz-Theorie. Von Dr. Hilarion * 380.
Courfeld Landsitzes, Von Ludwig Diehl 293.
Frauenmoden durch tausend Jahre. Von Luise Schultze-Brück * 386.

Geschichte und Zeitereignisse.

Ausstellung amerikanischer Jagdtrophäen in Stuttgart. Von A. von Perfall * 401.
Baku, zur Brandkatastrophe in * 345.
Begründung, die, des Königreichs Preußen. Von Ernst Schubert * 131.
Brand des Arenstein-Hotels * 182.
China, die Wirren in * 60. 61. * 98. * 176. * 348. * 360 61. * 368/69. * 412.
„Gneisenau", Untergang der * 97.
Kriegsschauplatz, vom südafrikanischen * 309.
Thronwechsel, der, in England. Von Fr. Colberg * 304.
— — im Großherzogtum Sachsen-Weimar * 175.
Ueberschwemmung in Rom * 86.

Biographien und Charakteristiken.

Allmers, Hermann, der Marschendichter. Von Ernst Schubert * 244.
von Alvensleben, Graf Johann * 95.
Armstrong, Lord William George † * 204.
Bayerdörfer, Adolf † * 411.
Becker, Professor Karl † * 100.
Blumenthal, Generalfeldmarschall Graf † * 99.
Böcklin, Arnold †. Von Fr. Colberg * 264.
Dandelmann, Dr. B. † * 308.
De Wet, Burengeneral * 173.
Eller, Johann † (der Gletscherpfarrer von Sulden) * 392.
v. Gagern, Graf Adolf * 100.
Gyßa, Nikolaus † * 204.
v. Hochberger, Dr. Gallus Aitter † * 313.
Höpfner, Dr. Karl † * 158.
Jäschke, Gouverneur † * 306.
Kretschmann, Kapitän † * 97.
Kreutzer, Dr. Konrad † * 308.
Labriola, Tereke * 96.
Leibl, Wilhelm † * 38.
Leitgeb, Otto von * 209.
Liedung-Hang und seine Dolmetscher. Von Franz Wood * 348.
Max, Emanuel † * 410.
Münster von Derneburg, Fürst Georg * 94.
Oliet, Leopold † * 204.
Petterkofer, Dr. M. von † * 312.
Prade, Heinrich * 408.
Radolin, Fürst Hugo * 94.
Scartazzini, Dr. Joh. Andreas † * 410.
Schröder, Professor Karl Julius † * 99.
Sienkiewicz, Henryk * 58.
Truppel, Gouverneur * 411.
Verdi, Giuseppe † * 270.
Vetter von der Lilie, Graf Moritz * 408.
Wichert, Ernst. Zu seinem 69jährigen Geburtstage * 354.
York von Wartenburg, Graf Oberst † * 96.
Zacyet, Dr. Johann * 408.

Aus hohen Kreisen.

Englische Königsfamilie * 304.
Joachim, Prinz von Preußen * 95.
Karl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach †. Kunstbeilage vor S. 105.
Milan, König von Serbien † * 312.
Prinzregent Luitpold von Bayern. Zu seinem achtzigsten Geburtstage. Von Theodor Sack * 340.
Viktoria, Königin † * 238.
Wilhelm Ernst, Großherzog von Sachsen-Weimar * 175.

Länder- und Völkerkunde.

Harburg an der Wörnitz * 34.
Ostafrika, aus * 344.

Kunst.

Bautunst.

Brunck, Schloß * 95.
Bundesrathaus in Bern * 202.
Eisstadtverein in Wien, das neue Heim des * 97.
Krematorium in Mannheim * 411.
Nationaltheater, das polnische, in Lemberg * 32.
Offenbacher Schloß, das * 396.
Rathaus, neues, in Eberfeld * 50.
Schloß des Tiberius auf Capri * 155.
Stadthaus, neues, in Zürich * 266.
Theater, neues, in Metan * 267.

Bildwerken.

Bogenschütz. Von Ernst Moritz Geyger * 51.
Büste von Langenbeck. Von Professor Dr. Fr. Hayser * 83.
Büste von Hugo Wolf. Von Franz Seifert * 379.
Denkmal für Chopin in Paris * 158.
— für Goethe in Wien * 156.
— für den Großen Kurfürsten in Kiel. Von Wilhelm Haverkamp * 352.
— für Gutenberg in Wien * 88.
— für Ferd. Schichau * 184.
Denkmäler, neue, in der Berliner Siegesallee * 190.
„Schiffsbaukunst". Modelliert von Wilhelm Haverkamp * 355.

Malerei.

Gemälde.

Bachlandschaft. Von R. Weise 265.
Blumengrüße. Von A. Seifert. Kunstbeilage vor S. 305.
Böcklin, Adolf. Selbstporträt. Kunstbeilage vor S. 257.
Carmen. Von R. Armensise. Kunstbeilage vor S. 17.
Dorfschule in Griechenland. Von Nikolaus Gyßa 252. 253.
„Gritis sicut Deus". Von Eduard Grützner. Kunstbeilage vor S. 365.
Feierabend. Von Otto Strützel. Kunstbeilage vor S. 121.
Hochland, im. Von A. de Bréanski. Kunstbeilage vor S. 225.
In der Kirche. Von Wilhelm Leibl. Kunstbeilage vor S. 41.
Jahrmarkt in Paris. Von Theocarne-Moreau. Kunstbeilage vor S. 281.
Lautenschlägerin. Von Otto Lingner. Kunstbeilage vor S. 193.
Mittagsrast. Von E. Rau 164. 165.
Pas de quatre. Von L. Garrido. Kunstbeilage vor S. 73.
Schlittenfahrt. Von F. H. Kaemmerer. 108. 109.
Sonnabend in einem holländischen Dorfe. Von W. ten Kate 276. 277.

87510

Digitized by Google

Vorlesung aus Werthers Leiden. Von E. Fischer-Eberlin. Kunstbeilage vor S. 333.
Willkommene Gäste. Von Karl Becker. Kunstbeilage vor S. 158.

Zeichnungen.

Goethe-Denkmal in Wien. Von Erwin Pendl 156. 157.
Gutenberg-Denkmal in Wien. Von Erwin Pendl 89.
Mandarinen, eine Versammlung der Vertreter der verbündeten Mächte in Peking besuchend. Von J. Schönberger 368. 369.
Munitionstransport in China (Kosaken und Kulis). Von Frank Dodd 360. 361.
Ruine Schroffenstein bei Landeck im Oberinnthal. Von M. Jena Diemer 320. 321.
Schloß des Tiberius auf Capri. Von C. Weichardt. Kunstbeilage vor S. 169.

Farbige Reproduktionen.

Prinzregent Luitpold von Bayern. Nach dem Gemälde von Franz von Lenbach. Kunstbeilage vor S. 317.
Uniformen der österreichisch-ungarischen Armee. Nach Aquarellen von Rb. Wald 138.
„Wohl bekomm's!" Nach dem Gemälde von F. Andreotti. Kunstbeilage vor S. 209.

Kunstgewerbe.

Handspiegel der Deutschen Kaiserin von Ernst Moritz Geyger *51.
Willkomm-Pokal für das Reichstagshaus in Berlin *355.

Photographische Aufnahmen.

Glückliche Mutter. Kunstbeilage vor S. 1.
Hochbahn, neue elektrische, in Berlin: Uebersührung über die Anhalter Bahn und den Landwehrkanal mit Kraftstation *409.
Mitra-Fälle, die, in Niederösterreich 376. 377.
Strand bei Nervi. Kunstbeilage vor S. 57.
Vom Kriegsschauplatz in China: Von der Expedition nach Peitang zurückkehrende deutsche Truppen mit erbeuteten chinesischen Fahnen 60. 61.

Technik, Industrie, Handel und Verkehr. Post. Mode.

Bergschwebebahn, die, in Loschwitz *32.
Berliner Verkehr an der Jahrhundertwende. Von L. Schultze-Brück *283.
Briefmarken, neue französische *94.
Frauenmode durch tausend Jahre. Von Luise Schulze-Brück *386.
Hochbahn, elektrische, in Berlin *409.
Isar-Regulierung bei München *187.
Pariser Wintermoden. Von Zephirine *49.
Salzgewinnung in China. Von Franz Boas *182.
Untergrundbahn in Berlin *52.
Wartehalle des New Yorker Zentralbahnhofes *248.
Wetterkanone, drehbare *410.

Militär und Marine.

Feldbahn, transportable schmalspurige *266.
Lanzenboote, die neuen, der Kavallerie des deutschen Heeres. Von Ernst Teja Meyer *343.
Tornister, neuer, für die deutsche Infanterie *313.
Uniformen der österreichisch-ungarischen Armee *188.
Unterseeboote. Von Dr. St. Epstein *271.

Theater und Musik, Sport und Alpines.

Cabaret artistique et littéraire, das, in Paris. Von Dr. St. Epstein *177.
Figurinen aus Mascagnis neuer Oper „Die Masken". Von G. Hoff *296.
Oeffie des Aeschylus am Wiener Hofburgtheater *83.
Wintertilder aus Grödnen. Von Otto Siegl *194.
Wolzogens „Buntes Theater". Von O. Geller *249.

Poesie.

Auf dem Ackerfelde. Von Adelheid Stier 402.
Ausklang. Von Hermann Allmers 242.
März, im. Von August Friedrich Krause 251.

Litteratur.

Bibliographische Rundschau. Von Ludwig Holthof 90. 198. 300. 404.
Japanischer Humor. Von Ludwig Holthof *54.
Zeitlexikon. Von Ernst Schubert 356.

Für müßige Stunden.

101. 205. 314. 414.

Schach.

101. 205.

Briefmappe.

102. 207. 315. 415.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Verl. von Hans Hildebrand, Stuttgart.

Glückliche Mutter.

Digitized by Google

SCHMIDT-HELMBRECHTS
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF

Sydera cordis.

Ein Roman aus Friaul.

(Fortsetzung.)

Von **Otto von Leitgeb.**

Einige Zeit nach diesen Ereignissen traf Piero Strozzi im Hause Guillaume Pelliciers auf der Treppe mit zwei Besuchern zusammen, die den Gesandten des Königs soeben verlassen hatten. Der eine von ihnen schritt nach eiligem Gruße weiter, der andre blieb stehen und machte dem jungen Feldobersten mit angelegentlicher Auszeichnung seine Reverenz.

„Ich werde diesen Tag glücklich preisen, edler Herr, daß er mich nach so langer Zeit wieder Euer Angesicht erblicken läßt! Zu viele Monate sind es doch wohl her, daß mir solche Auszeichnung nicht widerfahren. Und doch hätte ich vielleicht ein bescheidenes Anrecht, solches häufiger zu wünschen, nachdem der allerchristlichste König, der sich Eurer Dienste berühmen darf, mich, wie Ihr wisset, seiner fortgesetzten Huld für würdig erachtet. Soeben habe ich dies neuerdings aus dem Munde des gnädigen Monsignore, unsers Herrn Pellicier, vernommen. Gestattet, ich sehe wohl, Ihr seid pressiert — ich wollte nichts anders, als Euch meine herzenswarme, beständige Verehrung ausdrücken ... Und da ich nicht so stink im Schreiben schöner Briefe bin wie der ausgezeichnete Aretino, so durfte ich mir diese Gelegenheit nicht entfahren lassen, Euch mit lebendiger Rede solches zu sagen. Nein, ich halte Euch gewiß nicht länger auf! Erlaubet mir nur noch die Bitte, daß Ihr in Wohlgewogenheit mein armseliges Dasein nicht vergesset, sollte sich einmal der Anlaß bieten, wo Ihr auf irgend einem Wege unserm allerdurchlauchtigsten Herrn und Könige bemerken könntet, daß er an mir einen seiner getreuesten Knechte besitzt. Den illustren Monsignore findet Ihr in seinem Arbeitszimmer. Messer Strozzi, mein gnädiger Herr — somit grüß' ich Euch ehrerbietigst!"

Strozzi aber war in verdrießlicher Laune.

Er runzelte die Brauen, als er die Treppe weiter hinanschritt.

„Elender Schwätzer!" murmelte er unmutig.

Und nach kurzer Begrüßung richtete er oben sogleich die Frage an den Gesandten:

„Wie ist dies, Monsignor? — Wenn ich nicht irre, hat die Republik ein strenge gehandhabtes Gesetz, wonach die Beamten der Kollegien nicht mit Gesandten fremder Staaten in Verkehr zu stehen hätten? War das nicht jener Rat Cavazza, Sekretär der Zehn, der eben Eure Treppe hinabgegangen ist?"

Der Prälat nickte gelassen.

„Gesetze, mein geehrter jugendlicher Freund, sind, wie Ihr wißt, geschaffen, um verdreht zu werden! Ja, es war der Rat Nicolo Cavazza. — Ihr aber sprechet als Soldat. Wie stände es indessen um die verwobene, in zarten, unsichtbaren Fäden schwebende Staatskunst, wenn darin alles so einfach und klar wäre, als bei Euch befehlen und gehorchen? — Im übrigen ist es Cavazzas Sache, sich mit den Gesetzen seines Landes abzufinden, wie er kann. So viel über das eine. — Hättet Ihr mehr gefragt, ich würde es vielleicht rätlich finden, über dies und jenes mehr zu sagen."

„Nein!" rief Strozzi lebhaft. „Verschonet mich, wenn's nicht etwa mein Dienst erfordert! — O, Ihr wißt nicht, wie oft ich froh bin im Herzen, daß ich die Kreuz- und Winkelzüge alles dessen, was man Staatskunst nennt, nicht kenne! Wenn ich mir denke, daß ein lauterer Geist, statt in der Glut von Wagen und offenem Handeln, auf dunkeln Wegen schleichen muß, in kleinen Brocken seine Wissenschaft ergänzen, dann bei ängstlich abgesperrten Thüren den Bettel sichten, aus Abfall Gold zu kochen wie ein Alchimist; verschlagen aufgespürte Kundschaft fieberud prüfen ... Und schließlich, wenn die Saat reift, hat er im innersten Herzen doch nichts andres, als zu wissen, daß sein Verdienst aus Lüge, Kauf, Verrat und Treubruch zusammengestoppelt —"

„Gemach, Strozzi, gemach!" verwies Pellicier und blickte mit wohlwollender Strenge auf den jungen Mann. „Ich möchte der letzte sein, der

Digitized by Google

ein lauteres Herz mit Zweideutigkeit vergiften wollte. Wohlan, Ihr hattet zwar Machiavell in Euerm Vaterlande . . . Doch lassen wir den Gegenstand; mir ist im Augenblicke nicht darum. Bedenket nur: um was schlüget Ihr Schlachten, was machtet Ihr mit Euern Siegen, wenn wir die eroberte Saat nicht zu verwerten wüßten? — Was macht Euch so verstimmt? Ich sah es gleich, Ihr seid bewegten Gemüts. Ist Euch Unangenehmes widerfahren? Lasten die Erinnerungen wieder zu schwer auf Euerm Herzen? Genügt Euch Venedig nicht mehr? — Und doch bewegt Ihr Euch im anmutigsten Freundeskreise, genießet Achtung, Frieden —"

„Frieden?!" rief Strozzi beinahe heftig. Er sprang vom Stuhle auf und durchmaß das Zimmer. Ruhiger fuhr er nach einem Weilchen fort: „Oder ja — Frieden! Und das ist es eben!"

„Es nützt die Ungeduld doch leider nichts," sagte Pellicier. „Noch nützt sie nichts. — Indessen kann ich doch zu Eurer Beruhigung sagen, es wäre möglich, daß man Euch nicht mehr lange müßig läßt. Bis dahin seid weise! Gebt Düsternis nicht Raum! Genießet auch Eure Jugend. Auch damit lassen Frohmut und Spannkraft sich sammeln als Kapital, von dem man später zehrt. Zwingt Euch zur Sorglosigkeit. Nehmet alles Schöne auf, das sich Euch bietet."

„So kann ich nicht!" entgegnete Strozzi. „Und auch das ist, was so empfindlich an mir zu nagen beginnt! Ich lungere müßig. Wolltet Ihr mir etwa diesen Parasiten, Agostin Abondi, zum Exempel geben, der mich soeben auf Eurer Treppe mit seinem Schwulst begrüßte? Vielleicht auch das ein Geheimnis der Staatskunst! Er ist ein Venetianer, aber unser König zahlt ihm jährlichen Gehalt, und dafür wartet jener des Augenblicks, wo man ihn vielleicht braucht . . . O, dieses Warten! Ich vertrag' es kaum mehr. Warum darf ich nicht hinaus, statt hier in vergiftender Unthätigkeit zu liegen. Bin ich nicht das, wofür man mich gehalten? . . . Ich weiß nicht, was es ist, aber etwas Aengstliches überkommt mich nun zuweilen. Als ob ich weichlich und schlaff werden könnte; als ob ich mich langsam in einem gemächlichen Bürgersleben verlöre! — Nein! Das will ich nicht! Schickt mich hinaus aus Venedig, bevor mir etwas daranliegt, hier zu bleiben. Ein Staatsmann bin ich freilich nicht. Soll ich jedoch schon im Felde nichts zu thun haben, der König könnte mich auch anders verwenden, vielleicht in Rom oder beim Türken. Ich möchte fort aus Venedig. Weshalb soll ich, gleich einem Verbannten, hier eingeschlossen bleiben? Worauf muß ich warten?"

Er hatte sich in heißen Unmut geredet. Nun lächelte Pellicier und antwortete bedächtig:

„Ei, Ihr seid auf dem besten Wege, Euch selber untreu zu werden! Nun fraget Ihr nach Gründen! Habt Ihr Euch nicht eben früher mit Leidenschaft gesträubt, von irgend etwas zu vernehmen, weil Euch alles, was man Staatskunst nennt, so gründlich zuwider ist? Und nun doch Euer Warum?

Strozzi schwieg, warf sich wieder in den Sessel und nagte finsterblickend an seiner Lippe.

„Geduldet Euch," fuhr der Gesandte fort. „Welche Unruhe treibt doch in Eurer Brust? — Montmorency mag Besseres für Euch in Vorbereitung haben, als Ihr denkt. Noch ist der Connétable des Königs allein entscheidender Berater. Die Lage unsrer Dinge ist Euch bekannt. Der König soll die Absicht haben, im Laufe des kommenden Jahres neue Heere nach Italien zu senden. Ihr selbst habt mit dem Herrn von Moribières gesprochen, der im Frühsommer wegen Truppenwerbungen Oberitalien bereiste. Der König kann Mailand nicht verschmerzen. Eines Mannes Eurer Thatkraft, der zugleich ein Strozzi ist, kann er nicht entraten! Nun wohl! Zwar habe ich noch keinen Auftrag, allein da ich Euch derart ungestüm sehe, will ich Euch einstweilen mitteilen: Ihr sollet demnächst wieder nach Mirandola. Ob und wie lange Euch dies fern von Venedig beschäftigen soll, weiß ich noch nicht. Auch brauche ich die Befehle des Connétables, um Euch zu wiederholen, was ich Euch einstweilen bloß aus Freundschaft anvertraue. Darauf scheint es mir wohl möglich, daß Euch der König von Person zu sehen wünscht. Beruhigt Euch dies nun für den Augenblick? Wäret Ihr zufrieden?"

„Beruhigt!" rief Strozzi, wenig zuversichtlich. „Ihr wißt, seit einem Jahre fast kehrt mit jedem Mond die Nachricht wieder, daß ich von diesem Müßiggang befreit werden soll, und noch immer warte ich und fühle, wie dies faule Städterleben meine Kräfte schläfert."

„Ihr lauft nicht Gefahr, im weichlichen Leben Venedigs zu erschlaffen, in Eurer Jugend, Strozzi!"

„Ich und die Meinen sind Verbannte," fuhr dieser trübe sinnend fort. „Gastfreundschaft können wir, wie ein fürstliches Almosen, hier genießen, nichts andres. Ich weiß den Venetianern herzlich Dank dafür; — doch bitter ist's und bleibt's! Die Monde schwinden hin und Jahre. Die blutigen Wunden, die das Schicksal uns geschlagen, heilen nicht; — fern und ferner wollen unsre Träume entschwinden. Zuzeiten deucht es mich ein Hohn, wie ich hier müßig gehe. Festfreuden, Staat und Jubel um mich her; gelehrte Männer, die in glänzenden und vornehmer Muße des Lebens Reichtum oder geistige Arbeit prüfen und sammeln; Künstler, Narren, Philosophen! Fürstliche Häuser und Bergnügen — ein reiches, sattes Sonntagsvolk. Verführerische Frauen, Liebewinken, jugendliche Herzen . . . Nein, nein! Dies alles könnte Kraft gewinnen. Ich weiß, ich fühle es. Aber mich soll es nicht binden. Ich habe nur eine Aufgabe . . . und, o! Mehr denn einmal ist mir, als sehe ich mitten in allem, mitten im Lichterglanz, den blutigen, ent-

Digitized by Google

stellten Leichnam meines Vaters warnend winken, daß ich die heiligste der Pflichten nicht vergessen soll!"

„Beruhigt Euch, Strozzi!" unterbrach ihn Pellicier nicht ohne Wärme. „Gebt solchem schwerzenvollen Grübeln nicht Raum. Denn dies selbst könnte mehr als andres Euer Herz erschüttern, ihm von seiner Festigkeit rauben. Des Lebens Schönheit hat noch stets erhoben, nicht erniedrigt, wo sie groß empfunden wird. Wohlan! Lasset Gaukler und Narren ruhig beiseite; erhebet Euch an der Größe der Kunst, die hier wie ein heiliges Opferfeuer erhalten wird und in hoher Schönheit lobt! Sättigt Euer Auge am Liebreiz holder Menschenwesen; zaget nicht, Euer jugendliches Herz zu fühlen! Verachtet mir auch nicht die Philosophen. Setzet Euch zum Beispiel draußen in Murano einmal an Cornaros Seite! Er hat mir anvertraut, daß er an einem besonderen Werke für die Mit- und Nachwelt schreibt. Der Gegenstand ist nichts geringeres als der Preis nüchternen Lebens; doch können wir alle von dem frohen Greise lernen, wie man das Leben auch genießt und nicht bloß lebt. Schmäht es nicht, den Glanz der Reichen, Lebensfrohen um Euch zu sehen! Ihr waret doch sonst kein Verächter solcher Nachbarschaft. Denkt an Ferrara und wie schwer Ihr von dort geschieden!"

„Das war ein andres!" entgegnete Strozzi unbetroffen. „Es war in meiner Seele damals, als bedürfte sie vor allem ihres Gleichgewichtes wieder. Nicht Scherz und Lustbarkeit war ihr Verlangen. Doch dürstete mich gleichsam, mich an einem ernsten Lebenssinn, an Läuterung in einer Menschenseele zu erheben, als ob ich Kraft und Glauben wieder finden würde, wenn ich dem zähen, opferfreudigen Geiste begegnen könnte, der um ein alles wirkt und duldet, standhält und erträgt, sich durchringt oder fällt. — Die edle Fürstin, des Königs Schwäherin, war damals schon wegen ihres freiheitlichen Sinnes verdächtig. Ich bin kein Ketzer; jene neuen Lehren des Wittenberger Mönches lockten mich nicht. Doch forderte die Ueberzeugung der Herzogin von jedem Denkenden Achtung. Mag sie fehlen oder richtig handeln — weder Ihr noch ich haben es zu beurteilen. Aber welche Treue, welchen Willen, was für einen Geist und welche Kraft hat diese schwache Frau! Der Herzog ist ein getreuer Anhänger des Papstes. Er rächte sich an der Mutigen, als wäre sie nicht die Mutter seiner Kinder. Doch weder daß man ihr diese nahm, noch daß man sie gleich einer Gefangenen in ihren Gemächern bewachte, vermochte die Herzogin Renea zu bengen. Seht! So großartiges Schauspiel erhabener Gesinnung hat mich gefesselt. Als unbetroffener Zeuge fühlte ich doch, wie tief mir dieses Beispiel ging. Und ich glaube, ich erhob daran Geduld und Mut für Eigenes in meinem Herzen. Sodann war die Anzahl derer, die sich als verschwiegene Freunde in der Herzogin Umgebung befanden, nicht groß. Vielleicht hätte sich ein Augenblick nötiger Hilfe ereignen können. Schon stand ich dem Könige, ihrem Schwager, in Verpflichtung. So also schied ich schwer, weil es wie tiefe Dankbarkeit in mir lebte, denn sie war es, durch die ich zuversicht, vielleicht die unabänderliche Entschossenheit für alles Kommende fand und stählte."

„Der Herzogin Renea Schwierigkeiten kenne ich wohl," sagte der Gesandte und hätte gewünscht, den Gegenstand zu verlassen. Die Wagnisse der herzoglichen Schwägerin hatten dem Hofe zu Paris schon manche Verlegenheit eingetragen.

„Hier dünkt mir oft," fuhr Strozzi fort, „als rüttelten leichtwiegende, wechselvolle Eindrücke an meiner Festigkeit. Manchmal — doch nein! Das ist nur Schwäche! — Aber gerade, daß sie sich melden kann, ist schon Gefahr. — Ich wünschte, Ihr ließet mich wo anders warten als in Venedig!"

„Wartet in Murano!" scherzte Pellicier, um abzulenken. „Trisone Gabriello hat Euch ganz ins Herz geschlossen. Er wäre sicher froh, Euch bei sich zu haben. Ihr fändet immer gute Gesellschaft, wie sie uns heute erwartet. Das heißt, ich wollte eben sagen, Ihr mögt belieben, allein hinauszufahren; mich halten unaufschiebliche Geschäfte ab. Seht Ihr den Aretino, thut mir den Gefallen, ihm recht gewählt die Freude auszudrücken, die mir sein heutiges Schreiben wieder bereitet hat — meinen herzenswarmen Dank, meine unermeßliche Verehrung und so weiter. Dort liegt sein jüngster Bettelbrief!"

Strozzi erhob sich.

„Noch eines!" sagte Pellicier. „Wie geht es mit Eurer verwundeten Hand?" Er deutete nach Strozzis linkem Arme, dessen Gelenk eine schwarze Binde umhüllte.

„Die Kleinigkeit ist fast vernarbt," entgegnete Strozzi gleichgültig.

„Doch sprach man von schwerer Verwundung!" erzählte Pellicier. „Der Weg von der Brücke bis in Cornaros Saal soll von Eurem Blute gezeichnet gewesen sein! Wie ich höre, habt Ihr Euch einem klassischen Kämpfer gleich auf der Brücke ausgenommen. Ueberall klingt Bewunderung und Lob!"

„Wie so häufig, wo der Moment gerade die Kleiderfalten in günstigem Lichte erscheinen läßt und das Auge sich an einem Anblick weidet," sagte Strozzi geringschätzig. „Die Wunde war ein leichter Riß von einem der geborstenen Stäbe jenes scheu zum Tier gewordenen Rudels. Kann ich Eure Gondel haben?"

„Sie wartet bloß auf Euch!" entgegnete der Gesandte verbindlich.

„Schreibet dem Connétable!" drängte Strozzi noch im Gehen. „Es treibt mich ans Venedig fort."

„Geduld!" wiederholte Pellicier, „vielleicht kommt es früher, als wir erwarten!"

Kaum hatte der Besucher ihn verlassen, so zog

Digitized by Google

Digitized by Google

Originalzeichnung von A. Reinhardt.

Die Bergschwebebahn in Loschwitz bei Dresden.

(Zum Artikel Seite 32.)

Digitized by Google

der Gesandte ungeduldig ein Papier aus dem Gewande, das er bei Strozzis Eintritt rasch verborgen, ließ sich an seinem Arbeitstische nieder und sammelte seine Aufmerksamkeit mit aller Spannung auf diese Schrift. Es waren wichtige Mitteilungen von geheimen Beschlüssen des Zehnerrates, die ihm Nicolò Cavazza vor einer Stunde eingehändigt hatte. —

Strozzis Stirne wollte sich nicht glätten, während ihn die Gondel jetzt durch die gewundenen Kanäle der Stadt hinausführte. Unzufrieden mit sich selber, kam ihm vor, als wäre alles, was er Pellicier gesagt, nur ein Tasten nach Worten gewesen, sich selbst aus absonderlichem Zwiespalte von Empfindungen zu befreien, deren Bente er sich dünkte. Und jetzt, im Alleinsein, schien ihm, als seien jene Reden bloß zufällig von seinen Lippen geflossen; nur weil er gerade zum Gesandten gegangen, waren sie vielleicht laut geworden. Denn — ganz im Innersten trug mancher Gedanke wohl verschiedenes Aussehen von jenen Worten? Aber nein! Er richtete seine Stirn trotzig auf und starrte ein Weilchen nachdenklich vor sich hin. Was er Pellicier in tiefem Unmut hingesagt, das lebte ja wirklich in seiner Seele! Von dort hatte es sich herausgespiegelt. Nichts auf Erden sollte ihn damit bedrohen, daß sich die tiefste, geheiligte Gesinnung seines Herzens ändern könnte! Nur dennoch: war es der Zauber dieses sorglosen venetianer Lebens, war es wirklich die Fülle des Schönen rings um ihn, war es dieser Herbst, so lang und frühlingsmild, mit seinen klaren Sonnentagen? Soll er sich den Rat Pelliciers zu Herzen nehmen, das Leben genießen, wie es sich bietet, wechselvoll und licht, da die Schatten dennoch früh genug wiederkehren? Ein wahres Wort hat der kluge Weltmann ja doch gesprochen: die Schönheit hat noch stets erhoben, nicht erniedrigt!

Auch jetzt thut sie sich dort vorn den Blicken wieder auf. Die Gondel durchfährt den äußersten der Stadtkanäle; draußen flimmert schon die Breite der Lagune. Wahrlich, wie Frühjahr! Im Garten Gabriellos auf Murano hingen gestern noch die kleinen roten Rosen auf den Spalieren, Vögel sangen in den dichten Lorbeerzweigen; hie und da, im kaum gebleichten Rasen, standen Gänseblümlein, und die ängstlich gehüteten Blumensträucher trugen noch manche Blüte.

Jetzt erschien, auf dem güldenen Wasser schwimmend, die Insel mit dem Grün ihrer Gärten, der weiße, zierliche Kirchturm, daneben leise aufsteigender Rauch aus den Glashütten. Strozzi hüllte sich fester in seinen Mantel; nicht weil die Luft es heischte, bloß sich bequemer in die Ecke zu lehnen. Und es quoll plötzlich wie Beruhigung durch seine Brust. Er hielt den Blick auf der Insel fest und schätzte die fehlende Zeit. Nun hatten sie nur mehr Minuten bis dahin zu fahren. Die Erwartung führte ihn nun unversehens auf einen ganz bestimmten Punkt, — er sah im Geiste einen der schmalen Gartenwege vor sich. Längs der Mauer lief er hin. Rechts unten schimmerte das Wasser, links zog eine Lorbeerhecke, durch welche hin und wieder seine Rosenranken ihre Arme streckten, von kleinen, hellen Blüten bedeckt. Feiner Kies knirschte unter dem wandelnden Fuße. Auf diesem Wege war er gestern mit Renea auf und ab gegangen, und helle Sonnenluft war frühlingsmild über dem Garten gelegen.

Er verließ das Boot und schlug auch heute diesen Weg ein. Nicht als ob er gerade gedacht hätte, jemand von den Bewohnern des Hauses dort anzutreffen; doch verlockte ihn die liebliche Stunde, und die Sonne konnte doch nicht mehr lange am Himmel zögern.

Nun gewahrte er, statt des jungen Mädchens, seinen Freund Francesco dort unten, in der Tiefe des Gartens, wohin zu gelangen man die Kieswege bereits verlassen und über den Rasen schreiten mußte. Der junge Sansovino mochte den Drang gefühlt haben, sich zu einer nachdenklichen Stunde zu vereinsamen. Er saß auf der niedrigen Gartenmauer, schlenkerte die Beine gegen das Wasser hinab, hatte die Ellbogen auf die Kniee gestemmt, hielt sein Kinn mit den Händen und blickte anscheinend in tiefem Sinnen auf die mit den Sonnenstrahlen spielenden Wellen zu seinen Füßen. Kaum aber hatte er den nahenden Schritt vernommen, so wendete er sich hastig um, sprang auf den Rasen herein, konnte eine leise Enttäuschung nicht verbergen, als er Strozzis ansichtig wurde, lehnte sich mit beiden Händen rücklings an die Mauer und erwartete den Freund, dem er mit einem trüben, etwas forschenden Blicke entgegensah.

„Mein Francesco!“ rief Piero mit gutmütigem Lächeln. „Was treibst du so einsam da heraußen? Ich kann mir freilich denken, daß unsre gelehrten Freunde gleich nach dem Mahle wieder ihre gedankenreichen Gespräche aufgenommen haben, von Kunst und Philosophie. Hat dich das vertrieben? Konntest du dich nicht zu den Frauen schmuggeln, ihnen immer fühlbarer zu machen, welch ein liebenswerter Gesellschafter du bist? Oder, wenn Bembo hier ist, warum vertiefst du dich nicht mit ihm in die Schätze der Historia, die er beherrscht wie wenige? Du willst ja künftig ein Chronist werden für deine Zeit!“

Der Jüngling war bei dieser Ansprache flüchtig errötet und entgegnete nun fast finster:

„Ich will es dir aufrichtig gestehen, Piero, obwohl ich fühle, daß mir das erste nur zur Schande gereicht! Ich langweile mich manchmal ganz fürchterlich, wenn ich unter diesen Weisen sitze; Gott verzeihe mir die Sünde! Und die Frauen — Madonna Prospera gewährt so bescheidene Unterhaltung — und Renea beginnt sich nach Art der venetianischen Mädchen abzuschließen ... Ich sehne mich wahrlich nach der Stadt! Uebrigens kehren sie morgen alle dahin zurück.“ Er unterbrach sich; denn plötzlich stieg dunkle Glut in seine Wangen. Heftig werdend zuckte er mit den Schultern, als koste es ihn nur

Digitized by Google

gerade diese eine Bewegung, und platzte nun heraus: „Was sollte ich auch für Renea bedeuten? — Wohlan, Piero, da du sie genannt, will ich es dir nur sagen: ihr Zauber beginnt für mich seine Kraft zu verlieren!"

„Du sagst?" rief Strozzi.

„Obgleich ich mich schmerzlich winde dabei," fuhr Francesco fort, „und mein Herz kämpft dagegen. Ach, Piero! Sie hat mir doch wie niemand zuvor süße Träume in der Seele wachgerufen! Manches jedoch kreuzt sich damit! — Hör nur vor allem: behandelt sie mich nicht wie einen Knaben? Sie sagt Francesco zu mir, einfach bloß Francesco; nicht ein einziges Mal noch nannte sie mich anders."

„Wie schmeichelhaft!" meinte Strozzi. „Und du bist es nicht zufrieden?"

„Bin ich ein Kind?" schmollte Francesco. „Und sodann!" fuhr er fort. „Gerade so, wie man zu einem Jungen sprechen müßte. Hättest du es bloß gehört, damals beim Kampfspiel um die Brücke! Du erschienst so plötzlich, wie aus den Wolken gefallen, inmitten der Streitenden. Ich weiß mir selbst nicht vorzustellen, wieso es dir gelingen konnte! — Piero, urteile: hätte irgend jemand durch das undurchbrechbare Gedränge bis an deine Seite gelangen können? Das wäre, als verlangte man von einem, er solle Sankt Theodor auf der Piazzettasäule heißen, mit seinem Krokodile fertig werden! Renea aber heischte, ich solle dir beispringen!

„Das hat sie gethan?" rief Strozzi.

„Als ob ich gezögert hätte, wenn das Ganze nicht bloß ein Moment gewesen wäre, kürzer als ein Augenaufschlag!" sagte Francesco. „Das läßt sie jedoch nicht gelten! Gestern noch, während du sangst, begann sie von neuem. ‚Wäre ich ein Mann', so meinte sie mit spitzem Vorwurf, ‚wahrlich, ich wäre in Windeseile hinabgeflogen, dem Mutigen, Bedrängten beizuspringen, koste es, was es wolle. Ihr aber standet dort — wart Ihr denn verzagt?' — Ja, so hat sie gesprochen!" —

Francescos Wangen wurden wieder feuerrot bei dieser Erinnerung.

„Fühlst du, wie solche Behandlung an mir nagen muß? Wofür will sie mich halten?"

Strozzi schwieg.

Nun riß die Leidenschaft gänzlich durch des Jüngern wehmütige Stimmung.

„Ach, und ich liebte sie ja doch vom allerersten Augenblicke an . . . und vielleicht liebe ich sie auch jetzt noch! — Glühenden Feuerbrand der Liebe birgt meine Brust. Ich bin unglücklich, Piero! Etwas zerreißt mir das Herz! Ach, manchmal muß ich fürchten, ihre engelgleichen Augen haben keine Seele. Hast du einmal schon ihren Blick ergründet? Ich glaube, er kann kalt und stolz sein wie kein andrer. Und dann ruft eine hoffnungsvolle Stimme doch wieder in mir, es seien die Schätze des Himmels in ihren Götteraugen . . . Ich bin unglücklich, ich weiß mir keine Hilfe mehr! Ach, hättest du Lauretta Tron gesehen, in eben jenem Augenblick! Welch eine zarte Frauenseele ist ihr eigen! Weinend hat sie sich und angstvoll an meine Schulter gelehnt, während Renea starr gestanden wie eine Statue. Wie habe ich Lauretta Tron früher doch zu lieben vermocht, die Holde! Ich bin mir wie ein Ungeheuer vorgekommen, als ich ihr süßes Schluchzen hörte! Und doch hat auch ihre Angst bloß dir gegolten! — O, wie bin ich in Stücke zerrissen!"

Diesem wehen Ausbruche des Freundes horchend, hatte Piero Strozzi sich indessen auf die Mauer gelehnt und blickte in das Wasser. Jetzt wendete er sich halb um und machte eine beruhigende Bewegung gegen Francesco. Der aber mußte erst die Flut des Leides gänzlich von seinem Busen schütten.

„Heute," fuhr er mit erregter Stimme fort, „führte ich Renea in eine der Glashütten, ihr die zierlichen Arbeiten zu zeigen, die man dort verfertigt. Ich wollte, daß sie davon eine Erinnerung behalte. Darum bat ich sie, ein paar Schnüre von Perlen aus schönem farbigen Glase anzunehmen; es war ein liebliches Stück. Was geschieht jedoch der Argen? Kaum kann es bloßer Zufall gewesen sein! Der Faden reißt entzwei, als sie mit ihren Fingern in den Schnüren spielt; von den Perlen springt eine Reihe und verläuft sich über den Boden. Da streift sie, als wäre sie zerstreut, die übrigen mit Willen nach und nach gar alle von den Fäden und verstreut sie unterm Gehen, als ob sie es nicht merkte, klagt dann betroffen über dieses Mißgeschick und scheint es doch in Kürze gleichgültig zu vergessen. Piero! Piero! . . . Mag es aber jeder hören!" rief er nun schmerzlich und doch in feuriger Entschlossenheit. „Den, der sie liebt, dem sie etwa Liebe schenken wollte . . . hassen müßte ich ihn wie meinen Todfeind! Ja, mit schrecklichem, unauslöschlichem Hasse möchte ich ihn verfolgen. Ich — ich würde nichts Besseres wünschen, als ihn zu töten, sein Blut fließen zu sehen —"

„Du Wüterich!" sagte Strozzi ruhig. „Wolltest du dich nicht schon früher einmal, jedoch um Lauretta Tron, zu jedem blutigen Morde hinreißen lassen?"

Francesco stand mit einem Male vor dem Freunde still, rang, als suchte er Fassung, die Hände und brach klagend aus:

„O Piero, in welch gar so schrecklich schwerem Zwiespalt windet sich und bäumt sich jegliches Gefühl meines Herzens! Sieh mich in diesem Augenblicke nicht an, ich bitte dich! — Du bist mir so unsäglich teuer, daß ich jede Hülle von meinen Gedanken werfen will, um sie dir zu zeigen. Vergieb mir, Strozzi, du edler, geliebter Freund! — Denn mit allem diesem habe ich dir noch nicht die volle Wahrheit gestanden. Laß mich sprechen; du sollst alles hören! Könnte ich nur in die beredtesten Worte kleiden, wie mir ist! — Beinahe klagt mich ja eine Regung an,

Digitized by Google

daß ich ein Unrecht an ihr begehe! Sagte ich nicht, daß sie nur kalt und stolz und seelenlos zu schauen verstünde? Wohlan, dann habe ich dies erlogen und hab' es bloß erfunden, hörst du? Damals, als du auf der Brücke standest, hing ihr Blick an dir allein, — wie sage ich es? — gleich als hinge er an Tod und Leben. Ich hab' es wohl gesehen und erkannt! Er flammte stolz und zitterte ängstlich; er beschwor das Schicksal, er sandte dir Hilfe, lag auf dir, gleich einem Segen. Ihre Hand hielt sie um meinen Arm gekrampft, als stützte sie den deinen. Etwas, dessen keine Sprache Herr, bewegte sie, als ob ihr ganzes Dasein nur in einem einzigen Punkte stünde oder fiele. Weißt du den feinen, weißen Schleier, den sie damals auf ihrem Feenhaare trug? — Die Frauen stürzten dir alle entgegen, als du kamst. Maria Loredan richtete sich wehklagend aus ihrer Betäubung auf. Deine Hand blutete. Giulia da Ponte kramte nach einer Binde; niemand hatte im Augenblicke etwas Passendes zur Hand. Da wollte Renea rasche Auskunft schaffen; blitzschnell besonnen, löste sie den Schleier von ihrem Scheitel und reichte ihn dir. Dies Opfer hast du nicht gewollt. Aber ihre Augen, Piero, ihre Augen hab' vielleicht nur ich gesehen! Augen? Eine offene Menschenseele verdienten sie zu heißen! Ruhig und hell, doch von Leben bebend, groß, voll Mut und Stolz! Stolz — über deine That! Hättest du den Schleier genommen — auf deinem Herzen, Piero, solltest du ihn tragen ... O, laß mich sprechen! Jetzt, wo ich begonnen, will ich nicht ein einziges Pünktchen hinterhältig bergen ... Gestern, als du uns zur Laute sangst, — es war ein Liebeslied — Schon kann ich nicht mehr anders ... mit jedem Atemzuge, mit jedem Pulsschlag muß ich den Spuren ihres Wesens folgen, mein Blick wird scharf und sehend; auf jeden Ton in ihrer Stimme spannt sich mein Gehör. Ich schleiche ihrem Herzen nach; ich hasche nach jedem Fünkchen ihrer Lebensflamme ... Ahntest du, wie dich ihr Blick umfing! — Und daß ich statt dessen dies alles weiß und es erkenne, — es klopft wie grausame Offenbarung an meine Seele, es türmt mein Elend — — Wüßtest du es nicht? Weiß nur ich es erst? — Piero, der, den sie liebt — bist du!"

Piero Strozzi fuhr empor und schnitt mit jäher Leidenschaft dem Freund das Wort ab.

„Schweig!" rief er heftig. „Du weißt nicht, was du sprichst! Weh, wenn das arme Kind mich liebte! — Mich liebte!"

Und ebenso plötzlich versank er schweigend in tiefen Ernst.

Mit begierigen Blicken sah Francesco auf den Freund und schwieg nun ebenfalls, erwartungsvoll. Aber Strozzi regte sich nicht. Er strich bloß durch das dichte Haar an seiner Schläfe und schien sinnend, wie früher, in das leichtbewegte Wasser hinabzusehen. Dann rückte er den Verband an seiner Linken, als gemahnte ihn ein leiser Schmerz der Wunde. Auf der schwarzen Binde haftete ein weißes Haar. Er löste es mit dem Finger davon ab und sagte nachdenklich, ohne den Kopf zu wenden:

„Sieh, abermals ein Silberfaden aus meinem Haar! Schon lange nicht der erste, der sich eingefunden! — Ein weißer, lebensleerer Strich, mit dem vergrabene Gedanken, irgend eine Bitternis, die Sorge ihre Spur gelassen ... Mahnende Boten der Vergänglichkeit! Skäubchen, die dem Fittiche der Zeit auf ihrem schweren Flug entfallen, den Menschen auf die unruhvollen Häupter. Leise schleichen sich die bleichen Schatten uns ins Haar; es stirbt, wie Halme, deren Wurzel der Wurm benagt. Du kennst das noch nicht. Deine Locken sind dicht und dunkel. Glaub dennoch nicht, daß darum auch die Jugend dir treu bleiben muß! Darin, Francesco, könnten wir uns trotzdem messen. — Noch fühle ich, daß kein einziger kalter Hauch des Lebens stark genug gewesen, mir das Herz zu kühlen. — Die Jugend! — Glaubst du, du hättest viel voraus dadurch? Glaubst du darum die Liebe zu verstehen? — Es giebt geheimnisvolle Kräfte in der Menschen Leben, deren Macht das Dasein an sich reißt, des Schicksals Kriege und des Schicksals Frieden; — wie die bedeutungsvolle Kraft der Sterne und Wahrzeichen andrer Art, die das Geschehende vorausschickt, zur Warnung, zur Ermutigung. Es giebt Gewalten, — wenn wir deren Wesen zu ahnen angefangen — dann ist es Liebe. Sie ist ein Zeichen wie die übrigen; ein Zeichen der Erhörung, wenn eine Menschenseele sich vollenden will. Was immer dir am Bau der Welt voll Zauber, schön und wertvoll zum Erstreben scheint; wovon du glaubst, daß es dich stählt, dein Ziel erhellt, den Mut dir weckt — ist tief im Grunde nichts als Liebe. Was Maler malen, Dichter singen, was Musik in Tönen gegen Himmel ruft, ist Liebe. Sie ist ein Held und ist ein Riese. Zu einem Gott will sie dich machen, — oder zu seinem Märtyrer! Sie dünkt dir Königin von allen Frenden und Herrin über alles Leid. Du glaubst, kein Sturm kann ihre Blüten knicken, keine Glut ihr Gewand versengen, kein Flutendrang kann sie ertränken. Sie ist selbst Feuer, das im Blut lebendig wird, und ewiger Traum von Licht, der alles andre Feuer tausendfältig überwindet. Ahnst du denn die unfaßbare Herrschermacht der Liebe? — Und hat sie dich in ihrem Bann, dann nützt kein Wehren und kein Regen. Stirbt deine Liebe, stirbst du selber mit. Was bleibt, ist eine arme Menschenfratze, die ißt und schläft. Die Gottheit ist gewichen —"

„Ich fühle das alles doch wie du!" warf Francesco ein, dessen heißgewordener Blick dem Freunde die Worte gleichsam von den Lippen weggenommen.

„Doch weißt du eins noch nicht, du Glücklicher!" fuhr Strozzi fort. „Du weißt nicht, wie du oft dein Herz vor ihr zu retten hast, wenn sie allen deinen Willen zu nichte machen könnte ...

Digitized by Google

Die erste Liebe ist ein holder Traum, ein Lenzhauch im Gemüt, von dessen Atem sich die Blätter in den Knospen regen, die Blüte aufzurollen. Nichts will sie, als nur blühen, und sie frägt nicht, wessen Auge sie freut, wessen Hand sie pflückt. Dein, mein Francesco, sind erst solche Blüten! — Hab' Geduld! Da wir vom Holdesten im Dasein sprechen, will ich dir alles sagen, was ich darüber denke. Die spätere Liebe, wo die Blume in der Fülle glüht, gleicht der Begeisterung, die siegessicher, als gehörte ihr die Welt, ihr jubelndes Bewußtsein in sich trägt. Dies heilige, geschätzte Feuer erleben nur die Glücklichsten. Das Leben kann den Weg verdüstern, der Frohsinn kann am Unglück Schiffbruch leiden. Lebt da die Liebe fort, dann wird sie ernst und stark, sie wird entschlossen, ob sie gleich nun weiß, daß sie sich nicht selbst bestimmen kann, wohl aber abhängt von Bestimmung. Sie sieht den Weg nicht mehr, doch ist sie mutig, Hemmnisse zu überdauern, und lebt von lauter Hoffnung, noch dereinst den Weg zu finden ... Noch höher kann sie fliegen! Ueberall bedrängt, bedrückt, gefährdet, ohne Rat, dem Tod geweiht und doch als wäre sie von ewigem Leben, enteignet, wunschlos, in verzücktem Glauben ... sie wird wie opferfrohe Religion der Märtyrer, bereit, den Heldentod zu leiden. — Sie, die nichts als Schönheit, Sehnen, Süßigkeit bedeutet, wird groß und furchtbar, wird ein unbeugsamer Herrscherwille, unabwendbares Geschick —"

„O Piero, wie vermag ich dir zu folgen!" rief der Jüngling.

„Wohl dir, daß du es nicht vermagst," sagte Strozzi und neigte zustimmend sein Haupt. „Siehst du, wie trüb sich die Gedanken selbst um Liebe reifen, wenn dir die Zeit und ihre harten Lehren vorzeitig Silberfäden in das Haar gestreut?"

Nun schwiegen sie beide.

Unweit von ihnen, auf das Mäuerchen, war ein Sperling angeflogen und schrie vor übermütiger Sonnenlust. Draußen über dem Wasser kreisten zwei weiße Möwen in raschen, glatten Bogen, manchmal im Fluge ihre Schnäbel über die Wellen streifend. Von einer vorüberziehenden Fischerbarke klang ein Lied zum Garten herüber.

„Du bist noch jung, Francesco!" begann Strozzi wieder, und ein hellerer Blick belebte seine Augen, gleich als stimmte ein besonderer Gedanke seine Seele freundlicher. „Noch verstehst du nicht ganz zu schauen, wie das Leben es verdient. Gedenkst du? Wie wenig wußtest du Schönheit zu preisen, damals abends auf dem Platze, als ich noch selbst den fühlen Kritiker dir abgeben mußte? — Nicht von der Frauen, die aus Zufall nur vor dir erschienen und, wie du glaubst, dein Herz mit Unrast füllt, hast du ein treffendes Wort gefunden. Wie anders klang es, aus der Tiefe deiner Brust klang es, da du von Lauretta erzähltest, sie habe sich weinend und schutzbedürftig an deine Schulter gelehnt! — Ist dies nicht reizvoll? Nicht ein zarter, inniger Verrat, wie dir ihr Herz entgegenschlägt? Das erschreckte, geängstete liebevolle Weib, das im Momente der Gefahr unwissentlich das scheueste Geheimnis lüftet? Weißt du, warum? Bloß weil sie in Herzensbangigkeit, nichts anders vor der Seele als den Geliebten, mit tausend feinen Sinnen des Frauenherzens fühlt, als wärst du selber der Gefährdete. Bloß, weil das Weib in seiner Liebe, die so göttlich ist, wie nie ein Mann es faßt, um den Geliebten nichts als das Licht des Friedens, einen Olymp voll Sonnenschein und Blumenduft, Schutz vor den Drohungen des Lebens und königliche Sicherheit bereiten möchte. Nie wird sie zögern, wenn es gilt, sich selbst zu opfern. Jeder Herzschlag, jeder Atemzug, Schicksale, die sie träumt, Gedanken, die sie wachend hegt, ihr Wünschen, Sehnen, ihr Gebet wird nur das Wohl des Liebsten sein. Und er, der Barbar, weiß nichts darinnen zu begreifen, als was der grobe Sinn von Aug' und Ohr ihm zeigt, — nichts, als daß sie schluchzend Schutz in seiner Nähe sucht!"

„Wie wenig muß ich darnach gelten!" sagte Francesco kleinlaut.

„Denn nichts andres hat Lauretta empfunden," fuhr Piero fort, „als daß du ein Mann bist, wie ich. Nicht mir hat ihre Angst gegolten; nur dir allein. Denn sie wußte, gerade ebenso hättest du gethan, wenn du dazugekommen. Dann ständest du dort auf der Brücke im gefährlichen Gedränge, dann wärest wirklich du es, um den sie zittern müßte. Denn die Phantasie der Frau ist Leben, das sie lebt, sind lebenswahre Freuden, sind wahrhaftige Schmerzen, sind wahrhaftiges Lächeln und lebendige Thränen. Du aber, Blinder, kehrst dein Herz so flink wie dort die Möwen ihre blinkenden Flügel in der Sonne, und wendest dich von Lauretta, die dich liebt, daß sie's nicht mehr verbergen kann!"

„Deine Worte zeihen gegen mich!" sagte Francesco bewegt. „Wohl kenne ich Laurettas holden Wert, — und doch — und doch — ! Ich weiß, wie mich die Gute liebt! Ich bin nicht bloßer Flattersinn, o Piero! Ich fühlte immer deutlich, wie tener sie mir war —"

Piero Strozzi schien auf diese Worte kaum zu hören. Als müßte er dem Jünglinge kostbare Lehren aus dem eignen Grübeln schenken, hub er wieder an:

„Nicht was wir mit schwerfälligem Erkennen im Frauenang' zu sehen vermeinen, ist sein stärkster Zauber. Ohnmächtig gebärdet sich das Wort, den zu erfassen! Nicht das, wofür wir Namen wissen, ist der Glanz der Liebe, — magst du dich noch so trunken fühlen und erfinderisch, wenn dir ihre heil'ge Kraft durch alle Adern rinnt. Nicht ihre Größe noch ihren Stolz kann ein menschlicher Begriff umschließen. Zerteil das Bild in tausend Punkte, die du prüfst, du wirst nicht klüger. Der Liebe Macht ist namenlos und körperlos; — sie ist Geheimnis wie die Kraft, die dort draußen die Wellen treibt, wie die

Digitized by Google

Wärme des Sonnenstrahls, Geheimnis wie der Tod und wie das Schicksal. Andre, unfaßbare Zeichen giebt es, die des Menschen Geschick vorausverkünden, — der Vogelflug, die Linien in der Hand, die Bilder, die von Sternenbahnen hoch am Himmel stehen. Nur wenige Wissende vermögen sie zu deuten. Und so ist auch die Liebe. Vielleicht, daß es nur Unheil wäre, wenn wir rasch erkennten, wo ihr geheimnisvoller Lauf einst endet! — Diese Nacht hatte ich ein seltsames, flüchtiges Traumgesicht, kurz war es, wie ein Blitz. Ich möchte wohl erfahren können, was es bedeutet —"

„Erzähle!" bat Francesco, dem des Freundes seltsame Rede das Herz erregte.

„Ober mir, am Himmel," sagte Strozzi, „löste sich ein Stern. Er fiel langsam herab; ich sah, wie seine Spur hinter ihm verglomm. Er fiel zu meinen Füßen in ein leise fließendes Wasser. Ich blickte nach der Stelle, wo sein Feuerleib verloschen. Da schwankte auf der Flut eine schöne, große, rätselhafte Blume, weitgeöffnet, mit Blättern, rein und weiß wie frischgefallener Schnee. Sie zitterte und schwamm auf dem Wasser."

„Und dann?" fragte Francesco, da Strozzi schwieg.

„Nichts weiter!" entgegnete dieser. „Ich erwachte. — Nun aber senkt sich dort drüben die Sonne und wird bald, gleich meinem Sterne, in die Wellen sinken. Wir wollen ins Haus —"

„Laß mich zurück!" bat Francesco. „Mir ist, als könnte ich mich jetzt nicht an andrer Gesellschaft vergnügen. Erst muß ich fertig werden mit dem, was du mir heute zu überlegen — vielleicht zu überwinden aufgegeben hast! Sei mir nicht böse — laß mich hier allein!"

„Nun wohl!" rief Strozzi. Wieder leuchtete sein Blick seltsam, wie früher, und er schickte sich zu gehen an.

Francesco raffte sich wie aus einer Verwirrung auf. Es drängte ihn zu fragen; doch nur zögernd hielt er den Freund noch zurück, als müßte er vor dem Aeltern sich schenen, mit einem Wort zu tasten.

„O Piero! Was aber sagst du mir mit allem, was du sprachst, auf jenes Wort, daß ich gesagt, damit du wissest, was ich glaube?"

„Auf jenes Wort, Francesco," entgegnete Piero Strozzi, und ein Schatten flog über seine Stirne. Ehe er jedoch weitersprechen konnte, faßte Francesco in überquellendem Gefühle seinen Arm, drückte ihn an sich und rief mit Leidenschaft:

„Vergieb mir! Ich hab' gehandelt wie ein Knabe! Gegen mein eignes Herz hab' ich gesprochen, — denn, o, was bist du mir! Die traurigen Geschicke deines Hauses, dein Heldentum ... wie du das Leben kennst, wie du mir sprichst ... wie du dich anders giebst als alle andern ... Vorwitziger Frevel war, was ich sprach, und Anmaßung wäre, was ich fragen wollte! Dich aber kann ich nicht verlieren, Piero!"

Strozzi schwieg ein Weilchen, als besänne er sich. Dann machte er sich aus Francescos Armen los und entgegnete langsam: „Manchmal streift ein heller, froher Schein vom Leben über mich. Was muß die Sonne dem Gefangenen sein, die sein Fenster vergoldet, — was die Schönheit des Himmels, den er von ferne sieht, — ein Lied, das sein Ohr erfängt! Was muß das Licht dem Falter sein, der rastlos gegen die Flamme fliegt, die seinen Leib versengen wird ... Höre nicht auf mich; ich träume! ... Doch sprich nicht jenes Wort. Wir wollen sicher beide nicht, daß wir uns verlören! Hab Dank, mein Freund, und laß, daß ich nun gehe ... Jetzt möchte ich sie wiedersehen!"

Der Jüngling blieb eine ganze Weile wie angewurzelt auf dem Flecke stehen und blickte dem rasch sich Entfernenden unruhig nach, — mit einem Blicke voll Verwunderung, voll Zweifeln und Fragen. Seine Wangen glühten, und wie eine leise Beschämung pochte das Gefühl in ihm, daß die eigne Sorge winzig klein dastände, vor etwas fremdartig Großem und Geheimnisvollem.

Im Saale des Hauses traf Piero Strozzi Renea. Das junge Mädchen war allein, stand vor einem Tischchen, auf dem ein Buch lag, in dem sie geblättert haben mochte, und hielt nun eben ein längliches Streifchen Pergament in Händen, das gleich einem Lesezeichen zwischen zwei Seiten des Buches gelegen hatte. Aufmerksam betrachtete sie Schriftzüge, die darauf standen, und wiederholte halblaut zwei Wörter in einer Sprache, die sie nicht verstand. Strozzis Eintritt überraschte sie nicht zu sehr; sie hatte ihn vom Garten her herankommen gesehen.

„Bringet mir Hilfe, Messer Strozzi!" sagte sie, mit lächelndem Gruße aufsehend. „Deutet mir diese Schrift und diese Zeichen!"

Er nahm den Streifen aus ihrer Hand und besah ihn.

Dann meinte er: „Seltsam! Mir erscheinen heute, nachts und bei Tage, himmlische Sterne!"

„Wie meintet Ihr?" fragte sie verwundert.

„Dies Stückchen Pergament", entgegnete er, „ist mit blauer Farbe gemalt, also wohl des Himmels Farbe. Einige Sternlein schweben darin. Seht, der eine hat beinahe die Gestalt eines von Strahlen umgebenen Herzens! — Zierlich gemalt. Wohl ein Merkzeichen für das Buch, worin es gelegen. Bembos Asolani? Dahin paßt es ja! Vielleicht war es für eine zarte Frau, die das Buch gelesen, ein Angebinde, — vielleicht von dem, der ihr das sinnige Dichterwerk beschereren durfte. Deshalb der geheimnisvolle Spruch, in goldenen Buchstaben an den blauen Himmel geschrieben, unter die Sterne. Sydera cordis!"

„Und dies bedeutet?" fragte Renea.

„Lateinisch ist es, und heißt: des Herzens Sterne," antwortete er.

Digitized by Google

„Wie sinnig!" rief sie aus. „Des Herzens Sterne! Weil der Menschen Herzen im Leben wie auf einem Weltenhimmel stehen, weil das, was sie erleben, starkes oder schwaches Licht umgiebt. Und jegliches durchwandert eine Bahn, zwischen ungezählten andern —"

„Bis es endlich fällt, — vielleicht ins Meer, so daß es in der Flut vor unsern Augen verlischt," ergänzte er, seines heutigen Traumes bedenkend. Sie heftete ihre Augen groß auf ihn; ihre Wimpern zitterten ein wenig, und wie zu einer neuen Frage öffneten sich ihre Lippen. Statt dessen nahm sie das Blättchen wieder aus seiner Hand, betrachtete es von neuem, als wollte sie die zwei Worte ihrem Gedächtnisse einprägen, und wiederholte: „Sydera cordis! — Ich will versuchen, das hübsche Streifchen für mich nachzuzeichnen."

„Begehet einen kleinen Raub," meinte Strozzi. „Sonst aber schenkt Euch Trifone Gabriello sicherlich diese Kleinigkeit."

„Ei, keinen Raub doch!" sagte Renea sinnend. „Sydera cordis — bedenket: des Herzens Sterne! Denen darf man nicht Gewalt erweisen. Der Spruch möchte einen warnungsvollen Sinn in sich tragen. Nähme ich ihn ohne Skrupel weg, so litte es mich nicht. Mir würde scheinen, als könnte ich ihm ein übles Omen dadurch verleihen, Sterne gegen mich in Feindschaft bringen!"

„Davor mög' Euch Gott behüten!" sagte Strozzi.

„Die Sterne haben solche Kraft über uns," fuhr sie fort, „und die ganze Natur, die uns umgiebt."

„Ja, große Geheimnisse umgeben uns allenthalben," warf Strozzi nachdenklich ein.

„Ich kenne manches!" rief sie, sich ferner Zeit erinnernd. „Ich trug durch eine ganze Weile ein Zweiglein Christusdorn bei mir und fühlte, wie es mich schützte. Ich kenne manche Kräuter. Wisset Ihr von der Schwarzwurzel? Das Fieber hat mich bloß überwältigt, weil ich die Blätter verlor, die ich davon hatte. Man pflückt sie bei jungem Mond, und mit der linken Hand muß es geschehen. Nicht wahr, es ist jedoch nichts wie die Zeichen des Himmels, die so bedeutungsvoll über unsern Häuptern stehen? Es giebt Menschen, die verstehen all das zu lesen. Muß es nicht Furcht bereiten, von der Zukunft zu hören?"

„Und doch wieder sichere Zuversicht!" sagte Strozzi. „Guido von Montefeltro hat seine Siege bloß errungen, weil der große Bonatti ihm stets die Sternenkunde vorher sagte. Ich habe Paolo Vitellis, des florentinischen Führers, Feldherrnstab in Händen gehalten; er ist bedeckt mit Sternenbildern. Habet Ihr niemals gehört, daß Jupiter und Merkur den christlichen Glauben hervorgebracht haben durch ihre Himmelsstellung, und daß der Antichrist erscheinen wird, wenn der Mond einst mit Jupiter zu einem besonderen Bilde zusammentritt? — Alles ist vorher bestimmt und steht in Sternenschrift oder unserm Scheitel am Himmel geschrieben. Wer doch für seinen Lebensweg ein starkes Zeichen der Geschicke erblicken könnte, daß es seine Kräfte festigte und seine Pfade erhellte!"

Bei diesen Worten trafen ihre Augen aufeinander, ruhten für einen Moment ineinander und wandten sich wieder voneinander.

Strozzi unterbrach sich, blickte durch den Raum weg, fast als müßte er vorher wissen, daß sie noch allein seien, und sagte mit plötzlich veränderter, zurückhaltender Stimme:

„Glaubet Ihr nicht, es sei auch für uns beide unabwendbare Bestimmung gewesen, daß wir uns treffen mußten auf dem Lebenswege?"

Sie senkte ihre Stirn, nickte und sagte leise:

„Ich glaube —"

„Und daß nichts solche Bestimmung hemmen kann, was immer kommen möge?"

„Nichts!" wiederholte sie.

Sie behielt ihre Stirn gesenkt und sah über das Tischchen, dessen roter Marmor so spiegelblank glänzte. Da geschah es, daß Piero Strozzi gerade auf ihre Hand hinabsah; die Hand lag ganz weiß auf dem tief dunkelroten Marmor. Piero Strozzi faßte danach. Mit den Fingerspitzen und vorsichtig, wie etwas Kostbares, das leicht zu brechen wäre, ergriff er sie am Gelenke, hob sie in die Höhe, legte sie in seine eigne Linke, umschloß sie auch mit der Rechten, drückte so Reneas Hand zwischen seinen beiden, gab sie alsbald wieder frei und wandte sich ab, als wollte er gehen.

Auf der Treppe wurden Stimmen hörbar, Aretinos lärmende Weise zu reden, des greisen Cornaro wohlgelauntes, feines Gelächter.

Strozzi stand unschlüssig.

Dann sagte er kurz: „Für heute lebet wohl!"

Plötzlich kehrte er mit raschem Schritte zu dem Mädchen zurück. Er faßte nochmals ihre Hand, sein Blick heftete sich fragend und zweifelnd, vielleicht auch bittend an den ihren, und er wiederholte:

„Lebet wohl, Renea! — Gewähret mir dies eine Mal, Euch schlicht allein mit Eurem schönen Namen anzusprechen!"

Ihre Hand zitterte heftig in der seinen.

„Lebet wohl, Piero Strozzi!" sagte sie, verwirrt und mit bebender Stimme.

*

Im Canareggio fuhr eine verdeckte Gondel des Senates dahin, von vier Männern rüstig gerudert. Sie fuhr diesen ganzen langen Kanal durch und bog endlich gegen das abseits gelegene kleine Kloster Sankt Hiob ein. Unter dem schwarzen Gondeldache, das gegen die frische Morgenluft wohl verwahrt worden, saßen drei Räte der Zehn. Der eine war der Prokurator Alessandro Contarini, wie immer mit raschen,

Digitized by Google

aufmerksamen Blicken aus dem dunkelbärtigen, sehnigen Gesichte schauend, zu jeder Zeit munter für die Dienste des Staates und stets über irgend einer geheimen Aufgabe sinnend. Sein Nachbar auf dem Sitze war Bernardo Sagredo, Befehlshaber einer Abteilung der Flotte, ein sonnengebräunter Seemann mit einem Jünglingskopfe, doch bequem und schwer von Gestalt, mit fleischigen, glatten Backen und ruhigen braunen Augen. Er sah eben gutmütig verdrießlich drein und war von einem wahren Krampfe zu gähnen befallen, denn er hatte nach einer fröhlich verbrachten Nacht heute vorzeitig den Schlaf abschütteln müssen. Der alte Alvise Priuli war der dritte. Sein kleines, zaundürres Figürchen verschwand vollkommen in den weiten Falten seines Mantels. Nur das magere, schlohweiße Köpfchen, kantig wie das einer Schildkröte und gespensterbleich, hing mehr, als daß es ragte, an einem langen, dünnen Halse daraus hervor. Tief lagen die kleinen, gelblichen Augäpfel unter dicken, weißen Brauen in ihren Höhlen. Seine blutleeren, dürren Lippen hielt Alvise Priuli fest geschlossen. Sie öffneten sich auch nicht, wenn Sagredo unversehens ein lautes, schmerzliches Gähnen entfuhr, worüber der Alte jedesmal sehr belustigt wurde. Er lachte jedoch ohne den Mund aufzuthun; die durchsichtige Haut seines Gesichtes legte sich dabei bloß plötzlich um Augen und Mund schier in tausend feine Fältchen, die über sein Antlitz flogen, wie ein Windstoß eilende Runzeln über einen Wasserspiegel treibt, und seine große, gebogene Nase senkte dabei ihre scharfe Spitze etwas tiefer.

„Ermuntert Euch denn nicht der liebliche Sonnenschein, der am Himmel steht, Messer Bernardo?“ fragte er jetzt. „Solchen Anfang des Monates Dezember habe ich schon lange nicht mehr erlebt! Wo hattet Ihr denn nächtens ein Fest, dessen Müdigkeit Ihr gar nicht los zu werden vermöget?“

Da machte Sagredo gute Miene zum bösen Spiel, erinnerte sich vergnüglich aller gehabten Unterhaltung, warf einen Seitenblick auf Contarini, dessen kühle Gleichgültigkeit für die Freuden der Welt er kannte, und begann dem zwinkernden Greiskein lustige Dinge zu erzählen. Priulis Aeuglein fingen zu glänzen und zu flimmern an, und öfter zog er die Luft hörbar durch seine große Nase ein, als witterte er. Besonders unterhaltlich war es, zu vernehmen, wie sich einige junge Leute mit sinnigem Liebesspiel die Zeit vertrieben hatten. Ein jeder hatte seiner Auserwählten irgend ein Leiden zu nennen gehabt, worauf die Holden unter zärtlichen und witzigen Anspielungen die Arzneien verordneten, samt Verhaltungsmaßregeln zur Erhaltung der Gesundheit. Das und viel mehr stand in einem köstlichen Büchlein des Scipione Bargagli vorgeschrieben, welches Sagredo dem Messer Priuli wohl leihen könnte. Bei diesen Erzählungen kam das Gesicht des Alten gar nicht mehr zur Ruhe vor Heiterkeit, und als er gar erfuhr, daß Hadriana Corner und Bianca Contarini, die göttliche Isabella Sanudo und andre gepriesene Schönheiten dabei gewesen, sprangen seine Augenbrauen sozusagen auf und ab auf der pergamentenen Stirn vor Lustigkeit. Seinen Bericht von dieser Nacht beschloß indessen Sagredo doch mit einem Gähnen, wovon die Gondeldecke zu zittern schien. Danach schluß er die Augen und wünschte sehnlichst, doch nur ein ganz kleines Weilchen schlummern zu dürfen, so todmüde fühlte er sich.

„Ermuntert Euch, Messer Sagredo!“ sagte nun auch der schweigsame Contarini. „Wir haben immerhin eine feine und verantwortungsvolle Aufgabe vor uns!“

„Du lieber Himmel, sicherlich!“ stöhnte da Messer Bernardo. „Zwar hat man meines Erachtens die Sache unrichtig vorbereitet. Stellt Euch bloß diese Lage vor! Da kommen wir zu dreien angewandert, als hätte der weise Zehnerrat die Gepflogenheit, an jedem Wintermorgen ein paar Räte zum armseligen Kirchlein von Sankt Hiob hinauszusenden, gleich Büßern für des Zehnerrates Sünden —“

„Armselig? Mit nichten!“ widersprach Priuli.

„Mit unschuldigen Gesichtern treten wir dort auf, als vermöchten wir nicht bis vier zu zählen,“ fuhr Sagredo fort. „Da treffen wir — höchst zufällig, natürlich! — einen Fremden an und haben nichts Eiligeres zu thun, als uns in gleichgültige Gespräche mit ihm einzulassen, während wir uns sonst gewiß keinen Deut bekümmern würden, wen wir auf den Kirchenfliesen, frierend wie wir selber, etwa antreffen würden. Der Mann weiß längst voraus, warum man ihn herbestellt hat, und ebenso wissen wir, daß er Bertrand Sacchia heißt und ein braver Friauler ist. Dann können wir, alle vier, Gesichter schneiden, Komödie spielen und haben hinterher unser Urteil über den Eindruck dieser Persönlichkeit abzugeben. Firlefanz! Der Teufel hole diese Geheimniskrämerei! Ich meinerseits hätte ihn einfach vor den Rat beschieden ... Wer bist du? Was kannst du? Was verlangst du dafür, wenn sie dich etwa unsertwegen um einen Kopf kürzer machen, lieber Mann? Wie willst du es eigentlich anfangen, um —“

„Pst! Gebt acht!“ warnte Priuli.

„Aber man soll nichts von Belang mit ihm reden,“ fuhr Sagredo fort. „Nun gut; ich meinerseits werde ihn also fragen, wie dies Jahr der friaulische Wein geraten ist; ferner ob er die Laute spielt, und ob die Bauern seiner Heimat die Maikäfer zu fressen pflegen oder nicht!“

„O, es giebt verschiedene Wege,“ sagte nun Alvise Priuli und ließ sein Köpfchen nachdenklich wackeln. „Ich selber war es übrigens, der da riet, daß wir den Menschen gerade bei Sankt Hiob zu sehen bekämen. Das Kloster hat der große Doge Cristoforo Moro gestiftet und die

Digitized by Google

Kirche sich selber zur letzten Ruhestatt errichten lassen. Sie ist voller Einsamkeit und Feinheit, aber ihre Reize sind bescheiden gelegen, unaufdringlich. Mir genügt es, wenn ich beobachte, welchen Geistes der Fremde sie betrachtet. Da verrät sich unbewußt gar vieles vom innersten Wesen, von Gedanken und Witz, vom Herzen und vom Temperamente. Ich will einen hinführen vor ein unscheinbares, geheimnisvolles Bild, still hängend auf einsamem Altare, und will sehen, welches Gesicht er schneidet. Ich will ihn vor einem heiligen Reliquienschreine knieen lassen und sehen, mit was für Augen er die Knöchlein und den Totenschädel, goldene Kronen und ein Kreuz betrachtet. Ich will ihm irgend ein feines Kunstwerk in die Hand geben, und straf' mich Gott, wenn ich Euch nicht sagen kann, ob er ein Tölpel ist oder ein vorsichtiger Kluger, wie er es in die Hände faßt, und worüber er den Mund aufthut! Ob es ihn bloß freut und gelüstig macht, daß er etwa Gold und kostbare Edelsteine in den Fingern fühlt, oder ob er versteht, daß es auch etwas Schönes ist, und nicht bloß so und so viel wert an Dukaten. Schicket mir einen ins Haus, meine Sammlung von Figürchen und Gläsern, von Bronzen und Elfenbein zu sehen — nach einer halben Stunde will ich Euch sagen, wes Geistes Kind er ist, ob er mit Anstand und Verständnis über meine schönen Teppiche von Damaskus geschritten und alles wie ein Mensch von Bildung besehen hat, oder wie ein ungelehriger Schwätzer, mit groben Händen nach den Zierlichkeiten patschend, die man nicht anzurühren hat. Ich sage Euch, diesem Friauler will ich Paris Bordones heiligen Petrus zeigen, und dann soll er des großen Cristoforo Kouterfei zu sehen bekommen. Passet auf! Ich mache ihn auf des Dogen Grabmal knieen, und er soll das Schnitzwerk der Steinmetzarbeit eingehend betrachten. Die Leuchter des Rosselli will ich ihm in die Hand geben, er soll mir was darüber sagen. Und am Kirchenthore soll er die herrlichen in Stein geschnitzten Pfeiler bestaunen; sie sind wie von Zucker. Habt Ihr sie jemals aufmerkfam betrachtet? Blätter und Blütenkelche wie aus einem Paradiesesgarten wachsen dort auf dem Marmor; Vöglein picken Futter an den Beeren. Herzerfreuend, wahrlich, daß wir diesen Morgen solche Schönheit wiedersehen. Ich freue mich, durch diesen Anlaß wieder einmal nach Sankt Hiob zu kommen. Non sit omen in nomine!"

„Ha!" stöhnte Sagredo. „Vergebt, aber ich halte blutwenig von Eurer Theorie, die Ihr zwischen verstaubten Büchern und erblindeten Gläsern großgezogen habt, als ein leidenschaftlicher Sammler, der Ihr seid. Ich weiß auch jetzt noch nichts andres, was ich diesen Friauler fragen könnte, als um ihren Wein und ihre Maikäfer!"

„Da sind wir!" sagte Contarini, „und der einsame Mann, der auf dem tauigen Grasplätzchen vor dem Kloster wandelt, ist wohl der, den wir zu suchen kommen!"

Unwissend, wie er es eigentlich zu beginnen habe, grüßte Bertrand Sacchia die drei Männer, als sie kaum den Fuß ans Land gesetzt hatten. Und ohne weiteres sprach er Contarini an, welcher der erste war, vorgebend, daß er als ein Fremder höflich einige Auskunft erbitte.

„Seht Ihr, wie er zulangt?" tuschelte Sagredo dem alten Priuli mit spaßhafter Schadenfreude ins Ohr. „Handelte es sich um eines Eurer Gläslein, es wäre nun schon kaput, so hastig ginge er damit um. Ei, ei! Ich habe von Euch gelernt, und diese erste Probe scheint mir nicht besonders!"

„Sachte nur!" gab Priuli zurück. „Ein Fremder seid Ihr? O, ich stehe Euch zu Diensten, wenn Ihr Sankt Hiob zu kennen verlangt. Mit Verlaub, seid Ihr nach Eurer Sprache nicht aus der Mark Treviso?"

„Aus Friaul, aus Udine," antwortete Sacchia bereitwillig.

„Um eins zu viel," brummte Sagredo für sich.

Einen Augenblick standen nun die Männer im Kreise beisammen, und die gleichgültige Miene eines jeden von ihnen verbarg dasselbe Wort: „So hätten wir uns also richtig erkannt!" Dann begann Contarini um des Friaulers Reise und das Wetter zu fragen, Sagredo ließ es sich nicht nehmen, Auskunft über den diesjährigen Wein zu erbitten und schnalzte lächelnd mit der Zunge, als sei der Friauler Rotwein oder der weiße Ribolla sein Lieblingsgetränk. Nach einer Weile aber meinte der alte Priuli, den sein Plänchen drückte: „Wir beabsichtigten zu einer stillen Morgenandacht in die Kirche zu gehen. Ist es euch genehm, so schließet Euch uns an, und es soll mir eine Freude sein, Euch zu zeigen, was Sankt Hiob birgt."

Allein in der Sakristei nahm ihm Bernardo Sagredo, der bei den ernstesten Geschäften ein wenig Scherz nicht lassen konnte, unversehens etwas vorweg, indem er es war, der den Fremden vor Giambellinis Bild festhielt und einen Kunstdiskurs anhub, worüber Priuli die sonderbarsten Grimassen schnitt und sich verzweifelt durch das weiße Haar fuhr. Er strafte jedoch den Vorwitzigen, indem er mit Ernst mahnte, sie möchten ihre Andacht nicht vergessen, so daß sie nun alle die Kirche betraten und in einem der Kirchenstühle des frösteligen Raumes stillehalten mußten. Priulis Augen, die seine Brauen so wohl zu verbergen verstanden, ließen aber während dieser ganzen Zeit den prüfenden Blick nicht von Bertrand Sacchias Erscheinung. Und den Ueberlegungen, die sein Eindruck gleichsam sichtete, folgte sein Mienenspiel, indem er bald die Mundwinkel tief in die Backen kniff, bald die Stirn runzelte, bald die große Nase freundlich anblies oder in sich hineinlächelnd ganze Wellenheere von Fältchen über seine Wangen zittern ließ. Endlich erhob er sich und fragte, anfangs flüsternd, ob der Fremde sich nun seiner Führung anvertrauen wolle. Eine Zeitlang hielten Contarini und

Digitized by Google

Sagredo sich zu ihnen, ihrer Pflicht Genüge zu leisten. Aber der Alte fand kein Ende von eignen Reden und solchen, die er dem Friauler zu entlocken verstand, bis seine beiden Kollegen sich ermüdet in die Sakristei zurückzogen.

„Ich begreife nicht recht, welchen Wert der Zehnerrat einem Auftrage, wie dem unsrigen, beilegen kann," äußerte Sagredo und trat ungeduldig bald auf den einen, bald auf den andern Fuß. „Wie weit seid Ihr denn mit Eurem Urteil, Contarini?"

„Nicht viel weiter als über seinen Kleiderschnitt, den wohlgepflegten Bart und die dreiste Befangenheit des Aufwärtsstrebers aus der Provinz," lächelte der Prokurator. „Ich bekomme noch wahrhaftig den Schnupfen auf diesen eiskalten Fliesen, und dies thäte mir leid, denn heute abend sieht Vecelli Freunde bei sich und hat mich eingeladen. Nun hört! Ein Beispiel, wie seltsam sich mitunter Dinge, die an einem Zufallsfaden zusammenhängen, im Leben in die Nähe rücken können! Euch, Sagredo, dem kein hübsches Frauengesicht entgeht, wie Ihr meinet, ist ohne Zweifel schon das liebliche Mädchen aufgefallen, das seit einiger Zeit bei Madonna Prospera Nani zu Gaste ist. Die Schwester Trifone Gabriellos ist nämlich die Patin dieser Fremden —"

„Ja, sie ist mir aufgefallen," sagte Sagredo, „und es wäre?"

„Denket! — niemand anders, als das Töchterlein des Befehlshabers der Festung Maran!" entgegnete Contarini.

„Der Taufend!" rief Sagredo verblüfft. „Ei, welche sonderbare Fügung, daß —"

„Seid vorsichtig!" flüsterte Contarini. „Einer der Fratres schleicht hinter uns in der Sakristei herum; er spitzt und streckt natürlich seine Ohren, um zu horchen, daß sie ihm fast vom Kopfe fallen. — Seht dahier, Messer Bernardo! Wieder das Bild des gestrengen und gottesfürchtigen Cristoforo! Nun saget mir einmal zu meiner wirklichen Unterrichtung, was haltet Ihr davon?"

„Lasset die Possen!" sagte Sagredo heimlich. „Donnerwetter, könnte ich doch schon Priuli in die Seite puffen, daß er sein Examen endlich abschließt! Ich wette, jetzt hat er schon gänzlich vergessen, worum sich's eigentlich handelt, und wenn der andre die geringste Aufmerksamkeit verrät, so schwimmt unser würdiger Freund in wollüstigen Träumen von altem Hausrat, Bildern, Büchern, Skripturen. Wir können noch lange warten! — Horcht! Klingt das nicht wie die Glocken von Sankt Mark? Der Doge wird sich sogleich zur Messe hinabbegeben. Wir wollen doch dieses Jahr nicht auf unsre Oselen verzichten?"

„Still, da kommen sie ja endlich wieder," sagte Contarini.

„Dieser Tag," hörte man Priuli, als er nun mit dem Friauler wieder in die Sakristei zurücktrat, „darf Euch gewissermaßen an Eure Heimat erinnern! Beliebt Euch, auch davon etwas zu hören? Nun wohl! Es ist der Festtag der heiligen Barbara. Während wir hier plaudern, da uns ein freundlicher Zufall Eure angenehme Gesellschaft finden ließ, rüstet sich der Doge, in feierlichem Zuge die Kirche zu besuchen, dem Meßopfer anzuwohnen. Danach wird er im großen Ratssaale alle die Vornehmen und Patrizier empfangen, die ein Recht dazu haben. Es herrscht nämlich am Barbaratage ein besonderer, uralter Gebrauch. Kennet Ihr wohl das Küstengebiet Eures Landes?"

Hier zwinkerte Priuli mit den weißen Wimpern, einem Schulmeister ähnlich, der auf des Zöglings Antwort lauert. Contarini schnaubte sich die Nase, als hätte er den Schnupfen richtig schon ergattert, und Sagredo starrte in gemachtem Gleichmut nach der Decke.

„Ich dachte ja, natürlich!" fuhr Priuli nach einer zustimmenden Antwort Sacchias fort. „Also sind Euch die einsame Lagune dort und die Binsenwälder der Strandsümpfe bekannt. Es ist, oder es war einst unser feinstes Jagdgebiet. Ich selber, alt, wie Ihr mich nun seht, hab' in meiner Jugend dort oft dem Weidwerk obgelegen. Und Ihr habt kaum eine Vorstellung davon, welch unglaubliche Menge von Geflügel es dort gegeben, zum Beispiel in den Gewässern von Caorle oder von Marano . . . Da war es nun in unsrer Republik altes Herkommen, daß um diese Zeit des Jahres, wo die Entenjagd am ergiebigsten zu sein pflegt, der Doge Tausende von diesen wilden, schönen Vögeln erlegen und sich nach Venedig herbringen ließ. Am Barbaratage sodann, wenn wir Venetianer, unserm Fürsten Ehre zu bezeigen, im Palaste erschienen, hatte ein jeglicher das Recht, ein Paar von diesen Enten mit sich fortzunehmen. Dieser Brauch dauert noch immer. Freilich, freilich — allgemach hat er sich in etwas geändert. Wir können nicht mehr so frei und fröhlich nach der friaulischen Lagune zur Jagd. Auch sagt man, sei der Wildstand mittlerweile ganz herabgekommen. Also geschah es, — es war im Jahre 1521 unter der Herrschaft Antonio Grimanis — daß man anfing, eine silberne Münze zu prägen, die der Fürst anstatt der Enten verschenken konnte. Jeder von uns geht am Barbaratage in den Palast, um sich eine solche aus der Hand des gnädigen Fürsten zu holen. Man nennt diese Münzen Osele, so wie die Vögel im Volksmunde geheißen haben. Aber die Friauler Enten waren mir lieber; o, die hübschen Rohrentlein waren mir tausendmal lieber! Was gab das für feinen, schmackhaften Braten! — Da Euch Eure Heimat so vertraut ist, kennt Ihr gewiß auch das Ententröhricht um Marano? Wie? Ich dachte mir's! Denn Ihr scheinet mir mit allen Teilen jener Provinz gar wohl vertraut."

„Hört Ihr nun die Glocken?" fiel ihm hier Sagredo in die Rede, denn er konnte seine Ungeduld nicht mehr zurückhalten und beförgte, daß Priuli, nach seinem absonderlichen Systeme, jemand

Digitized by Google

kennen zu lernen, sonst kein Ende finden möchte. „Messer Alvise, ich dächte, wir machten uns jetzt bald auf den Weg."

„Ja, ja, ganz richtig!" nickte Priuli. „Nun werden wir gehen. Erlaubet mir nur noch, Euch dieses zu raten, werter Herr! Denn Ihr scheinet mir ein verständnisvoller Mann, der alles wohl betrachtet und überlegt, daß er mit Nutzen etwas unternehme. Wenn Ihr solchen Aufzug noch nicht gesehen habt, dann begebet Euch gleichfalls auf den Platz und betrachtet das lebendige Wogen der Menge, die Ihr um Sankt Mark und vor dem Palaste antreffen werdet. Und da wir uns früher auch vom ausgezeichneten Meister Vittore Carpaccio unterhielten, unterlasset nicht, seinen prächtigen Sankt Georgius aufzusuchen, Vorbild und Patron für jedermann, die Gefahren des Lebens wackeren Herzens anzureiten und einen Drachen mit dem Speere zu besiegen. Gehet auch zu Sankt Johannes und Paul, auf dessen Campo vor wenigen Jahren dem mächtigen, unvergleichlichen Condottiere Colleoni ein so herrliches ehernes Standbild aufgerichtet worden, wessen gleichen die Welt nicht mehr sehen wird. Und bevor Ihr von Venedig scheidet, tretet ein zu Sankt Mark, wo Ihr zahllose neue Werke unsrer berühmtesten Künstler allenthalben begegnen werdet. Gehet auch zur heiligen Maria Mater Domini, die Sansovino in diesem Jahre ausgebaut hat; ebensowenig dürft Ihr jedoch versäumen —"

Und Priuli nahm den Fremden weitersprechend unterm Arme, als seien solche Dinge höchst wertvolle Vertrauenssachen, und er wolle damit dem Friauler beweisen, wie hoch er sein Ingenium schätze. Noch aus der endlich abstoßenden Gondel rief er ihm einen guten Rat zu. Bertrand Sacchia aber stand etwas verblüfft da. Er hatte sich diese geheimnisvolle Begegnung mit dreien Räten der allmächtigen Zehn in seinem unruhigen Geiste ganz anders vorgestellt. Für die Republik konnte es sich um kühne und folgenschwere Dinge handeln, für ihn selbst um eine Entscheidung für ein Leben voll ehrgeiziger Thatenlust und hochfliegender Träume. Er wußte nichts anzufangen mit dem Wuste von Gelehrtheit und absonderlichen Liebhabereien, die er eine Stunde lang hatte über sich ergehen lassen müssen. Fremd und gleichgültig war ihm alles, wovon der gesprächige Alte mit den flirrenden Geieraugen geredet. So gut er ihn ausfindig zu machen verstand, machte er sich nun der Stadt zu auf den Weg, Enttäuschung und das leere Gefühl in sich, für grübelnde Gedanken nun doch keine weitere Nahrung zu haben.

Allmählich aber erreichte er doch auch erfreulichere Gefühle wieder. Ein selbstbewußtes Lächeln flog um seinen Mund, wenn er sich jetzt gewisser verborgenen Anspielungen erinnerte, die Alvise Priuli wie entfernte Feuerzeichen in seiner Rede angesteckt hatte. Und mit Stolz empfand er, welche wichtige und vertrauenswerte Persönlichkeit er jetzt schon geworden sein müsse. Vielleicht, daß sich eben in diesem Momente alle Fäden rätselhafter kreuzten als früher. Aber gewiß war Bertraud Sacchia für Männer von Bedeutung ein Freund geworden. Fürwitzig befiel ihn für einen kurzen Augenblick der Einfall, auch dem Gesandten von Frankreich seine Reverenz zu machen; aber darob besann er sich aus Vorsicht und stand davon ab. Und ob er nun wußte oder nicht, wohin die Schicksalsmächte sein Schiffchen treiben sollten — nach Großem und Ruhmvollem wollte er die Hand strecken und ein Ziel erreichen, an dem sich stolz und befriedigt halten ließ. Als suchte seine Seele aber nebstbei ederen Halt, gedachte er nun mit einem Male, daß ihn wohl glühende Liebe und Opferwilligkeit für sein Vaterland erfüllen mußten. Solchem Aufschwunge gab er sich nun hin und war in eine gehobene Stimmung gelangt, als er den Platz erreichte, wo sich Tausende von Menschen drängten. Da erinnerte er sich plötzlich, daß Renea Grünhoffer zur selben Zeit in dieser Stadt weilte. Wer weiß, sie wandelte etwa nur wenige Schritte von ihm entfernt in der Menge! Darum begann er die Menschen zu mustern, durch die er langsam nach der Kirche zu sich hinbewegte. Die Gondel des Senates aber erreichte früh genug die Piazzetta, damit die drei Räte bei der Rückkehr des Dogen aus Sankt Mark sich doch noch dem feierlichen Zuge anschließen konnten.

In Marthe Finks Begleitung hatte sich Renea gleichfalls hierher begeben, und sie hatten gesucht, wo das Schauspiel des stattlichen Zuges am besten zu übersehen wäre. Die Kirche selbst war allzu überfüllt gewesen, aber nun hatten sie sich ein wohlgelegenes Plätzchen an deren Ecke, hinter dem porphyrnen Säulenstumpfe erobert und konnten von hier den Festzug erwarten. Mit diesem gaben die Signorie dem Dogen das Geleit in den Palast zurück. Schon sah man, wie sich die acht mächtigen Standarten, die den Zug eröffnen mußten, vom Portale von Sankt Mark wieder gegen die Mitte des Platzes zu in Bewegung setzten, damit die langen Reihen sich in einem weiten Bogen entfalten und mit anschaulichem Gepränge wieder zurück und durch das hohe Thor in den Hof des Palastes einziehen konnten. Dröhnend erhoben nun die schweren Glocken des Turmes ihre Stimmen. Dazwischen hinein klangen in schmetternden und kühnen Tönen die Fanfaren der silbernen Zinken, welche den Bannern folgten. Jegliches der langschäftigen Instrumente ruhte auf der Schulter eines Knaben, der dem Bläser voranschritt. Und nun entrollte der Zug seine prächtige Länge auf den Platz hinein und zurück, gleich einem breiten, farbenglänzenden Bande. Die kühle Sonne blitzte auf dem Golde der Brokate und dem Silber von Waffen und Zieraten, auf Scharlach und Blau, auf hellbrennender Seide und tiefer leuchtendem, purpurnem Sammet, auf violetten Togen, leinenweißen Gewändern von Klerikern und auf dem ernsten Schwarz einfacherer Staatskleider. An den Frauen vorüber kamen, paarweise schreitend, die Comandadoren in ihren

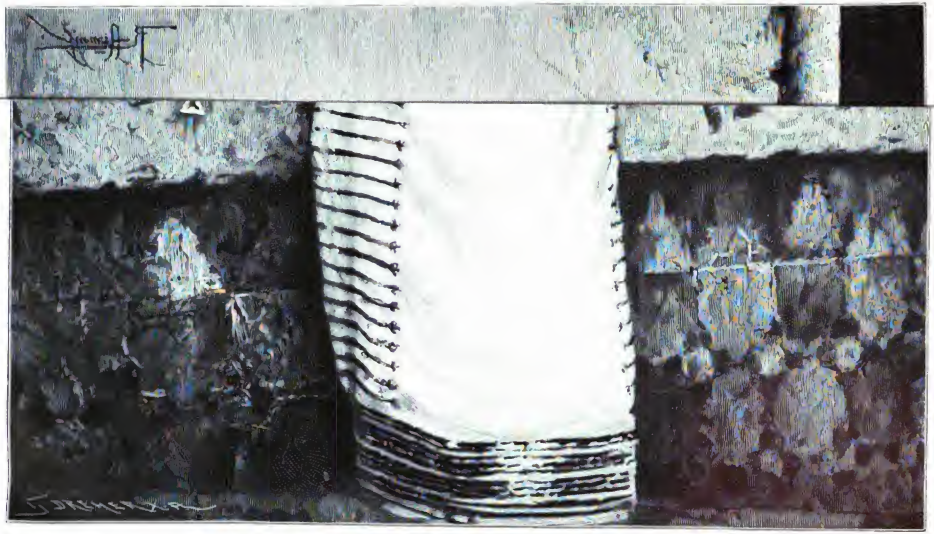
Digitized by Google

türkischblauen Mänteln, die roten Mützen mit einer goldenen Münze geschmückt. Ihnen folgten Flötenbläser in scharlachroten Seidenwämsern. Darauf in schwarzem Sammet des Dogen Edelknappen. Dann Kanoniker in weiten Vespermänteln, die Hausmeister des Palastes in Sammet, die Sekretäre der Kollegien und die Kanzler, in kirschrote Seide gekleidet. Allein schritt nach diesen der Großkanzler, die würdige Gestalt in den flammenden Mantel der Senatoren gehüllt. In vielfarbener Toga trug, diesem folgend, der Kapellan des Dogen das große, goldgepanzerte Wachslicht des Papstes Alexander. Ein schmucker Knabe ging hinter ihm, die kindlichen Backen vor Freude gerötet, das zarte Figürchen zierlich in feine karmesinrote Seide gewandet. Von seiner Hand war bei der letzten Dogenwahl Pietro Landos Namen aus der Urne gezogen worden und der Knabe dadurch, wie das Gesetz es vorschrieb, besonderer Sorge des Dogen teilhaftig. Nun trugen schwarzgekleidete Diener die übrigen Geschenke, die der päpstliche Gast einstmals der Republik zu dauerndem Gedächtnisse zurückgelassen: den kurulischen Stuhl, das goldgewirkte Kissen und den goldenen Schirm. Ein kurzer Zwischenraum folgte. Dann erschien der Doge, die phrygische Staatsmütze auf dem grauen Scheitel, ganz von Purpur und Gold bedeckt, den Hermelin von den Schultern wallend. Ihn umgaben die Gesandten und Sprecher der befreundeten fremden Staaten. In dunkelrote Seide gekleidet, trug ein Patrizier ihm aufrecht das entblößte Staatsschwert des heiligen Markus nach. Und jetzt kam noch eine Schar hoher Würdenträger vorbei: Räte in roter Seide, die Prokuratoren des heiligen Markus in senrigem Sammet, die Avogadoren, die Häupter der Zehn, violett gekleidet, und alle übrigen ersten Diener des Staates. In roten, goldgestickten Togen schlossen sechzig Senatoren endlich den langen Zug, der nun durch das Spitzbogenthor des Palastes langsam verschwand. Die Glockenrufe brausten darüber hin, und laut wiederhallend schmetterten im Hofe des Palastes die Rufe der Hörner. Nun drängte die schaulustige Menge gegen das Thor. Ordner jedoch hielten die Neugierigen in geziemender Entfernung. Zum Thor des Palastes bildete sich eine schwer befreite, schmale Gasse. Die Gäste begannen sich zum Dogen zu begeben, alle, denen Rang und Stamm das Recht verlieh, sich die Mütze aus seiner Hand zu erbitten. Eine Schar von Jünglingen zog durchs Thor. Es waren die Barberini, wie man sie nach der Heiligen des Tages nannte, Zwanzigjährige, von denen heute eine Anzahl durch den Glücksfall des Loses Sitz und Stimme im großen Rate bekommen sollten. Ohne Ende zogen Menschen vorüber. Vor Reneas Augen schwankte eine Flut menschlicher Gesichter, neugieriger Augen, plaudernder Lippen. Manchmal fesselte irgend ein Punkt ihren Blick und zog ihn mit sich; manchmal glaubte sie jemand zu erkennen. Eben jetzt ersah sie das bleiche, bärtige Gesicht Tizian Vecellis; aller Umstehenden Augen folgten ihm. Sie erkannte, überragt von den Menschen um ihn her, Luigi Cornaro; sie sah Jacopo Sansovino, an dessen Seite Francesco ging. Drei junge Edelleute, in schwarzen Sammet gekleidet, kamen vorüber. Sie waren als Brüder zu erkennen. „Seht, die Strozzi!“ hörte sie einen Nachbar sagen. „Seht, Piero Strozzi, der bei Sankt Marcilian unheilvollen Aufruhr zurückgehalten!“ Mit dem ersten Blicke hatte sie Piero erkannt. Er schien ernst und einsilbig zwischen den Brüdern hinzugehen. Da stürmte ihr Herz. Ihre Augen folgten ihm, solange sie nur vermochte, bis die drei im Gedränge des Thorweges verschwanden. Und als sie ihren Blick abwendete, errötete sie, als könnten ihn andre aufgefangen haben. Dann schwoll eine seltsame, erregte Unruhe in ihr an. Dieser Tag hatte mit einem ängstlichen, bedrückten Gefühle angehoben, als müsse sie Schmerzliches erwarten. Sie war noch nicht darüber Herr geworden. Wieder ließ sie ihre Blicke über die Hunderte von fremden Gesichtern wandern. Jetzt kam ihr vor, als wäre sie soeben mitten unter ihnen noch andern bekannten Zügen begegnet; sie suchte danach und fand sie nicht mehr. Nur Schultern, die sich drängten, und Köpfe, die auftauchten und verschwanden. Dann kam jene Aengstlichkeit wieder. Nun wogte die Menge über die Piazzetta fort; vielleicht mochte sich der Doge am Balkon zeigen. Ein Strom floß vorbei. Es klang und summte und rauschte von seiner Bewegung, wie Wellen, die vom Ufer zurückgleiten. Renea ergriff Marthes Hand und führte sie weg. Sie traten in die stillgewordene Kirche. Die weiten Hallen von Sankt Mark standen ganz verlassen. Süßschwerer Duft schwebte zwischen den Emporen. In den Kuppeln schwammen dichte, graue Wolken verbrannten Räucherwerks. Auf einem Bänkchen in einer entfernten Ecke ließen die beiden Frauen sich nieder.

Vertrand Sacchia hatte Renea ersehen und erkannt. Lange schwankte er, ob er ihr sich nähern sollte. Dieser Tag warf ein absonderlich Gewirr von Erlebnis und Empfindung in ihm zusammen. Endlich, wenn auch unschlüssig, folgte er ihr in den menschenleeren Dom. Vorsichtig, hinter den Säulen sich deckend, suchte er sie zu finden. Dann stand er plötzlich still. Dort drüben sah er beide; der breite Lichtstrahl eines Kuppelbogens, in dem ein Heer flimmernder Stäubchen aufwärts schwamm, fiel nach jener Seite.

Verwundert blickte Sacchia auf Renea Grünhoffer. Sie hatte sich in der kurzen Zeit seit der Sommernieige bemerklich verändert. Ihre Wangen deckte nicht mehr das kräftige, frische Rot der starken Heimatluft. Ihre Haltung, als sie so still in der Kirchenbank dort saß, war nicht mehr die des frei und sorglos, ungebunden im Heidewind, im Atem der See und der Freiheit des Waldes gewachsenen Kindes. Auch waren Kopfputz und Tracht fremd, und wie sie sich jetzt

Digitized by Google



R. Armenise

Carmen.

Digitized by Google

erhob, gewahrte er, daß ihre Gestalt früh verheißene Schönheit zu vollenden schien. Sie stand, sich bekreuzend, ein wenig still, ehe sie sich zum Gehen wandte. Da schlug Bertrand Sacchia das Blut in die Schläfe.

Größere Liebreizung, fühlte er, hatte noch kein Frauenbild auf ihn geübt.

Als sie jetzt, ohne ihn noch zu erblicken, gegen ihn geschritten kam, trat er hervor und begrüßte sie. Renea fuhr zurück; diese unerwartete Begegnung erschreckte sie. Gleichzeitig wußte sie nun, daß es Bertrand Sacchias Gesicht gewesen, dem sie vorhin in der Menge begegnet war. Es war von einem unbewußten Anblick eine Betroffenheit in ihr zurückgeblieben. Sie faßte sich indessen rasch. Sie fragte, ob er etwas von den Eltern wisse, ob er kürzlich in Maran gewesen, und andre Dinge. Zweierlei fühlte Herr Bertrand aus dem Gespräche heraus, das Renea so rasch führte, als wollte sie es abkürzen. Das eine war, daß nicht ein Schimmer einer besonderen Bewegung sich in ihr regte. Das andre, daß selbst in ihrer Sprache und bis in die Worte hinein etwas Fremdes in ihr Wesen den Weg gefunden. Mit bitterer Schärfe erinnerte er sich ihres letzten Beisammenseins, und zugleich mit einer Art verlegenen Wehs, das sonst keinen Raum bei ihm zu finden pflegte. In ihren Augen suchend, sagte er:

„Ich bin für meine Geschäfte gekommen und hätte nicht erwartet, daß ich Euch von ungefähr begegnen würde; denn Euch aufzusuchen — das hättet Ihr wohl nicht gewünscht ... Indessen preise ich diesen Zufall und will es als eine sonderliche Fügung bedenken, daß ich am heutigen Morgen gerade Euch hab' finden müssen, Renea Grünhoffer!"

Ihr dünkte, als wollten diese wenigen Worte mit einer feindlichen und geheimen Kraft irgendwie dasjenige antasten, worin ihr Herz nun lebte, und die Augen senkend, wehrte sie ab:

„Wenn Ihr Gewichtiges vorhabt, so kann es nur Eure eigne Tüchtigkeit vollenden, Bertrand Sacchia! Doch meine Person ist es nun einmal nicht, deucht mir, die irgendwelche Fügung in Euer Leben bringen kann ..."

Rasch und mit plötzlich brennendem Blicke sagte er darauf:

„Vielleicht mehr, Jungfrau Renea, als Ihr dächtet —"

Beim unruhigen Ton seiner Stimme blickte das junge Mädchen auf.

„Als ob Ihr in etwas schwanktet," sagte sie einfach. „Dies allein wohl führte Euch an diesen Ort; mancher suchet hier nach Frieden in seinen Zweifeln —"

„Ich bin in Zweifeln!" unterbrach er fast heftig ihre Worte.

„Dann gehet vor Gott!" sagte sie ruhig. „Und sicher wird er zu Euch sprechen."

Er kehrte sein Gesicht ab, und seine Blicke wanderten heiß und unstet über den Boden, als suchte er nach etwas. Dann trat er zur Seite, um sie vorbei zu lassen; sie wechselten einen Gruß, und die Frauen verließen die Kirche.

Nicht viele Schritte vom Portale gedachte Renea, wie gleichgültig es gewesen, daß ein Zufall gerade ihn hierher geführt. Jedoch wie, wenn es statt seiner zum Beispiel der alte Thomas Kropp gewesen wäre, oder einer von den Leuten sonst, selbst die Pascutta nur! Einer, der von daheim kam. Wie vieles hätte es zu sprechen gegeben! Einen Augenblick zögerte sie sogar, ob sie nicht nochmals zu ihm umkehren sollte. Aber dennoch setzte sie ihren Weg fort.

In ihrem Gemüt regten sich kleine, schattenhafte, unerkenntliche, mit leisem Leid erfüllte Gedanken, wofür gerade dieser frische Wintersonnenmorgen sie gestimmt zu haben schien. Etwas Schweres ging durch ihre Seele. Wie Wärme von versteckten Thränen lag es unter ihren Lidern.

*

Nach abgethanem Besuche beim Dogen hatte sich Alessandro Contarini zum Hause Trisone Gabriellos führen lassen, der sich am letzten Abende im Garten auf der Insel erkältet hatte und ans Bett gefesselt war. Außerdem aber fühlte der Prokurator eine gewisse Neugierde, das junge Mädchen zu sehen, das die Tochter des Hauptmannes der kaiserlichen Festung war. Wenn Alessandro Contarini irgendwelchen Plänen folgte, unterließ er niemals, gar alle, auch noch so unbedeutenden Punkte zu beachten, an denen Personen oder Dinge sich dabei treffen konnten, selbst wenn sich ein Zusammenhang für keinen Menschen sollte entdecken lassen.

Seine zwei Bootsleute waren indessen von der Treppe in den Flur des Hauses getreten und warteten, auf einer der Bänke sitzend, der Rückkehr ihres Herrn. Ein günstiger Wind führte alsbald Marthe Fink diesen Weg, und als sie Momis ansichtig wurde, war nichts natürlicher, als daß sie sich anhielt. Zwar hatte er mit einigen reumütigen Reden, die er jüngst vorgebracht, den Schmerz nicht ganz besänftigt, den ihr sein lieboloses Wesen verursacht, da sie dem Verwundeten damals an der Brücke so herzlich beigesprungen. Aber stärker als dieser wehmütige Groll war doch die Freude darüber, daß der Wackere den Unfall glücklich überstanden und sein Arm sicherlich wieder so zu Kräften gekommen war, wie er früher gewesen.

„Frau Marthe!" begrüßte sie Momi und machte Augen voll Besonderheit, „es dünkt mich ewig lange her, daß ich Euch nicht gesehen!"

„Ist es nicht, seit Ihr Euch gerechtfertigt habt wegen Eurer heftigen Weise damals auf der Brücke?" fragte Marthe Fink, um ihn gebührendermaßen nochmals an seine Schuld zu erinnern.

„Ach, wie hat mich dazumal das hitzige Fieber augenblicks wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel um die Besinnung gebracht!" klagte Momi, „und

Digitized by Google

als ich krank auf meiner Matratze lag, schien es mir eine Wartezeit im Fegefeuer."

„Glaubt Ihr danach einmal ins Paradies zu kommen?"

„Und wenn das Paradies auch bloß wenige Augenblicke wäre," antwortete Momi bedeutungsvoll, „etwa so, wie diese unsre Begegnung!"

„Ich wollte zufällig in die Waschküche hinüber," wich Marthe aus.

„Gepriesener Zufall!" rief Momi und verdrehte die Augen gegen Himmel. „Wie wäre es, wenn Ihr die Thür verfehltet und in die Vorratskammer gelangtet, statt in die Waschküche?"

„Ihr meint?" fragte Marthe Fink.

„Ich meine," erklärte Momi, „daß wir heute schon seit dreien Stunden unterwegs sind und müde wie die Ruderer einer Galeere, die in den Krieg steuert. Das Wetter wird sich ändern, denn mein Arm ist wieder schwach und schmerzlich."

„Habt Ihr auch den Festzug gesehen?" forschte Marthe.

„Da warteten wir am Ponte della Paglia; früher waren wir jedoch schon mit einer Gondel des Senats gefahren."

„Ei, erzählet! Mit dem Prokurator?"

„Mit Zehnerräten, frommen Männern, die keinen Festtag ohne Kirchgang und Gebet begännen."

„Das heißt in Sankt Mark?"

„Das heißt, daß frommen Menschen eine Messe nicht genügt. Seht, auch ich — wenn ich irgend etwas auf dem Herzen habe, sei es Reue oder Dankbarkeit, meiner Seel', ich bin im stande, an einem Morgen durch sechs Kirchenthüren aus und ein zu gehen, um mir Lust zu machen. Damals auch, als ich genesen war. Ich hatte Gott zu danken dafür, daß ich nicht als zertretene Leiche in den Kanal hinabgekollert bin."

„O, sprecht nicht so gräßlich!" bat Marthe schaudernd.

„Als zertretener Leichnam, mit gebrochenen Gliedmaßen und verglasten Augen," fuhr Momi unbarmherzig fort. „Dafür hatte ich Gott zu danken —"

„Und Messer Piero Strozzi," flocht Marthe ein.

„Auch ihm! Und sodann fühlte ich heiße Dankbarkeit und Reue wegen Euch."

Dies rührte Marthe Fink und erwärmte ihr das Herz.

„Ach, laßt doch!" sagte sie verschämt.

„Freilich spüre ich jetzt noch einige Mattigkeit wie von der durchgemachten Krankheit in den Gliedern, kommt mir vor," meinte Momi und streckte die Beine wie todmüde weit von sich. Vielleicht geschah solches aber auch nur, um Marthe Finks Beachtung auf sein geschlitztes Festgewand zu lenken, denn sothanen Dingen traute Momi große Anziehung auf Frauenzimmer zu. Auf alle Fälle jedoch wollte er nicht länger zu warten haben, und sagte darum jetzt mit Offenherzigkeit: „In den Häusern unsrer venetianischen Patrizier ist es Brauch, daß man den wartenden Gondolieren einen Trunk zur Labe reicht. Ach, wie klebt mir heute die Zunge am Gaumen!"

Der Mohr grinste, zeigte seine weißen Zähne und nickte heftig mit dem Kopfe.

„Dafür will ich schon Rat schaffen," entschloß sich Marthe. „Auch hier ist es nichts Ungewöhnliches. Geduldet Euch einen Augenblick!"

Sie ging, kehrte bald mit einem Krüglein Rotwein wieder, stellte dies zwischen die zwei Männer auf die Bank und ließ sich ihnen gegenüber auf einer andern nieder.

„Nun erzählet! Wo seid Ihr heute gewesen?"

Momi griff vorerst nach dem Kruge, damit ihm der Neger nicht den Rang ablaufe, that ein paar herzhafte Züge und wischte sich mit dem Handrücken die Lippen ab.

„Eigentlich sollte ich nichts sagen," begann er mit wichtiger Miene, „denn wenn wir eine Gondel des Senates fahren, haben wir zu schweigen. Das Aeußerliche von diesem Staatsakte will ich Euch indessen anvertrauen. Vorerst also haben wir die Räte, einen nach dem andern, an ihren Häusern abgeholt."

„Wie viele waren es gar?" fragte Marthe.

„Geheimnis!" sagte Momi. „Sodann sind wir den fürchterlich langen Kanal Cannareggio hinaufgefahren bis ans äußerste Ende. Darauf links kehrt, gegen eine Klosterkirche."

„Wie heißt sie wohl?"

„Wie sie heißt? — Hm! Meinetwegen, das will ich Euch noch sagen: Sankt Hiob heißt sie."

„Ist das ein Frauenkloster, oder sind es Mönche?"

„Halt!" mahnte Momi. „Ihr fraget zu viel. Geheimnis! — Jawohl, Geheimnis! . . . Dort sind die drei Räte ausgestiegen und trafen . . . halt sag' ich! — Seht Ihr, wie schwierig es ist, derlei Dinge so weit zu erzählen, als wir eben dürfen? — Hierauf traten sie in die Kirche. Wir aber haben indessen, wie wir es nun schon einmal gewöhnt sind, eine kurze Morgenandacht von der Gondel aus verrichtet, den Blick auf das Thor von Sankt Hiob gewendet. Die Räte haben furchtbar lange gebetet. Danach sind sie wiedergekommen. Messer Aloise Priuli hat vor dem Thore eine Rede gehalten. Ach, wenn Ihr wüßtet, Frau Marthe, was das für ein Thor ist! Die Mönche sind aber auch stolz darauf. Der Fremde riß Mund und Augen auf vor Verwunderung. Darauf sind wir wieder abgefahren."

„Und nun gleich zu Sankt Mark, den langen Weg wieder zurück!" rief Marthe, als könnten es viele Meilen gewesen sein.

„O, Frau Marthe, fraget nicht gar zu eifrig!" sagte Momi vorwurfsvoll. „Wo das Staatsgeheimnis beginnt, da muß ich schweigen, und sollte ich auch gegen das liebste Wesen auf Erden unhöflich erscheinen, was ich meiner Seel' niemals im Leben gewesen bin. Was thätet Ihr aber, wenn ich als ein schändlicher Verräter meinen Kopf verlöre? Bedenket!"

Marthe Fink nestelte aufgeregt an ihrer Schürze,

Digitized by Google

aber sie konnte sich doch nicht enthalten, zu entgegnen:

„Darum wird es so schwer, mit Euch hier zu verkehren! Rings herum liegen lauter Geheimnisse. Thut man eine einzige Frage, so wird man kurz abgewiesen wie ein vorlautes Mädchen. Ja, da ist es kein leichtes, ungezwungen zu verkehren, wie es einem freien Menschen wohlthut! Heute trafen wir unversehens einen Freund aus der Heimat. Das hat mich recht sehr daran gemahnt, wie so manches dort anders ist und besser."

„Wenn es bloß von mir abhinge," rief Momi ehrlich aus, „ich wüßte nichts, was ich Euch abzuschlagen vermöchte! — Einem Freund aus der Heimat seid Ihr begegnet? Nun weiß ich, weshalb Ihr Euch so gemessen und fremd aufführet! Frau Marthe! Frau Marthe! Und Ihr habt Euch wohl ausnehmend gut mit selbigem unterhalten?"

Sie nickte zuversichtlich. „Wir haben ausnehmend angenehm miteinander geplaudert, ein Stündchen lang. Auch hat er mich durchaus nicht auf jede Frage mit ‚Geheimnis! Geheimnis!' abgespeist, trotzdem er viel Wichtiges weiß und mehr als mancher andre. Er ist ein feiner, welterfahrener Mann."

„Etwa ein Fischermeister?" fragte Momi lauernd und mit geheimem Spott, jedoch sofort bedauernd, sie möchte solchen etwa verspüren.

Marthe entgegnete: „Da irrt Ihr Euch gewaltig! Herr Bertrand Sacchia ist der reichste Kaufmann zu Udine und nebstbei eine Zierde der Bürgerschaft. Ein kluger und wohlgezogener Mann wie nur einer. Ich freue mich jetzt schon auf die Zeit, wo ich wieder Gelegenheit haben werde, mich des öftern seiner Gesellschaft zu erfreuen."

„Wen habt Ihr sonst noch an Eurem Hofe?" wagte Momi sie aufzumuntern.

„Da ist Thomas Kropp," antwortete Marthe nach einigem Besinnen.

„Der Name klingt wie ein Dreschflegel auf einer leeren Tonne," sagte Momi, Unmut spielend. „Ist der auch ein Kaufmann?"

„Nein, er dient dem Kaiser im Heere. Er könnte auch selber Hauptmann werden. Dann ist Herr Gino Paradin — ein Gelehrter."

„Ein Gelehrter?"

„Jawohl!" bestätigte Marthe, und sich noch eines Besseren entsinnend, setzte sie hinzu: „Und endlich der edle Herr Hannibal von Zoppola, der am häufigsten kommt, mir die Zeit zu vertreiben."

„Hoppsola! Welch seltsamer Name!" meinte Momi.

„Zoppola!" verbesserte Marthe. „Den solltet Ihr bloß kennen!"

„Das ist wohl ebenfalls ein Gelehrter?"

„Ein rühmlicher Hauptmann in des Kaisers Diensten," antwortete Marthe mit Selbstbewußtsein. „Und obendrein ist Herr Hannibal von Zoppola ein besonders ritterlicher Edelmann. Seine Name gehört zu den ältesten und vornehmsten des Landes. Ich wünschte wohl, Ihr kenntet Herrn Hannibal, um eine Vorstellung zu haben, was für edle Gesellschaft wir gewohnt sind. Ach, wie fein und ergötzlich weiß er einen zu unterhalten! Das mag wohl auch darum sein, weil er ein offenes Gemüt hat und nicht immer bloß mit lichtscheuen Gedanken beschäftigt ist und alle Taschen voller Geheimnisse trägt. Seine Rede ist stets mit anmutigem Witz gefüllt, und oft singt er mir irgend ein gefälliges Liedchen vor."

Momi hatte dem Neger heimlich ein Gesicht zugeschnitten und sagte nun bescheiden:

„Wir sind eben heute elend müde von früh begonnener Tagesarbeit, und ich vermöchte Euch nicht ins Wort zu fallen, da Ihr selber gar so angenehm zu plaudern versteht, Frau Marthe. Laßt mich doch mehr von diesem Ritter hören, wiewohl es mir im Herzen weh thut, wahrzunehmen, wie warm Ihr dabei werdet! Nein, möge ich ihm niemals begegnen! Ich stände wahrlich für nichts gut, was sich ereignen könnte! Sagt mir nur, wie er aussieht, damit ich mir wenigstens in Gedanken vorstellen kann, mit wem ich's zu thun habe!"

Diese Worte, verräterisch zärtlich, wie sie waren, bereiteten Marthe geheime Herzensfreude. Da sie aber eine Glut, die sich so offenbar zeigte, mit Klugheit zu schüren willens war, bedachte sie sich ein Weilchen, während holdes Rot in ihre kräftigen Wangen stieg, und dann antwortete sie:

„Zwar vermöchte ich mit meinen schwachen Worten kaum Herrn Hannibal von Zoppolas edle Erscheinung gebührend zu schildern! Dies aber kann ich Euch sagen: er ist von großer, wohlgewachsener Gestalt, die er immerdar mit feinen Kleidern und ausgesuchten Zieraten schmückt. Selten hab' ich ihn anders gesehen als in seidenem Wams mit kostbaren Spitzen, goldenen Knöpfen und allerlei zierlichem Aufputz. Seine Züge sind schön und edel, sein Haar ist kraus und von goldbrauner Farbe. Sein wohlgepflegter Bart duftet von Essenzen. Er geht einher wie ein feiner Edelmann, der er ist, und trägt Reitstiefel aus sämischem Leder, in goldenen Fäden gestickt. Seine Lippen sind freundlich und rot wie reife Kirschen, und seine großen, herzhaften Augen hellleuchtend und blau an Farbe wie Leinblüten. Seine Rede ist voller höfischer, zartsinniger Wörter. Daß er zu singen versteht wie ein Meister, hab' ich schon gesagt. Ebenso tanzt Herr Hannibal auf das wohlanständigste. Ja, ja! Mir deucht, ich könnte eine Stunde lang von seinem Preise reden und würde doch nicht fertig!"

Daraufhin faßte Marthe Fint Momi scharf ins Auge, um zu sehen, welche Wirkung sie hervorgebracht, und da er dies gut merkte, preßte er einen tiefen und gewaltsamen Seufzer aus seiner Brust hervor. Nichtsdestoweniger ertappte er des Negers Hand auf dem Wege zu dem Weinkrüglein, kam ihm jedoch zuvor und trank das Restchen aus, nachdem er mit trauriger Stimme gesagt:

Digitized by Google

„Auf Euer Wohl, Frau Marthe!“ —

Der Prokurator aber hatte bei diesem Besuche im Krankenzimmer bei Trifone Gabriello Gesellschaft vorgefunden. Pasquale Loredan, der ein begeisterter Musiker war, erklärte dort den Freunden das Instrument, das Tizian jüngst von Meister Alexander, dem Orgelbauer, erhalten hatte.

„Kraft des seltsamsten Vertrages,“ setzte er hinzu, „und Aretin hat diesen zu stande gebracht. Meister Alexander hat für Vecelli ein Harpsichord gebaut, ein wahres Wunder seiner Kunst, und Tizian hat sich dafür verpflichtet, den Orgelmeister mit seinem Zauberpinsel auf der Leinwand zu verewigen. Ist solches nicht ein edles Abkommen? Meine Maria aber, die mit ihren geliebten Fingern diesem Instrumente Lieder zu entlocken versteht, wird uns diesen Abend, wo wir uns bei Vecelli treffen, auf dem Harpsichordo vorspielen. Sie denkt an nichts, als wie sie mir das Leben hold zu gestalten wüßte, die Teure! Gestern schon bereitete sie ihren Sinn vor, indem wir von den köstlichen Musikstücken unsers Adrian Willaert sprachen. Wahrlich, zu eigner Ehre hat der Senat ihn zum Chormeister von Sankt Mark gemacht! Eine gar süße Weise des Ciprian van Roor will Maria nicht mehr aus dem Sinne, besonders aber ein zierliches Lied des Josquin de Près, das uns jüngst in Murano Messer Strozzi zum besten gegeben. Contarini, Ihr wisset wohl nicht, welchen Engel ich in meiner Maria zum Weibe habe! Möget Ihr glauben? Sie hat gerne darauf verzichtet, die heutige Festlichkeit mit anzusehen, bloß weil sie beständig mit der Kunst beschäftigt ist und wenig hält von weltlichem Gepränge! Ich wette, daß sie den ganzen Morgen Notenschriften in den Händen gehalten hat und sich jetzt schon wie ein Kind auf den Abend bei Tizian freut!“

Bei diesen Reden zwinkerte der kleine, hagere Loredan mit seinen schläfrigen Aeuglein und sah, wie er pflegte, den Freunden nach den Gesichtern, was sie etwa zu so vielem Lobe Madonna Marias für Mienen machten. Denn gar so sicher ihrer himmlischen Güte, wie es in seinen Worten klingen sollte, war er nicht, und böse Zungen tuschelten einander manchmal zu, daß Pasquale Loredan jämmerlich unter dem Pantoffel stünde.

„Die Herrin von Correggio hat Vecelli kostbaren Wein zugeschickt,“ sagte nun Trifone Gabriello. „Thut mir heut abend des Guten nicht zu viel, ihr Freunde, auf daß ihr den Aretin im Zaume halten könnet, wenn ihr vermögt! Welch ein Schaden, daß dieses Lumen solche Lust an zügellosem Leben findet!“

„Er hat mir anvertraut,“ erzählte Contarini, „daß Manfred von Callalto ihm einen mächtigen Korb mit fetten Krammetsvögeln verehrt habe, die nun bei Tizian gebraten über die Tafel fliegen werden!“

„Herren und Freunde!“ rief der alte Sansovino mit vergnügten Blicken, „sprechet mir nicht zu viel von den Freuden eines gesegneten Tisches! Die Mittagstunde ist angerückt, und des Menschen hinfälliger Körper wird geschwächt durch vorzeitige Erregung seiner Gelüste. Es ist beinahe wie bei Euch, Messer Pasquale, wenn Ihr schon im voraus allzuviel an Madonna Marias Schönheit und ihre gottgefälligen Künste denket!“

Hier lächelte Sansovino etwas anzüglich. Pasquale Loredan aber erkundigte sich beim Prokurator, ob dieser ihn nach Hause führen möchte, da er zu Fuße hergekommen. Denn seine Gondel habe für alle Fälle daheim bleiben müssen, für Madonna Maria nicht zu mangeln, falls diese ihrer bedürfte.

Als auf der Treppe Geräusch laut wurde, erhoben sich in der Halle unten Momi und der Mohr, und Marthe Fink ergriff den geleerten Krug, um ihn beiseite zu bringen. Da sagte Momi:

„Werdet Ihr heute gen Abend nicht auch in Meister Vecellis Hause sein? Mir würde es das Herz erfreuen, und man darf erwarten, daß es spät nachts werden wird, bis unsre Herren nach Hause zurückkehren. Einige Stunden werden wir dort sicherlich zu warten haben.“

„Wo denkt Ihr hin?“ entgegnete Marthe. „Ich muß das Haus hüten, da die Frauen sich entfernen, und zudem hab' ich ein Briefsiein fertigzubringen, das mir schon allzu lange auf dem Herzen liegt.“

„Auch das könnt Ihr!“ rief Momi und riß die Augen auf. „Frau Marthe, Ihr dünkt mich immer mehr ein Wunder Eures Geschlechts. Welchen glücklichen Sterblichen wollt Ihr Eure zierliche Hand sehen lassen?“

„Ein Briefsiein in die Heimat, wohin ich immerzu denke,“ antwortete Marthe, da sie entschlossen war, noch einen Pfeil nach seinem Herzen abzusenden. Dann sputete sie sich fort und verschwand jenseits des Flures.

Alessandro Contarini brachte Loredan heim und wäre willig gewesen, Madonna Maria einen glücklichen Tag zu wünschen. Allein sie ließ ihm bloß einen freundlichen Gruß entrichten und konnte seinen Besuch nicht empfangen, denn sie war just allzusehr von häuslichen Geschäften in Anspruch genommen.

„Sie denkt an nichts, als wie sie mir das Leben am freundlichsten einrichte!“ sagte Pasquale Loredan und verschluckte einen kleinen Seufzer, der diesen Worten folgen wollte. —

An diesem Tage war die schöne Maria Loredan von dem leisen Geplätscher des Badewassers erwacht, das Esther, ihre griechische Zofe, in der großen Kupferwanne mit duftenden Essenzen vermischte. Bald stiegen süße Wölkchen von Moschus, Ambra und Myrrhen aus dem warmen Wasser empor und zogen unter dem golden gemalten Sternenhimmel der Zimmerdecke hin. Eine Zeitlang spielte die Edeldame mit den zwei Hündchen, die sich wedelnd und freudewinselnd an den Rand des Bettes drängten, sie zu begrüßen. Dann stieg sie von ihrem wohligen

Digitized by Google

Lager und ließ sich mit einem Seufzer des Behagens tief in die laue Flut sinken. Ihr schleierdünnes, mit zarten Goldfäden durchwirktes Nachtkleid schmiegte sich dabei in weichen Wogen um den schönen Leib. Rasch raffte Esther das üppige Haar in einen großen Knoten aus der Herrin bleichem Nacken hinauf, auf daß es vom Wasser nicht berührt werde. Dann begann sie ihr liebevoll und kunstverständig Arme und Schultern zu streicheln, und nun erst erwachte die Schöne vollends. Während dieser unthätigen Arbeit ließ sie ihre Blicke zufrieden über die verschiedenen Schätze ihres Schlafgemaches wandern. Die Wände waren mit güldenen Ledertapeten verkleidet. Da und dort hingen Gemälde in weichen, ruhig leuchtenden Farben. Der Himmel des Bettes war von goldenen Säulen getragen, an denen in reichem Schnitzwerk zwischen Blumenguirlanden kleine Engel schwebten. Im Kamine brannte ein lindes Feuer und ließ seine Täfelung von carrarischem Marmor warm erglänzen. Durch die bemalten Butzenscheiben der Fenster mengte sich laöjender Sonnenschein mit dem Glanze der Vergoldung des Zimmers, und Maria Loredan freute sich auch über die Schönheit des Himmels, denn nebst allem übrigen wollte sie die dichten Wellen ihres Haares heute pflegen, und dazu war schönes Wetter so unerläßlich wie Schlaf und Speise zum Leben. Auch an der geräumigen Badewanne, in welcher sie ihre weißen Glieder bequem zu bewegen vermochte, erfreute sie sich und dachte nun, daß die Gemahlin Pietro Landos, des Dogen, schwerlich über eine gleich kostbare verfügen dürfte. Denn hoch getriebene Figuren von künstlerischer Arbeit schmückten das Becken; ein Kranz von Früchten und Blumen besäumte es. Hier thronte Neptun, den Dreizack im Arme, auf schäumenden Wellen; hier lag Venus, die Meergeborene, hingegossenen Götterleibes auf einer Muschel, von Delphinen durch die Flut gezogen. Innen aber war die kostbare Wanne ganz mit echtem Silber gewandet.

Wohl wußte Esther, daß die Herrin, nachdem der Schlaf kaum ihren Augen entflohen, nicht redelustig zu sein pflegte; aber ein kleines Wort, das keiner Erwiderung bedurfte und doch die Zeit kürzen half, durfte sie sich erlauben.

„Welch herrliches Wetter!“ begann sie deshalb. Und nach einiger Zeit meinte sie: „Es ist doch schade, daß die Herrin heute nicht auf den Platz gehen kann!“

Endlich aber erzählte sie:

„Ich habe schon mehrere Gondeln vorüberfahren gesehen. Ich habe Madonna Paola Barberigo gesehen und Messer Bondumiero. Nicht minder Messer da Mosto.“

Madonna Maria hörte die Namen kaum; ihre Blicke wanderten noch zerstreut und lässig durch das Zimmer.

„Die Brüder Strozzi sind alle drei beisammen gewesen,“ fuhr Esther fort.

„Hast du das Wasser heute nicht zu warm gemacht? Gieb besser acht darauf, Esther!“ sagte jetzt Maria Loredan. „Nun wünsche ich die Wanne zu verlassen.“

Das Bad war vollendet. Aber nur rasch und zu vorläufigem Schutze gegen das kühle Wetter schlüpfte die Dame jetzt in warme Gewänder und wartete etwas Kühlung des Körpers ab, während sie, vor dem Kamine sitzend, die dünnen Nägel ihrer Finger pflegte. Die zwei Hündchen jagten sich im Zimmer und stritten mit schüttelnden Köpfen um eine seidene Schärpe, die sie am Boden gefunden. Endlich ließ sich die Herrin noch einen warmen, weiten Pelzmantel um die Schultern hängen, die Zofe nahm von einem Tischchen etliche Phiolen, Vasen und alles Zugehörige auf, und nun verließen beide, von den Hündchen gefolgt, das Gemach, um die langen Treppen bis in den Bodenraum hinaufzusteigen. Wie alle übrigen Häuser Venedigs trug auch das der Loredan seine Altane auf dem Dache, und auf Madonna Marias Geheiß war diese an besonders geschützter Stelle über dem windfreiesten Giebel angebracht worden. Denn nur hier war es möglich, ihrem Haare die gewünschte gelbe Farbe zu verleihen, wozu sie nebst dem wirksamen Rezepte des Arnaldo de Villanova vor allem auch die Mithilfe der Luft und des Sonnenlichtes bedurfte.

Auf der Altane angekommen, setzte sie sich auf den bereiten Schemel, verhüllte sich dicht und sorgsam mit ihrem Mantel und ward von der flinkfingernden Esther sofort mit einem zierlich geflochtenen, breiten Strohkranze gekrönt, dessen Halme wie Strahlen um ihr Haupt wegstanden oder wie ein verwunderlicher, am Kopfe zu tragender Sonnenschirm. Ueber diesen kämmte jetzt Esther ringsherum das Haar hinweg, damit es sorgfältig ausgebreitet werde. Dann ergriff sie einen kleinen Schwamm, tauchte ihn in ihre Vasen, benetzte ihn aus den Fläschchen und tränkte damit Madonnas Haar mit kundiger Hand an jedem einzelnen Pünktchen. Wenn Esther nichts so gründlich verstanden hätte als dies eine, so wäre sie die neunzig Dukaten wert gewesen, welche Madonna Maria ihrem Vetter für die griechische Sklavin gezahlt hatte. Nun durfte die Herrin stille sitzen und mußte warten, bis sie wieder trocken wurde. Mit der Miene einer weisen Heldin ertrug sie dies geduldig, wenn auch allmählich ein bißchen fröstelnd. Eine lange Stunde verging.

Hier herauf drang nun stark und deutlich der Glockenklang von Sankt Mark. Esthers Gedanken waren wohl beim Festzuge.

„Nun kehrt der Doge in den Palast zurück,“ meinte sie. „Und in langen Reihen kommen die Herren alle, ihn zu begrüßen.“

Endlich stiegen sie die Treppen wieder hinab, und Esther durfte nun das Haar Marias zu dem kunstvollen und doch einfach scheinenden Bau vereinen, den keine in ganz Venedig wie die Griechin der Loredana zu stande brachte. Als sie die letzten Spangen und die letzten Edelsteine

Digitized by Google

darin befestigt hatte, läuteten die Glocken von San Salvatore die Mittagstunde, und nun mußte um des lieben Daseins willen die harte Tagesarbeit unterbrochen werden. Nicht aber, um Contarini zu sehen, bei dem sich Madonna Maria entschuldigen ließ. An Pasquales Seite nahm sie dann rasch ein kleines Mahl, wobei sie den Wein verschmähte, und zog sich alsbald wieder in ihr Gemach zurück. So müde sie sich nun aber auch fühlte, es gab noch keine Rast; vielmehr war der Nachmittag der Vollendung ihres Staates geweiht. Die schwerste Arbeit begann, die Madonna Maria überdies nur mit eigner Hand besorgen konnte. Aber als eine warme Verehrerin edler Malerkunst hatte sie auch selbst Geschick und brachte es fertig, ihre wohlgewölbte Stirn, ihre Brauen, ihre Wimpern, einen träumerischen Schatten um die Augen, den Schmelz ihrer Wangen, das Rosenrot ihrer Ohrläppchen und das Feuer ihrer Lippen auf das wundervollste zu bemalen. Auch vergaß sie nicht, das elfenbeinene Weiß ihrer Schultern zu erhöhen und die sammetweiche Haut ihrer Büste gleich einem Tauhauche auf morgenroten Rosenblättern schimmern zu machen. Dies alles erfüllte sie mit Zufriedenheit, nur einige Fältchen an den Augenwinkeln gaben ihr schon lange zu denken. Und Esther zögerte nicht, der Herrin liebevollen Vorwurf zu machen, weil sie es bisher verschmäht hatte, über Nacht ein Scheibchen vom zartesten Fleische eines Kalbes, in Milch geschwemmt, ihrem Gesichte aufzulegen; gewiß ein geringes Opfer, wenn man seine Wohlthat bedenkt. Wo hätten sonst die edeln Frauen Venier und Michiel und Foscarini, wie auch die Dogaressa selbst, die Glätte ihrer Wangen her, wie Esther von deren Zofen ganz genau wußte; denn sie alle waren viel älter als Madonna Maria! — Nun war sie so weit, daß Esther die rotseidenen Strümpfe bringen durfte, mit goldenen Arabesken durchsponnen. Und eines ihrer schönsten Gewänder legte Madonna Maria heute an. Es war durchaus von schwerem, meerblauem Brokat, mit goldenen und echten Perlen bestickt, voller Schmuck und Zierat. Auf den Aermeln glänzten große, kunstvoll ziselierte Knöpfe von Gold. Der Kragen war hoch, doch so weit, daß er Hals und Brust bewundernden Blicken vergönnte. Bei jeder Bewegung des Körpers rauschte das schwere Gewand und die wallende Schleppe. Jetzt beringte Maria Loredan ihre zarten Finger mit blauen Türkisen, steckte einen breiten Goldreif, in sinnreichen Figuren gearbeitet, auf den Daumen ihrer Linken, suchte aus einem Kästchen von Ebenholz einen zierlichen Federfächer mit Elfenbeinstiel hervor und ließ ein spinnefeines gesticktes Taschentüchlein von Esther mit Wohlgeruch besprengen. Auch wurden die Handschuhe nicht vergessen. Sie waren von zartem Leder, mit goldenen und blauen Blumen bemalt. Fast war nun das Werk vollbracht. Und nachdem die Zofe schließlich ihrer Herrin die Stelzenschuhe angelegt hatte, die Maria Loredan noch immer für die vornehmste Bekleidung ihres Füßchens hielt, durfte sie sich aufatmend, doch mit gehöriger Vorsicht in einen bequemen Stuhl sinken lassen und hatte für einen Augenblick gar keinen andern Wunsch als nur den einen, jetzt ihre fast erschöpften Kräfte sammeln zu dürfen. Zum Glück war es ohnehin zu frühe, sich auf den Weg zu machen. Esther schob deshalb mit verständnisvollem Mitleid ein seidenes Pölsterchen zur Stütze unter der Herrin Nacken. Vorsichtig lehnte sich Maria Loredan dagegen. Indessen blieb Esther als Wächterin der Schönheit hinter ihrem ruhenden Haupte stehen. Dabei konnte sie, das heutige Werk betrachtend, die Befürchtung nicht unterdrücken, daß das wundervolle Kleid Schaden nehmen könnte, wenn die Herrin etwa nicht allein in der Gondel zu sitzen käme. Nun nahm zwar Pasquale nicht viel Raum ein, allein Madonna Maria teilte die Sorge und hieß ihren Gatten bitten, er möge sich einer andern Gelegenheit versehen, da die Gondel des Hauses auch zu Nacht bloß ihr werde dienen können.

Der Abend sank, und das Frauengemach leuchtete nun vom warmen Scheine der Wachslichter, die in mehrarmigen Leuchtern brannten. Hin und wieder fand Esther noch kleine Handgriffe der feinsten Vollendung zu thun. Endlich warf sie die letzten prüfenden Blicke allerseits über die prunkhafte Erscheinung Madonna Marias und nickte befriedigt. Von ihrer Zofe gestützt, schritt die Schöne behutsam die Treppe hinab und bestieg die harrende Gondel. Der Himmel hatte sich indessen mit weichgeballten, feuchten Wolken bedeckt, die nun in der rasch wachsenden Dunkelheit schwer und schwarz über Venedig hingen. Durch die Kanäle trieb schwüler Sirokko seine flauen, drückenden Atemzüge. Kleine Wellen platschten bleiern an die Bootwände, daß sich die Gondel wie in trunkenem Schwanken über sie fortschob, nach Birigrande zu, wo Tizian Vecellis Haus gelegen. Maria Loredan lehnte träumerisch in den Kissen. Sie dachte an hunderterlei zarte und reizvolle Dinge, auch an die Musik, die sie aus Meister Alexanders Harpsichord wecken wollte, am längsten und innigsten aber an ein Liebeslied Josquin de Près', das sie jüngst gehört.

Am Ziele der Fahrt angelangt, ging Madonna Marias Schönheit sicher wie ein Stern auf im Hause Meister Tizians, wo sich indessen schon alle übrigen Gäste eingefunden hatten und Pasquale Loredan die gögernde Gemahlin schon seit geraumer Zeit mit Ungeduld erwartete. —

Renea hatte den ganzen Tag über mit heimlicher Unruhe zu kämpfen gehabt. Sie wußte nicht, was eine stille Besorgnis bedeuten mochte, die der frühe Morgen, ja das Erwachen schon in ihrer Seele heraufbeschworen. Weder der sonnige Tag noch das heitere Festgetriebe des Platzes hatten dies auszugleichen vermocht. Der Lärm der Menschenmenge und ihre Bewegung, das Festgeläute, das Stimmengewühl hatten sie

Digitized by Google

bloß tiefer erregt. Und endlich war es bei der Begegnung mit Bertrand Sacchia einem unerklärlichen Risse gleich durch ihr Innerstes gegangen. All ihrer Empfindung Pforten schienen sich heute vor der Fülle von Leben zu schließen, der sie sich weit aufgethan vor Monden, am Tage, wo sie zuerst den Fuß auf den Boden dieser wunderreichen Stadt gesetzt. Damals war's, als stände ihre Seele leer und sehnsuchtsvoll bereit, sich zu füllen, dürstend gleichsam, sich in tiefen Zügen an neuentdeckten Reichtümern zu laben. Heute streifte es wieder wie Heimweh darüber hin, tief und geheimnisvoll. Sehnsucht wuchs empor aus dem Bilde der Ferne, Sehnsucht aus den bescheidenen Mauern von Maran, da sie ihrer gedachte, und der Wind der Heide und des dunkelnden Forstes raunte von weit her zu ihr, die Luft der Heimat, die Stille ihres Himmels und all die Einsamkeit . . . Denn wie viel ihr Herz früher Raum gehabt, nun war es voll bis zum Rande, wie das Bett eines Stromes, den aus tausend Rinnsalen brechende Flut geschwellt. Nun hatte es keinen Raum mehr für das Leben und Treiben da außen und sehnte sich, bloß die eigne Fülle zu empfinden, und dachte, wie tief und einzig sie sie empfinden könnte drüben in der fernen Stille. In Träumen möchte ihr Herz mit ruhigem, weitem Flügelschlag über sonnige Wälder fliegen und blühende Heiden . . .

Auch wie ein Traum nur schien, was sie jetzt umgab. Frohmütige Reden, Scherze und Gelächter schlugen fast fremd und wie aus der Ferne an ihr Ohr, derweil Vecellis Gäste an der Tafel saßen. Witzige und kunterbunte Reden schwirrten um sie. Sie sah Tizian und Aretin und Maria Loredan, deren Schönheit ihren Blick verwirrte, und Giulia da Ponte; Sansovino, eifrig, dem reichen Mahle mit wohlgelaunten Reden mehr Würze zu verleihen, und Francesco, der im Banne von Lauretta Trons liebeblickenden Augen lag. Pasquale Loredans nichtssagendes Gesicht fesselte weder Auge noch Gedanken. Aber sie bebte, als Piero Strozzis Blick einmal dunkel und nachdenklich, doch voll auf den ihren traf, und senkte rasch die Stirne. Es war ihr plötzlich, als wäre er es, der jeden Schimmer ihrer Augen zu erraten verstünde, und die Bewegung, deren Beute sie diesen ganzen Tag über gewesen. Als das Mahl beendet war, erhob sie sich fast mit einem leisen Seufzer der Befreiung. Und Vecelli lud seine Gäste ein, sich in den anstoßenden Saal zu begeben, wo sie den Rest des Abends verbringen wollten.

Strozzi hatte entfernt von dem jungen Mädchen gesessen; jetzt suchte er ihre Nähe. Und er entdeckte sie, einsam in der tiefen Wölbung eines der Bogenfenster stehend, von wo sie durch die Gläser in die Nacht zu blicken schien. Stolz und Strenge, doch auch wieder Jugend und Anmut lagen auf ihrer Gestalt. Er betrachtete sie lange. Er hemmte den angesetzten Schritt, den eignen Blick nicht zu stören. Durch seine Brust flog ein ungewohntes, warmes und friedvolles Empfinden; mit einem Male ein heller, lockender Schein. Er flog und entflog. Seine eigne Hand wischte ihn fort von seiner Stirn, zögernd und doch entschlossen.

Da trat Maria Loredan zu ihm. Ihr rascher Frauensinn erfing noch die Zerstreuung, den leisen Unmut, womit er sich ihr zugewandt. Allein sie hatte den ganzen Tag über den Vorsatz in sich gereift, heute Piero Strozzis unbegreifliche Kälte zu durchbrechen. Leuchten in den verführerischen Augen und holdselig Lächeln auf dem schönen Munde, verflocht sie den Ernsten mit Meistergeschick rasch genug in ein Gespräch. Dann vergaß sie nicht, ihm neues Lob zu spenden für den Gesang, den er ihnen neulich geboten.

„Ich wußte ja, daß Euch gar manche Künste nicht fremd sein könnten —"

„Ich liebe die Kunst und schätze Künste gering," entgegnete er.

Sie blickte fragend. Dann lachte sie:

„Seid Ihr nicht ein Krieger? Solche achten List nicht gering und listige Künste. Oder habt Ihr nie geliebt? Ist es möglich, Strozzi, — nie? Daß Ihr von Künsten wenig haltet! Und jenes sehnsuchtsvolle Lied Josquin de Prés', das von Euren Lippen klingt, als klänge es aus dem Herzen —"

„Zu viel des Lobes, Madonna Maria, für mein ungeschickt Bemühen —"

„Gerne beichte ich, daß ich's nicht vergessen kann," sagte sie leise, senkte den schönen Kopf und spielte an ihren Fingerringen.

Pasquale Loredan kam bittend: „Meine Maria, wollet Ihr das Harpsichord versuchen?"

„Sorget indessen für passende Erleuchtung," sagte sie, ihm halb den Rücken kehrend. „Sorgt, daß Aretin sich willig zeigt, ein Viertelstündchen still zu halten. Was soll Musik in diesem Lärmen?" Wieder wandte sie sich zu Strozzi: „Ihr seid zunacht zerstreut, o Strozzi! — Horcht Ihr nach dem Regen? Als ich kam, trieb schon der Südwind schwere Wolken. Nun pocht es leise an die Fenster, von fallenden Tropfen . . . Was wolltest du, Lauretta?"

„Wir warten!" sagte das junge Mädchen innig blickend und mit glückbefärbten Wangen. „Seht, wir warten alle auf Euch! Sie sitzen bereit im Kreise. Wolltet Ihr?"

Und schmeichelnd entführte sie die Widerstrebende.

Meister Alexanders tönendes Schränkchen begann seine Weisen zu verlauten.

Nun gesellte sich Piero Strozzi zu Renea.

„Blickt Ihr nach der finsteren Nacht, und horcht Ihr nach dem wachsenden Winde? Der Sonnenschein des Morgens hat sich zu üblem Wetter verkehrt —"

„Und doch erblickte ich dort draußen, mitten in der Schwärze, noch eben einen Stern," sagte sie.

„Ich wollt' Euch fragen —" seine Blicke

Digitized by Google

grüßten sie tief, doch ruhevoll. „Habt Ihr wohl das Blättchen nachgezeichnet, mit dem lateinischen Spruch. Gedenkt Ihr? Damals in Murano —"

„Ich habe es —"

„Hier bei Euch?" fragte er rasch.

„Nein; — ich hab' es nachgezeichnet, wollt' ich nur sagen; — so gut ich vermochte."

„Sagt mir, woran Ihr eben dachtet!" bat er abspringend.

„An jenen Stern; — und an meine ferne Heimat. Mir ist heute, als sende sie fortwährend leise Grüße in meine Gedanken —"

„Wie lange bleibt Ihr wohl noch in Venedig?"

„Ich weiß es nicht; vielleicht noch Monde —"

„Gewiß so lange?"

„Dünkt es Euch zu lange?"

„Zu lange! — Ich dachte bloß an mich selbst —" Sie sah fragend in sein Antlitz. Strozzi fuhr fort: „Als ich zuletzt von Venedig ging, wußte ich nicht, wann ich wiederkehren würde, — als ich in Ferrara war."

„Unlängst hörte ich davon erzählen, daß Ihr lange dort am Hofe verweiltet," sagte Renea, und unklarer Neugierde folgend, fragte sie weiter: „Warum bliebet Ihr doch nicht, wo nebst allen Künsten jedes Streben so viel Antrieb und Förderung erhalten soll?"

Da verdüsterten sich Strozzis Augen. Er blickte eine Weile nachdenklich und schweigend.

„Zwei meines Stammes, und es ist nicht lange her," erwiderte er dann, „haben mitgeholfen, den Hof der Herzoge von Ferrara glänzend zu machen; ich darf es sagen. Habt Ihr niemals von den beiden Dichtern gehört, Titus und Ercole Strozzi? Doch gewiß! Denn die Kunst hat so viel Beziehung für Euch, und absonderlich die Poesie. Nun denn: noch ist es frisch im Gedächtnisse, wie Ercole Strozzi, von Mörderhänden gefällt, an der Schwelle des herzoglichen Palastes sein Leben verblutet hat. Vielleicht war es, wie ja öfter, ein jämmerlich kleiner Anlaß. Vielleicht auch ist es wahr, daß er mit seiner Liebe dem Herzoge im Wege stand und deshalb fort geräumt werden mußte. Die blutige Erinnerung ließ mich nicht heimisch werden dort. Dennoch ging ich nicht auf eignen Willen."

Reneas Herz schlug. Und geheimem Drange folgend, fragte sie plötzlich:

„Und die Herzogin? Sie führt, wie ich gehört, denselben Namen wie ich. Erzählet mir von der Herzogin Renea! Ist sie, wie Lucrezia war, eine besungene Schönheit? Von deren Lieblichkeit aller Reden voll — und aller Herzen?"

„Nein!" entgegnete Strozzi kurz, und fast mischte sich ein Lächeln auf seinen Lippen mit dem Worte. „Die Herzogin Renea ist kleiu und unansehnlich, ja, Ihr möchtet sie beinahe häßlich nennen. In ihren Augen leuchtet jedoch ein feiner und kräftiger Geist, und das reizlose Gesicht belebt ein ausdrucksvoller, beredter Mund. Nichts kann sie äußerlich mit Euch ähnlich machen als der Name —"

Maria Loredana schnitt, sich nähernd, seine Worte ab. Ihre Wangen waren so heiß, daß etwas von der Glut noch durch die künstliche Farbe schlug. Mit einem raschen, argwöhnischen Blicke, plötzlichen Verdacht schöpfend, musterte sie den Kavalier und das Mädchen, stellte sich dann, wie trennend, zwischen beide und sagte verbindlich:

„Messer Strozzi, wolltet Ihr uns nicht auch heute mit Eurer Laute erfreuen? Seht, ich habe mein Bestes gethan, — meine Künste sind erschöpft. Ihr aber, will mir, Euch zum Trotze, dünken, gebietet über manche — Ihr seht, ich will nicht vergessen, was Ihr früher sagtet! — Kommt! Ihr wißt ganz wohl, wie Ihr die Herzen zu gewinnen verstehet, — mit einem Lied. Fraget Renea zum Beispiel!"

Schlecht verhüllte ihr liebenswürdiges Mienenspiel die Leidenschaft, die urplötzlich an das Herz der Heftigen pochte. Jetzt ergriff sie Strozzis Hand und führte ihn scherzend weg zu der Gruppe von Frauen, die sich um Aretin gesammelt hatten. Der Dichter lag lässig hingestreckt auf einem niedrigen Ruhebette und gab seinen lachenden Hörern gewürzte Anekdoten zum besten.

„Nun will ich Euch die bösen Reden vom Munde schneiden, Meister Aretin!" rief Madonna Maria. „Der Sänger, der sich nicht umsonst verraten, soll unser Ohr mit feinerem Genuß erfreuen, als Eure Lästerrede ist. Gebt ihm die Laute!"

Aretin aber lächelte mit zweideutigem Spott: „Madonna Maria, wer vermöchte zu widerstehen, wenn Ihr es auf ihn abgesehen! Ich hätte sicherlich der Kraft zu wenig und bin in Euren Banden!"

Strozzi hatte schweigend das Instrument ergriffen und prüfte die Saiten. Losgelöst von der Umgebung schien dabei seine Aufmerksamkeit. Eine scharfe Falte zog sich zwischen den Brauen in seine weiße Stirn, und wie im tiefsten Ernste gesammelt blickte er hinab auf die Laute in seinen Händen. Still wurde der Kreis.

Tief im Herzen verwirrt, mit dem Feuer jählings stürmenden Blutes auf den holden Zügen, war Renea unbeweglich geblieben, wo sie früher gestanden. Hätte Maria Loredan nur einen Augenblick noch dort gezögert, scheue und schamhafte Bestürzung hätten der Unberufenen mehr verraten, als ihr eitles Herz nur ahnen konnte.

Niemand schien zu bemerken, daß Renea sich aus dem Kreise fern hielt; sie aber hätte es jetzt nicht übers Herz gebracht, sich zu den andern zu gesellen. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Reste des Tempels der Venus Cloacina.

Neue Entdeckungen auf dem Forum und am Palatin in Rom.

Von

Ludwig Hoff.

Fast Tag für Tag fördern die auf dem Forum und dem Palatin in Rom unternommenen Nachgrabungen die Ueberreste von denkwürdigen Bauwerken des alten Roms zu Tage.

Diese der Erde entrissenen Dokumente setzen uns nicht nur in den Stand, die Topographie verschiedener alter Bauwerke richtigzustellen, sondern zeigen uns auch, daß das Forum so, wie wir es jetzt vor uns haben, nur dasjenige der Kaiserzeit ist, das einst ebenso an die Stelle des Forum aus der Zeit der Republik trat, wie diesem ein noch älteres Forum hatte weichen müssen. Bis in die jüngste Zeit war von diesen älteren Foren kaum etwas bekannt; jetzt können wir jedoch verschiedene zu ihnen gehörige Bauwerke nachweisen, ja nach einzelnen Fundstücken zu urteilen, hat sich an Stelle des nachmaligen Forums bereits in vorhistorischer Zeit eine alte Kultstätte oder der Mittelpunkt einer primitiven Ansiedlung befunden.

Aber auch verschiedene Monumente der Kaiserzeit und einer noch späteren Epoche sind aus jahrhundertealtem Schutt wieder an das Tageslicht getreten.

Hierher gehört wohl die bedeutsamste Entdeckung der jüngsten Zeit, die Ausgrabung der alten christlichen Basilika an dem Abhang des Palatin, in der man die Kathedrale der ersten Päpste wieder aufgefunden zu haben glaubt.

Ueber den Ursprung dieser prachtvollen Kirche ist man noch im unklaren; hochinteressant sind die Wandmalereien, welche die Wände ihres Innern schmücken. Nach den Regeln der altchristlichen Baukunst hat sie an ihrer Vorderseite eine große, von Säulen getragene Vorhalle; zwei Reihen von Säulen aus grauem Marmor gliedern ihr Inneres in drei Schiffe, während aus der der Vorhalle entgegengesetzten Seite eine Apsis vorspringt. Die Wandmalereien sprechen für ihr Altertum; einzelne derselben sind im reinsten byzantinischen Stile gehalten und dürften dem sechsten Jahrhundert, dem Zeitalter Justinians, entstammen.

Die schönen Verhältnisse der Kirche, ihre Wandmalereien und ihr Standort auf einem Teile des alten, sich einst bis zum Vicus Tuscus erstreckenden Kaiserpalastes legen allerdings den Gedanken nahe, daß in ihr die einstige „Sancta Maria Antiqua", das heißt die erste Kathedralkirche der Päpste, wieder zu Tage gefördert worden ist.

Wir wissen, daß Papst Johann VII. während der Jahre 705 bis 707 diese Kirche mit Wandmalereien ausschmücken ließ und ein kostbares Pulpitum oder Evangelienpult aus Marmor für sie stiftete. Der „Liber episcopalis" besagt, derselbe Papst habe ein Episcopium oder ein für die Residenz des Bischofs von Rom bestimmtes Gebäude bei ihr erbauen lassen. Nun hat man aber unmittelbar neben dieser Kirche Wandmalereien entdeckt, die zweifellos aus dem achten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung stammen und die daher sehr wohl zu dem von Johann VII. auf diesem Teile der alten Forumsanlagen zwischen dem Vestatempel und dem Palatin erbauten Bischofshause gehört haben können.

Plato, der Vater Johanns VII., errichtete viele Bauwerke auf diesem Teile des alten Kaiserpalastes und ließ vor allem die große Zugangstreppe wiederherstellen; alles das wird vom Papst Johann VII., seinem Sohne, in einer Inschrift berichtet, die er über seinem Grabe in der Kirche Santa Anastasia anbringen ließ.

Der päpstliche Hof hatte seinen Sitz auf demjenigen Teile des Palatin, der dem Forum

Digitized by Google

zugewendet ist, und verblieb dort bis in das zehnte Jahrhundert. Daher die Pracht und die Größenverhältnisse der jüngst wiederaufgefundenen Kirche, in der man wohl die der heiligen Jungfrau geweihte Epistopalkirche des altchristlichen Roms erblicken kann.

Auf der östlichen Abschlußwand dieser Kirche gewahrt man den Heiland, umgeben von Scharen von Cherubim und Engeln in anbetender Haltung. Zu der Nische der Apsis kehrt die Christusgestalt wieder; außerdem begegnen hier die Symbole der vier Evangelisten, sowie Scenen aus dem Leben des heiligen Joseph.

Wie es sich auch mit der einstigen Bestimmung der Kirche verhalte, jedenfalls geht sie bis auf die früheste Epoche des Mittelalters zurück.

Auf dem Forum selbst ist eine Entdeckung gemacht worden, die Licht in eine der strittigsten Fragen der Topographie des alten Roms bringen dürfte, die nach der ursprünglichen Lage der Rednerbühne, der „Rostra", von denen herab die Redner zu dem im Comitium versammelten Volk sprachen.

Wie es heißt, wurde diese Rednerbühne nach der Auflösung der Decemvirn und dem Siege des Cajus Moenius über die Antiaten errichtet, wie sie ja auch ihren Namen von den dem Feinde als Beute entrissenen bronzenen Schiffsschnäbeln (rostra) bekommen haben soll, mit denen sie ausgeschmückt gewesen sei. Auf dieser Rednerbühne, den „Rostren", waren die Standbilder der von den Fidenaten ermordeten römischen Gesandten aufgestellt, ebenso ein Reiterstandbild des Sulla, eines des Pompejus und zwei des Cäsar. Im Jahre 710 der Stadt verlegte Julius Cäsar die Rostren von dem Comitium nach der Mitte des Forums, wo ihre letzten Reste jetzt noch in Gestalt von mächtigen Tuffblöcken zu gewahren sind (unmittelbar neben dem Triumphbogen des Septimius Severus). Die Rostren bestand aus einer länglich viereckigen Plattform, die sich etwa drei Meter hoch über dem Boden des Forums erhob; an der Vorderseite, die mit zwei Reihen von Schiffsschnäbeln geziert war, maß sie 24 Meter. Diese Rostren hat man bisher für das einzige auf dem Forum noch nachweisbare Ueberbleibsel der alten Rednerbühne gehalten. Nun ist aber in der allerjüngsten Zeit eine überaus interessante Entdeckung gemacht worden, indem man die Rostren aus der letzten Zeit der Republik wieder aufgefunden hat. Sie setzen sich aus fünf kleinen überwölbten Räumen zusammen, wie man es auf der Denkmünze des Pelicanus dargestellt sieht. Was man bisher als die Rostren aus der Zeit der Republik angesehen hat, sind demnach diejenigen der Kaiserzeit gewesen, während die aus der republikanischen Epoche stammenden, wenn nicht alles täuscht, jetzt erst wieder zu Tage getreten sind.

Weitere wichtige Funde stammen von der seit Jahrhunderten unter modernen Hausbauten begraben gewesenen Basilica Fulvia Aemilia her. Dieses Gebäude war im Jahre 179 vor Christus von dem Censor M. Fulvius Nobilior errichtet worden, der ihm seinen Namen, Basilica Fulvia, gegeben hatte. M. Aemilius Lepidus unterzog es während seines Konsulates im Jahre 78 vor Christus einem Umbau. Durch eine Feuersbrunst eingeäschert, wurde es im Jahre 740 der Stadt von Augustus und einigen Mitgliedern der Familie Aemilia wiederhergestellt. Die prachtvollen phrygischen Säulen, die im Jahre 386 nach Christus Valentinian und Theodosius zum Bau der St. Pauls-Basilica schenkten, stammten von dem Neubau des Augustus her.

Im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung war die Basilica Aemilia nicht mehr vorhanden; an ihrer Stelle hatte man eine Säulenhalle errichtet, die wahrscheinlich von Petronius Maximus, dem Stadtpräfekten von Rom, begonnen und von Theodorich vollendet wurde. Dem Bau Theodorichs gehören von den zu Tage geförderten Fundstücken die im byzantinischen Stile gehaltenen, aus kleinen buntfarbigen Marmorplättchen zusammengesetzten Fußboden an, die geometrische Muster aufweisen. Von der alten Basilica Aemilia rühren die wieder bloßgelegten, aus großen Tuffblöcken hergestellten Mauern her, ferner zwölf zu dem Bau der 60 Meter langen, sich der ganzen Ausdehnung der Via Sacra entlang ziehenden Säulenhalle verwendete Säulen, Pflaster aus afrikanischem Marmor, zwei Bruchstücke eines Architravs, auf denen Spuren einer auf eine Restauration durch Aemilius Paulus hindeutenden Inschrift vorhanden sind, sowie endlich Bruchstücke eines mit Stierhäuptern und großen flachen Schalen gezierten Frieses.

Auch von dem der Basilica Aemilia benachbarten Tempel der Venus Cloacina sind Ueberreste ausgegraben worden.

Ein Fundstück von hohem Kunstwert endlich bildet die aus der Juturnaquelle zu Tage geförderte griechische Apollostatue.

Alte Basilica am Abhang des Palatin.

Digitized by Google

In der Quelle der Juturna aufgefundene Apollostatue.

Reste der Rednerbühne aus der Zeit der Republik.

Reste der Basilica Fulvia Aemilia.

Reste der Basilica Fulvia Aemilia.

Digitized by Google

Die Bekämpfung der Malaria.

(Phot. von G. Bertelami in Tolerno.)

Zu den wichtigsten für die Menschheit nützlichen Entdeckungen der letzten Jahrzehnte kann man die Ergründung der Verbreitungsart der Malaria zählen. Diese schreckliche Krankheit, welche bisher Jahr für Jahr Tausende von Menschen dahinraffte und die Gesundheit aller derer untergräbt, die das Unglück haben, in infizierten Länderstrichen zu wohnen, wird, wie sorgfältige Studien des Professors Grassi von der Universität Rom ergeben haben, durch den Stich einer besonderen Mückenart (Anopheles), welche sich fast ausschließlich in Malariagegenden aufhält, verbreitet. Dieses Insekt fängt das Blut der Kranken auf und mit dem Blute die Parasiten, die es enthält. Die Parasiten entwickeln und befruchten sich unter besonderen Temperaturverhältnissen im Innern der Mücke, und nachdem sie einen gewissen Entwicklungscyklus, welcher von Grassi aufs genaueste studiert und beschrieben worden ist, durchgemacht haben, gelangen sie in die Speicheldrüse der Anophele, von wo sie zusammen mit dem Speichel in das Blut derjenigen eingespritzt werden, die das Unglück haben, gestochen zu werden. Im vorigen Jahre nun sind auf Veranlassung der italienischen Eisenbahnverwaltung und unter Mithilfe der hochverdienten „Gesellschaft für die Studien gegen die Malaria" auf Grund obiger Theorie praktische Experimente gemacht worden. In der Ebene von Capaccio, in der Nähe von Pesto, wurde vom Eisenbahnpersonal unter Direktion des Professors Grassi der erste Versuch ausgeführt. Alle Bewohner dieser Gegend, circa 104 Personen, darunter circa 40 Kinder und 11 andre, welche niemals an Malaria gelitten hatten, sind gegen den Stich der Anophele geschützt worden. Alle Fenster, Thüren, Schornsteine, kurz alle Oeffnungen eines Hauses sind mit verzinkten Eisendrahtnetzen versehen worden, die das Eindringen der Mücken verhindern. Da es sehr gefährlich ist, von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang auszugehen — denn in diesem Zeitraume fliegen diese Mücken in Scharen umher —, versah man alle diejenigen, die aus irgend einem Grunde nachts im Freien zu thun hatten, mit einem durch ein Gummiband am Hute befestigten Schleier und mit eng gewebten Baumwollhandschuhen. Die Ergebnisse waren überraschend. Trotzdem die Malaria in diesem Jahre besonders stark aufgetreten ist und sämtliche Bewohner der umliegenden Gegend von der Krankheit befallen wurden, sind in dem geschützten Gebiete nur vier Fieberfälle vorgekommen und zwar an malarischen Personen, die außerdem im Frühjahr die übliche Chininkur nicht durchgemacht hatten,

Professor Dr. Grassi.

Schutzkleidung gegen die Malaria-Mücke.

Digitized by Google

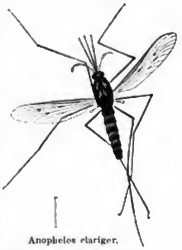
somit sicherlich im Rückfalle erkrankten. Zum Anbringen der Schutzmaßregeln hat man nur vier Tage gebraucht. Nach diesem glänzend gelungenen Experiment kann man behaupten, daß es nicht gefährlich ist, in Malariagegenden zu wohnen, sobald man sich nur gegen den Stich der Anophele zu schützen weiß. Dr. Gubias.

Von der Nordpolfahrt des Herzogs der Abruzzen.

Der offizielle Bericht über die Nordpolfahrt des Herzog der Abruzzen dürfte erst in einiger Zeit erscheinen. Aus dem bildlichen Material, das denselben begleiten wird, sind wir in der Lage, unsern Lesern jetzt schon eine Reihe von Darstellungen nach Gemälden zu geben, die der italienische Maler Galli auf Grund der von Dr. Cagni und dem Führer Pertigar während der Fahrt aufgenommenen Skizzen hergestellt hat. Zu ihrer Erklärung sei an folgendes erinnert.

Die „Stella Polare“ wurde von dem Herzog der Abruzzen im Jahre 1883 erworben; ihr früherer Name war „Jason“ gewesen, und Nansen und Sverdrup hatten sich ihrer zu mehreren Fahrten nach der Polarregion bedient. Die Besatzung des Fahrzeuges setzte sich aus dem Herzog der Abruzzen, dem Korvettenkapitän Cagni, dem Dr. Cavalli, dem Leutnant Querini, den Seeleuten Cardenti und Canepa, den Führern Pertigar, Olier, Fenouillet, Savoie, dem norwegischen Kapitän Evensen, neun norwegischen Matrosen und dem Koch Zgini zusammen. Das Schiff nahm 120 Hunde an Bord. Die Expedition verfügte über zwanzig Schlitten, zwei Luftschiffe, mehrere Boote, ein reiches wissenschaftliches Material, sowie über eine große Anzahl von Kleidungsstücken und Lebensmitteln für vier Jahre.

Die „Stella Polare“ sollte nach ihrer Abfahrt von Europa zunächst das Kap Flora erreichen, den Britischen Kanal durchqueren und den nördlichsten Punkt von Franz Josephs-Land erreichen. Sie sollte die Karten von Nansen und Jackson berichtigen und den ganzen Norden von Franz Josephs-Land erforschen, um festzustellen, ob wirklich Petermannland und die König Oskar-Inseln vorhanden seien. Als schließliches Ziel war eine Schlittenfahrt nach dem Pol in Aussicht genommen.



Anopheles clariger.

Das Schiff verließ am 12. Juni 1899 Christiania, langte am 1. Juli in Archangel an, fuhr am 12. Juli weiter und erreichte am 21. Kap Flora. Während dieses Teiles der Fahrt traf man wenig Eis an; erst unter dem 74. Breitegrade geriet das Schiff in Packeis, wurde aber nach 16 Stunden schon wieder frei. In den am Kap Flora von Jackson errichteten Hütten ließ der Herzog einen großen Vorrat von Lebensmitteln und vier Boote zurück. Am 26. Juli wurde die Fahrt nach der Polarregion fortgesetzt. Die Durchfahrt durch den Britischen Kanal gestaltete sich sehr schwierig; der Weg durch das Eis mußte gewaltsam gebahnt werden, und es wurden täglich nur wenige Kilometer zurückgelegt. In diesem Kanal traf die „Stella Polare“ mit dem Walfischfänger „Capella“ zusammen, der die Wellmannsche Expedition an Bord genommen hatte. Kap Fligely auf der Rudolfsinsel umfahrend, suchte der Herzog nach einem geeigneten Hafen zum Ueberwintern und drang bis zu 82° 4′ vor. Aber nördlich von Kap Fligely war keine Insel zu erblicken; man war daher genötigt, umzukehren und in der Töplitz-Bai 81° 45′ + 58 (Gr.) Halt zu machen. Die Absicht des Herzogs war, hier an Bord den Winter zu verbringen, allein in der Nacht vom 8. auf den 9. September kam es zu einer furchtbaren Eispressung, wobei das Schiff nur wie durch ein Wunder vor dem sicheren Untergang bewahrt wurde. Es wurden

Hausschutz gegen die Malaria-Mücke

Digitized by Google

daher auf dem Lande zwei geräumige, von einem gemeinsamen dritten überspannte Zelte errichtet und daneben zwei Holzbaracken für die 120 Hunde.

Sofort begann man mit Expeditionen in nördlicher und westlicher Richtung und setzte sie sechs Monate lang (bis zum März 1900) fort. Mehr mußte sich die erfrorenen Gliedmaßen amputieren lassen und durfte vier Monate lang das Zelt nicht verlassen.

Inzwischen wurde die Schlittenfahrt nach dem Pol organisiert. Sie ging am 20. Februar 1900 unter dem Kommando des Hauptmanns Cagni ab;

Die „Stella Polare" im Eis.

Fahrt auf einer Eisscholle

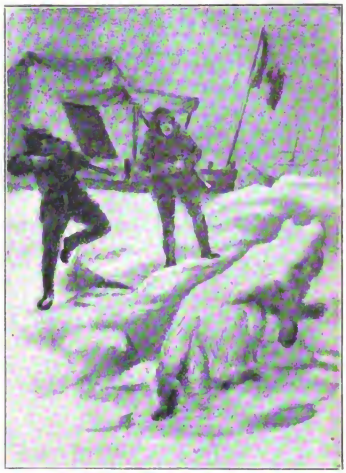
und mehr machten die Eisbären sich bemerklich, mehrere drangen bis zum Lager vor, und dem Herzog gelang es, einen zu photographieren, während Hauptmann Cagni das Tier mit seiner Büchse im Schach hielt. Auf einer am Tage vor Weihnachten unternommenen Expedition erfroren dem Herzog zwei und dem Hauptmann Cagni ein Finger. Für den Herzog verlief die Sache schlimm; er

die Witterung war jedoch derart ungünstig, daß man den Versuch aufgeben mußte. Am 11. März wurde er erneuert; man brach mit 14 Schlitten und 105 Hunden auf, hatte sich aber hinsichtlich der mitzunehmenden Lebensmittel verrechnet, so daß am 21. März Hauptmann Cagni sich veranlaßt sah, den Leutnant Querini mit drei Genossen nach dem Lager zurückzuschicken, um weiteren Vorrat zu

Digitized by Google

beſchaffen. Die Abgeſandten erreichten indes das Lager nicht: ſie haben zweifellos auf ihrem Wege dorthin den Tod gefunden. — Am 31. März ordnete Hauptmann Cagni den Doktor Cavalli ſamt zwei Leuten aus ſeiner Begleitung, ſowie zwei Schlitten und 16 Hunden nach dem Lager ab. Dieſe Gruppe erreichte das Ziel ihrer Beſtimmung am 24. April. Hauptmann Cagni ſetzte unterdes mit den Führern Campa, Pertigar und Fenouillet die Fahrt nach dem Pol weiter fort. Das Eis, das bis dahin kaum paſſierbar geweſen, begann nun beſſer zu werden und wurde ſpäter ſogar vortrefflich. Um raſcher vorwärts zu kommen und die Hunde zu ſchonen, richtete man eine große Eisſcholle glatt zu, verſah ſie mit einem Maſte und einem Segel und ſetzte auf dieſem eigenartigen in einer unſrer Abbildungen veranſchaulichten Fahrzeuge den Marſch eine Zeitlang fort. Manchmal bewegte man ſich 24 Stunden ununterbrochen vorwärts. So erreichte man den berühmten Breitegrad, bis zu dem Nanſen vorgedrungen (86° 41'), und würde wohl auch bis zum Pol gelangt ſein, wenn die Lebensmittel nicht ausgegangen wären. Am St. Markustage (23. April) drang man bis 86° 33' + 65° Gr. vor. Bis dahin hatte man ſich immer über Waſſer bewegt; von Land war keine Spur zu gewahren; die Petermann-Inſel und die König Oskar-Inſeln exiſtierten nicht. Das Eis war fortwährend gut, aber man konnte ſich nicht mehr ernähren; man mußte bereits zum Hundefleiſch ſeine Zuflucht nehmen. An eine Fortſetzung der Fahrt war nicht mehr zu denken. Unter 86° 33' errichtete man ein Denkmal aus Eisblöcken und pflanzte auf demſelben die italieniſche Fahne auf. Nachdem man zwei Tage an dieſer Stelle verbracht, trat man am 26. April den Rückmarſch an.

Derſelbe geſtaltete ſich entſetzlich. Um die Mitte des Mai brach das Eis von allen Seiten los, und man geriet jeden Augenblick in Gefahr, in der Tiefe begraben zu werden. Man marſchierte nicht mehr, man trieb auf dem Waſſer oder ſchwamm in demſelben umher. Das Treibeis nahm derart



Der Herzog der Abruzzen photographiert einen Eisbären.

zu, daß man die Hoffnung aufgeben mußte, nach dem Lager zurückzukehren.

Der Herzog hatte kaum mehr daran gedacht, ſeine Gefährten wiederzuſehen, als endlich ein Wechſel in der Trift eintrat und Cagni mit ſeinen Gefährten der Südſpitze der Rudolfsinſel zugeführt

Auf den Nordpol zu.

Digitized by Google

Phot. von gr. Rebmann.

Die Schillergräber in Gerlingen.

wurde. Nun waren sie gerettet. Am 23. Juni erreichten sie mit zwei Schlitten und sieben Hunden das Lager.

Während der Abwesenheit Caguis hatte der Herzog die „Stella Polare“ ausbessern lassen, und am 15. August konnte die Expedition die Töplitz-Bai verlassen und die Rückfahrt nach Norwegen antreten. s. f.

Das polnische Nationaltheater in Lemberg.

(Bild Seite 33.)

Die Stadtgemeinde von Lemberg hat der polnischen Nationalbühne ein prächtiges Theater gewidmet, das vor kurzem unter großer Feierlichkeit seiner Bestimmung übergeben wurde. Das Theater ist nach den Entwürfen des Direktors von Gorgolewski, Leiters der Gewerbeschule in Lemberg, mit einem Kostenaufwande von zwei Millionen Gulden erbaut worden. Die bedeutendsten polnischen Künstler, Maler wie Bildhauer, rechneten es sich zur Ehre, den Bau mit Schöpfungen ihrer Kunst zu schmücken; der Hauptvorhang ist ein Werk von Heinrich Siemiradzki, dem berühmtesten polnischen Maler der Gegenwart.

Die Schillergräber in Gerlingen.

Die Gräber von Friedrich Schillers Vater und seiner Schwester Karoline Christine auf dem Friedhofe des Dorfes Gerlingen bei Leonberg entbehrten bis vor kurzem jeden Schmuckes, ja überhaupt jedes Kennzeichens. Nur durch die Einzeichnungen im alten Kirchenbuche war die Lage der Gräber, hart an einem Pfeiler der Kirchenmauer, zu ermitteln, wo aber der Vater, wo die Tochter ihre Ruhestätte gefunden, ließ sich nicht herausfinden. Als nun vom „Neuen Tagblatt“ in Stuttgart die Instandsetzung der Gräber angeregt wurde, beschloß man, aus beiden Gräbern eine gemeinsame Ruhestätte zu schaffen, auf der eine Inschrifttafel ihren Platz finden solle. Die eingeleitete Geldsammlung hatte ein so erfreuliches Resultat, daß nicht nur eine Erinnerungstafel, ein Grabgitter und der steinerne Unterbau beschafft werden konnten, sondern auch eine Summe erübrigt wurde zur dauernden Instandhaltung der Gräber. Kürzlich nun wurde in schlichter, aber sehr eindrucksvoller Feier, bei welcher Professor Adolf Müller-Palm, der Ehrefredakteur des oben genannten Blattes, die schwungvolle Weiherede hielt, die neugestiftete Gedenktafel an den würdig hergestellten Gräbern enthüllt und der Obhut der Ortsbehörde übergeben. Die Tafel hat folgende Inschrift:

„Hier ruhen nebeneinander
Friedrich Schillers Vater und Schwester
Johann Kaspar Schiller
Herzogl. Obristwachtmeister auf der Solitude
† 7. September 1796
und
Karoline Christine Schiller
† 23. März 1796.“

Die Bergschwebebahn Loschwitz.

(Siehe auch Bild Seite 4 und 5.)

Die Bergschwebebahn in Loschwitz, welche die Gesellschaft Elektra in Dresden durch die Augsburger und Nürnberger Maschinenfabrik erbauen ließ, soll in nächster Zeit dem Betrieb übergeben werden.

Digitized by Google

Das polnische Nationaltheater in Lemberg.

Originalzeichnung von H. Hirschfeldt

Die Bergschwebebahn in Loschwitz, von der „Schönen Aussicht“ aus gesehen.

Von der nach Pillnitz führenden breiten Fahrstraße in Loschwitz, nahe der Kirche beginnend, hat die 300 Meter lange Bahn auf 80 Meter Horizontallänge eine Steigung von 83 Meter zu bewältigen, um auf die Höhe des Ortsteils „Schöne Aussicht“ zu gelangen, auf welchem das Maschinenhaus steht. Etwa 9 Meter über dem Erdboden liegen auf zwei Seiten, gestützt und verbunden von etwa sechzig eisernen Trägern, die fest und tief gegründet sind, die mächtigen, starken Eisenschienen, auf welchen die Räder der sogenannten Hängegerüste hingleiten, die mit den Wagen eine feste Verbindung haben. Komplizierte Vorrichtungen an diesem Gerüst ermöglichen sofortiges Halten: andre Einrichtungen dienen bei etwaigem Versagen der Bremse zur weiteren Sicherung. Das Aufhängen der Wagen, Bremsvorrichtung und Leitseil sind somit verschieden von den Einrichtungen der Schwebebahn Barmen-Elberfeld. Diese Bergschwebebahn, die erste ihresgleichen, durchläuft den Rücken des Abhanges bis zum oberen Endpunkte in etwa zwei bis drei Minuten, um auf einer Höhe von etwa 180 Metern über der Ostsee anzulangen. Es eröffnet sich hier ein herrlicher Ausblick über das Elbthal bis nach Dresden hin und über einen großen Teil des Erzgebirges, beinahe bis nach Meißen. Die Wagen sind für je 50 Personen berechnet. Während der eine Wagen hinabgeht, rollt der untenstehende hinauf; ein Schwanken ist ausgeschlossen. Mit dieser Bahn hat, außer der Drahtseilbahn „Weißer Hirsch“-Loschwitz, das freundliche Dorf an der Elbe oberhalb Dresdens eine sehr wesentliche Errungenschaft gemacht, da hierdurch das bequem zugänglich gemachte Gelände auf waldiger Höhe mit grünenden Gärten und vorzüglicher reiner Luft, herrlich gelegene Wohnsitze erschließt. Eine Weiterführung der Bahn ist in Aussicht genommen.

Harburg an der Wörnitz.

(Originalzeichnungen von H. Nisle.)

Wenn man mit der Eisenbahn von Augsburg nach Nördlingen fährt, durchschneidet man, nachdem das weite Lechfeld und die Donauebene passiert sind, ein felsiges Bergland, die Ausläufer des Schwäbischen Jura. Verwundert sieht der Reisende auf einmal schroffe Felswände, die das Flüßchen Wörnitz, das vorher in großen Schlangenwindungen die Ebene durchzogen, sich durchbrochen hat, um der Donau zuzueilen. Bei einer raschen Biegung um einen steilen Felskoloß zeigen sich plötzlich den erstaunten Augen die Zinnen und Türme eines imponierenden Schlosses, des Schlosses Harburg. Ein stolzer mittelalterlicher Bau ragt mit acht Türmen auf der zerklüfteten Felswand gen Himmel, — eines der pittoreskesten Bilder, die man in Deutschland finden kann. Die Burg giebt noch ein volles Bild eines mittelalterlichen Schlosses, da sie wenigstens von außen vollständig erhalten ist: sie hat alle Kriegsstürme der verflossenen Jahrhunderte unversehrt überstanden und steht noch als ein herrliches Zeugnis der Kraft unsrer Altvordern da. Schloß Harburg war der Stammsitz einer im vorigen Jahrhundert ausgestorbenen Linie der Fürsten von Oettingen. Es ist heute noch im Besitz

Digitized by Google

der Familie, doch ist es nicht mehr bewohnbar, und nur das Notwendige geschieht, um den Bau vor gänzlichem Verfall zu schützen.

Harburg an der Wörnitz ist eine der ältesten Städte Deutschlands. Schon vor 1250 war es eine reichsunmittelbare Stadt, wurde aber von Kaiser Konrad in Geldnöten an die reichen Grafen von Oettingen um 1590 Mark Silber verpfändet. Von da an blieb es im Besitz dieser Familie.

Die Wörnitz, der Ausfluß des vorgeschichtlichen Riessees, durchbricht den Jura ähnlich wie weiter östlich die Altmühl. Dieser Riessee spielt in den Sagen über die Entstehung des Schlosses seine Rolle. Die Fischer des Riessees, der bis an die Felswände des Schloßberges spülte, sollen ihre Kähne an eisernen Ringen am Felsen befestigt haben und beim Herausziehen der Kähne gerufen haben: „Harr an die Burg," woraus „Harburg" entstanden sein soll. Doch bedeutet der Name in Wirklichkeit nur Aar, Har — hart, hoch, also Hochburg (die Form ist noch vorhanden in Hartsfeld, Hertsfeld und so weiter). Das Schloß liegt auch mehr als 400 Fuß über der Stadt. Harburg hat zwei Kirchen: St. Michael im Schloß und St. Barbara in der Stadt; außerdem haben die ungefähr 400 Israeliten eine schöne Synagoge.

Jedenfalls stand schon in Römerzeiten ein Kastell hier, wie der massive viereckige Turm im Schloßhof beweist, der später als Gefängnis diente und schauerliche Behältnisse birgt. „Unholdenloch" wurde der Turm einst genannt. Die weiteren Türme sind der Pfisterturm, nach der daneben gelegenen Schloßbäckerei genannt, auch Armsünderturm, weil die Verurteilten hier ihr letztes Stündlein abwarten

Burgthor von aussen, zugleich Rückansicht des Schlosses.

Inneres Burgthor.

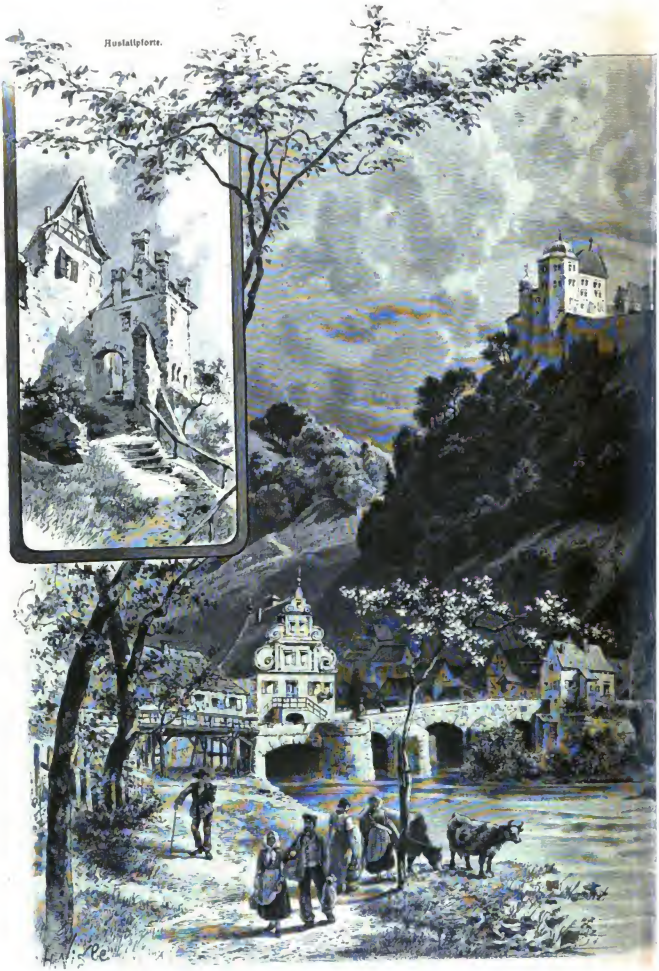
mußten, ferner Faulturm und Brunnenturm, welch letzterer den Schloßbrunnen enthielt, der 437 Fuß tief bis auf den Grund der Wörnitz geht, Glockenturm und so weiter.

Der obere Burghof wird von einem bedeckten Schloßgang vollständig umgeben, von dem aus Schießscharten herunterdrohen. Man hat von hier eine entzückende Aussicht. Ein mächtiges Thor mit massivem Fallgatter, an dem ein Wolfskopf angenagelt war, schloß den Hof ab. Es ist alles gut erhalten. Außer einem Fahrweg geht vom Städtchen aus eine über 400 Stufen zählende Treppe im Schatten herrlicher Lindenbäume direkt in den unteren Schloßhof.

Die Schloßkirche enthält in der St. Annakapelle die Familiengruft (Eingang unter der Kanzel, von zwei steinernen Wächtern behütet), und hier liegen beinahe sämtliche Glieder der ausgestorbenen Linie Oettingen. Prächtige steinerne Grabdenkmale zieren die Wände der Kirche, die 1721 erneuert, aber leider durch den Zopfstil vermuttaltet wurde. In der Gruft befinden sich auch drei alte Fahnen; die Inschrift der einen lautet:

Mors pia ad astra salit,
Vita nefanda perit.

Digitized by Google



Digitized by Google

H. Nisle

Harburg an der Wörnitz.

Digitized by Google

Seit Harburg die Gerichtsbarkeit verloren, ist vollends alles Leben aus den Gebäuden des Schlosses entflohen, und nur die Schlosssahne klagt krächzend über den Verfall. Im „neuen“ Schloß sind noch ein Festsaal und eine Reihe Gemächer ziemlich erhalten, im alten Schloß dagegen sieht man durch die Balkenlagen der Decken und Fußböden bis in den Keller.

In der Stadt fällt das Pfarrhaus als höchstes Gebäude auf. Es war früher Amtshaus und enthielt Gefängnisse, die noch 1670 benutzt wurden. Die Gefangenenzellen waren dunkel, und die Insassen konnten nicht einmal aufrecht stehen.

Der Pfarrgarten, der sich an dem Schloßfelsen emporwindet, zeigt an der Felswand eine Höhlung, die sich in den Fels hinein verliert. Man glaubt, daß dies die Mündung eines Geheimganges war, der zu Ausfällen oder auch zur Flucht der Bewohner diente. Die Stadt besteht beinahe nur aus einer Straße, die sich auf dem schmalen Terrain zwischen Schloßfelsen und Wörnitz hinzieht und sich die Schlucht zwischen dem Schloßberg und der benachbarten Höhe hinaufwindet. Die Thore, deren einst sieben vorhanden gewesen sein sollen, sind gefallen, und heute macht die Stadt einen sehr ländlichen Eindruck. Uebrigens versäume der Freunde, der dem Städtchen einen Besuch abstattet, nicht, die ausgezeichneten Wörnitzfische zu kosten. Die Stadt besitzt viel Wald, den sogenannten Karab, den eine sagenhafte Gräfin Hilaria ihr vermacht hat, aus Gewissensbissen, weil sie eine unliebe Schwiegertochter durch ihre Knechte hatte beseitigen lassen.

Harburg hat eine bewegte Vergangenheit. Im Jahre 1542 wurde es durch spanische Truppen eingenommen, 1546 durch Markgraf Albrecht erobert, am 3. August 1645 durch Turenne besetzt, 1648 durch kaiserliche und bayrische Truppen eingenommen; damals geriet das Schloß am Thor in Brand. Am 21. Juni 1800 zogen wieder Franzosen in die Stadt ein.

L. G.

Wilhelm Leibl †.

(Siehe die Kunstbeilage.)

Am 5. Dezember trug der Telegraph aus Würzburg eine Todesnachricht nach allen Gauen des Reiches, die in jedem gebildeten Deutschen aufrichtigen Schmerz wecken mußte: es war dort Wilhelm Leibl plötzlich einer Herzlähmung erlegen. Was die deutsche Kunst in ihm verliert, läßt sich kaum noch abschätzen — jedenfalls aber verliert sie in ihm einen Könner, der nicht seinesgleichen hatte auf seinem Gebiete, und einen Meister, dessen Weltruf nicht der Reklame und geschäftigem Sichvordrängen, sondern lediglich seiner reinen, mit heiligem Feuer und gottbegnadeten Mitteln betriebenen Kunst entsprang. Die Wertung, die ihm gar viele Verständige gaben, ist so hoch, daß sie jetzt an seinem frischen Grab fast wie eine überschwengliche Redensart klingen mag: sie stellt ihn schlechthin an die Spitze der deutschen Maler seiner Zeit. Man muß bedenken, was das heißen will einem Manne gegenüber, der so wenig in der Oeffentlichkeit lebte, so wenig ausstellte wie Leibl, der dem Publikum so gar keine Geschichten und Anekdoten erzählt, in seinen Bildern so wenig süße Grazie besaß wie er. Leibl war einer, zu dem die Jüngsten in der Kunst mit ebenso gläubiger Bewunderung aufsahen wie die Lober des Alten, er war unanfechtbar für alle und in allem. Und dabei wußten die Leute so wenig von ihm, und wenige nur hatten mehr als ein paar Bilder und ein paar Studien von seiner Hand gesehen — die waren dann freilich danach angethan, den Betreffenden ein Licht aufzuzünden, was Malen heiße!

Am 23. Oktober 1844 ist Wilhelm Leibl in Köln geboren worden als der Sohn des dortigen Domkapellmeisters. Die Familie stammt aus Altbayern. Einem Künstlerhause entsprossen, fand er auch leicht den Weg zur Kunst, und sein Talent hatte keine romantischen Schicksale. Als Zwanzigjähriger kam er nach München, trat bei Piloty ein, siedelte aber bald in das Atelier Rambergs über, eines Meisters, dessen feine Empfindung und intime Malkunst ihm weit anziehender sein mußte als die oberflächliche Pracht der Pilotyschen „großen Historie“. Im Jahre 1869 wagte er sich zum ersten Male mit einem Bilde an die Oeffentlichkeit; er hatte zwei Freunde von der Akademie „im Atelier“ gemalt, wie sie eben mit der Gebärde aufgeregtester Bewunderung irgend ein Kunstblatt betrachten. Jene zwei waren Rudolf Hirth und Karl Haider, talentvolle junge Maler, die sich mit Leibl, mit Trübner, Albert Lang, Steinhausen und später auch Hans Thoma um den genialen Viktor Müller geschart hatten, den Schüler Contures, der aber viel mehr von einem Besseren gelernt hatte, von Courbet. Im gleichen Jahre sollte Leibl diesen für jene Künstlergruppe so bedeutsamen französischen Maler kennen lernen. An der Münchener Ausstellung des Jahres hatte Courbet sich mit überwältigendem Erfolge beteiligt, und Leibl hatte damals ein Bildnis der Frau Gedon ausgestellt, das ihm beinahe eine Medaille eingebracht hätte — beinahe: man gab sie ihm nicht, weil man fand, für einen Akademieschüler sei die Auszeichnung des Guten denn doch ein bißchen zu viel. Jedenfalls war Leibls Geschick entschieden, sein Weg führte aufwärts. Im „Deutschen Hause“ aber, dem ersten künstlerischen Wirtshause Münchens, fanden sich, wie Muther erzählt, der deutsche Jüngling und der französische Meister, und des ersteren Auge strahlte, wenn er jenem gegenübersaß und in Ermanglung eines andern Verständigungsmittels ihn durch handfestes Zutrinken seiner Hochachtung versicherte: Prosit Courbet! — Prosit Leibl! Sie kamen sich noch näher. Im gleichen Jahre führte Leibl ein Auftrag nach Paris, wo er freilich des losbrechenden Krieges halber nur drei Vierteljahre bleiben konnte: aber diese Zeit war von größtem Einfluß auf seine

Digitized by Google

Entwicklung als Maler. Vielleicht hat auch die intime Berührung, in der die Meister von Barbizon mit der Natur lebten, beſtimmend auf Leibl eingewirkt: als er zurückkehrte, miſchte er ſich nicht ins Getriebe der ſüddeutſchen Kunſtmetropole, ſondern zog, nachdem ihn der König von Preußen vom Militärdienſt befreit hatte, aufs Land, und zwar zunächſt nach Schondorf am ſtillen, ein wenig düſteren Ammerſee, dann nach Berbling bei Aibling und hierauf (1884) nach dem letzteren Orte ſelbſt, wo er ſich dauernd niederließ. Die lichterfüllte, farbenreiche Moorgegend zog ihn wohl in gleicher Weiſe an wie der geſunde, wetterfeſte Menſchenſchlag jener Gegend. Das Leben dieſer Leute teilte er von nun ab, ein Bauer unter Bauern, und der Schilderung dieſer Menſchen weihte er ſeine Kunſt. Er baute ſich ein ſchlichtes Atelier und ein echtes und rechtes Bauerhaus, in dem er wohnte. Und unter den Bauern und Jägern da draußen war ihm wohl, mit ihnen teilte er Freude und Leid, und mit ihnen rauchte und trank er auch im Wirtshaus, wenn Feierabend war, und mit ihnen ranzte er auch gelegentlich, wenn anders die Fama recht erzählt.

In Berührung mit Kunſt und dem, was man ſonſt mit mehr oder weniger Recht Kultur nennt, ſtand Leibl faſt gar nicht mehr. Er war ſo reif und fertig, ſo ſtark und geſund, als er mit ſechsundzwanzig Jahren in die Einſamkeit zog, daß er nur zu verlieren und nichts zu gewinnen hatte. Was ihn aber im letzten Grunde in dieſe Einſamkeit getrieben hat, das wiſſen wohl nur ſeine intimſten Freunde. Hat er ſich im Bacchantenkammel des zweiten Kaiſerreichs zu Paris einen Ekel vor der Welt geholt? Hat ihn das Künſtleridyll der Millet und ſo weiter zur Nachahmung angeregt? Oder war es doch einfach ſein unverfälſchtes inneres Weſen, ſeine Kraft, Einfachheit, Wahrheit und Schlichtheit, ſeine grenzenloſe Naturliebe, die ihn den Aufenthalt in der Stadt verleidete? Seine Kunſt hat ſicher bei dieſem Einſiedlerleben gewonnen, aus allem ſeinem Schaffen ſpricht ein ſo wundervolles Gleichmaß der Seele, die Ruhe eines Geiſtes, den keine Ehrſucht und kein Groll verwirrt, der nur eines will und erſtrebt: der großen Lehrmeiſterin Natur ſo nahe kommen in der Kunſt, als einem Sterblichen möglich iſt. Leibls einziger künſtleriſcher Verſteher war ſein Freund Sperl, der treffliche Landſchaftsmaler, mit dem er in Aibling gemeinſamen Haushalt führte; er hat auch gemeinſam mit ihm manches Bild gemalt, und die beiden wußten gar wunderſam zuſammen zu arbeiten.

Die breite Oeffentlichkeit hat Leibl zum erſten Male in Aufregung verſetzt, als er ſein berühmtes Bild „In der Kirche“ in einem Atelier an der Auguſtinſtraße öffentlich ausſtellte. Staunt die Menge die fabelhaft feinen Details des Bildes an, ſo hatten die Kenner zu ſtaunen, wie groß und ruhig, wie wunderſam ſtimmungsvoll trotz dieſer Details das Ganze war — vielleicht das koſtbarſte Bild, das in unſerer Zeit gemalt worden iſt. Kaum minder bedeutend ſind wohl ſeine „Dorfpolitiker“, fünf alte Bauern beim Zeitungsleſen. Und ſo hat er eine ganze Reihe intimer Schilderungen kleinſtädtiſchen oder bäuerlichen Lebens geſchaffen, lauter Werke, die die Liebe geweiht hat, die treu und wahr ſind und weder nach der gefälligen noch nach der häßlichen Seite zu manieriert. „In der Bauernſtube“ heißt ein kleines Juwel, das die neue Pinakothek in München beſitzt, „Die neue Zeitung“ ein zweites, „Am Spinnrocken“, „In der Kleinſtadt“, „Der Jäger“ (1889) in Paris viel bewundert), „Die Wilderer“, „Bauernjägers Einkehr“, „Dachauerinnen in der Schenke“ (Berliner Nationalgalerie) nennen ſich andre. Dazu hat Leibl ungezählte Studienköpfe und Porträts gemalt, manches Mal wechſelnd in der Ausdrucksweiſe, bald die Einzelheiten ſo weit als möglich treibend, bald breit und ſaftig in ſeiner Malerei, bald zart und fühl im Ton, bald ſaftig und goldig — immer aber mit ganzer Seele bei der Sache und immer ſo ſtark perſönlich, daß auch eine willkürlich abgeſchnittene Studie, wie ſeine berühmten Händebilder, mehr zu geben hat wie ganze figurenreiche Werke andrer, ſehr beliebter Maler.

Leibl. Sperl.

Wilhelm Leibl vor ſeinem Atelier in Aibling.

Sein Schaffen war nicht abgeſchloſſen, als er ſtarb, er iſt aus blühendem Wirken herausgeriſſen worden, das iſt bitter zu beklagen! Aber er hat dafür nicht langſam ſterben, nicht Abſchied nehmen müſſen von ſeinem Heim, ſein Rieſenkörper hat ſich nicht in marterndem Krankheitswochen hinquälen müſſen zum Ende. Er fiel wie eine Eiche, die der Blitz zerſtört. Gönnen wir ihm den ſchönen, leichten Tod!

F. v. O.

Digitized by Google

Nerven.

Novelle

von

(Schluß.)

Georg Freiherrn von Ompteda.

IV.

Wir erwarteten Morsum am Bahnhof. Ich sah, daß er außerordentlich aufgeregt war und übernächtig aussah. Sein Wesen gefiel mir nicht, aber ich sagte nichts, und als Ziesow eine entsprechende Bemerkung machte, antwortete Fritz:

„Die Eisenbahnfahrt macht einen doch höllisch kaput. Ich habe die unangenehme Eigenschaft, daß ich auf der Reise nicht schlafen kann."

Wir gingen sofort ins Hotel. Am andern Morgen früh sieben Uhr sollte das Duell auf einem Platz hinter dem Prater in der Nähe der Freudenau zwischen Donau und Donaukanal stattfinden.

Ich hatte mir alles mögliche überlegt, was ich mit dem Freunde vornehmen wollte, ihn auf andre Gedanken zu bringen. Ich war dafür, den Abend in irgend ein Theater zu gehen, denn wir konnten doch nicht im Hotel sitzen bleiben. Wir wollten uns aber auch in kein andres Restaurant begeben, schon wegen der Möglichkeit, unsre Gegner etwa wiederum am Nebentisch zu treffen.

Endlich besuchten wir das Karltheater und sahen eine Operette. Es war keine der besten, der Name ist mir entfallen. Das Haus war nur halb voll, und das macht immer einen deprimierenden Eindruck.

Vor Schluß brachen wir auf und kehrten ins Hotel zurück. Ich wollte vorschlagen, uns noch eine Weile zusammenzusetzen, aber Ziesow, der bei seiner Ruhe und bei seinen Bärennerven offenbar gar nicht auf den Gedanken zu kommen schien, daß die Geschichte unsern Freund aufregen könnte, meinte, es würde das allerschlauste sein, wir gingen alle recht zeitig zu Bett, um am andern Morgen frisch zu sein.

Das ließ sich ja hören, und er hatte im Grunde genommen auch recht. Nur wußte ich, daß Fritz nicht würde schlafen können. Aber dieser ging sofort darauf ein, und wir sagten uns Gutenacht, um unsre Zimmer aufzusuchen. Auf der Treppe blieb er jedoch zurück und flüsterte mir zu: „Bitte, komm doch noch ein bißchen mit auf mein Zimmer."

Ich folgte ihm. Und als wir uns allein befanden, sagte er: „Weißt du, so nahe stehe ich ja Ziesow gar nicht, und zu dem, was ich vielleicht sprechen möchte, müßten wir auch allein sein. Der gute Ziesow wird wahrscheinlich bald schlafen. Ich allerdings, das sage ich dir gleich, kann nicht schlafen."

Ich meinte nur, indem ich ihm die Hand auf die Achsel legte: „Aber Fritz, den Versuch müßtest du machen! Etwas schlafen mußt du."

Doch er wehrte sich: „Nein, das ist mir ganz unmöglich, ich würde nicht schlafen können. Ich bitte dich bloß um eins, thu mir den Gefallen und bleibe diese Nacht bei mir."

Ich versuchte noch einmal ihm zuzureden und führte als Grund an, er würde am andern Morgen durch seine Müdigkeit einen schlechten Eindruck machen, würde unsicher sein und nicht Herr seiner Waffe.

Doch plötzlich blickte mich Fritz an: „Das ist ganz gleich."

„Wieso denn?"

„Nun, dieser Kantorovich hat ja als Beleidigter den ersten Schuß. Zum zweiten werde ich ja gar nicht kommen."

„Was sagst du denn da nur wieder! Wieso denn?"

Wir hatten uns nebeneinander an den Tisch gesetzt, auf dem eine Flasche Wein und zwei Gläser standen. Er beugte sich vor und sagte zu mir, während mich seine Augen groß und glühend betrachteten:

„Ziesow hat mir gesagt, wie die Sache liegt."

Digitized by Google

Wilhelm Leibl

In der Kirche.

Digitized by Google

Ich erschrak: „Was hat er dir gesagt?“

„Nun, er hat mir gesagt, ich solle mich vorsehen und gut zielen, denn diese Gesellschaft hätte mir den Tod geschworen. Ich habe dir's doch schon gesagt, ich bin sozusagen zum Tode verurteilt. Das ging ja aus den ersten Verhandlungen hervor, sie haben ja in einem der ersten Briefe gesagt, sie betrachteten sich alle gleichmäßig als beleidigt. Na, wenn's dem einen nicht glückt, mich über den Haufen zu schießen, da wird's vielleicht dem andern glücken. An die Reihe komme ich doch. Wie ein Hirsch, der einmal vom Forstpersonal auf die Abschußliste gesetzt worden ist und fällt, sei es heute, sei es morgen, sei es vom Oberförster, vom Förster, vom Jagdherrn — er fällt jedenfalls, darüber ist kein Zweifel, er wird abgeschossen. Und mich wollen sie eben zur Strecke bringen!“

Er hatte nur meine eigne Ansicht ausgedrückt, doch suchte ich ihn zu beruhigen und erfand allen möglichen Trost. Aber er schüttelte nur immer traurig den Kopf und sagte endlich, nachdem ich ihm lange zugeredet: „Offen gestanden, ist mir's wirklich das liebste, wenn's mit dem ersten Schuß aus wär'. Es wäre möglich, daß ich mich bei dieser ersten und einzigen Gelegenheit morgen noch halte, noch anständig benehme, aber weißt du, wenn die Marter noch einmal losgehen sollte und zum drittenmal und viertenmal — nein, das hielte ich nicht aus. Ich bin durch diese Zeit des Hinziehens, des Wartens so elend geworden, so mürbe, so herunter, — ich will, daß die Geschichte morgen mit einemmal zu Ende ist.“

Wieder suchte ich ihm zuzureden, aber ich weiß nicht, — war es, daß ich gegen meine Ueberzeugung sprach, oder waren thatsächlich meine Gründe so schwach? — genug, ich hatte das Gefühl, daß ich da doch bloß Unsinn redete.

Es war schon ziemlich spät, und da ich die feste Ueberzeugung hatte, daß ich wirklich nicht im stande war, ihn zu beruhigen oder ihm irgendwie zu helfen, so meinte ich, wäre es meine Pflicht, ihn jetzt allein zu lassen, damit er sich noch ein paar Stunden hinlegen konnte. Vielleicht ruhte er etwas den Körper aus, und die Spannung seiner Nerven ließ nach.

Ich kündigte also Fritz meinen Entschluß an, zu Bett zu gehen. Um sieben Uhr müßten wir draußen sein, vorher sollte noch etwas gefrühstückt werden — also mußten wir meiner Ansicht nach mindestens um fünf aufgestanden sein.

Er war außer sich und sagte, indem er mich bei beiden Händen packte: „Ich bitte dich, bleibe bei mir!“

„Das wäre geradezu unrecht von mir.“

Er bat aber noch einmal: „Ich bitte dich, bleibe hier! Laß mich nicht allein! Ich will dir etwas sagen. Wir brauchen ja nicht zu sprechen. Ich kann ja nicht schlafen, aber du sollst schlafen. Lege dich hier hin, bloß, daß ich nicht allein bin.“

Ich strtit mich mit ihm hin und her. Endlich sagte er, als letzten Trumpf, um mich zu bewegen, hier zu bleiben:

„Es ist ja ohnedies jetzt alles ganz einerlei, ich kann mich vor dir enthüllen, ich schäme mich ja gar nicht mehr. Morgen früh ist doch alles aus. Also ich will dir's nur gestehen: ich habe einfach Angst allein im Zimmer.“

Das kam mir gar nicht unglaublich vor bei seiner Gemütsverfassung, in der ihm die Nerven wirklich einen Streich spielen konnten.

Ich erklärte mich also bereit, zu bleiben. Meine Nachtsachen hatte ich nicht hier, schlafen würde ich ohnedies nicht, denn das Schicksal des Freundes ging mir zu nahe. Ich zog also meinen Rock aus, streckte mich auf das Sofa, hüllte mich in ein paar Decken, sagte kurz „Gute Nacht!“ und drehte mich auf die Seite.

Er blieb im Stuhl sitzen und machte keine Anstalten, zu Bett zu gehen. Ich hatte mich so gelegt, daß ich das Zimmer übersehen konnte. Nun blinzelte ich ab und zu zwischen den Lidern hindurch, um mich zu überzeugen, ob ihm nicht doch etwa die Augen zugefallen wären. Aber ich sah ihn nur immer dasitzen, starr den Blick vor sich hingewendet. Ich richtete mich also auf, warf meinen Rock wieder über, setzte mich hin und sagte:

„Fritz, ich kann dir's nachfühlen, wenn du nicht schlafen kannst. Na, und wenn du nicht schlafen kannst, will ich auch nicht schlafen. Komm, wir wollen uns unterhalten.“

Er blickte mit etwas freundlicherem Ausdruck auf, und ich fing nun an, ihm alles mögliche vorzureden. Als mir schließlich gar nichts mehr einfiel, nahm ich eine Nummer der Zeitung, die ich in der Tasche hatte, und begann vorzulesen.

Aber bald merkte ich, so konnte es nicht weitergehen. Ich stellte daher meine Versuche ein, und er fing zu reden an.

Ich ließ ihn ungestört sprechen. Vielleicht habe ich hie und da ein bedauerndes Wort gesagt, habe ihm zugeredet, geschmeichelt, ihm auch, das weiß ich, dazwischen die Hand gegeben. Mir wurden die Augen naß. Aber ich sah ein, da war nichts zu entgegnen, man mußte ihn eben reden lassen. Vielleicht entlastete es sein Herz.

Je mehr die Stunden fortschritten — denn es dauerte lange, lange Zeit —, je mehr wir uns dem Morgen näherten, dem Augenblick, wo es hieß, mit dem Fiaker hinaus in den Prater zu fahren zu der verhängnisvollen Begegnung, desto mehr hatte ich im Innern die feste Ueberzeugung, der Mann dort mir gegenüber, der Freund an meiner Seite, ist in ein paar Stunden nicht mehr auf dieser Erde.

Seine Worte waren mir wie das Bekenntnis eines Sterbenden. Er sprach immer mehr ohne Schleier, ohne Rücksicht, ohne Angst, ohne Scham, und alles, was er sagte, diente dazu, eines zu beweisen, zu erklären, zu entschuldigen: seine ‚Feigheit‘.

„Ich bin von Kindheit an furchtsam gewesen. Ich hatte Angst als Knabe von der Schaukel zu

Digitized by Google

fallen. Andre Kinder, die wohl ein Gewehr geschenkt bekommen, freuen sich zu schießen. Ich habe es nur zagend in die Hand genommen, und ich erinnere mich noch deutlich, daß ich es nicht abfeuern wollte, um keinen Preis der Welt.

„Ich glaube, zu den Angstgefühlen, die mich mein ganzes Leben hindurch gequält haben und sich allmählich immer mehr entwickelten, hat meine Erziehung den Grund gelegt. Mir wurde als Kind Angst gemacht vor dem schwarzen Mann. Zur Strafe wurde ich in die dunkle Stube gesperrt, und das Entsetzen, das mich da überkam, werde ich nie in meinem Leben vergessen.

„Vor meinem Vater hatte ich solche Furcht, daß sich dieses Angstgefühl heutigen Tages noch nicht recht verloren hat. Jetzt ist Mangel an Vertrauen daraus geworden, der mich zum Beispiel dahin gebracht hat, daß mein Vater von diesem ganzen Handel, in den ich hier verstrickt bin, absolut keine Ahnung hat.

„Früher, wenn ich einer Gefahr direkt gegenüberstand, hatte ich keine Angst mehr, oder sie kam mir doch nicht zum Bewußtsein. Aber was vorherging, das war es, was mir das Gefühl der Angst verursachte.

„Warten! Warten! Dieses verfluchte Wartenmüssen, in Hangen und Bangen schweben, ob es einträfe oder nicht — das ist mir zeitlebens grauenvoll gewesen.

„Es hat mich gequält, wenn ich auf der Schule irgend etwas ausgefressen hatte, ob es gemerkt würde oder nicht. Ich hatte keine ruhige Minute mehr, bis ich dem Klassenlehrer gegenüberstand, um zur Rechenschaft gezogen zu werden. Ich malte mir alles mögliche aus, was passieren könnte. Für die geringste Kleinigkeit fürchtete ich von der Schule fortgejagt zu werden. Stand ich dann wirklich dem Betreffenden gegenüber, so erinnere ich mich, daß verschiedentlich von den Lehrern behauptet wurde, ich ginge nicht in mich, sondern sei geradezu frech.

„Ich hatte auf der Schule verschiedene Mitschüler, die einem das Gruseln beibringen wollten. Alle möglichen Sachen wurden dazu ausersehen. Es war die Rede davon, ob man wagen würde, nachts einen Gang an der Kirchhofsmauer entlang zu thun. Und als ein paar Mitschüler herausgefunden hatten, daß mir das unangenehm war, wurde ich damit geschunden und gequält. Mein Ehrgefühl wurde aufgestachelt, ich sollte beweisen, daß ich nicht Angst hätte, — und das habe ich verschiedentlich gethan, statt es als vernünftiger Mensch einfach für einen Jungenstreich anzusehen und zurückzuweisen.

„Da war zum Beispiel so etwas, dessen ich mich bis zu meinem Tode entsinnen werde . . ." Fritz lächelte trübselig und fuhr fort: „Also werde ich mich dessen nicht mehr lange zu entsinnen brauchen.

„Es handelte sich um eine Geschichte, die unter uns herumging. Man sollte um Mitternacht in einen ganz einsamen Saal gehen, wo sich ein Spiegel befand. Dann sollte man zwei Lichter anstecken, vor den Spiegel treten, die Lichter rechts und links halten, in das Glas sehen und, indem man sich fest in die Augen blickte, dreimal seinen eignen Namen rufen und jedesmal laut hinein lachen. Es hieß, dann erschiene im Spiegel ein übernatürliches Gesicht, eine fürchterliche Fratze.

„Ich kann mich nicht mehr deutlich entsinnen, wo meine Mitschüler das eigentlich her hatten, ob es aus irgend einem älteren Romane stammte. Genug, hinter dem Gymnasium befand sich ein Gartensaal, der zu einem daneben liegenden Restaurant gehörte.

„Da gab es das erforderliche Material: Saal, Dunkelheit, Spiegel, Einsamkeit. Lichter wurden hineingestellt und Streichhölzer.

„Ich weiß, daß ich eine fürchterliche Angst hatte, ich weiß, daß sich alles in mir dagegen empörte, ich wollte nicht hinein. Hätte ich einen wirklichen Feind gehabt, konnte ich gegen jemand kämpfen, so war es etwas andres, aber das — nein. Ich dachte daran nur mit Entsetzen. Aber ich fürchtete mich vor dem Gerede der Mitschüler, und als der eine, ein großer, frecher Schlagetot, behauptete: ‚Der Morjum, der thut das nicht, der fürchtet sich viel zu sehr!' — da meinte ich, es mit meiner Ehre nicht anders vereinbaren zu können, als es eben zu thun.

„Ein Tag wurde festgesetzt und Mitternacht erwartet. Ich trat in den schweigenden Garten in einer finsteren Nacht. Kein Mond schien, kein Licht war in der Nähe. Ich tastete mich zum Eingang des Saales, und als ich den Saal durchschritt, schnell und hastig, weil ich die Qual möglichst abkürzen wollte, war es mir, als tönte das Echo meiner Schritte von allen Seiten wieder, wie unterdrücktes Lachen oder Kichern.

„Ich trat an den Spiegel, zündete die Lichter an, hob sie mit beiden Händen empor und erblickte im Spiegel mein entsetztes, fahles, eingefallenes Gesicht. Schon da hatte ich kaum die Kraft zu rufen, aber ich gewann es noch über mich und rief dreimal meinen Namen in den Spiegel hinein und lachte dreimal kmz und heiser mit vor Angst fast erstickter Stimme. Als der letzte Klang verhallt war und ich mit übermenschlichem Grauen auf das Fratzenspukgesicht wartete, das mir dort im Spiegel erscheinen sollte, klang plötzlich ein gellendes Lachen von allen Seiten.

„Was dann geschehen ist, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, daß ich die Lichter habe fallen lassen, und daß ich schwer krank wurde. Ein Nervenfieber hatte sich eingestellt.

„Die Erklärung fand sich später einfach genug. Die Mitschüler hatten sich im Saale versteckt, hatten gelichert, als ich in den Saal trat und endlich die gellende Lache aufgeschlagen, als ich dreimal meinen Namen gerufen.

„Es war ja ein dummer Schülerwitz, aber er hätte einen vielleicht den Verstand kosten können.

Digitized by Google

„Dann kamen noch andre Sachen: das Anfassen einer Totenhand und, wie ich schon sagte, der Gang über den Kirchhof im Mondenschein.

„Ich mag gar nicht daran denken! Ich wollte dir bloß sagen, wie das alles gekommen ist, und was offenbar an meiner Erziehung und von meinen Mitschülern an mir versehlt wurde.

„Wenn man etwas älter wird, pflegen solche Ueberreizungen der Phantasie bald zu verschwinden. Andern geht es so! Mir nicht. Ich habe jahrelang unter der Furcht gelitten.

„Mein Verstand sagte mir ja, daß das meiste, was ich dachte, vermutete, wovor ich mich fürchtete, Unsinn sei. Aber der Verstand hatte gut reden, das Gemüt hielt nicht Schritt. Ich habe mich nicht vor Einbrechern gefürchtet, vor Mördern und Dieben, vor Menschen, ich fürchtete mich vor dem Uebernatürlichen, obgleich ich wußte, daß es doch nichts Uebernatürliches gab.

„Ich fürchtete mich davor, allein durch den Wald zu gehen, wenn es rauschte in den Zweigen, wenn weit und breit niemand zu sehen war, wenn vielleicht die Dämmerung einbrach. Mir war es dann immer, als erwache heimliches Leben, als müsse hinter jedem Baume einer stecken, einer — ja, wer? — irgend einer!

„Ich erinnere mich eines Rittes, den ich im Manöver, als ich in der Nacht als Patrouille fortgeschickt worden, durch den Wald gemacht. Auf der Straße hallte das Geklapper der Hufe wieder, ab und zu schien der Mond, ab und zu verbarg er sich hinter den Wolken. Einmal lag alles im tiefen Dunkel da, und nur die Straße hob sich in der Nacht matt ab. Da war es mir, als wären überall Hindernisse auf dem Wege. Ich dachte, ich müßte jeden Augenblick mit dem Pferde fallen, als wären Seile ausgespannt, Drähte, so daß der Gaul stolperte und sich überschlüge.

Dann meinte ich wieder, wenn der Mond durch die Wolken brach, in dem Schatten irgend etwas zu sehen: es lag jemand am Wege, unter einem Baume saß eine Gestalt, und bestärkt wurde ich darin, daß der Gaul hie und da einen Seitensprung machte, schente und nicht vorwärts wollte.

„Ich weiß ja jetzt ganz genau: das Pferd war eben bodenscheu und ängstigte sich vor jedem schwarzen Fleck oder weißen Punkte. Ich wußte es auch damals, aber diese Erklärung genügte mir nicht, daß ich hätte die Furcht hintanhalten können.

„Und dann, — weißt du, ist es nun Ueberreizung der Nerven oder ich weiß nicht was, — aber ich kann nicht allein schlafen. In einem Hotel allein im Zimmer zu sein, ist für mich geradezu eine Qual. Ich denke immer, ich bin nicht allein, ich denke immer, es müsse jemand im Zimmer sein, und wenn ich auch zuschließe, er müsse herein kommen. Ein unbestimmtes Grauen packt mich dann. Ich wehre mich mit dem Verstande dagegen, aber es nützt nichts.

„Wenn ich nach Hause komme und schlafen gehen will, habe ich mir ein paarmal schon eingebildet, es läge jemand in meinem Bett. Ich war's selbst, ich lag schon im Bett, und ich kam doch eben wieder. Natürlich war es nichts als eine momentane Erregung der Nerven, die übrigens bald wieder vorbeiging.

„Das hat Jahre gedauert, aber ich habe es allmählich überwunden. Dafür hat sich immer mehr bei mir das eine ausgebildet — die Angst vor der Gefahr.

„Ich habe vor morgen eine Angst, ich kann dir's gar nicht beschreiben. Es überläuft mich immer. Ich weiß, daß mein Herz schneller schlägt, wenn ich nur daran denke. Wenn ich meine Brust befühle, merke ich, wie erregt es ist. Ich bekomme Sausen in den Ohren. Es scheint mir, als trübte sich mein Gesicht, als träte mir das Blut in die Augen. Ich werde unsicher, ich weiß nicht mehr, was ich denke und was ich rede.

„Siehst du, der Augenblick der Pistole gegenüber — mein Gott, einmal kann man ja nur sterben — ist es nicht, aber der Gedanke daran, wieviel Zeit vergeht, bis es dahin kommt! Das bohrt mir in die Knochen, das erregt mich, daß mir alle Glieder schlagen.

„Und nein, das ist es doch nicht, daß die einzelnen Sachen vor sich gehen, die nun einmal im Laufe eines Duells bestimmt sind, sondern, wie ich das Einzelne auffassen werde, ob man mir meine Furcht ansehen wird.

„Es ist ja lächerlich, es ist ja ganz gleich. Wenn dieser Serbe mich nun morgen über den Haufen schießt, dann ist die ganze Sache erledigt. Es könnte mir also ganz gleich sein, und doch — nein, nein, es ist gräßlich, es ist furchtbar! Werde ich zittern, werde ich frieren? Laß es doch kalt sein, dann friere ich. Aber wenn ich nun warm angezogen bin oder wenn es nicht kalt ist, und es ist doch heute kein kalter Tag gewesen, was habe ich für einen Grund zu zittern?

„Und dann denke dir das verächtliche Gesicht des Serben, wenn er sähe, daß ich zittere. Vor dem Tode zittere ich nicht. Ich habe an meine Angehörigen geschrieben, ich habe meine Verhältnisse geordnet, ich habe schon einen Strich unter mein Leben gemacht. Also siehst du, den Tod fürchte ich nicht.

„Aber nun denke dir bloß einmal, wenn ich die Pistole hebe, und der Lauf geht hin und her! Oder denke dir, daß mich plötzlich die Angst so überkommt, daß ich, ehe ihr ein Kommando gegeben habt, ehe ich daran bin, schieße. Dann wird mich der Serbe stehen lassen, und seine Sekundanten werden sagen: ‚Dieser Mann ist gar nicht satisfaktionsfähig.'

„Und ich? Ich stehe zu Schimpf und Schande da, als Opfer meiner Nerven.

„Kannst du verstehen, was ich dir da sage? Ich glaube, ein andrer kann es gar nicht verstehen. Kannst du das mitfühlen, sag mal, bitte, sag, kannst du das? . . ."

Mir wurde es schwer, auf Fritzens Worte zu

Digitized by Google

antworten. Nachfühlen konnte ich es nicht, aber einen Trost mußte ich ihm doch geben, darum sagte ich: „Du hast mir das alles so genau erklärt, daß ich wohl im stande bin, dich zu begreifen. Du thust mir leid, Fritz, ich kann ja gar nicht sagen, wie . . . Aber sieh einmal, raffe dich zusammen, sei doch vernünftig, so was wird nicht geschehen, behalte mich im Auge und thue ganz genau das, was ich dir sage. Ich gebe dir das Versprechen, es länft alles ganz glatt ab."

Ich setzte mein Zureden noch eine Weile fort, und es schien auch Eindruck auf ihn zu machen: er wurde sichtlich ruhiger. Doch gänzlich beruhigt hatte ich ihn nicht.

Die Stunden verstrichen, ich merkte, es war keine Rede davon, daß er schliefe. Aber ich war, während mir nun Fritz immer noch weitere Beweise gab von dem, was er seine Feigheit nannte, so müde geworden, daß mir doch ab und zu die Augen zufielen.

Aus dieser halben Dusselei erwachte ich plötzlich dadurch, daß Fritz sich mir genähert, sich an meiner Seite niedergelassen und mich nun fragte, indem er meine Hand nahm, herzlich, eindringlich, flehend: „Bitte, sage mir nur eins: verachtest du mich sehr?"

„Aber wie kannst du nur so was meinen!"

Dabei reichte ich ihm die Hand und fügte hinzu: „Wenn ich dich verachtete, glaubst du, daß ich morgen dein Sekundant sein würde?"

Es leuchtete freudig in seinen Augen auf, als er sprach: „Das ist richtig. Daran habe ich nicht gedacht. Siehst du, das ist mir ein Trost."

Es schlug fünf. Die Stunde rückte immer näher. Und nun machten wir uns daran, uns vorzubereiten. Wir hatten dem Wirt gesagt, daß wir frühzeitig eine Wagenfahrt in die Umgegend Wiens unternehmen wollten. So war bereits um sechs Uhr der Fiaker bestellt.

Mit den Vorbereitungen verging einige Zeit, und ich sorgte dafür, daß mehr zu thun sei, als wirklich nötig war. Ich packte so und so oft alles hin und her, ich schloß Sachen hier ein und da und dort, ich lief in mein Zimmer hinüber und kam wieder. Denn Thätigkeit ist schließlich das beste Mittel gegen Gedanken, die einen quälen.

Viel half es natürlich nicht. Und Fritz sagte nach einiger Zeit, nachdem er mir zugesehen und mein Gebaren gemerkt hatte, müde lächelnd: „Du strengst dich aber zu sehr an . . ."

Der Kaffee war gekommen. Ich frühstückte ordentlich und wollte Fritz zureden, etwas zu sich zu nehmen. Aber es war nicht möglich, er war nicht dazu zu bringen. „Das giebt dir gerade Kraft, du mußt doch wenigstens einen Schnaps trinken."

Er schüttelte nur den Kopf. Vergebens suchte er einen Kipfel herunter zu würgen. Er hatte kaum den Bissen in den Mund genommen, dann legte er das Brot fort.

Jetzt mußte Ziesow jeden Augenblick kommen.

Fritz nahm mich schnell beiseite und sagte, indem er sich ängstlich umblickte, als könnte es doch jemand hören: „Sieht man es mir sehr an?"

Er sah verfallen aus, hohlwangig, seine Augen lagen tief. Er war sehr blaß. Aber ich wollte ihm nicht noch Angst machen und meinte:

„Du siehst überhaupt nicht sehr wohl aus. Aber das ist von den ganzen Aufregungen der vorhergehenden Tage und Wochen. Ziesow weiß das ja auch. Dem wirst du sicher nicht auffallen. Und den Herren Serben, — na, laß die doch denken, was sie wollen."

Doch Fritz schien mir nicht recht zu trauen, ging an den Spiegel und warf einen Blick hinein, nur scheu und flüchtig, dann wandte er sich zu mir herum: „Man sieht es mir an. So kann ich nicht hingehen."

Wieder riet ich ihm, einen Cognac zu trinken, und diesmal folgte er. Er trat an den Tisch und schüttete das Getränk schnell hinunter. Dann machte er „Prr" und schüttelte sich.

„Na, ist's nicht gleich was andres? Nun setzt du noch einen drauf. Was?"

Doch das wollte er nicht. Er hatte Angst, betrunken zu werden.

Da trat auch schon Ziesow ein. Ich merkte ihm das Bestreben an, möglichst guter Laune zu sein und unbefangen zu thun. Er erzählte alle möglichen Scherze, er habe ausgezeichnet geschlafen und wäre wütend gewesen, daß der Kellner ihn geweckt hätte. Aber dummerweise habe er nicht ans Frühstück gedacht. Es wäre wohl noch Zeit genug, daß er auch noch etwas zu sich nehme. Dabei klingelte er und bestellte sein Frühstück auf Fritzens Zimmer.

Fritz ging hin und her und sprach kein Wort. Ziesow zwinkerte mir mit den Augen zu, und als Fritz einen Augenblick hinausgegangen war, sagte er: „Nun, wie steht's mit dem moralischen Element? Er wird uns doch Ehre machen?"

„Natürlich!" antwortete ich. Aber Herr von Ziesow fügte noch hinzu: „Wissen Sie was? Es ist doch besser, er trinkt erst mal einen Cognac! Der Morgen ist frisch, man steigt eben aus den Federn, dann kommt die Wagenfahrt, die einen auch nicht gerade wärmer macht. Was meinen Sie dazu?"

„Sagen Sie's ihm doch!"

Als Fritz wieder hereinkam, rief Ziesow, indem er ihm ein Glas Cognac reichte: „Na, lieber Graf, nun machen Sie mal los. Auf einen glücklichen Ausgang!"

Dabei geschah das Unglück, daß Fritz, der offenbar das Glas hatte nehmen wollen und schon ein lächelndes Gesicht zog, was ihm, wie ich merkte, höllisch sauer ward, daneben griff und Ziesow das Gläschen zu zeitig losließ, so daß es zu Boden fiel und zerbrach.

Keiner von uns sprach ein Wort. Aber es war ein unangenehmer Zwischenfall, und wir suchten möglichst schnell durch ein paar gleichgültige Redensarten darüber hinweg zu kommen.

Digitized by Google

Glücklicherweise traf auch eben der Kellner mit Ziesows Frühstück ein.

Aber ich sah, daß Fritz leichenblaß geworden war. Und von nun ab redete er kein Wort mehr.

Im Fiaker sausten wir durch die erst wenig belebten Straßen, am Karltheater vorüber, wo wir am Abend die Operette gesehen, dem Prater zu. Die wundervolle Allee ging es in rasendem Tempo hinab — wir hatten sofort den Fiaker eingeweiht, der bloß ein verständnisinniges Gesicht machte und keine Miene verzog. Am Praterstern bogen wir links ab, und dann kamen wir auf einen Feldweg in die Wiese hinaus, auf der der Tau lag. Die Nähe der Donau verriet sich durch Nebel, die dort drüben herumspukten. Es war trübes Wetter, eine regnerische Stimmung in der feucht gesättigten Luft.

Als wir auf dem Platz anlangten, der bestimmt worden war, erblickten wir noch keinen Menschen. Wir zogen die Uhr. Es war in der That noch sehr zeitig.

Ich raunte Ziesow zu: „Das ist eigentlich Unsinn, wir hätten nicht so früh kommen sollen."

Doch jener meinte: „Ach, wissen Sie, lieber zu früh als zu spät. Und bei diesen Halbasiaten — um Gottes willen, 's ist doch wohl keiner in der Nähe! — wird's wohl nicht so furchtbar pünktlich sein. Dann wollen wir wenigstens das gute Beispiel geben."

Wir liefen hin und her im taufeuchten Grase mit aufgekrempelten Hosen und hatten nicht nur nasse Stiefel, sondern bald auch nasse Beinkleider bekommen. Es war frisch. Ein leichter Wind blies vom Wasser herüber.

Wo wir uns befanden, wußte ich nicht recht, aber es schien hier in der That kein Verkehr zu sein. Und durch Gehölz waren wir ringsum den Blicken verborgen. Dazu waren die Herbstnebel so dicht, daß sie allein schon Schutz gewährt hätten.

Aber unsre Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Denn bis zur festgesetzten Zeit hatten wir noch zwanzig Minuten.

Der Fiaker war in der That ein tolles Tempo gefahren. Vielleicht wäre es besser gewesen, wir hätten noch eine kleine Spazierfahrt unternommen. Aber schließlich bestand keine Gefahr, daß wir aufgefallen wären, denn es war eben weit und breit kein Mensch zu sehen. Ein Stück hinunter mußte der Rennplatz der Freudenau liegen, dorthin durften wir aber nicht kommen, dort wären wir gesehen worden.

Ich nahm Fritz unter den Arm und ging mit ihm hin und her.

„Es ist besser, wir laufen ein bißchen und vertreten uns die Beine. 's ist doch höllisch kühl!" sagte ich.

Fritz erwiderte kein Wort, sondern starrte nur vor sich hin. Es wurde mir furchtbar sauer, zu sprechen. Ich mußte wirklich nicht, was ich sagen sollte. Denn immer kehrten meine Gedanken zu dem unglücklichen Freunde zurück, der doch möglicherweise seinen letzten Gang that. Und immer dachte ich daran, was für ein Gesicht er machen würde, welche Empfindungen er jetzt hätte, ob er sich wohl etwas beruhigte. Und mich beschlich sogar selbst eine geringe Unruhe bei der Ueberlegung, wie er sich benehmen würde.

Ich konnte mir nicht denken, daß etwas passierte, aber da wir nun einmal so viel davon gesprochen hatten, begann ich wahrhaftig auch im Interesse des Freundes die Nerven zu verlieren.

Ziesow hatte sich ein Stück entfernt. In einer Reisetasche waren die Pistolen verborgen, und er ging dorthin, um sie nochmals zu prüfen.

Während dieser Zeit konnte ich mit Fritz allein reden. Ich schritt mit ihm ein Stück weiter in die Wiese hinaus, damit es Ziesow nicht hören konnte.

„Weißt du, ich glaube, das waren alles nur Spukgedanken in der Nacht, was du geredet hast!" sagte ich.

Er war ganz blaß und reichte mir bloß seine Hand herüber, indem er meinte: „Fühlst du, wie sie zittert?"

„Ja, das ist die Kälte."

„Es mag die Kälte auch sein, aber es bleibt doch gleich unangenehm. Ich wollte, es wäre etwas wärmer heute!"

Ich meinte, seinem Gegner würde es ganz genau so gehen, aber er lächelte nur müde. Wir blieben schweigend einander gegenüber stehen. Dann sagte er kurz: „Herr Gott, wenn's nur erst vorbei wäre!"

Ich zog die Uhr und betrog ihn in der Zeit, indem ich meinte, wir hätten bloß noch zehn Minuten, während in Wirklichkeit noch eine Viertelstunde Frist war.

Er sagte: „Es ist aber doch wirklich eine Dummheit, daß wir so früh hergekommen sind."

„Ja, nun ist's nicht mehr zu ändern!" antwortete ich. „Nun sei mal vernünftig, ich kann dir die Versicherung geben, das ist alles bloß Einbildung. Paß mal auf, es geht so schnell vorüber, du glaubst es gar nicht."

Ich brach ab, da ich sah, wie ihm das Gespräch schwer wurde. Ich machte den Versuch, auf etwas andres überzuleiten, und sagte in möglichst gleichgültigem Ton: „Ich hätte es doch nicht für möglich gehalten, daß in der Nacht so viel Tau fällt, denn Regen kann das ja nicht sein."

Er antwortete nicht.

„Nun ja allerdings, die Donau ist wohl hier nicht weit, oder was ist das Wasser dort drüben, vielleicht der Donaukanal? Ich finde mich nicht zurecht. Ich habe nur vor Jahren mal 'n Rennen hier in der Freudenau gesehen."

Er schwieg noch immer.

„Ganz nasse Stiefel hab' ich bekommen."

In diesem Augenblick ließ Ziesow die Reisetasche zuschnappen, und Fritz fuhr bei dem Geräusch zusammen. Ich ließ ihn stehen und ging dem andern entgegen. Ich bat Herrn von Ziesow,

Digitized by Google

er möchte mit mir drüben bleiben, wir wollten unsern Freund einen Augenblick allein lassen, er hätte den Wunsch geäußert.

„Es ist aber doch viel besser, wir reden mit ihm, daß die Zeit hingeht," meinte Ziesow. „Aufgeregt wird er ja sein, angenehm ist so etwas nicht. Und — ja — man weiß ja nicht, wir müssen ja hoffen, daß es glatt abläuft. Ach Gott, wir wollen jetzt nicht davon reden ..."

Dann holte Herr von Ziesow seine Uhr heraus und sah nach: „In fünf Minuten müssen sie da sein."

Er blickte immer wieder nach der Uhr und kündete mir an: „Vier!"

Während der Zeit sah ich Fritz drüben stehen. Er hatte seinen Stock genommen und schlug mit nervöser Hand den höher stehenden Halmen die Köpfe ab.

„Drei!"

Dann hörte ich Fritzens Schlüsselbund, oder was es war, klimpern. Er spielte mit der Uhrkette, er zupfte am Schnurrbart, er setzte sich den Hut auf die Seite, rückte ihn wieder gerade, bohrte mit dem Stock in der Erde, suchte etwas in den Taschen, knöpfte den Ueberzieher auf, um ihn im selben Augenblick wieder zuzuknöpfen, blickte nach der Uhr — alles Zeichen seiner inneren Erregung.

„Zwei!" sagte Herr von Ziesow.

Er drehte nur nervös seinen Stock in der Hand herum. Ich hatte eine kleine Feldflasche mit Cognac mit und ein Gläschen. Das zog ich hervor und bot ihm an.

Da sprach er zum erstenmal wieder. Aber er dankte. Er sei nicht im stande, etwas über die Lippen zu bringen.

„Einen Schluck!" bat ich.

„Nein, nein, ich kann nicht, es ist besser, nicht."

Nun machte ich noch verschiedene Versuche, zu reden, aber plötzlich flüsterte er und preßte dabei meine Hand, als wollte er sie zerdrücken: „Ich bitte dich bloß um eins, beschäftige einmal Ziesow und laß mich jetzt allein. Laß mich hier stehen."

„Nein, das sollst du gerade nicht."

„Doch, ich bitte dich darum! Nur daß mich Ziesow nicht sieht. Nicht wahr, du thust es?"

Ich zuckte die Achseln. Ich dachte, es sei besser, seinen Willen zu thun und wandte mich deshalb herum, um zu gehen. Aber ehe ich ihn verließ, nahm mich Fritz noch einmal beim Aermel und raunte mir zu: „Glaubst du nicht, daß Ziesow schon etwas gemerkt hat?"

„Aber keine Spur! Was denkst du nur! Und was könnte er denn merken? Es ist doch gar nichts zu merken!"

„Zu merken?" fragte er. „Nun, daß ich zu zeitig abdrücke, daß mir der Schuß ins Gras losgeht, daß ich die Pistole fallen lasse. Um Gottes willen, ich weiß ja nicht, was ich thun werde! Wenn's bloß vorbei wäre! Herr Gott, mach aber schnell. Nicht wahr? Das versprichst du mir. Ihr macht nachher schnell, keine große Ladereien und keine Reden, so schnell als möglich stellt Ihr uns auf, und dann los."

Das versprach ich und fügte hinzu: „Nun müssen sie aber gleich kommen."

Herr von Ziesow nahm einen listigen Ausdruck an und meinte halb lächelnd, aber dann halb wieder ernst werdend: „Es wäre doch eigentlich famos, wenn die Kerls die Zeit verjämmten. Ich bin entschlossen, — was meinen Sie dazu, wir warten bis Viertel. Wenn sie nicht kommen — länger sind wir nicht verpflichtet zu warten — steigen wir einfach in unsern Figker und fahren nach Haus. Aber dann soll die ganze Bande der Teufel holen. Ich kann Ihnen sagen, ich rühre dann kein Glied mehr darum. Dann nehmen wir unsern Grafen mit und fahren mit ihm nach Haus. Das wäre noch das Allerschlauste. Grund genug haben wir dazu. Wir sagen dann, wir haben eine Viertelstunde gewartet, der Gegner ist nicht gekommen. Wir lehnen also jede weitere Verhandlung ab. Mit solchen Leuten schießen wir uns nicht."

Nun blickte er nach der Uhr und rief: „Eins! Eine Minute noch!"

Herr von Ziesow hatte es laut gesagt, daß es Fritz hatte hören müssen. Er wandte sich auch um und blickte zu uns herüber, und es war mir; als sehe ich in seinen Zügen bei diesem Blick etwas wie eine letzte Hoffnung, wie eine Fremde aufleuchten. Aber seine Fremde wurde zu nichte, denn ein paar Augenblicke später — es war genau nach unsern Uhren die richtige Zeit — hörten wir von weitem einen Wagen rollen.

Ich sah, wie Fritz hinaus horchte, sah, wie der freudige Ausdruck seiner Züge schwand, wie er die Lippen zusammenkniff und dann plötzlich mit einem Ruck sich aufrichtete, seinen Ueberzieher wieder schloß, den Stock energisch in die Hand nahm, durch das Gras sausen ließ und auf uns zuging.

„Nun ist nichts mehr zu machen, das sind sie!" meinte Herr von Ziesow. Wir lauschten noch einmal hinaus in die Weite. Es war kein Rädergeräusch mehr zu hören. Aber einen Augenblick später sahen wir eine Anzahl Herren aus dem Unterholz treten, und ich konnte zählen, wie sie zum Vorschein kamen, einer nach dem andern, und sich von dem dunkeln Hintergrunde ablösten, um deutlicher zu werden, eins, zwei, drei, vier."

Die Herren von Pitrovich und Boglovich erkannte ich. Die beiden andern waren mir unbekannt, also wohl der Arzt und Fritzens Gegner.

Als sie näher kamen, blieben wir stehen, wo wir waren, grüßten gegenseitig. Darauf übernahm Ziesow einerseits und Herr von Pitrovich andrerseits das Vorstellen. Herr von Kantorovich zog sich ein Stück zurück und blieb allein stehen. Fritz that das Gleiche.

Ich hatte einen Augenblick, während der Arzt seine Tasche beiseite stellte, Gelegenheit, Fritzens

Digitized by Google

Gegner zu betrachten. Er war mittelgroß, unterſetzt, trug einen ſchwarzen Gehrock, ſchien vielleicht vierundzwanzig Jahre alt zu ſein, konnte aber auch wohl etwas jünger ſein, da Angehörige dieſes Volkes gewöhnlich älter auszuſehen pflegen, als ſie ſind.

Ich kann nicht ſagen, daß er mir einen unangenehmen Eindruck gemacht hätte. Er war von gelblicher Geſichtsfarbe, hatte ſchwarze Haare, einen kleinen ſchwarzen Schnurrbart, war ruhig, ſtill und gemeſſen. Irgend eine Gemütsbewegung konnte man an ihm nicht wahrnehmen.

Des Vergleiches halber betrachtete ich unwillkürlich Fritz. Ich mußte mir geſtehen, daß er wirklich äußerlich Haltung bewahrte, wenn ich auch an allerlei Kleinigkeiten ſeine Erregung merkte.

Herr von Pitrovich war äußerſt liebenswürdig, nach unſern Begriffen eigentlich wieder zu liebenswürdig den Sekundanten des Gegners gegenüber. Und unwillkürlich kam mir in der Erinnerung an unſre Verhandlung der Gedanke, er würde höflich ſeinen Cylinder lüften und wieder ſagen: „Meine Herren, ehe wir anfangen, wollen wir uns einmal als Privatleute betrachten.“

Ich mußte faſt lächeln, ſo komiſch erſchien mir die Idee. Aber Herr von Pitrovich ſagte nur: „Ich denke, wenn es den Herren recht iſt, beſchleunigen wir die Sache, ſo ſehr wir können.“

„Allerdings! Dafür bin ich auch,“ antwortete ich, und Zieſow ſtimmte bei.

Wir einigten uns ſehr ſchnell über die Richtung, in der die Gegner ſtehen ſollten, daß ſie beide nicht vom Licht benachteiligt wären oder einer einen Vorteil vor dem andern hätte.

Schwer war das weiter nicht, da ja keine Sonne ſchien.

Dann beobachteten wir, daß beide auch unbedingt ſo ſtünden, daß ſie nicht gegen einen helleren Hintergrund ein gutes Ziel abgäben. Endlich gingen wir daran, die Barriere zu beſtimmen, indem Herr von Pitrovich als einen Endpunkt ſein Taſchentuch auf den Boden legte. Dabei baten mich die Serben, ich möchte ſo liebenswürdig ſein und das Abſchreiten der zwanzig Schritte übernehmen.

Ich kann ſagen, daß ich ſie zu Gunſten eines guten Ausganges abſchritt. Ich mache mir kein Gewiſſen daraus, ſie waren ſehr reichlich.

Auf der andern Seite ließ ich dann mein Taſchentuch fallen. Die Leitung boten wir Herrn von Pitrovich, der von uns weitaus der älteſte war, an. Er ſchien ſehr geſchmeichelt zu ſein und ſagte ſofort, wir hätten ja doch wohl Piſtolen mitgebracht und er erlaube ſich vorzuſchlagen, daß nicht ihre Piſtolen genommen würden, ſondern unſre Waffen.

Infolgedeſſen ging Zieſow ein Stück davon, um ſeine Reiſetaſche zu holen. Die beiden Piſtolen wurden geladen. Das war Zieſows und Boglovichs Sache.

Währenddeſſen war drüben Pitrovich zu Herrn von Kantorovich getreten, und ich begab mich auf die andre Seite, wo Fritz allein ſtand.

Ich ſagte zu ihm möglichſt leiſe: „Na, ſchneller kann's doch nicht gemacht werden. Sieh mal, es geht ja alles ausgezeichnet! Du hältſt dich tadellos. In ein paar Augenblicken iſt die ganze Sache vorbei. So, nun fix. Du haſt gehört, daß die Serben dafür ſind, daß wir ſchnell machen. Alſo jetzt lege mal ſchnell Ueberzieher und Rock ab und Weſte.“

Während ich es ſagte, that er es bereits und ſtand nun in Hemdärmeln da.

„Haſt du noch etwas in der Taſche?“ fragte ich.

Er gab mir ſein Portemonnaie, ein Meſſer und die Schlüſſel.

„So. Und nun empfehle ich dir noch eins. Nicht wahr, du biſt vernünftig — aber du mußt's auch thun — du weißt, der Serbe hat den erſten Schuß: — erwarte ihn mit der ſchmalen Seite. Du darfſt dich nicht herumdrehen, ihm nicht die Bruſt zeigen.“

Aber Fritz wehrte ab und meinte: „Ach, das iſt ja ganz gleich.“

Ich hatte keine Zeit, noch böſe zu werden, um ſo weniger als ich das Gefühl hatte, daß er gar nicht wußte, was er that und ſprach. Ich hatte mir vorher eingebildet, es müſſe alles bei ihm auf Sinnestäuſchung beruhen, die Furcht mache ihn blind, daß er meinte, er würde ſich in ſeiner Haltung Fehler zu ſchulden kommen laſſen. Aber jetzt war ich überzeugt, daß er doch recht hatte. Denn wie er in dieſem Augenblick, als er ſich auszog, keinen Knopf finden konnte, ſeine Sachen, ſein Portemonnaie, die Schlüſſel von der rechten in die linke Taſche ſteckte, von der linken wieder in die rechte, das Taſchentuch dazu, und wie er dann wieder alles herausnahm, das war allerdings ein Beweis von höchſter Aufregung.

Ich ließ ihn deshalb und nahm nur verſtohlen ſeine Hand: „Fritz, paß auf! Du haſt nicht zu ſchießen. Hörſt Du? Du hältſt die Piſtole geſenkt und wartеſt auf den Schuß. Haſt du mich verſtanden?“

Ich bekam keine Antwort und führte ihn an ſeinen Platz.

Mit abgelegtem Rock und Weſte, wie Fritz, ſtand der Serbe ihm gegenüber. Nun wurden den beiden Gegnern die Piſtolen überreicht. Ich hatte Zieſow noch einen Wink gegeben, er ſolle, wenn er Fritz die Waffe in die Hand drückte, ihm wiederholen, was ich ihm geſagt. Zieſow machte das aber anders und verſtändigte ſich mit Herrn von Pitrovich noch einmal, die Bedingungen zu nennen.

Herr von Pitrovich ging ſehr liebenswürdig darauf ein und ſagte dann mit erhobener Stimme: „Meine Herren, ich mache Sie darauf aufmerkſam, daß ich bis drei zählen werde. Auf drei hat Herr von Kantorovich den erſten Schuß, der binnen einer Minute gefallen ſein muß, widrigenfalls Graf Morſum, ohne daß Herr von Kantorovich geſchoſſen hat, der Schuß zuſteht.

Digitized by Google

Ist der Schuß des Herrn von Kantorovich gefallen, so muß Herr von Kantorovich die Antwort seines Gegners, des Herrn Grafen Morsum, an der Stelle erwarten, wo er steht, Graf Morsum hat für seinen Schuß eine Minute Zeit. Ist binnen dieser Zeit der Schuß nicht von ihm abgegeben, so ist damit sein Recht auf den Schuß erloschen."

Dann fügte er noch hinzu, indem er sein Taschentuch zog:

„Ich werde mein Taschentuch heben, zähle: eins — zwei — drei — und lasse es bei drei sinken. Darauf bitte ich die Herren Gegner vorzugehen. Die Barriere darf nicht überschritten werden."

Nun wandte er sich zu Herrn von Boglovich einerseits und zu mir andrerseits und fragte: „Sind die Herren so weit?"

„Jawohl!" sagten wir von beiden Seiten.

Die Gegner standen einander gegenüber, der Arzt, wir Sekundanten parallel seitwärts in einer Reihe, der kleine Herr von Pitrovich vor uns. Er hob das Taschentuch.

Ich hatte mit angespannter Aufmerksamkeit Fritz beobachtet, jetzt wirklich in der Befürchtung, seine Nerven möchten ihm einen thörichten Streich spielen. Ich zitterte, daß er abdrücken möchte, ehe das Kommando kam, ehe sein Gegner schoß. Ich zitterte, er würde zu weit vorgehen, die Barriere nicht beachten, und ich konnte es kaum erwarten, bis endlich Herr von Pitrovich zählte:

„Eins — zwei — drei."

Dann fiel das Taschentuch. Und Herr von Kantorovich ging sofort bis an die Barriere vor, Fritz desgleichen.

Dabei stellte sich Fritz breit hin, als erwarte er gelassen sein Schicksal, als wäre ihm alles vollkommen einerlei. Die ganze Warnung war in den Wind gesprochen, er bot eine Zielscheibe, wie der Gegner sie sich besser nicht wünschen konnte. Und ich mußte mich geradezu beherrschen, um ihm nicht zuzurufen, er solle sich seitwärts stellen.

Herr von Kantorovich hatte die Pistole erhoben, angelegt und zielte. Ich hatte bis dahin immer noch gehofft, er würde blindlings losfeuern, aber jetzt sah ich, daß auf solchen Edelmut nicht zu rechnen war. Ich sehe heute noch vor mir das gelbliche, zusammengekniffene Gesicht mit dem einen geschlossenen Auge und der unbeweglich stehenden Hand. Dabei hatte ich ein Gefühl, als sei nun eigentlich bereits das Schicksal besiegelt.

Fritz hielt die Pistole gesenkt und blickte seinen Gegner starr an, während er die linke Hand fest zusammenballte. Ich merkte, welche Mühe er sich gab, regungslos zu bleiben. Dieser Blick in die Mündung der Waffe des andern war ja doch nur ein letztes Aufraffen der Nerven. Aber die Nerven hielten. Er benahm sich tadellos, er zuckte nicht.

Da fiel der Schuß. Eine kleine Dampfwolke stieg auf. Herr von Kantorovich ließ die Hand sinken.

Fritz blieb stehen, unbeweglich, und ich freute mich schon und frohlockte innerlich, daß die Kugel fehl gegangen.

Aber plötzlich sank Fritzens Hand. Ich merkte, wie er noch einmal versuchte, sie zu erheben. Es gelang nicht, sie sank weiter. Die Pistole glitt zu Boden. Ich hatte mich sofort bei dieser Bewegung genähert. Ziesow, auch der Arzt kam herbei. Wir zögerten noch einen Augenblick. Wir konnten's gar nicht fassen, wir konnten gar nicht verstehen, was nur wäre. Da brach Fritz in die Knie und sank leise, ohne einen Laut auszustoßen, vornüber. Mit dem Gesicht blieb er im Grase liegen.

Wir packten ihn und drehten ihn herum. Der Arzt untersuchte. Fritz hatte die Augen geschlossen. Er schlug sie noch einmal auf. Mir war's, als träfe mich sein Blick, aber nicht ängstlich, sondern befriedigt und stolz, als wollte er sagen: Gott sei Dank — vorbei, und die Nerven haben gehalten! Dann klang noch ein leises Röcheln. Der Arzt zuckte die Achsel und sagte, aus der knienden Stellung im Grase zu uns aufblickend:

„Ich bin überflüssig."

Ich war so niedergeschmettert, daß ich mich nicht zu fassen wußte. Ich begriff das noch gar nicht, es war alles so entsetzlich schnell geschehen, und ich merkte, daß es allen andern auch so ging.

Nun traten die übrigen Herren heran. Der lebhafte kleine Herr von Pitrovich fing an zu barmen und zu jammern, war ganz außer sich. Herr von Boglovich stand steif dabei. Aber ich sah, daß er sehr gerührt war. Auch Fritzens Gegner wollte sich ihm nähern. Doch da stand Ziesow auf, stellte sich vor die Leiche und sagte, indem er kühl den Hut lüftete:

„Sie erlauben wohl, daß wir die Sache jetzt allein erledigen. Ich denke, es ist besser. Guten Morgen!"

Die Serben grüßten und zogen sich zurück.

Der Arzt blieb da. Ich hatte zuerst geglaubt, es müßte ein Schuß ins Herz sein, aber die Kugel war in den Hals gedrungen und offenbar im Halswirbel stecken geblieben. Ein Austrittskanal war nicht zu sehen.

Ich aber sagte mir, als ich neben dem toten Freunde die Hände faltete, um ein leises Gebet zu sprechen, und innerlich nach Worten suchte, wie ich vor meinem Schöpfer diese Seele verantworten sollte, daß es eigentlich für den Unglücklichen gut war, daß es so gekommen. Wollte er die Kämpfe ausfechten, so war sein Todesurteil doch gesprochen; traf ihn nicht die erste Kugel, so traf ihn die zweite, die dritte oder die vierte. Die Qual ward nur verlängert, und dann hielten vielleicht doch seine Nerven nicht mehr stand.

Und als ich mich von den Knieen wieder erhob und das blasse, ernste, aber doch friedliche Gesicht auf dem Rasen betrachtete, sagte ich mir:

„Es ist gut so. Er ist glücklich. Und ein Feigling war er doch nicht, denn er hat seine Nerven überwunden, wie es unser alter Oberst verlangt."

Ja es war gut so!

Digitized by Google

Pariser Wintermoden.

(Photogr. Aufn. von Reutlinger, Paris.)

Paris, Dezember 1900.

Der hervorstechende Zug der diesjährigen Wintermode scheint weniger dem bisher noch so milden Charakter der Witterung zu entsprechen als den Sympathien für den großen Freund im Norden. Wie es sich in den Herbstmoden schon angekündigt, herrscht allgemein die Vorliebe für Pelzwerk vor,

Marescot Soeurs.

und zwar für möglichst reiches und kostbares Pelzwerk. Zobel und Hermelin sind an der Tagesordnung, letzterer allerdings, wo es sich nicht um besonderen Prunk handelt, vorwiegend als Futter und Besatz, ebenso Chinchilla, daneben aber auch Otter, Persianer, Astrachan und Sealskin. Besonders bevorzugt sind die feinen persischen Lammfellchen mit ihrer seidenartigen Appretur, die sich, wo sie am Stück verwendet werden, wie glänzender Seidenmoiré ansnehmen. Der hohe Verbündete thut es indes allein nicht. Auch Amerika ist an der Pelzlieferung beteiligt; außer Chinchilla sendet es Breitschwanz, Bär, sowie Grau- und Silberfuchs, die beiden letzteren sogar als hochmoderne Ware.

Die Umhänge beherrscht der Pelz in jeglicher Form: Lang-, Halb- und Dreiviertelsmantel werden ganz aus ihm hergestellt oder mit ihm gefüttert und ausgeschlagen, ebenso Cape, Jackett und anliegender Paletot. Der Muff hat eine erweiterte, an die altfränkische Art erinnernde Gestalt angenommen. Die Boa wird kurz als Naturfell mit ausgearbeitetem Kopf, aber auch wieder lang als Stola-Boa getragen. Die letztere Form wird eigentlich als die fashionablere betrachtet.

Paris hat lange nicht mehr so wie in der diesjährigen Wintermode den Zug zu dem Kostbaren und Prunkvollen hervorgekehrt. Es scheint, als wolle man, und zwar in weiterem Umfange, als begründeter Anlaß dazu vorhanden ist, auf den durch die Ausstellung errungenen Lorbeeren ausruhen. Ein Hinneigen zum Protzigen ist unverkennbar, wenn dabei auch die Grenzen des guten Geschmacks nicht überschritten werden. Letzteres ist durchaus nicht der Fall, im Gegenteil, die Kombinationen, wie sie durch die verschiedenen kostbaren Stoffe veranlaßt werden, haben zu ganz reizenden Schöpfungen geführt. Man denke sich zum Beispiel ein Jackett aus rubinrotem Sammet, dessen Schultersattel wie unterer Aermelbesatz und Stehkragen aus weißem, mit Jet-Ausputz versehenem Moiré-Astrachan bestehen, natürlich mit entsprechender Toque, oder eine Zusammenstellung von Pelz mit den immer noch das Feld behauptenden Spitzen!

Der Pelz hat sich sogar die Gesellschaftstoilette erobert. Diese ist allerdings kaum je so prächtig und kostbar gewesen wie im gegenwärtigen Augenblick, was am bezeichnendsten wohl aus der Thatsache hervorgeht, daß der Unterschied zwischen Gesellschafts- und Balltoilette, wenn nicht ganz fortgefallen, so doch auf ein Minimum beschränkt ist. Auf die Diertoilette wird das Kostbarste, was zu beschaffen ist, verwandt, namentlich Seidenbrokate oder leichtere Seidenstoffe mit Brokatmustern. Satinbrokate mit eingewebten Seidenmustern, schwere Seidenstoffe mit geblumten Velvetmustern sowie Unistoffe aus schwererer oder leichterer Seide erscheinen in allen erdenklichen Farbenschattierungen; doch werden die helleren Töne bevorzugt. De. Aufputz ist so kostbar wie möglich gehalten; Spitzen wenn auch noch so teuer, Pelzwerk der erlesensten Art, mit echten Steinen besetzte Knöpfe und Schnallen, Perlen und Gold- und Silberstoffe, das alles wird verwendet, als ob es gar kein Geld kostete, oder als ob die Mittel, es zu beschaffen, nur so von der Straße aufzulesen wären. Von leichteren Stoffen behaupten sich die Spitzengewebe für ganze Kleider und einzelne Kleiderteile und die bemalten Chiffons, ebenso die Netzchiffons mit feiner Spitzenapplikation. Die Unterkleider zu diesen leichten Geweben bestehen aus Satin oder Seide; die zum Aufputz dienenden Perlen und Goldflitter werden stets zu neuen und eigenartigen Mustern zusammengestellt.

Fashionable House.

Toiletten dieser Art können allerdings nur von wenigen bevorzugten Sterblichen

Digitized by Google

getragen werden; wenn ihrer hier Erwähnung geschieht, ist dafür die Thatsache maßgebend, daß sie in weiten Kreisen als Muster dienen und gleichsam das Leitmotiv bilden für das, was auch mit bescheidenen Mitteln hergestellt werden kann und in unzähligen Fällen von geschickten Händen auch hergestellt wird.

Zu unsern Abbildungen werden zunächst zwei Hutmodelle veranschaulicht, die zeigen, daß in den Hutmoden des diesjährigen Winters neben dem Pelz auch der schmiegsame Filz mit seinen zarten Farbentönen sein Recht behauptet. Beide Modelle stammen aus dem Atelier der Soeurs Marescot. Die Pelztoque ist mit zwei Phantasiefedern und weißen Rosen garniert. Der Filzhut hat weiße Grundfarbe und ist mit plissiertem malvenfarbenen Seidenmusselin gefüttert, die Cache-Peigne aus malvenfarbenem Seidensammet von etwas dunklerer Tönung als das Satinfutter hergestellt.

Zwei reizende Kindermäntel hat das Fashionable House geliefert. Der eine besteht aus dunkelgrünem Velours mit Chinchillabesatz und hat Brustaufschläge aus weißer Guipure. Der dazu gehörige dunkelgrüne Sammethut hat zum Ausputz einen großen weißen Tuff und zwei grüne und weiße Federn. Der andre Mantel ist aus beigefarbenem Tuch gefertigt mit Kragen, Aufschlägen und Aermeleinfassungen aus Hermelin.

Marescot Soeurs.

Die beiden Damenmäntel verdanken ihre Entstehung dem Haus Grunwaldt. Der halblange besteht wie der zu ihm gehörige große Muff aus Chinchilla, der Vollmantel aus schwarzem Zobel mit Kragen, Aufschlägen und Aermeleinfassung aus Chinchilla.

Zephirine.

Grunwaldt.

Das neue Rathaus in Elberfeld.

(Siehe die Abbildung Seite 54.)

Im Uebergangsstile von der Gotik zur deutschen Renaissance errichtet, liegt das neue Rathaus in Elberfeld, zunächst nur zu drei Vierteln ausgebaut, im Mittelpunkte der Stadt. Es bildet einen von vier Straßen begrenzten, in sich geschlossenen Block, der nach innen durch den Einbau eines Querflügels um zwei ziemlich enge Lichthöfe sich gruppiert. Die Lage der Hauptfront war durch den nur 1500 Quadratmeter großen Marktplatz bedingt; als die kürzeste, 52 Meter lange Seite des Blocks erforderte sie verhältnismäßig einfache Architekturgebilde. Sie zeigt links einen im Unter- und Erdgeschoß zwei-, darüber einfensterigen Giebelbau mit Erker im ersten und Balkon im zweiten Obergeschosse; rechts über dem Haupteingange erhebt sich der 79 Meter hohe Rathausturm, der höchste im Wuppertthale, von dessen Galerie man eine herrliche Rundsicht über letzteres genießt. Der Mittelbau zwischen Giebel und Turm ist dreifensterig. Die Baldachinnische an der Ecke soll die Gruppe des Ritters von Elberfeld mit seinen Knappen aufnehmen, die andern vier Konsolen an der Front sind für Fürstenstandbilder bestimmt. Die Außenseiten hat man mit Tolorit und grünlichem Sandstein bekleidet, nach innen Verblendziegel und Hausteineinfassungen benutzt. Die drei Nebenfronten sind straßenwärts zu Läden ausgebaut, die, durch Unter- und Erdgeschoß gehend, der Stadt eine gute Einnahme bringen. Im ersten Obergeschosse der Hauptfront liegen die Geschäftsräume des Oberbürgermeisters, der Beigeordneten und das Gewerbegericht. Ueber dieser Zimmerflucht befinden

Digitized by Google

sich drei große, durch zwei Stockwerke gehende Repräsentationsräume von 430 Quadratmeter Grundfläche, wovon auf den mittleren Sitzungssaal der Stadtverordneten 200 Quadratmeter entfallen. Wandtäfelung bis zu drei Meter Höhe, gewölbte Holzdecken, Ringkronen aus Bronze mit Glühlichtern, eichengeschnitztes Mobiliar und Glasmalereien aus Sage und Geschichte der Stadt vereinigen sich zu einer einfach-vornehmen Ausstattung. Die schön gegliederte Hauptfront läßt nicht ahnen, daß hinter ihr eine Bureau- und Aktenkaserne mit 108 großen Zimmern sich befindet. Drei an den Ecken gelegene Treppen vermitteln den Verkehr durch alle sechs Stockwerke; außerdem befindet sich rechts vom Haupteingange ein Paternosterfahrstuhl mit zwölf Fahrkörben, der während der Geschäftsstunden ununterbrochen in Bewegung ist. Alle Decken sind feuersicher eingewölbt; der Dachstuhl besteht aus Eisen. Dampfniederdruckheizung und elektrische Beleuchtung machen den Bau auch an den im Wupperthale so häufigen kalt-nebeligen Tagen recht wohnlich. Daß diesem mittelalterlich-modernen Rathause der altdeutsche Ratskeller und ihm selbst die durstigen Gäste nicht fehlen, versteht sich von selbst. Der Bau ist in 5½ Jahren nach den Plänen und unter Leitung des Stadtbauinspektors Brüning ausgeführt; die künstlerische Ausgestaltung hat der Architekt Reinhardt in Charlottenburg besorgt. Durch Rathaus und Stadthalle ist Elberfeld am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts um zwei Bauten bereichert worden, die zu den schönsten der Rheinprovinz gehören.

Pariser Wintermode: Fashionable House.

Zwei Werke von Ernst Moritz Geyger.

(Siehe die Abbildungen Seite 65 und 68.)

Kaiser Wilhelm II. hat für den Park von Sanssouci ein großes, in Kupfer getriebenes Bildwerk „Der Bogenschütz“ erworben, dessen Autor der vielseitige, reichbegabte Ernst Moritz Geyger ist. Der Bogenschütz ist eine drei Meter große, jugendliche, nach vorn schreitende Gestalt, die, stark nach rückwärts gedreht, zur Verteidigung einen Pfeil von dem gespannten Bogen entsendet. Das Werk ist unmittelbar vor der Natur ohne jedes Hilfsmodell entstanden (1895) und hat gerade darin etwas Unmittelbares, Impulsives. Das ganze Gewicht ruht auf dem linken Standbein, während der rechte Fuß in graziös-natürlicher Bewegung den Schritt markiert. Trotz der Wucht der Figur, die dem Kaiser beim Betrachten des Werkes geradezu als „michelangelesk“ erschien, trägt sie doch durch ihr vollendetes Ebenmaß wie durch den Reiz der Bewegung jene Feinheit, die der italienischen Renaissance eigen ist. Von allen Seiten gewinnt man eine fesselnde Silhouette. Wenn die mit einem griechischen Helm geschmückte Figur im öffentlichen Park stehen wird, so mag sie manchem sagen, daß — wie einst in Sparta — die höchste körperliche Entwicklung, die organische Vollendung und Schönheit auch heute noch eines der erstrebenswertesten Volksideale ist. Ernst Moritz Geyger, der Schöpfer des Werkes, ist erst 38 Jahre alt. Zuerst Maler, wurde er ganz autodidaktisch ein hervorragender Radierer und Stecher. Als Bildhauer hat er bewiesen, daß er die zierliche Kleinplastik so meisterlich beherrscht wie die edle und große monumentale Kunst. Ein reizvolles Beispiel seines kleinbildnerischen Schaffens ist der silberne, etwa 35 Centimeter große Handspiegel der Kaiserin, ein Geschenk ihres Gemahls zum Weihnachtsfeste. Den Griff des Spiegels bildet

Pariser Wintermoden: Grunwaldt.

Digitized by Google

eine schlanke, fein sich aufbauende Jünglingsgestalt, die das Spiegelglas trägt und zu der an der Rückseite befindlichen phantasievollen Darstellung hinaufblickt. Da lagert am Gestade des Meerbusens von Sorrent die üppige, im schönsten Frauenalter dargestellte Venus. Amoretten haben die Göttin entkleidet, und aus den Lüften entsendet ein kleiner Eros den Liebespfeil auf ihr entzündliches Herz. Die allerliebste Arbeit ist von Professor Geyger selbst ziseliert und war im selben Maßstabe von ihm modelliert, so daß das Werk nicht eine Verkleinerung des Originals, sondern ein wahres Erzeugnis der Kleinkunst bedeutet.

Henryk Sienkiewicz.

Mit großen Ehrungen gedenken die Polen das fünfundzwanzigjährige Schriftsteller-Jubiläum ihres berühmten Landsmannes, des Dichters Henryk Sienkiewicz, zu begehen. Die Feier kommt allerdings stark post festum, denn schon 1898 waren fünfundzwanzig Jahre verflossen, daß Sienkiewicz seine erste Arbeit veröffentlichte, die Novelle „Niemand ist Prophet in seinem Vaterlande“, aber weil in jenes Jahr die Nationalfeier des hundertsten Geburtstages von Adam Mickiewicz fiel, unterblieb damals auf Wunsch des lebenden Dichters jede festliche Veranstaltung zu seinen Ehren. Am 22. Dezember soll nun das Versäumte in wahrhaft pomphafter Weise nachgeholt werden, und zwar wird Warschau den Mittelpunkt der Feier bilden. Nach einem Dankgottesdienst in der Kirche des Heiligen Kreuzes wird im Festsaale des Rathauses dem Dichter die Schenkungsurkunde über das Gut Oblengorsk überreicht werden, das aus freiwilligen Beisteuern seiner Verehrer angekauft worden ist.

Henryk Sienkiewicz.

Die Arbeiten für die Untergrundbahn in Berlin.

Die stillen, vornehmen Straßen des Berliner Westens bieten seit Wochen einen ungewohnten Anblick. An der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche anfangend, werden die Arbeiten für die Untergrundbahn, die eine Fortsetzung der Hochbahn bildet, mit fieberhaftem Eifer betrieben. Riesige Maschinen brechen mit furchtbarem Getöse das Pflaster und den Untergrund auf, Dampfhämmer pochen in kurzen Pausen mit markerschütternden Schlägen, und Hunderte von Arbeitern sind in angestrengter Thätigkeit, um die naturgemäß außerordentlich verkehrsstörenden Ausschachtungen so schnell als möglich zu beenden. Unsre Bilder zeigen den Ausgangspunkt der Arbeiten mit der Gedächtniskirche im Hintergrunde, die Weiterführung unter einem Bohlenbelag, der den Verkehr wieder ermöglicht, und die das Pflaster aufbrechenden Maschinen in der Tauentzienstraße. In möglichst kurzer Frist soll die Bahn nunmehr fertiggestellt und Berlin um ein neues großartiges Verkehrsmittel reicher werden.

Phot. Aufn. Nemitz, Elberfeld.

Das neue Rathaus in Elberfeld.

Digitized by Google

Maschinen in der Cauerstrasse.

Die Tiefbahnarbeiten in der Cauerstrasse.

Die Arbeiten für die Untergrundbahn in Berlin.

Digitized by Google

Japanisch

Daß die Bewohner des schönen Landes Japan in ihrer harmlos-fröhlichen Daseinsfreude der so eifrig und mit so leichter, geschickter Hand von ihnen gepflegten Kunst ihre heiteren Seiten abzugewinnen verstanden haben, würden wir voraussetzen können, auch wenn wir nicht so viele sprechende Beweise davon hätten. Die Genremalerei ist in Japan beträchtlich älter als in Europa, sie begegnet schon im 12. Jahrhundert, und wenn man sie erst von dem Beginn des 17. Jahrhunderts hat datieren wollen, ist das nur daher gekommen, daß der damals wirkende Ukinoye mit Vorliebe seine Stoffe der Welt des Alltagslebens zu entnehmen pflegte und durch ihn Darstellungen dieser Art eigentlich erst volkstümlich geworden sind. Heitere Bilder aus seiner unmittelbaren Umgebung, Schilderungen seines lieben Ich unter drolligen und selbst drastischen Gesichtspunkten hat der wenig zum Pessimismus geneigte Japaner stets zu schätzen gewußt. Als Meister des humoristischen Zeichenstifts ist im Abendlande vor allem der 1760 geborene und um die Mitte des 19. Jahrhunderts hochbetagt gestorbene Hokusai geschätzt. Seine Landsleute finden das, wenn sie seinen Wert auch durchaus nicht verkennen, etwas übertrieben, und sie haben insofern nicht unrecht, als das, was Hokusai und seine Schüler Kiosai und Hokkei geschaffen, vielfach hinter dem von älteren Meistern und namentlich von Hishikawa Moronobu, sowie von dem der Kano-Schule angehörigen Hanabusa Itchō

Schmerzliches Erwachen des Fukurokuju. (Kuniyoshi, 1798—1861.)

Digitized by Google

Humor.

nfo, Itcho und dem originellen Buson Geleisteten zurückbleibt. Hokusais Popularität beruht zu großem Teil auf der leichten Zugänglichkeit einer Werke durch den Holzschnitt und ihrer leichteren Verständlichkeit auch ür den Nicht-Japaner. Das Verdienst, uns mit dem Wesen des japanischen Humors und der Fülle von Schätzen bekannt zu machen, die uns die von ihm inspirierte japanische Heimatkunst zu bieten hat, gebührt einem prächtigen, soeben im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig in vornehmster künstlerischer Ausstattung erschienenen Werke: „Japanischer Humor" von C. Netto und G. Wagener. Es bringt nicht weniger als 257 Reproduktionen von Originalzeichnungen japanischer Künstler, von denen fünf in Buntdruck als Separatblätter auf chinesischem Papier wiedergegeben sind. Von den beiden Herausgebern hat der eine, Professor

örte Nachtwächter. (Unbekannter Meister.)

G. Wagener, das Erscheinen des von ihm und seinem reunde Professor C. Netto auf das sorgfältigste und liebevollste vorbereiteten Buchs leider nicht mehr erlebt. Beide Gelehrten haben einen großen Teil ihres Lebens in Japan erbracht, und beide sind unermüdlich gewesen in dem ammeln dessen, was ihnen in dem fremden Lande auf em Gebiete der Sage und Mythe, des Märchens und der egende, der Sitten und Gebräuche, des Volkswitzes und es Künstlerscherzes als überliefernd- und mitteilenswert chien. Zudem war der eine wie der andre von ihnen ut einer anklingenden Saite für die Aeußerungen eines geunden Volkshumors begabt, und über ein wie gefälliges arstellungstalent Professor Netto verfügt, hat er uns in inem Buche „Papierschmetterlinge aus Japan" dargethan.

Sängerfahrt der Frösche. (Hokkan.)

Die in dem Buche mitgeteilten Zeichnungen japanischer ünstler bewegen sich fast alle in dem Bereiche der Karitur, aber sie versteigen sich nur selten zur Satire: ihr Lebenselement ist der chte, spielende Humor, der sich mit der Waffe seines Scherzes an alles agt, aber schließlich auch dem Schlimmsten noch eine gute Seite abzugewinnen weiß. Es ist das sehr bezeichnend für den Charakter der Landesingeborenen. Japan hat sich mehr als ein andres Land des fernen Ostens er europäischen Zivilisation erschlossen und abendländische Sitten und Gebräuche auch in sein Staatsleben aufgenommen. Selbst die politische Karikatur ach abendländischem Muster hat Eingang gefunden, und es erscheinen in der

P.S.

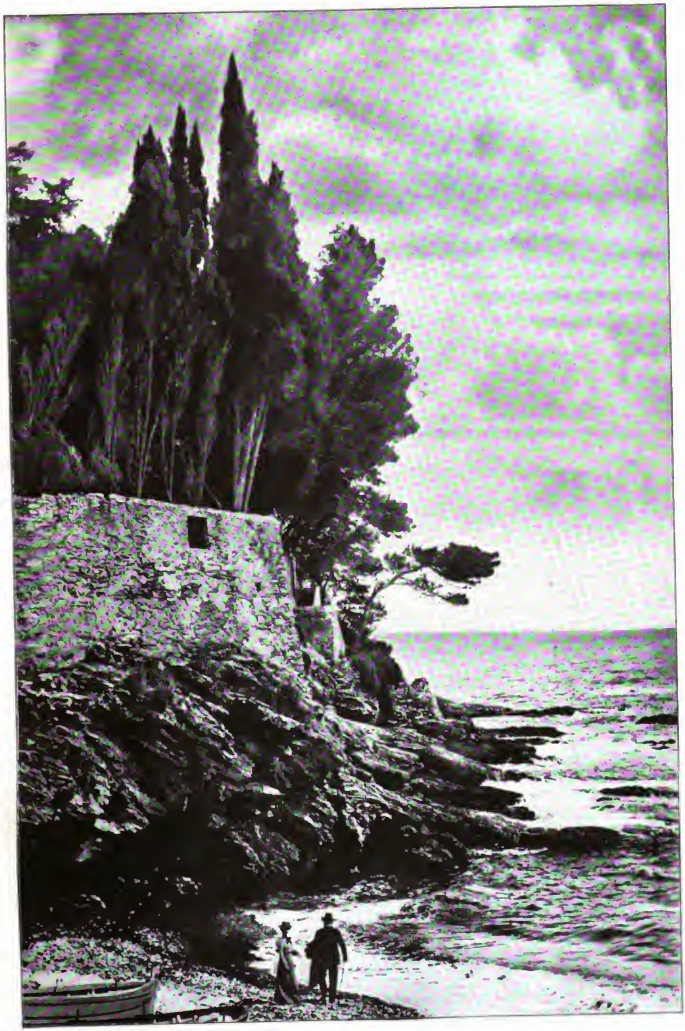
Digitized by Google

Landeshauptstadt Witzblätter nach Art des Berliner „Kladderadatsch“ und des Londoner „Punch“, allein der politische Witz und die ätzende Satire sind weniger nach dem Geschmack des Japaners als die Scherze friedlicherer Natur, wie etwa unsre „Fliegenden Blätter“ sie bringen. Der Japaner liebt sorg- und harmlosen Lebensgenuß, aber er ist dabei anspruchslos, sein Daseinselement ist reiner, möglichst jeder Schranke entbundener Frohsinn. In der Sphäre seiner religiösen Anschauungen sind die ihm vertrautesten überirdischen Wesen die sieben Glücksgötter, die ihm gewissermaßen zu Hausgöttern geworden sind und deren Bildern im Bereiche des immergrünen Laubes und seiner stets heiteren Bevölkerung in jeder Behausung irgend ein Plätzchen eingeräumt ist. Mit diesen Bewohnern seines Olymps ist er im Verlaufe der Zeit in seltsamer Weise vertraut geworden, sie gelten ihm als ein Stück seines eignen Ich und werden in seinen humoristischen Darstellungen genau so behandelt, als wenn sie die wirklichen Genossen der Freuden und Leiden seines täglichen Lebens wären. So wird uns auf einem drolligen Bilde Kuniyoshis (1796–1861) der Leben und Lebensgüter spendende Gott Fukurokuju in einer höchst mißlichen Situation vorgeführt. Dieser Glücksgott erscheint stets als eine zwergartige Gestalt mit unverhältnismäßig hohem Kopfe, im übrigen aber als ein heiterer Greis, der sich bei aller Gelehrsamkeit ein kindlich harmloses Gemüt bewahrt hat. Sein unförmlicher Kopf wird ihm Anlaß zu allem möglichen Mißgeschick. Wenn der kleine Mann aus dem japanischen Olymp in einer irdischen Wohnung zu Gast ist, begegnet es ihm wohl, daß er morgens beim Erwachen mit seinem ungefügen Kopfe gegen das Kamidana, das im Entree des Hauses angebrachte Brett zur Aufstellung der Hausaltäre, anstößt, wobei er arge Verwüstungen anrichtet, mit Schonung jedoch der Figuren seiner beiden Freunde und Kollegen Daruma und Ebisu, die auf dem Kamidana aufgestellt sind. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen, sei er ein Gott oder ein gewöhnlicher Sterblicher. Das zeigt uns der gute Alte auf dem Bilde Hoshiku. Er glaubt das am Boden liegende schöne Lederfutteral für Pfeife und Tabak als willkommene Beute einheimsen zu können und merkt nicht, daß die hinter dem Wasserfasse versteckten bösen Buben ihn nasführen. Das Bildchen Hokusais, das uns die lustigen Streiche des japanischen Windgottes veranschaulicht, könnte unser Albert Hendschel entworfen haben. Auch an einen andern deutschen Humoristen, an Wilhelm Busch, erinnern vielfach die Japaner, so Kiosai in seinem köstlichen, dem seines deutschen Kollegen vollkommen ebenbürtigen „Froschrekonvaleszenten“ und Hokitan in seiner „Sängerfahrt der Frösche“. Eine prächtige Humoreske aus dem Menschen- und Tierleben sind auch die „Ueberraschten Nachtwächter“ eines unbekannten Meisters. Die Japaner besitzen allerdings für derartige humoristische Tierszenen Vorbilder, die bis auf das 12. Jahrhundert zurückgehen. Bezüglich des näheren hierüber müssen wir den Leser auf Professor Nettos Werk selbst verweisen, das sich jedem Freunde gesunden und fröhlichen Volkshumors als eine geradezu unerschöpfliche Quelle der Unterhaltung erweisen wird.

Ludwig Hohbek.

Lustige Streiche des Windgottes (Hokusai, 1760–1849.)

Digitized by Google



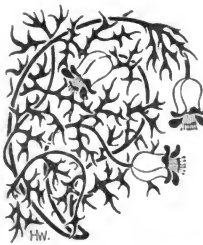
Aquarellstudie von Paul Schmidt.

Strand bei Nervi.

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google



Der heimliche Weg.

Drei Scenen aus einem Ehedrama.

Von

Lou Andreas-Salomé.

I.

Die breite Schiebethür nach dem Krankensaal war nicht ganz geschlossen. Von dort blinkte noch der Schein der Gasflammen hindurch, obgleich es schon acht Uhr geschlagen hatte; die zögernde Dämmerung des Moskauer Wintermorgens erschien wie Nacht.

Auch im Dienstraum daneben, dessen eine Wand durch die breite Schiebethür gebildet wurde, brannte noch eine Messinglampe auf dem altmodischen gelben Sekretär. Ganz hoch über ihm befand sich das einzige Fensterchen, von einem kleinen weißen Vorhang bedeckt. Im Verein mit der dürftigen Ausstattung verlieh es dem Raum etwas Klosterhaftes, Zellenartiges. Nur in der Zimmerecke, neben dem Sekretär, gab's einen behaglicheren Winkel; wenigstens stand dort ein bequemer, schwarzgeflochtener Lehnstuhl, einen Schemel zu seinen Füßen und auf dem Sitz ein flaches Kissen mit verblichener Stickerei auf grünlichem Grunde. Von der kahlen, blaugetünchten Wand über ihm schauten zwei große Photographien nach Kindergruppen, und viel höher hinauf hing das zinnerne Lämpchen vor dem üblichen Muttergottesbilde nieder.

Helene kam ganz langsam, sehr müden Schrittes, aus dem Krankensaal heran. Sie ging an das eiserne Waschtischgestell, goß aus dem Hahn etwas Wasser über ihre mageren Hände und netzte die Stirn damit. Einen Moment lang stand sie so, den Kopf leicht hintenübergebeugt, das sehr lichtblonde Haar an den Schläfen feucht, die Augen mit den fast farblosen Wimpern halb geschlossen, als ob sie im Stehen schliefe. Dann gab sie sich einen Ruck und strich die Falten des weißleinenen Uebergewandes zurecht, das sie, in der Art einer Kittelschürze, bis zum Saum ihres grauen Kleides umhüllte.

„Schwester Martha!" rief sie gedämpft in deutscher Sprache, nach dem Krankensaal gewendet, „jetzt könnten Sie den Kleinen liegen lassen."

Eine junge, blasse Pflegerin in der schwarzen Schwesterntracht erschien auf der Schwelle der Schiebethür.

„Aber fortgehen soll ich wohl noch nicht?" fragte sie mit gedrückter Stimme.

Helene trocknete sich mit dem Handtuch Gesicht und Hände.

„Ja, — einstweilen wäre es wohl gut, wenn — uns fehlt es heute an Personal. Sie sind wohl von der ungewohnten Nachtwache tüchtig müde?"

Die junge Pflegerin zuckte die Achseln mit einem verschlossenen Märtyrerausdruck.

„Sobald es irgend geht, sollen Sie auch sofort abgelöst werden," versprach Helene in freundlich zuredendem Ton. „Es ist kein Wunder: Sie sind auch ein bißchen schmal und jung für Ihre schwere Pflicht, — und der Anfang ist immer schwer."

Schwester Martha bemerkte ziemlich düster: „Es liegt ja auch wirklich nichts daran, — ob schwer oder leicht. Was liegt daran? Schlimmeres kann schließlich nicht geschehen, als daß man sich hinopfert. Nun, so opfert man sich eben hin. Vielleicht ist es noch das beste."

Helene wandte sich schnell, sich zur Frische zwingend, nach ihr um.

„Aber — aber! Was fällt Ihnen nur ein, Marthachen?! Ganz und gar nicht sollen Sie sich hinopfern, — nein, durchaus nicht! Da würde ich schön böse werden, ganz bitterböse würde ich werden, passen Sie nur auf."

„Ach!" machte die junge Pflegerin und lächelte unwillkürlich.

Helene war zum Sekretär getreten, etwas in ihrem Dienstbuch zu notieren.

„So? Sie lachen dazu? Sie glauben es wohl nicht? Aber es ist ganz wahr. Auch böse kann ich werden," äußerte sie, stehend über das Buch gebeugt. „Im fremden Land muß man immer erst das Heimweh überwinden, das fühl' ich Ihnen ja nach, Marthachen, Sie sind doch so eine Art kleine Landsmännin von mir."

Schwester Martha schwieg einen Augenblick ehrerbietig. Als Helene das Buch zur Seite schob, bemerkte sie jedoch im vorigen gedrückten Ton:

„Es ist nur: in solch ein Spital tritt man ja meistens zum Dienst nur ein, weil man schon durch irgend etwas unglücklich geworden ist, etwas vergessen will," — sie that einen Schritt tiefer ins Zimmer hinein und hob beide Hände vor das Gesicht, — „so wie ich, denn ich kann doch nie mehr froh werden, da ist schon alles einerlei," setzte sie mit schwankender Stimme hinzu, und fing an zu weinen.

Digitized by Google

„Nicht so, nicht so!“ sagte Helene leise. In ihre schmalen Wangen stieg schwache Röte, und ein fast gequältes Mitleid kam in den Blick der grauen, etwas vorstehenden Augen mit den schweren Lidern. Sie trat an die Weinende heran und nahm ihr mit sanftem Zwange die Hände vom Gesicht.

Wie sie so neben dem jungen Mädchen stand, die angehende Vierzigerin mit der müden Haltung neben dem überschlanken Wuchs der andern, der noch kaum jugendliche Formen zeigte, da trat im Gesamtausdruck etwas Verwandtes an ihnen zu Tage.

„Manches von Ihrem Herzenskummer weiß ich ja, Marthachen. Aber glauben Sie mir: durch solchen Liebeskummer kommt man oft erst ganz zu sich selbst, auf den Weg, auf den man innerlich hingehört hat. Anscheinend vereinsamt man durch die verloren gegebene Liebe, aber nur, um zu wachsen, tüchtig zu werden.“

„Ich thu' doch aber gewiß meine Pflicht! Ich thu' alles, für mich selbst will ich überhaupt nichts mehr,“ unterbrach Schwester Martha sie in unsicherem, gekränktem Ton.

„Freilich, freilich, so berichte ich auch stets über Sie, und man ist zufrieden mit Ihnen,“ bestätigte Helene voll herzlicher Anerkennung. „Nur, — sehen Sie wohl, wie böse und streng ich sein kann? — nur ich selbst bin noch immer nicht zufrieden, bin rein unersättlich. Da gehen Sie nun jetzt zum Beispiel in den Genesenensaal, — erraten Sie, was ich da gern von Ihnen möchte? Daß Sie mit ein paar hellen, frohen Augen zu den Kindern hineingehen.“

Schwester Martha trocknete sich die Augen und nahm sich zusammen. „Ja, ich will versuchen,“ murmelte sie.

Helene fuhr mit eindringlicher Wärme fort: „Denken Sie nur: alle die kleinen Menschenwesen, und auf Ihre frohen Augen angewiesen. Ob Sie an ihnen ihre Pflicht thun, davon begreifen diese Geschöpfchen noch nicht viel, das kontrollieren nur die Vorgesetzten. Aber Freude und ein Lächeln, das begreifen sie schon. Das nehmen sie mit Behagen ein, wie eine kleine, süße Extramedizin. Wie eine, die Sie ihnen geschenkt haben werden aus williger Güte, und die in den weichen Kinderseelen lange, lange wirksam bleibt, eine Wundermedizin, die fort und fort Lächeln und Freude wirkt.“

„Ich geh' schon,“ fiel Schwester Martha mit belebtem Eifer ein.

„So ist es recht! Und ich sorge für Ablösung, so bald wie irgend möglich, dannt Sie ausruhen können. Dann melden Sie sich erst wieder hier, bitte,“ sagte Helene.

„Jawohl, Frau Doktor Gruber.“

Die junge Pflegerin hatte schon die Thür aufgeschoben, um hinauszugehen. Sie überschaute den Krankensaal und blickte noch einmal zurück.

„Ich glaube, da ist jemand; die fremde Dame wird wohl nach Ihnen suchen,“ bemerkte sie und trat einer stark beleibten Dame entgegen, die durch den freien Gang zwischen den Krankenbetten auf das Dienstzimmer zukam; „hier darf man nicht durch.“

Helene unterdrückte einen Seufzer. An die Thür tretend, erkannte sie die Fremde und gab der Pflegerin einen Wink.

„Lassen Sie nur, Martha. Madame Palkin, wenn ich nicht irre? Wegen Ihrer Kleinen, nicht wahr? Sie haben sich nur im Eingang geirrt, bitte, hier herein.“

Madame Palkin trat sehr erhitzt und atemlos ein; den Pelzmantel hatte sie schon zurückgeworfen, so daß man unter ihm die anliegende, altmodisch geschnittene schwarze Jacke von echtem Sammet mit reichlicher Schmelzgarnierung und darüber die dicke, goldene Uhrkette sah, die um den kurzen, vollen Hals hing. Mit Enthusiasmus näherte sie sich Helene, sichtlich gewillt, die Ueberraschte zu umarmen und ihr die Hände zu küssen; als dies nicht gelang, küßte sie den weißen Aermel der Kittelschürze.

„Sie, meine Teuerste! Während ich Unglückselige verreist war, — Sie retteten meine kleine Mischa!“ rief sie dabei aus.

„Das ist in erster Linie das Verdienst unsers Chefarztes gewesen,“ entgegnete Helene, die ihr Russisch mit voller Geläufigkeit, wenn auch nicht ganz accentrein, sprach, „aber ich bitte, wollen Sie nicht einen Augenblick Platz nehmen?“

„Ach was, Chefarzt, nein, Ihre Pflege und Wachsamkeit, — er sagt es selbst, meine einzige, meine teure Helene Philoppowna! Ich war nämlich gestern bei Mischa, traf Sie nicht mehr an! Nun, da bin ich heute morgen so glücklich, Sie anzutreffen.“

„Ja, ich übernahm die Nachtwache wegen Mangels an Personal. Mischas Nacht verlief befriedigend, — aber bitte, setzen Sie sich doch,“ bemerkte Helene, den Lehnstuhl etwas nach vorne rückend.

„Ja, ja, gleich, meine Einzige, ich muß nur erst —“ Madame Palkin wühlte in den Taschen ihres Pelzmantels, aus denen eine Anzahl von Schachteln hervorstürzte; „sehen Sie, eine Menge Konfekt. Ich wußte nichts Besseres, nur so eine kleine Douceur, wissen Sie, nur sozusagen von Mischenka für Sie. Haben Sie verzuckerte Früchte gern? Sehen Sie, hier: Ananasschnitte,“ — sie öffnete den Deckel der einen Schachtel voll Eifer — „die allerbesten, man riecht es schon, nicht wahr? Haben Sie Ananas gern?“

„Gewiß, gewiß!“ beteuerte Helene erheitert, „besten Dank für so viele Herrlichkeiten. Wir wollen sie einstweilen hier auf einer Ecke des Sekretärs aufstapeln, ja? Leider ist es noch ein wenig zu früh, um zu Mischa zu gehen, sehr bald aber könnten wir schon —“

„Nun, macht nichts, macht nichts,“ fiel Madame Palkin ein, sich im Lehnstuhl niederlassend, „warten wir noch, — wie Gott will. Ja, meine Mischa! Und sagen Sie mir nur: hier also

Digitized by Google

wohnen Sie? Nein, wie eine Heilige, wirklich! Sind Sie schon lange bei uns in Rußland?"

Helene hatte sich ihr gegenüber gesetzt, auf den runden, drehbaren Sitzschemel, der vor dem Sekretär stand.

„Schon lange," sagte sie, „ungefähr zehn Jahre. Eigentlich kam ich gleich vom Studium in Zürich her, in diese Anstalt, durch Vermittlung von Freunden."

Madame Palkin beugte sich mit lebhaftem Interesse vor, aber zum Zuhören fehlte ihr die Fähigkeit, sie unterbrach Helene gleich wieder.

„Nun — und was? Wo ist es besser, in Rußland oder dort bei Ihnen, dort hinter der Grenze? Man sagt, dort ist es besser. Nein, lieber sagen Sie mir: Haben Sie selbst auch ein Kind gehabt, Helene Philippowna?"

„Ja."

Helene blickte mit gesenktem Gesicht zu Boden.

Madame Palkin bemerkte es und wiegte verständnisvoll teilnehmend den Kopf. „Verloren, nicht wahr? Noch klein?"

Helene nickte nur, kaum merklich und in unwillkürlicher Abwehr.

„Also auch! Ja, ich auch, meine Teure, ich auch! Zwei Kinderchen habe ich verloren, stellen Sie sich vor, zwei. Eins am Scharlach, das andre: — Typhus. Ja, Kopftyphus. Ganz schnell ging es. Und wenn Sie nicht gewesen wären, wenn meine Mischa —" Madame Palkin verzog das Gesicht zum Weinen und suchte aufgeregt nach ihrem Taschentuch. Als Helene stumm blieb, schneuzte sie sich geräuschvoll, trocknete die naß gewordenen Augen und fragte ganz demütig, voll Reue: „Ach, ich halte Sie gewiß auf? Ich wollte mich ja nur bedanken. Nein, aber nun denken Sie gewiß: sitzt sie nun da und sitzt, — wie werd' ich diese Dicke nur los? — Sagen Sie, denken Sie das? Ja, ich will gehen —"

„Nein, nein," versetzte Helene schnell, „gewiß denke ich das nicht. Vielmehr muß ich Sie für meine Müdigkeit um Entschuldigung bitten. Daß ein krankes Kind gesund wird, daß eine Mutter sich an ihrem Kinde freut, sind denn das nicht die schönsten, die ersehntesten Begebenheiten hier im Spital? Dafür arbeiten wir ja. Aber ich glaube, wir können jetzt zu Mischa hineingehen," fügte sie hinzu und zog ihre Uhr aus dem Gürteltäschchen des weißen Kittels, „ich will Sie hingeleiten."

Madame Palkin erhob sich eilfertig vom Lehnstuhl. „Das ist ja ausgezeichnet, daß Sie mitgehen," rief sie erfreut, „ich habe Ihnen auch noch so viel sagen wollen, daß ich nur nichts vergesse. Ja, sehen Sie, das war es noch: Sie wissen doch, was für ein Geschäft wir haben? Lederwaren, — nur ein bescheidenes Geschäft, aber ich kann für die Güte der Waren schon einstehen. Sagen Sie mir, könnten Sie etwas Lederes brauchen? Dann belieben Sie nur zu wählen! Feine Juchte haben wir, rot, ist Ihnen mit Juchte gedient?"

„Danke, sobald ich etwas brauche, werde ich gewiß kommen; — entschuldigen Sie einen Augenblick," antwortete Helene zerstreut, die Schiebethür ein wenig öffnend, und rief durch den Spalt in den Krankensaal: „Minna Hartung, sind Sie da? Bleiben Sie doch, bitte, kurze Zeit im Dienstzimmer, für den Fall, daß jemand mich ruft. Ich bin in Nr. 4."

Eine große, kräftige Blondine in der SchwesternTracht trat geräuschlos ein, und hörte, während Helene mit der Kaufmannsfrau durch eine Seitenthür auf den Korridor hinausging, Madame Palkin noch voll Eifer erläutern:

„Sie müssen wissen, von Bezahlen keine Rede! Nein, davon kann wirklich gar keine Rede sein! Mein Mann sagt auch: alles Lederne, sagt er, bitte von uns, haben Sie die Gnade —"

Minna Hartung blickte mit belustigter Miene hinterdrein, mit dem ganzen, etwas breiten, blühenden Gesicht lachend, das ohnehin reichlich munter und sorglos aus der Schwesternhaube hervorschaute. Mit brüsker Bewegung hob sie die Arme, streckte sie und gähnte herzhaft; gleich darauf jedoch schien sie sich darauf zu besinnen, daß dergleichen sich nicht schicke, und nahm einen feierlichen, gehaltenen Ausdruck an. Nur noch einmal gähnte sie verstohlen, dann griff sie resolut nach der großen Rolle Bandagierstoff, die auf einem Tisch neben der Korridorthür lag, zog den nächsten Stuhl heran und begann gleichmäßig breite Streifen vom Stoff zu reißen, wobei sie vor sich hinsummte.

Nur hin und wieder drang vom Krankensaal ein undeutliches Geräusch durch die zugeschobene Thür herüber; im kleinen Dienstzimmer war es ganz friedlich und still. Minna Hartung versank ungestört in ihre Gedanken, und diese mußten wohl vergnügter Natur sein, nach dem Summen zu schließen, das immer heller erklang. Zuletzt wurde es ein regelrechtes Singen, und die Bandagenstreifen rissen dazu immer rascher, im fidelsten Takt:

„Viola, Baß und Geigen,
Sie müssen alle schweigen
Vor dem Trompetenschall."

Ein paarmal pochte es vernehmlich, ohne daß sie es hörte. Als das Pochen lauter wurde, hielt sie mit dem Singen und der Arbeit jäh inne, und rief etwas betreten „herein".

Den Hut in der Hand, den Pelz weiß überschneit, trat ein tief brünetter Mann von nicht großem Wuchs durch die Korridorthür ein. Er richtete sein bartloses Gesicht mit den scharfen Zügen, sichtlich amüsiert, gegen die verlegene Pflegerin.

„Guten Morgen, Fräulein Hartung! Das nenn' ich einen fidelen Spitalgesang!" bemerkte er.

Sie war aufgesprungen; unwillkürlich fuhr sie mit der rechten Hand an ihr Haar, es glatter unter den Rand der Haube zu stecken.

„Erbarm dich, — der Herr Doktor Wildaner —" entfuhr es ihr in stark baltischem Accent, „wie so eine Rakete kommen Sie über einen."

Digitized by Google

Vom Kriegsschauplatz in China: Von der Expedition nach Peitang.

Digitized by Google

Rückkehrende deutsche Truppen mit erbeuteten chinesischen Fahnen.

Digitized by Google

„Nun, die Rakete hat doch aber zuvor vernehmlich genug angepocht, — übrigens, nums Himmels willen, warum setzen Sie sich denn nicht, Fräulein Hartung?“ fragte er; „Sie thun ja gerade so dienstlich, als ob ich noch als der junge Assistenzarzt hier herumginge, der sich über Kinderkrankheiten orientierte. Ich suchte Doktor Kirillow, ist er denn um diese Zeit nicht oben?“

Minna Hartung hatte ihren Platz wieder eingenommen.

„Er wird vielleicht noch in der Ambulanz aufgehalten,“ meinte sie. „Und auch Frau Doktor Gruber ist unten, in Nr. 4, sie hatte heute eine Nachtwache.“

Doktor Wildauer, der schon eine Bewegung gemacht, wie um wieder fortzugehen, wandte sich schnell um.

„Schon wieder?“ fragte er und wiederholte lebhaft: „Schon wieder?! Also ist Frau Gruber auch heute morgen wieder im Spital?“

Minna Hartung zuckte mit den Achseln.

„Ja, was will man machen?“ bemerkte sie, „wenn sie doch nun einmal überall einspringt, wo's fehlt? Abhalten läßt sie sich nicht. Und zwei Pflegerinnen sind uns noch krank.“

Er unterbrach sie empört:

„Ausgenutzt wird sie einfach! Nicht mit anzusehen ist es, wenn einer sich so alles aufhalsen läßt! Nein, das kann so nicht fortgehen.“ Er blickte mit verfinstertem Gesicht vor sich hin, augenscheinlich ganz mit einer Erwägung beschäftigt.

Minna Hartung sah ihn von unten heraus an; sie zupfte zwecklos am Bandagierstoff, endlich fragte sie zögernd:

„Darf ich mal mit einer Bemerkung stören, Herr Doktor?

Er fuhr aus seinen Gedanken auf.

„Stören? — Wieso? Betrifft es vielleicht Frau Grubers Gesundheit?“

„Ach nein!“ entgegnete sie trübselig, „nein, bewahre! Es betrifft ja bloß den fidelen Gesang, den Sie —“

„Aber ich bitte Sie,“ fiel er ein, „der Gesang war ja ganz nett.“

Sie schüttelte den Kopf und wühlte im Bandagierzeug.

„O nein! Ich weiß schon, Sie halten mich für vergnügungssüchtig.“

„Aber keine Spur. Nein, wirklich, ich schätze Sie doch so als Pflegerin, Fräulein Hartung,“ sagte er in höflichem Ton, und gutmütig setzte er hinzu: „Wir wollen doch nicht etwa wieder miteinander streiten? Wir haben uns doch noch neulich so schön und friedlich unterhalten, — auf dem geselligen Abend bei Behrends —“

Sie ließ ihn nicht ausreden.

„Na ja, — nur so, — eben an geselligen Theeabenden. Einfach, weil da — so im fremden Lande — alles einigermaßen zu einander hält, was die gleiche Sprache redet.“ Mit plötzlichem Ingrimm fuhr sie fort: „Bin nun eben einmal keine Idealschwester! Bin's ja auch nicht gerade aus glühendem Enthusiasmus geworden, ganz und gar nicht! Meine lieben Verwandten hätten mich schon besser irgendwo in Dorpat sitzen lassen sollen, meinetwegen selbst als Probiermamsell.“

Doktor Wildauer sah sie lächelnd an.

„Wer wird denn gleich so zornig werden? Man fürchtet sich ja ordentlich,“ sagte er, „was habe ich Ihnen denn gethan?! Früher, ja, vielleicht; es geht eben nie ohne einen kleinen Tadel ab bei neuen Schwestern. Das ist aber doch lange her.“

„Lassen Sie nur. Ich weiß, daß ich es damals gleich von allem Anfang an mit Ihnen verdorben habe. Ich weiß sogar, bei welchem Anlaß. Mir ist das rein unvergeßlich.“ Minna Hartung sah ordentlich düster aus. „In der Knabenabteilung war es; ich sollte gerade für den Tag frei werden und war so hundemüde, — wird da ein Schuljunge mit zerbrochenem Bein gebracht. Da fuhr ich in meinem Aerger los: ‚Muß der Bengel auch wahrhaftig über seine eignen Beine stolpern, und ich — ich hab' die Scherererei davon!‘ Ja, — Ihr Gesicht dabei.“

„Ja, ich entsinne mich,“ gestand Doktor Wildauer und lachte leise auf; „aber gegen damals sind Sie ja jetzt auch lammfromm. — Auf Wiedersehen übrigens, ich will also jetzt hinunter.“

„Gehen Sie schon? Sie kommen jetzt so selten,“ meinte sie etwas klagend, indem sie ihre verarbeitete Pflegerinnenhand in seine feine, gepflegte, unberingte Hand legte.

„Wenn's nach mir ginge, hielte ich mich konstant in Spitälern auf; könnte es gerade jetzt für meine Untersuchungen gut brauchen. Könnte man nur jederzeit Spitalarzt wie einst sein, sobald irgendwelche Beobachtungen es wünschenswert erscheinen lassen,“ bemerkte er, sich zur Thür wendend. Im Hinausgehen sagte er noch schnell: „Und — also adieu! und achten Sie ein wenig auf Frau Doktor Gruber, daß sie sich nicht fortwährend überarbeitet. Wollen Sie mir diesen Gefallen thun?“

Minna Hartung rief ihm feurig zu:

„Na und ob!“ Aber als er aus der Thür war, schlug sie sich ärgerlich auf den Mund.

„Na und ob! — Etwas weniger Holdseliges hätte ich schon wirklich kaum antworten können,“ murmelte sie, auf sich selbst wütend. Dann nahm sie wieder die Streifen vor, sie hastig und fast zornig abreißend, diesmal mit gefurchter Stirn und in unverrücktem Schweigen.

Als Helene nach einer Weile zurückkam, fand sie Minna Hartung noch ebenso eifrig über die Arbeit gebückt.

„Ach, da sind Sie ja noch, Hartung; das ist mal gut, ich wurde aufgehalten. Und immer flink, immer fleißig bei einer Sache, das muß man sagen,“ lobte sie im Eintreten und zog sich gleich einen zweiten Stuhl zum Tisch heran; „nun helf' ich Ihnen auch, zu zweien geht's schneller.“

„Ach nein, Frau Doktor Gruber, lieber ruhen

Digitized by Google

Sie sich aus! Ich hab' dem Wildauer versprochen, dafür Sorge zu tragen," bat Minna Hartung.

„So, so," sagte Helene mit einem Lächeln, während sie den Stoff vornahm, „also wieder im besten Einvernehmen, Sie und der Wildauer?"

Minna Hartung schüttelte energisch den Kopf.

„O weh, nein, keine Idee. Bin ihm lange nicht holdselig genug mit meinem robusten Knochenwerk. Bin ja nichts Zartbesaitetes."

„Aber ein ganz vortreffliches und treues Mädchen!" tröstete Helene, „das ist mehr wert."

„Ja, nicht wahr?" Minna Hartung wurde ganz lebhaft. „Ueberhaupt: da bitt' ich Sie nun, Frau Gruber, muß denn nicht der Mensch irgendwo seine Heiterkeit ablagern? Wenn er sich so recht geschunden und abgerackert hat, muß er dann nicht mal seine Lebenslust herauslassen? Jedesmal, zum Beispiel, wenn es so was recht Greuliches durchzumachen gegeben hat im Spital, da muß ich mal zwischendurch so ein bißchen beiseite gehen und was Erfreuliches singen oder gar pfeifen. Ich thu's ganz schnell, hinterher bin ich ja wieder ganz ernst. Ist denn das so schlimm?"

„Aber nein, Hartung. Glückliches Temperament ist es. Was soll denn dabei Schlimmes sein?"

„Der Wildauer würd' es schlimm finden," beharrte Minna Hartung düster. „Ich will Ihnen überhaupt was sagen, Frau Gruber: Man behauptet immer, wir Frauenzimmer kennten uns in den Mannsleuten nicht aus, aber sie kennen uns wahrhaftig noch viel weniger. Ich glaub' kaum, daß ein einziger Mann seine Frau kennt."

Helene hielt das Gesicht tief über die Arbeit geneigt.

„Ja, mitunter mag das wohl wahr sein," sagte sie zögernd.

„Und dann," fuhr Minna Hartung ganz erregt fort, „die Männer nehmen ihre Auffassungen von unsereinem weiß der Kuckuck woher! Der Wildauer ist doch wirklich gescheit, schon fast zu gescheit ist er, aber sein ‚Ideal vom Weibe', das ist sicher ein alter Jahrgang Gartenlaube. Wenn er sich über uns Frauen bilden will, liest er wahrscheinlich Chamisso." Sie verstummte empört, und eine längere Pause entstand, während welcher beide ihre Arbeit beendeten. Aufstehend und sich die Stoffsädchen vom Kleide klopfend, bemerkte Minna Hartung:

„Daß Sie so viel Verständnis und Güte für mich lustige Person übrig haben, Frau Gruber! Sie, die doch in der Jugend ohne allen Lebensgenuß ausgekommen ist. Sie sollten doch eher auf dergleichen herabsehen."

Helene stand ebenfalls auf und rückte ihren Stuhl an seinen vorigen Platz.

„Nein," sagte sie, „was Ihnen mitunter zu schaffen macht, was junge Mädchen so im allgemeinen reizt: all das war nichts für mich."

„Aber warum nicht?"

„Warum?" Helenens Gesicht überflog ein sehr lieber, fast schüchterner Ausdruck: „Nun, vielleicht — weil ich nicht reizte, nicht reizend war, an keine eignen Reize glaubte, vielleicht nur daher. — Uebrigens," fügte sie rasch hinzu, als Schwester Minna sie ungläubig und erstaunt ansah, „ist es doch auch etwas ganz anders: zufällig fremde kranke Menschen pflegen, wie Sie thun, oder einer lieben alten Mutter und einem jungen Stiefbruder die Sorgen abnehmen."

„Ihr Stiefbruder, der muß doch durch Sie einen fürchterlichen Respekt vor uns Frauen bekommen haben, dem war wohl später keine gut genug," meinte Minna Hartung.

Helene lächelte nachdenklich.

„Ich weiß doch nicht, ein sehr guter Bruder war er, aber viel Respekt hatte er gerade nicht. Der war auch lebenslustig, vielleicht allzusehr," sagte sie.

„Darum auch Ihre Nachsicht dafür."

„Vielleicht. — Aber es geht nicht, daß wir uns hier mit Plaudern und Schwatzen aufhalten, Hartung. Gehen Sie jetzt, und dann seien Sie so gut, draußen zu bestellen, daß man mir, in einer Stunde etwa, noch ein Glas Thee hereinbringt. Ich bleibe noch da."

„Jawohl, das will ich thun." Minna Hartung öffnete die Schiebethür und ging hinaus, auf der Schwelle mit Schwester Martha zusammenstoßend, die zur Seite stehen blieb.

„Sie sind es, Marthachen? Ist also die Ablösung für Sie gekommen, die ich anordnete?" fragte Helene und schaute das junge Mädchen prüfend an; „nun sehen Sie auch wieder viel heller aus den Augen als vorhin. Ist Ihnen nun besser?"

Die junge Pflegerin trat, ohne zu antworten, schnell zu Helene heran, bückte sich und küßte ihre Hand.

„Sehen Sie, Kleines, es wird schon noch alles gut," sagte Helene gütig und entzog ihr sanft die Hand.

„Nur, weil Sie da sind, Frau Gruber! Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll, — es klingt ja auch dumm," — Schwester Martha errötete und schloß stockend: „es ist so wunderbar; es ist so: als ob Sie alles selbst gelitten hätten, was man leidet. Das ist es, was so tröstet."

Heleneus Blick ging einen Augenblick dunkel über das junge, blasse Gesicht vor ihr, dessen Ausdruck es ihr angethan hatte. Sie hatte offenbar ein Wort auf den Lippen, unterdrückte es aber und ließ Schwester Martha mit einem stummen, freundlichen Zunicken wieder hinausgehen.

Einen Augenblick stand sie nachsinnend still und sah vor sich nieder, dann, als sie aufschaute, gewahrte sie, vor der zur Hälfte offen gebliebenen Schiebethür, Doktor Wildauer.

Er hatte Pelz und Hut abgelegt und war durch den Krankensaal gekommen, wo eben die Gasflammen ausgedreht wurden. Zwei Schwestern gingen zwischen den Betten umher und räumten auf; mitten im Saal vor der Thür standen Einer

Digitized by Google

und Besen. Ein trübes, unsicheres Grau erfüllte den ganzen Raum wie Abenddämmerung, die Augen konnten sich nicht gleich daran gewöhnen.

„Kaum erkenn' ich Sie! Da stehen Sie nun ganz ruhig und beobachten mich . . . Aber wie schön, Sie wieder einmal zu sehen!“ sagte Helene erfreut und streckte Doktor Wildauer die Hand entgegen.

„Wie schön, daß Sie das sagen,“ entgegnete er, und schob die Thür zu, indem er hereinkam. „Uebrigens hab' ich Sie schon vorgestern hier gesehen, — Sie mich jedoch nicht. Es war unten, vor der Amputation, bei der Sie narkotisierten. Ich hatte Kirillow gerade zu sprechen.“

Helene fuhr sich leicht über die Stirn. „Ja, das kann gut möglich sein. Ich war nämlich so — ich gab auf nichts recht acht,“ äußerte sie und schauderte leicht zusammen; „die Geschichte regte mich, offen gestanden, auf, dieser komplizierte und hoffnungslose Fall, jawohl: hoffnungslose, — das ahnte ich so gewiß, so gewiß. Ich wußte: das arme Ding würde sterben, und alle die Qualen —“

„Ahnungen in der Medizin?“ fragte Doktor Wildauer und blickte sie forschend an, „wohin kämen wir da!? Vielleicht war es ja *fast* so, — jedoch nur fast. Uebrigens ein Fall von seltenem wissenschaftlichen Interesse.“

Helene fixierte ihn, mit Lebhaftigkeit fragend: „Hätten Sie — amputiert?“

„Ja!“ antwortete er ohne Zögern.

Sie ging langsam an den schwarzgeflochtenen Lehnstuhl und ließ sich müde in ihn sinken. „Nicht davon reden. — Setzen Sie sich lieber. Ich bin gerade ein wenig frei. Wie gut, Sie da zu haben.“

Doktor Wildauer war noch stehen geblieben. „Danke!“ sagte er und schien nach passenden Worten zu suchen; „wissen Sie, — vorgestern, — ja, ich muß Ihnen bekennen: Sie erschienen mir reichlich schlecht bei Kräften, kaum hatten Sie sich noch in der Gewalt, wenigstens schien es mir so.“

Helene versetzte fast schlichtern:

„Ja, es kann schon sein. Man ist nicht alle Tage gleich fest. Und dann giebt es auch Stunden, wo es plötzlich so unbarmherzig einem ins Herz dringt, all das menschliche Leiden.“

„Und das,“ fiel er rasch ein, „das ist genau der richtige Zeitpunkt, wo es notthut, beiseite zu treten, nicht hinzuschauen, sich zu erholen.“

Sie hob heftig abwehrend die Hand.

„O nein, nein, wo denken Sie hin! Man ist bei weitem noch am frohesten, am erholtesten, wenn man sein eignes Leben so innig hineinbetten darf ins Allgemeine. Mit einem beinahe furchtsamen Lächeln fragte sie forschend: „Da haben Sie mich wohl vorgestern scharf aufs Korn genommen?“

„So etwas der Art,“ meinte er leichthin, an ihr vorbeiblickend. „Aber, ich wünschte wohl, Sie ließen mich doch ein einziges Mal als Arzt an sich heran, wenn Sie schon keinen andern nehmen wollen.“

Jetzt lachte sie auf.

„Nein, Sie sind mein Freund, nicht mein Arzt: wählen Sie gefälligst! — Ich bin ja ganz gesund, und alle in meiner Familie waren's.“

„So?“ Doktor Wildauer nahm auf dem Sitzschemel vor dem Sekretär Platz. „Ihr Stiefbruder ist doch aber so sehr jung gestorben. Woran eigentlich?“

„An einem bösen, akut verlaufenden Gelenkrheumatismus. Das hat sich der arme Martin im schlimmen Petersburger Klima zugezogen. Warum ließen wir ihn auch dorthin!“ sagte Helene trübe, voll Selbstvorwurf, „aber russische Freunde in Zürich verschafften ihm eine so gute Stellung in einer großen Firma, und mit dem Studieren war es für den Jungen anscheinend nichts. — Wäre er nur trotz alledem lieber im Auslande geblieben.“

Doktor Wildauer schwieg, als er sah, daß Helene in diesem Augenblick in der Erinnerung an ihren Bruder verweilte. Aber nach kurzer Pause kam er auf seinen ersten Vorschlag zurück: „Wie wär' es denn nun aber — angenommen einmal, Sie sollten den ganzen Spitalkrempel an den Nagel hängen —, wär' das eigentlich so arg?“

„Arg? Ganz unmöglich wäre es,“ entgegnete Helene ruhig.

„Nun aber warum eigentlich? Nein, da kann ich doch nicht mit Ihnen übereinstimmen! Sie könnten sich zum Beispiel eine Zeitlang darauf werfen, vorwiegend wissenschaftlich zu arbeiten, — bisher mußten Sie das sehr vernachlässigen.“

Sie sah ihm mit heiterem Spott ins Gesicht. „Lieber Wildauer, thun Sie's für mich!! Soll ich etwa ein Denker, ein Geisteslicht werden? Mich friert, wenn ich's mir vorstelle.“

„Ist es denn etwas so total andres, womit Sie schließlich doch auch hier thätig sind? Ist es nicht —“

„Liebe —!“ fiel sie mit tiefer, vibrierender Stimme ein. „Ein persönliches Notwendigwerden dem Einzelnen, Leidenden, ein Geliebtwerden, Vermißtwerden, ein Warmwerden, nur das ist es.“

„Eine Liebe, die macht, daß man Sie fast unwillkürlich ausbeutet, daß man Sie an die Wand drückt, daß Sie um lauter solcher Nebenämter willen gar nicht die eigentliche, Ihnen gebührende Stellung innehaben,“ erklärte er eindringlich.

„Was thut das? Bringt es nicht Segen, und ist es nicht, was ich brauche? Herrlich ist es,“ beharrte sie voll Gleichmut.

Doktor Wildauer stand fast ungeduldig auf.

„Schließlich sind Sie aber doch studierter Arzt, wie wir alle! Und mit vieler angesammelter Erfahrung auf gewissen Gebieten! Es ist wirklich schlimm, daß man Sie an so gar keinem irdischen Ehrgeiz packen kann.“

Er machte unschlüssig ein paar Schritte durch das enge Zimmer. Helene sah ihm schweigend

Digitized by Google

zu; endlich bemerkte sie verwundert und vorwurfsvoll:

„Sie reden heute wahrhaftig wie ein ganz gewöhnlicher, bornierter Arzt, wie irgend einer. Gar nicht wie der, den ich seit so langem kenne. Der es weiß, daß man den Menschen als ein Ganzes nehmen muß, als ein lebendiges Geheimnis, dem man manchmal durchaus lassen muß, was er seelisch durchaus nötig hat, weil auch nur das es körperlich lebendig erhalten kann. — Ja, gar nicht wie der, der mir selber durchhalf, immer wieder, hier in den ersten Hospitaljahren, wo mir ja vieles schwer fiel."

Ernst Moritz Geyger: Der Bogenschütz. (Text S. 51.)

(Von Kaiser Wilhelm II. für den Schloßpark von Sanssouci angekauft.)

„Ja, ja," unterbrach er sie, „aber das gilt alles nur bis zu gewissem Grade. Und jetzt sind Sie gänzlich aufgerieben."

„Ein Glück, daß ich Ihr Zureden gar nicht ernst nehmen kann," meinte Helene nach einer Pause.

Digitized by Google

Er blieb vor ihr stehen.

„Nicht ernst? Ja wieso?“

„Weil Sie doch mein bester, treuester — kurz, weil Sie mein Freund sind.“

Doktor Wildauer blickte vor sich nieder. Er nickte kurz, ernst.

„Das schließt sich also aus nach Ihrer Meinung. Ich fürchtete das wohl,“ bemerkte er.

„Ja, gänzlich.“ Helene legte den Kopf weit hinter den Stuhl zurück, die Lider schwer über den Augen, wie es ihre Gewohnheit war. Das Lampenlicht unter der grünen Kuppel beleuchtete hell nur den untern Teil ihres Gesichtes, den weichen Mund, dessen ausdrucksvolle Linien sie meistens dadurch zerstörte, daß sie ihn zu fest schloß. In diesem Augenblick hatten sie ihren ganzen beredten Ausdruck — einen tiefleidenden.

Sie sagte schwermütig, halblaut:

„Im Grunde ist auch das ja wie mit der Amputation.“

Doktor Wildauer schaute fragend auf; sein Blick hing wie gebannt an den hellbeschienenen Lippen mit dem leidensvollen Zug.

„Sie meinen —?“

„Ich meine: daß so die Männer sind. Das überlegt ihr nicht, ob man denn überhaupt noch leben mag, wenn man erst zum Krüppel reduziert worden ist.“

Doktor Wildauer versuchte zu lachen.

„Sie wollen doch nicht behaupten, daß, wenn es mit Ihrer Spitaltätigkeit vorbei wäre, Sie sich so gut wie verkrüppelt —“

Unter ihren halbgesenkten Lidern blitzte es auf von einer unterdrückten Leidenschaftlichkeit.

„Die Spitaltätigkeit an sich — nein, darauf geht vielleicht nicht die eigentliche Amputation. Aber plötzlich zu wissen: auch davon hättest du lieber die Hände lassen sollen, auch dazu bist du nicht die Rechte, nicht tauglich. Immer und immer zum Argwohn an sich selbst kommen, zum Mißtrauen —“

Sie brach ab. Er sagte beschwichtigend, mit leisem Tadel:

„Ihr alter Fehler! Unausrottbar. Und Sie am wenigsten hätten doch Anlaß dazu. — Etwas an Ihnen ist mir wie ein geheimnisvolles Rätsel, Frau Gruber.“

„Ich finde es nicht so rätselhaft.“ Ihre Stimme schwankte. „Den vermessenen Ehrgeiz, ein großer Arzt zu werden, habe ich gewiß nicht, — aber irgendwo —“ sie richtete sich halb auf im Stuhl, und ihre Hände umklammerten mit leidenschaftlichem Griff die Seitenlehnen, — „irgendwo zum Selbstvertrauen kommen —“

Die letzten Worte klangen beinahe grell heraus.

Doktor Wildauer stand vor ihr, ohne sie anzublicken. Es schien, als wollte er ihr ebenso leichten Tones, gutmütig zuredend oder scherzend, widersprechen, wie vorhin, aber als vermöchte er sich zu dem Ton nicht mehr zu zwingen. Seine Züge trugen das Gepräge eines suchenden, angespannten Nachdenkens, wie die eines Arztes vor einem Kranken, der ihn innerlich tief in Anspruch nimmt.

Helene war etwas hastig aufgestanden. Sie machte sich am Sekretär zu schaffen, nur einige Augenblicke, dann wandte sie sich zu ihm um.

„Lassen wir das, — diese dummen Nerven! Es ist die Ueberreizung von der Nachtwache, weiter nichts. — Gehen Sie mit mir? Ich habe jetzt nämlich drinnen zu thun,“ sagte sie mit verändertem Klange, und nicht zum erstenmal fiel ihm auf, wie schnell ihr Gesicht sich verwandelte. Jetzt sah es, in der Umrahmung des zu lichten Haares, wieder farblos und fast ausdruckslos aus.

„Ich komme mit, um zugleich fortzugehen,“ entgegnete er, „unten werde ich erwartet.“

„Schade. Aber wenn Sie wirklich fort müssen, — plötzlich streckte sie ihm mit einer schüchtern überredenden Gebärde die Hand hin, — „aber — in der eben besprochenen Angelegenheit — Sie bleiben doch mein Freund? Sie werden mir helfen — nichts gegen mein Hiersein unternehmen?“

Er beugte sich über ihre Hand und küßte sie.

„Ein Freund, der Sie trotzdem bitten muß, ihm im vorhinein alles zu vergeben, was er vielleicht thun muß,“ antwortete er mit bedeckter Stimme.

Sie ließ ihre Hand sehr schnell sinken.

„Also doch!“ sagte sie langsam und blickte ihn ganz entmutigt an. „Ich sehe, es ist wirklich Ihre Ueberzeugung. Dann ist nichts zu machen. Dann sind Sie ja fast wie ein Gegner für mich. Wie schlecht ist das doch von Ihnen, der Sie wissen, wie wenig es mir gelingt, gegen Sie zu kämpfen, wie wenig ich mir selbst traue im Vergleich zu Ihrer Ueberlegenheit, wie sehr ich mich gewöhnte, ihr zu folgen.“

Er wollte einen Einwand machen, aber sie ließ nichts mehr gelten. Noch ehe er es hindern konnte, hatte sie sich zur Thür gewandt und stand schon draußen im Saal, im Gespräch mit einer der dort beschäftigten Schwestern.

Doktor Wildauer ging langsam hinter ihr her hinaus und schob die Thür zu.

Mehrere Minuten blieb das kleine Dienstzimmer leer. Dann pochte es an der Korridorthür, einmal, zweimal, und endlich wurde sie aufgestoßen.

Zwei armselig gekleidete Frauen kamen, vorsichtig auftretend, um kein Geräusch zu verursachen, herein und drückten sich verlegen an die Wand neben der Thür, während sie ehrerbietig auf den Herrn im Pelz blickten, der geöffnet hatte und unmittelbar hinter ihnen eintrat.

Die eine von den Frauen war schon alt und ging gebückt am Stock; sie wickelte sich fester in ihr zerrissenes Tuch und verharrte ziemlich teilnahmlos, unhörbar die eingefallenen Kiefern bewegend, als kaue sie oder rede mit sich selbst. Die andre, bei weitem jüngere, in ungefügen

Digitized by Google

Filzkniestiefeln und Fausthandschuhen, musterte hingegen voll neugierigen Interesses das Zimmer und besonders den Herrn, der hier wie zu Hause zu sein schien.

Er hatte den Pelz ausgezogen und hing ihn an einen Halter an der Wand; eine bequeme Hausjoppe trug er darunter. Er war hager, ziemlich groß von Wuchs, nicht mehr jung; schon leicht ergraut, besonders am kurzgehaltenen Bart, und das dunkelblonde Haar an den Schläfen wurde schon sehr dünn.

Erst näherte er sich dem Sekretär und warf einen aufmerksamen Blick in die dort liegenden Papiere und das Dienstbuch mit seinen Vermerken, dann verschränkte er die Arme und fing an, im Zimmer mit leicht gesenktem Kopf auf und nieder zu gehen.

Helene kam bald aus dem Krankensaal, zunächst in ihrer gewohnten, etwas vorgebeugten schlechten Haltung, die so sehr den Eindruck der Müdigkeit machte, sobald sie jedoch seiner ansichtig wurde, schien sich ihr ganzes Wesen zu beleben.

„Guten Morgen, Liebster! Du hast wohl schon gewartet?“ rief sie ihm zu und stellte hastig einen Porzellantiegel, den sie trug, aus der Hand, den beiden Frauen, die noch an die Wand gedrückt dastanden, zunickend; „geduldet euch nur noch ein klein wenig.“

„Fertige sie nur ruhig erst ab, Lene, sonst fürchte ich, dir ungelegen gekommen zu sein,“ sagte er und gab ihr die Hand.

„Du — und ungelegen?“ meinte sie lächelnd, „das glaubst du wohl selber nicht. Aber — du bist am Ende auf mich, — du kamst doch nicht etwa, um mich für mein Fortbleiben auszuschelten, Eberhard?“

„Nein, nein, Lene. Wollte dir nur guten Morgen sagen, du Ausreißer.“

„O das ist gut!“ versetzte sie froh, „also soll ich jetzt diese kleine Angelegenheit erledigen? Wir sind dann einen Augenblick allein.“

„Aber selbstverständlich.“ Er begann wieder auf und ab zu gehen.

Helene war schon zu den beiden Frauen herangetreten.

„Ihr kommt wegen der Kleidungsstücke? Ja, ich habe daran gedacht. Zu Hause ist alles für euch bereit gelegt. Ihr solltet es doch dort abholen.“

Die alte Frau fiel ein: „Ja, sagte ich das nicht? Sagte ich nicht so? Aber die Smirnowa, die will alles besser wissen. Lieber hier, das ist sicherer, meinte die.“

„Sicherer?“

„Ja,“ nahm die Jüngere das Wort, „das hier ist doch eine Anstalt. Was vom Zaren. Das ist immer sicherer.“

„Mit der Anstalt hat die Sache nichts zu thun,“ entgegnete Helene sanft, „aber das Gewünschte ist doch zusammengekommen. Auch der Rock für dich ist dabei,“ wandte sie sich zur Alten, die sich bückte und ihr die Hände küssen wollte.

„Wenn sie den Rock bekommen soll,“ mischte sich die jüngere Frau voll Neid ein, „ich habe doch so viele Kinder — weil sie alt ist, da kriegt immer nur sie — aber ich habe doch so viele Kinder!“

„Ihr bekommt beide,“ beschwichtigte Helene, „auch du für deine Kinder. Ich kenne ja doch deine Kinder.“

„Auch Geld?“ fragte die Jüngere zögernd, während die andre sich fortwährend verneigte, in weinerlicher Rührung murmelnd: „Vergelt's die Gottesmutter, vergelt's die Znamenskaja —“

Helene antwortete etwas betreten:

„Nein, Geld ist diesmal nicht dabei. Vielleicht nächstes Mal —“

„Mit Geld kann man Holz kaufen,“ erklärte die junge Frau.

„Ja, es thut mir leid, euch nicht noch besser helfen zu können, — ich will — kommt doch jedenfalls morgen zu mir. Um diese Zeit,“ sagte Helene.

Die Alte zupfte ihre Begleiterin am Aermel. „Bedanke dich, Smirnowa. Laß uns gehen.“

Die jüngere Frau verbeugte und bekreuzigte sich: „Ich erfleh' den Segen der Gottesmutter. — Geh nur, geh du nur voraus, du bist alt.“

Sie schoben sich, Segenswünsche murmelnd, gegenseitig aus der Thür.

Eberhard Gruber war stehen geblieben und hatte zugehört.

„War das große Tuch, an dem du abends mit so viel Mühe herumgeflickt hast, auch für diese?“ fragte er, als die Thür sich hinter den beiden schloß.

Helene stand noch ganz in Gedanken.

„Das Tuch? Ach so, ja. Ach, daß du das bemerkt hast.“

Eberhard Gruber betrachtete sie schweigend.

„Trösterin du!“ sagte er, und dann in anderm Ton, lächelnd: „Die eine war doch aber dachsfrech, wahrhaftig.“

Helene schauderte.

„In dieser Kälte, daß die armen Menschen frieren müssen.“ Sie suchte den Gedanken zu verscheuchen und kam lebhaft auf ihn zu: „Aber warum stehst du denn noch? Komm, mach dir's doch bequem bei mir, ja? — Und daß du so früh herüber gekommen bist! Hast du denn ausgeschlafen? Heut ist doch Sonntag.“

„Ja, ich merke es!“ meinte er humoristisch, „du hast ja wohl auch lang in den Tag hinein geschlafen, was?“

„Ich konnte nicht anders!“ Helene sah ganz beschämt aus. „Ich schrieb dir's ja auf dem Zettel, mit dem ich den Portiersjungen über die Straße zu uns schickte. — Nun erzähl doch aber mal, was giebt's denn inzwischen Neues zu Hause? — Morgenpost?“

Gruber hatte sich auf die Kante des Stuhls gesetzt, der noch beim Tisch mit dem Bandagierzeug stand.

Digitized by Google

„Nichts Besonderes.“ Nach kurzer Pause fügte er mit unterdrückter Verstimmung hinzu: „Wenigstens nichts Angenehmes.“

Helene wendete, aufmerksam aufhorchend, den Kopf nach ihm hin.

„Etwas Unangenehmes?“

„Nun, wie man nehmen will,“ sagte er nervös, „nicht gerade ein Liebesbrief. — Du weißt ja, daß es mit meinem Schuldirektor manchmal so einen kleinen Briefwechsel giebt.“

„Den du mir nie zeigst.“

„Ach, wozu denn?“ Gruber blickte verstimmt. „Zu all deinen Plackereien. — Es ist ja übrigens auch nichts.“

Sie saß auf dem runden Schemelstuhl vor dem Sekretär, den Kopf sorgenvoll gebückt.

„Ja, es ist auch schändlich, schändlich ist es,“ murmelte sie.

„Was denn eigentlich?“

„Daß du an diese elende Schulfuchserei gebunden bist, — du mit deiner Begabung, deinem Können, deinen Arbeiten; Morosow schrieb doch erst neulich: ein solcher Mathematiker —“

Er fiel nervös ein:

„Laß — laß, um Gottes willen! Bin froh genug, daß es wenigstens so ist. Müssen wir nicht froh sein, daß wir hier unser Brot finden? In der Heimat wäre ich nie das Gefühl losgeworden, daß mein Familienname nicht makellos ist. Weißt du, es ist wahr: hier haben die Menschen so etwas, eine Art von Indolenz, möchte man sagen, nichts Nachforschendes, Aufspürendes.“

„Sprich doch nicht so!“ bat sie sanft, „diese uralten Geschichten, die dich doch gar nicht betreffen.“

„Einerlei!“ unterbrach er sie heftig, „ich führe doch nun einmal meines Vaters Namen. Stell dir vor, manchmal freut es mich geradezu, ihn in den russischen Buchstaben geschrieben zu sehen, es ist dann fast wie ein ganz andrer Name.“

Helene sagte sinnend:

„Vielleicht wäre hier wirklich der ganze Fall damals weniger schlimm gewesen. Man urteilt hier weniger streng und peinlich über Menschen und Dinge, scheint mir stets. Und besonders in Geldsachen.“

„Danke! Das wäre schon eine Toleranz, der ich nichts zu verdanken haben möchte!“ bemerkte Gruber ablehnend, fast kalt, und stand etwas erregt auf, „dazu urteile ich selbst denn doch zu streng darüber.“

Sie blickte ihn forschend an, beinahe stammend, und schüttelte leicht den Kopf mit einem verhaltenen Lächeln um die Mundwinkel. Dann verließ sie ihren Platz, kam leise zu ihm heran, berührte seinen Arm und sagte halblaut, in innigem Ton:

„Wirf's von dir! Paß mal auf, du wirst es sein, der euren Familiennamen noch einmal zu Glanz und Ehren bringt, zu hohen Ehren durch wissenschaftliche Leistungen. Wüßten nur erst alle, was du dort wert bist!“

Gruber strich ihr, besänftigt, über das in einen kleinen, festgeflochtenen Knoten aufgesteckte weißlichblonde Haar.

„Wenn es je so käme, so wäre das dein Verdienst, Lene.“

„Meines?“

„Ja. Weil ich will, daß du stolz auf mich sein kannst, unbändig stolz am liebsten. Aber —“ vollendete er, wieder trübe werdend, „es ist doch gut, daß wir hier in der Fremde sind.“

„Sie schob still ihre Hand in seinen Arm, mit einem warmen Blick zu ihm aufsehend:

„Dein Herz hat ein Gedächtnis für alles Schwarze. Könnte ich es doch auslöschen. Alle Menschen, die dich kannten, hätten sich dazu vereinigen sollen.“

„Daß du zu mir getreten bist, mitten in all der Unsicherheit und Sorge, das ist mehr, als alle zusammengenommen gekonnt hätten,“ antwortete er und drückte ihren Arm fest an sich. „Die Verstimmung ist auch schon verflogen, dank dir. Ich war nämlich ziemlich kurrig, als ich herkam.“

Sie löste ihren Arm heiter aus dem seinen.

„So? Und im Herzen doch wohl aufgebracht gegen mich? Du fürchtetest wohl am Ende gar, daß heute niemand da ist, um für dich zu sorgen, wenn Atkina später ausgeht? Gesteh mal!“

„Ja, ein ganz klein wenig vielleicht auch das. Eine ganz kleine egoistisch-materielle Sorge war vielleicht bei meinem Herkommen heute auch, außer dem weit idealeren Wunsch, dir ‚Guten Morgen‘ zu sagen.“

„Die war unnütz. Dich vergess' ich nicht, nie und nirgends. — Hat Atkina alles besorgt, was auf dem Zettel geschrieben stand?“ fragte Helene.

„Ja, ich glaube.“ Gruber nahm seinen Pelz vom Wandhaken und zog ihn an. „Also zum Frühstück gerufen Frau Trostesengel wieder als Hausfrau bei mir zu fungieren?“

„Um Punkt zwölf Uhr, ja. Denkst du auch daran, daß Morosow noch diesen Nachmittag kommen könnte?“

„Richtig!“ bestätigte Gruber und fuhr suchend in den Taschen seines Pelzes herum, „von ihm war auch eine Karte bei der Morgenpost. Gestern abend kam er aus Petersburg an, will aber heute nur flüchtig vorsprechen, — nun, ich erzähl' dir's noch, kann jetzt die Karte nicht finden.“

Er griff nach seiner Mütze und gab Helene die Hand.

„War ja wahrhaftig heute noch ganz annehmbar hier, keine fortwährende Störung, wie sonst manchmal. Wenigstens bis auf die zwei Thürdekorationen gleich anfangs, die eine mit den Kindern, und die andre mit dem Holz, — oder nein! Wie war es denn? Die eine mit dem Holz —“

„Du bist ja rein ausgelassen!“ rief Helene,

Digitized by Google

„ja, siehst du, so schlimm ist das Stübchen gar nicht einmal, wie du es immer verlästerst."

„Ach, doch, doch!" beharrte Gruber, während sie ihm an die Korridorthür folgte. „Es ist schon wirklich ein unheimliches Stübchen, oder so was, wie die Japaner haben sollen: statt solider Wände eigentlich nur Wandschirme und dergleichen; jeden Augenblick kann so ein Wandschirm umfallen, und die ganze Welt dringt ein. Wände um dich hast du nicht, gehörst eben allen."

„Soll ich nicht?" fragte Helene herzlich.

„Ich rat' dir: frag' mich lieber nicht!" meinte er, halb ingrimmig und halb scherzend, und schaute über den ganzen Raum hin, mit dem kleinen Fensterchen hoch oben in der Wand, und der klösterlichen Einfachheit. Er sagte leiser:

„Trösterin! — Nun, auch meine Trösterin."

In diesem Augenblick schob sich die breite Thür geräuschlos zurück, Gruber wurde nervös: „Ja, ja, da haben wir's schon wieder. Ein Wandschirm, der umfällt. Ich mache, daß ich aus Japan fortkomme. Adieu!"

„Komme ich rechtzeitig?" fragte eintretend Minna Hartung, die auf einem Tablett ein dampfendes Glas Thee, Zitronenscheiben, Zucker und ein Brötchen hereintrug.

„Ach ja, danke," versetzte Helene und schloß hinter ihrem Mann die Thür, „Sie selbst bringen mir's, Hartung?"

„Ich hatte hier zu thun. Aber nun trinken Sie's auch recht hübsch warm, bitte! Eh' man Sie wieder abrüst." Minna Hartung schob auf dem Sekretär die Konfektschachteln beiseite und machte Platz für das Tablett.

Helene nahm ein gestricktes Wolltuch von der Lehne eines Stuhles, hüllte es fröstelnd um ihre Schultern und setzte sich tief in den bequemen, schwarzgeflochtenen Sessel.

„Sie verwöhnen mich ordentlich, Hartung. Ja, den heißen Thee, den will ich nun auch in aller Ruhe genießen," sagte sie, zog das Glas näher zu sich heran und zuckerte den Thee. Dann ließ sie ihn jedoch plötzlich stehen, lehnte sich weit zurück und schloß erschöpft die Augen.

„Ja, ja, da sind Sie nun wieder ganz hin!" Minna Hartung betrachtete sie kopfschüttelnd. „Wer Sie doch wirklich mal verwöhnen und pflegen könnte! Ueberhaupt: Sie als meine Kranke, wenn Sie mal krank wären, das wäre so ein Fall."

Helene raffte sich zusammen und begann in kleinen Schlucken zu trinken.

„Da möchten Sie mich dann also pflegen, Hartung?"

„Na, und ob! Das wäre so mein Fall!" rief Minna Hartung entzückt, „ein Glücksfall! Da sollten die Leute schon sehen, ob ich herzlos bin und vergnügungssüchtig, so ergriffen und betrübt wie ich dann wäre."

Helene mußte lachen.

„Nun, hoffen wir, vielleicht werd' ich noch gehörig krank, damit ein gewisser Wildauer Ihr goldenes Herz erkennt."

Handspiegel (im Besitz der Deutschen Kaiserin). Von Ernst Moritz Geyger. (Text S. 51.)

Digitized by Google

„Wildaner? Nein, an den Mann will ich wahrhaftig nicht mehr denken. Wozu auch? Man schindet sich ab, und hinterher ist es doch Essig damit.“ Minna Hartung trat an den Tisch, schaute prüfend in den Tiegel, den Helene zuvor hereingebracht hatte, langte nach zwei Salbentöpfen, die auf einem Wandbord darüber standen, und begann im Tiegel eine Mischung zu verreiben. „Seine Frau wird er mich doch nie nennen, das fühl' ich schon,“ fuhr sie fort, „höchstens eben ‚Schwester‘, — nein, wie der Name mir schon auf die Nerven fällt!“ Sie rieb energisch drauf los, dann, mit plötzlicher Zuversichtlichkeit, entfuhr es ihr: „Na, aber wenn — wenn dennoch —! Erbarm' dich, wenn's dennoch dazu käme! Das sollte wahrhaftig eine Seligkeit zum Quietschen sein!“

„Wer kann das im voraus wissen? Dadurch, daß Sie ihn heiraten, wissen Sie's noch nicht,“ bemerkte Helene und leerte ihr Glas.

„Nein?“ fragte Minna Hartung verdutzt; „soll's dann auch wieder mit der Ungewißheit losgehen? Nein, wissen Sie, das halt' der Kuckuck aus. Was soll sich nach der Hochzeit noch verändern?“

„Nun, alles kann sich doch jeden Tag verändern. Es läßt sich doch nicht verbrieft und versiegelt geben.“

Minna Hartung antwortete nichts darauf, sie rührte mit besorgtem Gesicht an ihrer Salbenmischung weiter; nach einer Weile jedoch schüttelte sie entschlossen den Kopf: „O je, nein! Wissen Sie, wenn ich ihn nur erst habe, da wickle ich ihn mir schon feste ein.“ Sie stellte den Tiegel nieder, setzte sich auf den Stuhl daneben und fing an, die Salbe auf große Leinwandpflaster zu schmieren.

Helene hatte ihr Glas zur Seite geschoben und lag wieder tief im Sessel, den Kopf ganz zurückgelehnt.

„Heut ist Ihr freier Tag, Hartung, nicht?“ fragte sie nach kurzer Pause.

Minna Hartung nickte.

„Jawohl. Von drei Uhr an. Da muß ich zunächst bei den Behrends eine kleine Verdauungsvisite machen. Manchmal füttern sie mich dann auch gleich von neuem ab. Manchmal auch nicht.“

„So. Nun, wenn nicht, dann kommen Sie doch zu Tisch zu uns. Wir essen um sechs.“

„Ja, da dank' ich Ihnen auch recht schön, Frau Gruber, sehr gern!“ entgegnete Minna Hartung vergnügt. — „So, die Pflaster wären gleich fertig. — Wissen Sie, Frau Gruber, es ist eigentlich doch immer eine besondere Freundlichkeit dazu nötig, wenn die Leute, wie zum Beispiel die frohlebigen Behrends, so einen schwarzgekleideten Unglücksraben wie mich einladen.“

Helene schloß müde die Augen.

„Wieso denn, Unglücksraben?“

„Ja, ist es nicht so? Wo Unglück eingekehrt ist, da wird die schwarze Schwester hingesetzt; wenn sie nun kommt, ist es da nicht so, als ob das Unglück schon hinter der Thür lauere? Denn mit dem ist sie doch beruflich verknüpft, wie mit ihrem eignen Schatten.“

„Was für Ideen, Hartung! Für uns wenigstens ist es gar nicht anders, als wie wenn Sie im rosafarbenen Flügelkleide daherkämen,“ sagte Helene langsam, fast schlaftrunken. Sie hielt ihre Augen noch immer geschlossen; ihre rechte Hand hing schlaff über die Seitenlehne des Sessels, mit der linken hielt sie das Tuch über ihrer Brust zusammen, als ob sie noch friere.

Minna Hartung legte die fertig geschmierten Pflaster zusammen, lehnte sich ebenfalls an den Stuhl, auf dem sie saß, zurück und faltete die Hände müßig im Schoß.

„Still ist's jetzt, nicht? — So still. Man könnte träumen und schlafen.“ Sie unterdrückte ein Gähnen. „Manchmal, da denk' ich mir so was, Frau Gruber: ein frohes, freundliches Zimmer, frohe, freundliche Menschen darin, vielleicht ein Liebespaar, so recht im Glück, und nun schiebt sich so ein Schatten dazwischen, — ein kohlrabenschwarzer Schatten gesellt sich zu ihnen.“

Helene öffnete, wie aus einem Halbtraum heraus, die Augen; verloren und furchtsam schauten sie vor sich hin ins Zimmer hinein. Mit schreckhafter, ganz leiser Stimme flüsterte sie:

„Ein Schatten?“

Minna Hartung bemerkte trübselig:

„Ach, erschrecken Sie nicht, Frau Gruber, der Schatten bin ja nur ich. Weil ich in so fürchterlicher Schwärze bei den Leuten anrücke. Könnt' ich nur mal aus dem vermaledeiten Schwarz heraus, — ich habe gar keine Vorliebe für die Farbe. Und ich weiß so gut, was ich dann anziehen möchte.“ Sie gähnte. „Besonders gern ein tiefes Rot. Tiefrot mit —“ sie seufzte auf und verstummte.

Helene hatte, von einem leisen Schauer berührt, die Hände vor das Gesicht gehoben.

Man hörte die Spitaluhr von irgend woher langsam neunmal schlagen.

„Neun Uhr!“ murmelte sie und ermannte sich gewaltsam. „So tief im Tag. Und wir sitzen hier und schaffen uns eine künstliche Nacht. Sitzen hier und machen uns thörichte Schreckenisse, Einbildungen. — Es ist ja Tag!“ wiederholte sie lauter, wie um sich selbst zu wecken. Sie stand auf und griff nach der Schnur, die vom kleinen Fenstervorhang tief niederhing.

Der Vorhang schnellte zurück. Helene verlöschte die Lampe. Ein vereinzelter dünner Sonnenstrahl zitterte vom hochgelegenen Fensterchen her ganz zaghaft und wie verirrt über den Fußboden.

Minna Hartung, die sich ebenfalls erhoben hatte, nahm die Pflaster zusammen und ging zur Schiebethür hin.

„Da hätten wir uns fast verträumt,“ meinte sie lachend, „übrigens sieht man nun erst recht,

Digitized by Google

wie erschöpft Sie aussehen, so im Tageslicht. Und dabei keine Ruhe, immer noch nicht. Hören Sie nur, da kommen die kleinen Quälgeister schon, die hätten Sie sich nicht auch noch heute aufhalsen sollen."

Vom Krankensaal her wurden Kinderstimmen laut, man vernahm das Getrippel kleiner ungeduldiger Füße vor der Thür.

Helene lauschte.

„Sind sie schon da?" fragte sie freudig; „um so besser. Vor denen verschwindet aller Spuk."

Minna Hartmg schob die Thür breit auf: „Also herein, ihr Kleinzeug!"

Vier kleine Kinder, ein Knabe und drei Mädchen, in gleichen, blau-weiß-gestreiften, baumwollenen Spitalanzügen kamen hereingelaufen, während die sie begleitende Schwester an der Schwelle stehen blieb.

Helene empfing sie mit heiterm Zuruf, den sie jauchzend erwiderten.

Sie kauerte am Boden, die Arme weit nach ihnen geöffnet.

II.

Das Hauptzimmer der Gruberschen Wohnung mit seinen zwei breiten, dicht aneinander stoßenden Fenstern blickte weit über Moskau hin. Ueber den verschneiten Platz hinweg, den von einer Seite ein paar verkrümmte, kahle Birken begrenzten, sah man das Stadtbild gleich einem Panorama emporsteigen. Die lebhaft gefärbten Dächer und Mauern der einzelnen Gebäude, grellblau, grün oder lachsrot, schimmerten selbst durch den winterlichen Morgennebel deutlich herüber, und zwischendurch, hie und da im Schein eines zaghaften Sonnenstrahls stärker aufblitzend, leuchtete, alles überbietend, das warme Gold zahlloser Kirchenkuppeln.

An den Fenstern behinderte nichts die weite Aussicht; schmal nur hing zu ihren Seiten an Holzringen ein dunkelgrüner Wollripsvorhang portierenartig herab; zwischen den Fenstern stand, etwas vorgerückt, ein mit Büchern und Papieren bedecktes Stehpult, das von früh bis spät alles Licht empfing, was der Winterhimmel nur irgend spenden wollte. Auch die eine Wand des Zimmers war, bis hoch hinauf, mit eng gefüllten Bücherregalen bedeckt, vor denen ein umfangreicher Schreibtisch mitten in die Stube hinein schnitt, sie vollends zu einem Studierraum stempelnd.

Aber an der Wand gegenüber sah es um so traulicher aus; vor dem mächtigen weißen Kachelofen, in dem ein tüchtiges Holzfeuer flammte und knisterte, lag zwischen zwei niedrigen, dunkelgrün bezogenen Sesseln zottig braun ein Bärenfell, und an der Wand setzte ein behaglicher türkischer Diwan mit vielen weichen, bunten Kissen, zu seinen Füßen einen schmalen, echten Perserteppich, das Bild einladender Wohnlichkeit fort. Ueber ihm hing in schwarzem Rahmen ein blasses Aquarell, Schneelandschaft, neben ihm stand ein Tischchen mit Nähzeug, Schlüsselkorb und verstreuten Kleinigkeiten. Die Mitte des Zimmers nahm ein größerer runder Tisch ein, auf dem für zwei Personen gedeckt war.

Die Sonntagsglocken läuteten. Es hörte sich an wie ein allgemeines ineinanderrinnendes Glockengesumm von nah und fern, aus dem sich nur von Zeit zu Zeit ein einzelner außerordentlich machtvoller Klang herauslöste und die ganze Luft mit der Gewalt einer ehernen, ungeheuren Melancholie zu erfüllen schien, bisweilen wunderlich untönt von hellem, dünnem, fast lustigem Gebimmel.

Gruber saß am Schreibtisch. Als der große Klang einsetzte, horchte er auf, zog seine Uhr und erhob sich hastig. Er griff nach einem Glase mit Veilchen und Maiglöckchen, das vor ihm auf dem Schreibtisch gestanden, ordnete den kleinen Strauß ein wenig und stellte das Glas auf den Frühstückstisch vor einen der Gedecke.

Die weißlackierte einzige Thür des Zimmers, die neben den Bücherregalen in den Vorflur führte, etwas öffnend, rief er auf russisch hinaus:

„Aknlina! Du weißt doch? Daß das Frühstück nur gleich fertig ist! Helene Philippowna muß jeden Augenblick aus dem Spital kommen!"

Aknlina kam schon an, ein paar kalte Schüsseln herbeitragend, und verschwand gleich wieder; die ganze kleine, magere Figur in der geblümten Zitzjacke zappelnd vor Eile und Eifer, während unter dem Kopftuch von rosa Kattun ihr nicht mehr junges Gesicht mit den breiten, gerötеten Backenknochen in guter Laune förmlich erstrahlte.

Gruber war an eines der Fenster getreten und spähte wartend in den Nebel hinaus, der immer noch der Sonne nicht weichen wollte.

Da hörte er Aknlinas überlaute Stimme, die stets wie eine Fanfare klang, durch die Thür ins Zimmer hinein schmettern:

„Hier ist sie ja schon, die Frau, unser Täubchen!"

Unwillkürlich wendete er sich vom Fenster ab und dem Stehpult zu, wo er ein Buch anschlug und, den Kopf in die Hand gestützt, in Lektüre vertieft aussah.

Die Flurthür nach der Treppe war draußen geöffnet worden, man vernahm eindringlicher, lauter das Gesumm der Glocken.

„Da bin ich! Pünktlich um zwölf Uhr, mit dem Glockenläuten!" sagte Helene, noch auf der Schwelle stehend, indes ihr Aknlina von rückwärts den Pelzmantel abnahm; „noch so ganz vertieft? Da falle ich dir gewiß gerade in eine Arbeit!"

Gruber schlug das Buch zu und trat zu ihr.

„Nein. Aber selbst wenn das wäre? Dürfen wir beiden Arbeitsgäule es uns denn nicht einmal Sonntags auf ein paar Stunden wohl sein lassen, so im Stall, bei der Futterkrippe?" Er deutete mit dem Kopf nach dem Frühstückstisch.

Helene nahm ihren dunkeln Capotehut vom

Digitized by Google

Haar. „Ach ja, das iſt auch wahr. Und ich bin froh darüber, weißt du; draußen iſt eine Bärenkälte.“

„Das iſt die Kälte in dir vom Nachtwachen heute. Soll man nun da nicht das ganze Hoſpital zum Teufel wünſchen?“ fragte Gruber.

„Thu's nicht, nein? Das Hoſpital, das lieb' ich,“ gab ſie heiter zurück und band eine ſchwarze Hausſchürze vor ihr graues Kleid.

Gruber ſchaute ſie an. Er ſagte verhalten: „Kinder liebſt du! — Wär' unſer Kleines nicht von uns gegangen —“

„Still — ſtill!“ machte Helene bittend, dann fuhr ſie ſchnell fort: „Auch fremde Kinder ſind wie eigne — und beſonders die kranken. Arme, liebe kleine Dinger!“

Akulina hatte inzwiſchen den dampfenden Samowar hereingetragen, ſetzte ihn auf den Frühſtückstiſch und wollte wieder gehen.

„O weh, Akulinuſchka!“ rief Helene, um ſich ſchauend, „du haſt ja den Ofen gar nicht geſchloſſen. Wir ſollen wohl totfrieren, was, du Saumſelige?“

Das Mädchen blieb wie vom Schlag gerührt ſtehen, rannte dann zum Ofen, kniete nieder, blickte hinein und ſchraubte ihn zu. Dann erhob ſie ſich von den Knieen und ſagte ſchmetternd laut, in meldendem Ton:

„Hab' ich vergeſſen.“

„Ja,“ meinte Helene, „das merken wir. Schrei nur nicht ſo.“

Akulina ging mit geſenktem Kopf durch das Zimmer und aus der Thür, trat aber gleich darauf wieder auf die Schwelle und murmelte irgend etwas, fragend.

„Was ſagſt du da? Man hört nicht,“ bemerkte Gruber.

„Ob die Frau auf mich böſe iſt?“ ſchrie Akulina furchtbar laut.

Helene mußte lachen.

„Nein, nein, Akulinuſchka. Böſe nicht. Heute darfſt du ſchon was vergeſſen. Iſt ja ein großer Tag für dich. Geh nur gleich nach dem Frühſtück fort, daß du den Zug nicht verſäumſt, mit dem deine Tochter ankommt. — Freuſt du dich auch ſehr?“

Akulina rang nur ſtumm die Hände in einer Gebärde des Entzückens, ehe ſie die Thür ſchloß. Sie hatte ſonderbar ausdrucksvolle, beinah pathetiſche Gebärden, wenn ſie ihre Gefühle äußern wollte; ſo erſchütterte ſie wenigſtens bei ſolchen Anläſſen die Gehörnerven ihrer Herrſchaft nicht.

Helene, die an den Frühſtückstiſch getreten war, um Thee aufzugießen, ließ überraſcht die Theekanne ſinken.

„O, Blumen! Und in dieſer Jahreszeit?“ fragte ſie. „Ja, aber, was fällt denn dir nur ein?! — Sollte etwa heute ein Feſttag auch für uns ſein?“

„Nein, kein Feſttag,“ antwortete Gruber, „nur lockten die Blumen mich ſo am Fenſter einer Handlung — ich machte nämlich noch ein paar Schritte durch die friſche Morgenluft, als ich von dir aus dem Spital kam. — Iſt auch nicht ſo beſonders teuer, die paar Stengel da. Man muß nur die Läden kennen. Freut dich's?“

Helene nickte ſtumm. Er ſetzte ſich zu ihr an den Frühſtückstiſch und hielt ihr ſein Glas hin. Sie ſchenkte ihm ein, den Kopf tief gebückt. Dann legte ſie einen Arm um ſeine Schultern und ſagte ſehr herzlich:

„Ja, es freut mich, Eberhard, und ich danke dir! Lieb iſt es von dir! — Weißt du, auf den kleinen Tiſch da wollen wir ſie ſpäter ſtellen, wo ich immer ſitze und liege, ſo hab' ich ſie immer vor mir. — Aber —“ ihre Stimme klang zögernd, unſicher, — „thu's nicht wieder. Blumen nicht, nein. — Sollen wir beiden alten Leute anfangen, uns Blumen zu ſchenken?“ ſagte ſie ſcherzend hinzu, während ſie ihren Platz ihm gegenüber einnahm.

Gruber meinte lächelnd:

„Sollten wir beiden alten Leute uns nicht hin und wieder darauf beſinnen, wie blumenreich der Brautſtand von uns jungen — na, von uns jüngeren Leuten war? Lieber Himmel, da ging es uns ja doch knapp genug! Bis an den Hals ſaßen die Sorgen und würgten uns. Aber — was der Sommer nur irgend Blühendes beſaß, das mußte herhalten. Etwa nicht? — Mal ſagteſt du: nun hätteſt du erſt bemerkt, daß auch für dich Blumen da wären, aber nun wollteſt du ſie auch haben, alle, alle. — In dieſer Paſſion hatteſt du etwas Unerſättliches, nicht? Etwa nicht?“

Helene legte ihm von einem kalten Fiſchgericht auf den Teller.

„Noch ein Glas Thee?“ fragte ſie.

„Danke; ich habe noch.“

Sie aßen ſchweigend. Das Geläute der Glocken war allgemach ſchwächer geworden, jetzt verhallte es in einem letzten eintönigen Bimmeln von fernher.

Die plötzlich eintretende Stille nach der ſchwingenden Klangfülle hatte etwas Befremdliches, Aufdringliches. Helene unterbrach ſie mit unwillkürlicher Haſt: „Was haſt du heute vor?“

Gruber zuckte die Achſeln.

„Nichts Sonderliches. Nur Moroſow abholen nach dem Frühſtück. Ob er heute dableibt, weiß ich nicht, und morgen —“

„Morgen wird er wohl jedenfalls tagsüber bei uns ſein?“ meinte Helene.

„Vielleicht zum Speiſen. Aber im übrigen wollten wir bei ihm vielerlei miteinander beſprechen, ich werde wohl viel bei ihm ſitzen. — Weißt du, er will mir einiges zeigen, auseinanderſetzen, und müßte dazu alles erſt hier heranſchleppen — es ſind ja auch ſo reine Fachfragen, und da meinte ich —“

„Aber natürlich, wie ihr lieber wollt,“ fiel Helene ein. Gleich darauf ſagte ſie freundlich, faſt zaghaft: „Das brauchteſt du doch gar nicht erſt ſo umſtändlich zu motivieren.“

Digitized by Google

E. Garrido

Pas de quatre.

Digitized by Google

Gruber blickte sie etwas betroffen an. Aber sie fügte ablenkend hinzu:

„Schade, daß Morosow diesmal seine Frau nicht mit hat wie vor zwei Jahren. Ob sie wohl noch immer so rund und rosig ist in ihrem behaglichen Phlegma? Ich hatte sie gern."

„Ich auch. Obgleich sie nicht sehr — sie ist nicht besonders gebildet. Für eine Professorenfrau." Gruber erhob sich vom Frühstückstisch und suchte auf dem Stehpult nach seinen Zigarren. „Weißt du, ich wollte dir noch etwas erzählen: gestern abend sprach ich zufällig unsern dicken Wirt. Zum Frühling wird also wirklich die andre Etagenseite frei, die mit dem schönen, sonnigen Südzimmer zu den übrigen. Wie wäre das?"

„Du willst mich wohl gern hier aus deinem Heiligtum jagen, in ein eignes Wohnzimmer?" drohte sie heiter.

„Nein, wahrhaftig nicht. Aber behaglicher machen möchte ich's dir. Und dort ist mehr Sonne. Das ist nötig für dich. Der Wildauer sagte — ich ging nämlich heute früh vom Spital ein ganzes Stück mit ihm —"

„Diese Wohnung nebenan ist ganz wesentlich zu teuer für uns," unterbrach ihn Helene.

„Ach was! Das ginge schon."

„Lieber nicht! Sonst kommen uns unversehens Sorgen über den Hals."

„Geizhals!" sagte Gruber. „Es ist wirklich merkwürdig: ehemals neigtest du weit eher zum Gegenteil, obwohl es dir sorgenreich genug erging, aber in unsrer Ehe bist du ein kleiner Geizhals geworden."

„Du Aermster! Fütteres ich dich so schlecht?" fragte Helene lächelnd.

„Nein, mich nicht. Aber dir knappst du es ab. Und dann bemerke ich doch manchmal, wie du blutenden Herzens den Geldbeutel festkneifst, wenn zum Beispiel so eine Frau mit wenig Holz und vielen Kindern —"

Er blickte sie schelmisch an.

Helene wiegte bekümmert den Kopf.

„Ich muß es leider doch."

„Und solltest ein Krösus sein — für andre," meinte Gruber.

Akulina öffnete in diesem Augenblick die Thür, hereinschreiend:

„Tatjana Timofeiewna!"

Helene sprang erfreut auf.

„Ach, Tatjana, das ist ja wunderschön!"

Ein ganz junges Mädchen, aber etwas größer als Helene, von kräftigem und biegsamem Wuchs, kam herein, schüttelte Gruber die Hand und begrüßte Helene mit drei schallenden Küssen.

„Ich komme heut, weil ich weiß, daß man dich Sonntags am ehesten trifft," sagte Tatjana lebhaft, mit lauter weichen, slavischen Accenten in ihrer deutschen Sprache, „du weißt ja, ins Hospital lassen sie mich nicht gern."

„Setz dich, setz dich, am besten dort in einen der Sessel am Ofen, da ist es gut warm. Eben erst haben wir zu Ende gefrühstückt. Nimmst du ein Glas Thee?" fragte Helene.

Akulina lief schon herein, ein drittes Glas in der hocherhobenen Hand, und stellte es mit triumphierendem Nachdruck neben den Samowar.

„Bravo, Akulinuschka!" lobte Helene; „sie will doch zeigen, daß sie keineswegs alles vergißt, selbst heute nicht."

Tatjana hatte das Pelzmützchen von ihrem hellbraunen Haar genommen, das noch ganz mädchenhaft in zwei Flechten frei niederhing, und setzte sich in der Ofenecke zurecht.

„Was ist denn heute? Schon als Akulina mir öffnete, lachte sie glückselig über ihr ganzes Gesicht."

„Sie erwartet mit dem Dreiuhrzug ihr Töchterchen aus Kiew," entgegnete Gruber; „seit über sieben Jahren hat sie es nicht gesehen. Jetzt ist es neun Jahr alt. Es wurde zur selben Zeit geboren wie unser Kleiner."

Helene, die den Thee einschenkte, fügte hinzu:

„Akulina ist doch ursprünglich Amme bei uns gewesen, weil ich ja nicht nähren durfte."

„Richtig! Das erzähltest du mal," entsann sich Tatjana; „ist sie nicht damals von irgend einem Thunichtgut aus Kiew im Stich gelassen worden?"

„Das sagt sie nun so ganz harmlos mit ihren neunzehn Jahren!" bemerkte Helene mit heiterem Staunen und brachte Tatjana das Glas mit Thee; „nun, da will ich dir also noch erzählen, daß seine Eltern um so löblicher gehandelt haben. Sie nahmen die Kleine an Kindes Statt auf. Wohlhabende, fromme Altrussen. Kleinbürger. Ein großer Glücksfall für unsre Akulina."

„Aber da hat sie ihr Kind ja so gut wie verloren," meinte Tatjana nachdenklich, „ist denn das ein Glücksfall?"

„Nein, verloren nicht; sie lebt ganz im Kinde, ist ganz in ihre Kleine vernarrt. Und das ist, weiß Gott, das Verdienst meiner Frau," berichtete Gruber, der in Tatjanas Nähe am Fenster lehnte. „Helene hat so viel gethan, um das Muttergefühl in ihr immer wach zu erhalten, gerade weil die pekuniäre Sorge für Akulina fortfiel."

Helene stellte das Frühstücksgeschirr zusammen und klingelte nach Akulina.

„Man hat der Amme gegenüber solch ein tiefes Gefühl von Unrecht, finde ich, man möchte etwas gutmachen," sagte sie. „Und Akulinuschka ist uns sehr lieb geworden, trotz der schrecklichen Stimme, die sie in ihrer Kehle hat. — Aber da sieh mal, was mein Mann mir heute mitbrachte. Riech mal! Ein Stück Frühling, nicht wahr? Noch eh' ich die Blumen sah, fühlte ich ihren leisen Duft im ganzen Zimmer, wie etwas, wovon die Nerven so sind gestreichelt werden."

Sie hielt Tatjana das Glas mit den Blumen hin.

Digitized by Google

„Siehst du? Ich muß es nur öfter thun!“ bemerkte Gruber zufrieden; „aber jetzt will ich euch nicht länger stören, sondern zu Marosow gehen.“ Er verabschiedete sich von Tatjana. „Immer wenn Sie hier sind, Fräulein Tatjana, wundere ich mich darüber, wie hübsch Sie unser Deutsch sprechen, das doch in Ihren Kreisen keiner spricht. Findest du nicht auch, Helene?“

Tatjana wies auf Helene.

„Eben um ihretwillen!“ erklärte sie. „Denn um ihretwillen lernte ich es so eifrig und schon so früh. Das war ja mein ganzer Ehrgeiz seit dem Tage, wo sie an meinem Maserbettchen saß. Ein weiblicher Doktor! Wie mir das gut gefiel! Da liebte ich sie schon gleich. Ein grünes Gitterbettchen war's, ich weiß es noch gut.“

Akulina war mit einem großen Tablett hereingekommen und begann das Geschirr fortzuräumen. Sie befand sich bereits in einem Umschlagetuch und schweren, knarrenden Stiefeln.

Helene half ihr.

„Spute dich nur, Akulina, du wirst zu spät kommen. Laß in der Küche nur alles stehen und liegen. Hast du alles bei dir?“

„Habe alles. Und noch was habe ich —“ Akulina zog freudestrahlend ein Paket aus ihrer Rocktasche hervor und löste mit spitzen Fingern das Seidenpapier davon ab. Zum Vorschein kam eine Babypuppe.

„Was hat sie denn da?“ fragte Tatjana erstaunt und kam heran, während die Thür sich hinter Gruber schloß.

„Was ich habe?“ Akulina schrie es voll Stolz. „Eine Tochter habe ich, eine kleine Tochter für meine Sonja, denn das ist doch das Schönste, so eine Tochter. Und ein Wunder ist auch da, ein Wunder thut sie wie ein Mensch —“ Akulina drückte auf den Leib der Puppe und lauschte mit ehrfurchtsvollem Gesicht. Das Baby gab einen quietschenden Ton von sich.

Akulina krümmte sich vor Entzücken.

„Solch eine Tochter, wirklich!“ schrie sie.

Helene trieb sie lachend zur Eile an.

„Mach um Gottes willen, daß du endlich fortkommst, wirf nichts um! Es ist schon spät.“

Akulina barg sorgfältig die Puppe wieder in die Papierhülle; mit dem vollgestellten, beängstigend klirrenden Tablett ging sie fast laufend vor Hast aus dem Zimmer.

„Sie ist ja selbst noch gerade wie ein Kind,“ bemerkte Tatjana und half Helene das Tafeltuch von den Brotkrumen säubern und zusammenfalten.

Helene nickte gutmütig.

„Ja, ein Kindskopf ist sie geblieben. Du solltest nur einmal in ihre Schubladen sehen, was sie da seit Jahren aufgehäuft hat für die Kleine: Puppen, Spielzeug, billigsten Schmuck, neben seidenen Tüchlein und selbstgestrickten Röckchen. Es ist nicht gerade jedesmal das Praktischte, was sie sich so zusammenkauft; mit dem Praktischen ist aber das Kind versorgt, und wer mag ihr wehren? Selbst als sie noch jünger war, lebte sich alles bißchen eigne Eitelkeit in ihr am liebsten in dieser mütterlichen Freude aus. Ist das nicht eigentlich wunderschön?“

Tatjana besahte zerstreut. Sie sah nachdenklich vor sich hin.

„Nun, so versonnen?“ Helene schob das Tafeltuch in die Tischschublade. „Dir geht doch nicht Akulina noch im Kopf herum?“

Tatjana fiel ihr mit einer stürmischen Bewegung um den Hals.

„Ach nein, du, nicht daran denk' ich. — So sehnlich wünscht' ich ja heute, dich allein zu treffen, wie jetzt.“

Helene horchte voll Spannung und Teilnahme auf. „Etwas Besonderes? Hat sich etwas Besonderes schon ereignet?“

„Nein, nein,“ sagte Tatjana schnell, „aber wie mir ist —“, sie sprach nicht weiter, sondern versteckte den Kopf an Helenens Schulter.

Diese streichelte beschwichtigend und zärtlich über die langen, braunen Flechten.

„Nun, nun, was wird es denn sein,“ überlegte sie liebevoll neckend, „soll ich mal raten? Ist es am Ende eine neue Bücherſendung aus dem Auslande? Diesmal vielleicht durch allerhand schlaue Vermittlung oder Protektion ohne weitere Zensurschwierigkeiten angelangt, ohne die abscheuliche ölige Druckerschmiere auf den schönsten Seiten? Ganz intakt geblieben all die Gedichte in Poesie und Prosa mit ihren feinen Zierleisten, all die Reproduktionen nach Bildern, nach kunstgewerblichen Neuheiten —“

Tatjana schaute auf, tief atmend.

„Sprich nur! Wie gut ist es, so bei dir zu sein. Du weißt ja so genau, was es ist. Und auch, daß Bilder und Bücher nichts mehr über mich vermögen.“

Helene meinte warnend:

„Sag das nicht so schnell! An ihnen bist du doch diejenige geworden, die du jetzt bist. Alle diese Interessen und Beschäftigungen waren für dich doch nicht irgend ein bloßes Spiel, du reistest an ihnen, oft staunte ich, wie sehr.“

Tatjana schwieg einen Augenblick, als suche sie nach Ausdruck für irgend ein dunkles, wortarmes Gefühl, dann sagte sie leiser:

„Weißt du, wie es war, als mein verstorbenes Mütterchen heiratete? Da kam sie vom einfachen Dorfleben, schlicht gewöhnt, und als sie das viele Geld und Gold sah, das man in unsern großen Kaufmannskreisen zeigt, da glaubte sie ohne weiteres: das ist lauter himmlische Schönheit und Poesie, denn sie liebte ja meinen Vater, der ihr das alles gab. Ich meinerseits begriff schon, daß Schönheit und Poesie etwas andres sind, als was man bei uns lebt, und suchte mit jedem Stück Geld sie, nur sie zu erreichen. Aber nun, nun erscheinen auch sie mir kalt und leer gegenüber dem, was mein Mütterchen so gläubig machte. Nur die Liebe macht Schönheit und Poesie aus.“

Digitized by Google

„In dir selbst steckt ein Dichter," sagte Helene. Sie sah dem jungen Mädchen mit einem tiefen Blick in die Augen, die von innerem Glanz und Glück warm und dunkel leuchteten.

„Aber — das entscheidende Wort sprach er noch nicht?" fragte sie halblaut.

„Nein. Doch es kann heute, morgen, jeden Augenblick sein. Und ich fühl's: er scheut sich nur vor dem verwöhnten Mädchen in mir, daß er die mitnehmen muß bis weit nach Sibirien hinein, auf den öden, weltentlegenen Posten. Und auf seine Carriere als Ingenieur ist er doch angewiesen."

Helene legte den Arm um Tatjanas Schulter und ging mit ihr langsam zu den Sesseln beim Ofen.

„Du aber scheust dich nicht? Auch nicht davor, ein vielleicht nur sehr enges Frauendasein zu führen, ohne alles das, was du dir so ungestüm für deine eigne Entwicklung ermöglicht hast?" fragte sie zögernd.

„Ach, alles das! Weißt du, was es war?" Tatjanas frisches Gesicht erglühte dunkel. „Es war im Grunde doch nichts andres als nur ein Frauenschmuck, nein, nichts andres, sieh nicht so erstaunt aus! Nur ein besonders feiner, kostbarer Schmuck, den ich völlig unbewußt anlegte, verstehst du: für ‚Ihn' anlegte, ehe ich ihn auch nur kannte! Ja gewiß, so war es: ein Schmuck, um nur ein klein wenig dessen würdiger zu werden, all des unsinnig Schönen, was ich dann erleben sollte."

Helene hatte sich in einen der Sessel gesetzt. Sie sah tief nachdenklich, fast sorgenvoll aus. Wie in Gedanken nickte sie ein paarmal schwer vor sich hin. Ihre Lippen waren fest und fein geschlossen.

„Wie soll ich's dir am besten beweisen?" fuhr Tatjana voll leidenschaftlicher Wärme fort; „zum Beispiel: wenn ich Huldigungen von andern empfing, so haben sie mich stets nur eitel oder neugierig gemacht, oder manchmal auch ein wenig dankbar, so wie ich früher etwa für Naschwerk dankbar war, ich freute mich einfach, daß man mir so Süßes zu kosten gab. Aber dieses — gleich die erste Huldigung von diesem Einzigen — da freute ich mich kaum, nein, — fast keine Freude: ich zitterte. In allen Nerven fühlte ich's: die gab nicht, die nahm — mich. Gewiß, diesen Unterschied mußt auch du kennen."

Helene schüttelte den Kopf.

„Ich nicht. Ich empfing keine Huldigungen, dazu lebte ich zu abgeschlossen und beschäftigt, und dazu scheute ich mich auch zu sehr vor ihnen. Ich würde vor allen Dingen davor mich geängstigt haben, daß es eine bloße Täuschung war, ja namentlich davor."

Tatjana kauerte sich zu ihr hin und stützte beide Ellbogen auf Helenens Schoß.

„Ist ja auch wertlos, wo man nicht selbst liebt," sagte sie sorglos.

„Meinst du? Das weiß ich doch nicht. Ich kann mir ganz gut denken, daß es einen unaussprechlich großen Dienst leisten könnte. Daß man erst daran zum Selbstbewußtsein der Frau erwacht. Zu einem so ganz naiven Selbstvertrauen — wie deines," sagte Helene.

Tatjana drückte die Augen gegen die Hände.

„Was soll ich thun?" sagte sie beklommen. „Irrtum ist ausgeschlossen, Verzicht unmöglich! Aber außer dir hab' ich ja keinen, zu dem ich davon sprechen kann. Mein Vater ist gewiß energisch, tüchtig, aber seit Mütterchens Tod ist er mir noch fremder. Ja, Mütterchen hätte ich den Kopf in den Schoß legen können. ‚Gott mit dir, mein Seelchen, meine braune Taube!' sagte sie dann. Das war genug. Und dann sang sie eins ihrer Lieder aus den südrussischen Dörfern."

Helene beugte sich bewegt zu ihr.

„Mein liebes, liebes Kind."

Tatjana ließ die Hände sinken und schaute ihr gerade, forschend in das Gesicht mit den bleichen Zügen und müden Augen.

„Ich meine immer, nur von dir allein kann mir ein Wort, ein Rat, ja eine Erleuchtung kommen in solchen Stunden. Etwas Unverlierbares, etwas Köstliches. — Etwas wie ein Brautgeschmeide aus lauter großen, echten Perlen. — Weißt du, Helene, so etwas, was man immer bie sich haben mag, an allen Tagen, in den frohen wie in den trüben. Du aber bleibst mir stumm, du lenkst ab."

Helene schwieg. Dann sagte sie leise, stockend:

„So will ich dir denn eins sagen, nimm es in dich auf. Wie du auch handeln magst, und ob du deiner Liebe auch ganz folgen magst: verliere nicht ganz dich selbst, wenn Enttäuschungen über dich kommen sollten. Für so hochgespannte Menschenseelen ist das Leben eine Enttäuschung. Mache den, den du liebst, nicht verantwortlich für den Verlust deiner Illusionen."

„Ihn nicht?" fragte Tatjana lebhaft. „Aber von ihm, ihm allein erwarte ich ja alles! Nur von ihm. Eine Enttäuschung an ihm, nein, das könnte nie sein. Alles andre, ja, doch das nicht. Das müßte ja alle Liebe in Haß verkehren."

„O du — du! Wie unverdient träfe ihn der!" unterbrach Helene sie, ebenfalls lebhaft werdend, in verteidigendem Ton. „Der Mann, den du liebst, der ist ja immer, ob er will oder nicht, das Werkzeug, durch das dein Schicksal zu dir spricht, dich modelt und läutert. Dazu macht ihn ja deine Liebe, indem sie ihn so ganz in den Mittelpunkt von allem für dich stellt. Soll er das etwa büßen? Soll er deine Liebe büßen? Soll dein Wort nicht unter allen Umständen wahr bleiben, daß du alles mit ihm tragen willst, daß du zu ihm stehen willst, was auch geschehe und wie er auch sei?"

Tatjana warf mit einer trotzigen Bewegung den Kopf ein wenig in den Nacken zurück.

„Wie er auch sei? Ja, doch nur, weil ich ihn liebe, — wenn er aber meine Liebe aufhören macht?"

Digitized by Google

Ankunft des Agamemnon in Argos.

Digitized by Google

Die Orestie des Aeschylus am Wiener Hofburgtheater. Phöbus Apollo und Pallas Athene.

Digitized by Google

Helene fiel wieder ein, viel leiser, wehmütig: „Sie ändert sich nur. Das muß sie wohl ohnehin mit den Jahren. An Selbstsucht verliert sie. Sie wird immer mehr zur großen, rein menschlichen Liebe, wenn sie echt ist. Ich weiß, daß das ein wenig altmodisch klingt. Aber glaub' mir, so als die enttäuschte, unverstandene Nora herumzustehen, — immer alle Illusionen wie einen unterschriebenen Pfandbrief gut beisammen in der Tasche, — immer vom andern das ‚Wunderbare' erwartend, anstatt von sich selbst, das ist auch nur klein. Es sieht umsonst so heroisch aus. — Warum nicht lieber an sich selbst arbeiten?"

Tatjana hatte sich langsam aus ihrer kauernden Stellung erhoben; sie trat gegen das Fenster hin und bemerkte mit einer Bewegung unterdrückten Widerspruchs:

„An sich selbst arbeiten, das thut man ja eben für das Leben zu zweien — alles will man ja eben zu zweien, nichts mehr allein, jeden einzigen Weg zu zweien gehen."

„Die heimlichsten Wege in der eignen Seele geht man schließlich auch dann doch nur ungesehen und allein." — Helene schwieg einen Augenblick, dann fügte sie ruhig und fest hinzu: „Ich weiß dir nichts Wahreres zu sagen. Und ich sage es dir, weil ich dich so sehr liebe. Weil ich dich vor den unvermeidlich schwersten Stunden schützen möchte."

„Also das ist dein Wort?! Und kommt dir aus ganzer Seele, das fühle ich!" antwortete Tatjana, mit ungläubigem und erstauntem Ausdruck durch das Fenster in die Ferne blickend.

Eine lange Pause entstand. Da drehte sie sich plötzlich kurz nach Helene um, rasch und stürmisch auf sie zustürzend.

„Nein, nein, du! Ich muß es dir sagen! Wissen mußt du, warum ich gerade deiner bedurfte, warum ich gerade dich hören wollte. Nicht weil du mir goldene Worte sagen solltest, nein, nein, nicht deshalb, sondern wegen dessen, was du gelebt hast! Und was ich so gut weiß, ja, Helene, von deinem Brautstand, von eurem Hierherkommen gleich nach eurer Verheiratung weiß ich so viel! Wie war denn dein eigner Brautstand? — Sturm war der! — Mitten in aller Bedrängnis, allen Sorgen, die euch zusetzten, was für einen Eindruck machtet ihr denn hier? Wie zwei Sonnen seid ihr gewesen, die alles hell machen ringsum. Sturm und Sonne, so war es!"

Helene, überrascht, verwirrt, hielt ihr in fast angstvoller Abwehr die Hände entgegen.

„Was, was sagst du?"

Tatjana umfaßte sie zärtlich.

„Mein Mütterchen hat' mir davon erzählt," erklärte sie ruhiger. „Besonders später, als sie schon krank war. Sie wußte wohl selbst nicht, wie tief ich es aufnahm. Aber auch schon früher, — ich glaube fast, es mischte sich manchmal in ihre Lieder oder Märchen hinein, in alles Schöne, was sie erzählte."

Helene richtete sich im Sessel auf und strich sich mit der Hand unruhig über die Augen; sie hatte etwas Nervöses in ihren Bewegungen.

„Deine Mutter. Ja, sie trat mir sehr nah. Sie fühlte sich damals etwas einsam, glaube ich, aber —"

Tatjana nickte traurig.

„Ja, das that sie wohl! Und deshalb gerade empfand sie euer Glück doppelt stark," entgegnete sie, glitt leise auf den Seitenrand des Sessels und schmiegte sich an Helene; „mein gutes, armes Mütterchen! Sie meinte in ihrer rührenden Demut, ein solches Glück sei ja auch nichts für sie selbst, das sei nur für wenige auserwählte Sterbliche, so etwas, wie ein Stück vom Paradies bei Lebzeiten. Einfache Menschen vom Lande wie sie, die müßten auf das Paradies nach dem Tode warten, dürften nicht unbescheiden sein. Aber trotzdem war es ja doch nur das, was sie in ihrer eignen Liebe erwartet und gehofft hatte. — Und ich, ich bin nicht so demütig geartet, ich fühlte gleich deutlich: auch für mich muß es so sein, auch für mich!"

Helene sagte sehr leise:

„Warum hatte ich nie eine Ahnung davon?"

„Warum? Ja, ich glaube, weil —" Tatjana schien zu zögern, „mir ist es immer so vorgekommen, als ob du für nichts in der Welt davon reden mochtest, — als ob du jeder Andeutung scheu aus dem Wege gingest. Drum hab' ich's nie recht gewagt. Aber," setzte sie rasch hinzu, „das gerade verstand ich ja auch ganz gut, ich begreif' es gut, wie man gerade von dergleichen durchaus nicht reden mag."

Helene lehnte sich zurück. Ein leichtes Zittern überfiel sie, aber sie streichelte, ohne zu sprechen, liebevoll Tatjana die Hand."

Diese sah sie besorgt an.

„O ich Schlechte, angegriffen und aufgeregt hab' ich dich, rief sie ganz zerknirscht, in ungestümer Reue, „verzeih mir, Helene! Und auch, als es vorhin so schien, als ob ich gar nichts auf deine Worte gebe, verzeih mir!· So ist es ja nicht! Alles an dir, jedes Wort, jede That verehre ich so tief! Aber eben deshalb, — gefragt hab' ich mich: wodurch bist du denn so geworden, besser als wir alle, wie ein guter Engel? Und dann dacht' ich: so also wird man durch ein solches großes Liebesglück." Sie lehnte ihre Wange an Helenens Gesicht und fragte schelmisch: „Sollte ich da nicht auch noch zum guten Engel werden?"

Helene versuchte zu lächeln. „Kein Engel, — glücklich, einfach glücklich. Ein glücklicher Mensch!" sagte sie undeutlich. Sie löste sich aus Tatjanas Umschlingung und stand auf.

„Todmüde bin ich. Ich muß mich ein wenig hinlegen. Kommst du mit zu mir ins Schlafzimmer? Hier wird gleich Besuch herkommen."

Aber noch ehe Tatjana antworten konnte, hörte man schon eine Thür draußen gehen und Schritte im Flur.

Helene blieb stehen.

Digitized by Google

„Bist du es schon, Eberhard?“ rief sie.

Gruber öffnete die Thür ins Zimmer. Er hatte den Pelz noch nicht abgelegt.

„Ja, Helene, da bring' ich also unsern Morosow; aber da ist noch jemand, der dich gern sprechen möchte, auf meine Bitte.“

„Noch jemand? Wer ist es denn?“ fragte Helene, den eintretenden Professor Morosow begrüßend, der ihr die Hand küßte.

Gruber stellte ihr Tatjana vor und murmelte seiner Frau halblaut zu: „Es ist Doktor Wildauer, Helene. Ich habe ihn ins andre Zimmer geführt, er wartet dort auf dich.“

Helene trat erstaunt, zauderud einen Schritt zurück.

„Wildauer? Wozu?

„Thu mir den Gefallen!“ bat Gruber dringend; „er und ich verabredeten es heute früh, — es ist doch nur eine solche Kleinigkeit, — ich bitte dich so sehr, Helene, sprich ihn als Arzt.“

„Also das hat er selbst gewollt!“ entfuhr es Helene bitter. Sie unterbrach sich. „Wartest du hier auf mich, Tatjana? Ich komme bald wieder.“

Tatjana schüttelte den Kopf.

„Nein, ich will nach Hause.“ Leise flüsterte sie Helene zu: „Laß mich jetzt nicht Konversation machen müssen, jetzt nicht!“

Sie verabschiedete sich von Gruber und Professor Morosow und folgte Helene, die langsam, ohne sich mehr umzusehen, ans dem Zimmer ging.

Gruber, nachdenklich hinter ihr her schauend, besann sich auf seinen Gast.

Professor Morosow stand am Schreibtisch, strich sich den aschblonden welligen Vollbart und sah mit Entzücken in den gutmütigen blauen Augen, die er fortwährend kurzsichtig zukniff, Tatjana nach.

„Sage doch, — dieser Doktor, — er kommt ihr doch ganz unerwartet, es ist doch nicht irgend etwas Besonderes mit deiner Frau?“ fragte er.

Gruber hielt ihm ein Etui mit Zigaretten hin.

„Ach nein, etwas Besonderes ist es nicht, vielmehr leider schon Altgewohntes, daß sie eben elend ist und sich gar nicht schont, — verarbeitet, verbraucht ist sie. Auf den Wildauer halte ich große Stücke, er ist ein höchst intelligenter Mensch, der schon noch von sich reden machen wird.“

„So, so.“ Morosow hatte sich über einige auf dem Schreibtisch liegende Papiere gebeugt und blätterte darin. „Nun, hoffen wir, daß es ihm gelingt, deine Frau — Aber was sind denn das hier noch für Arbeiten? Hast du etwa noch mehr dergleichen, als was du mir zeigtest? Sage nur, ums Himmels willen, Mann, wo nimmst du die Zeit her?“

„Je nun,“ bemerkte Gruber achselzuckend, „Zeit! Wenn's die Tage nicht geben, so geben es eben die Nächte.“

Professor Morosow rauchte aufgeregt.

„Ja, ja, ja! Ihr deutschen Leute! Ich muß schon sagen, daß es mir einen höllischen Respekt vor dir giebt, mein lieber Gruber. — Ihr habt so ein Streben, etwas Vorwärtsdrängendes, ja, das habt ihr.“

„Nun, mein Bester, da muß ich doch lachen. Sitz' ich hier als armes Schulmeisterlein, und du bist doch längst in Amt und Ehren. Man will aber doch schließlich etwas leisten, — und wenn schon nicht für den äußeren Ehrgeiz, wenn man damit eben kein Glück hat, so doch für einen innerlichen, — sich selbst und ein paar andern als ein tüchtiger Mensch vorkommen.“

Morosow hörte schon nicht mehr recht hin. Er saß vor dem Schreibtisch, den Arm aufgestützt, mit der Hand im lockeren, dichten Haar wühlend, und vertiefte sich in den Inhalt der vor ihm liegenden Notizen. Die angerauchte Zigarette hatte er im Eifer davon entfernt auf einem Bordrand des Bücherregals niedergelegt.

„Ja, was wollt' ich sagen? — Ja, das ist es,“ äußerte er, sich aufrichtend, lebhaft, „siehst du, das: ein Mensch muß durch irgend etwas in sich die Ueberzeugung befestigen, daß es durchaus notwendig ist, Bücher zu schreiben, mathematische Probleme zu lösen und dergleichen mehr. Für den Bestand der Welt notwendig, — nun, oder überhaupt: einfach notwendig. In meiner Existenz ist aber so etwas Ueberzeugendes nicht gewesen. Was ist da gewesen, außer dem Lehramt? Frau, Kinder, — nun, und nochmals: Frau und Kinder. — Nun, und das hat entschieden etwas, — wie soll ich sagen? — etwas so angenehm Abhaltendes hat es.“

„Kinder sind in der That eine Ablenkung, die man sich gefallen lassen kann,“ entschlüpfte es Gruber voll unwillkürlicher Wärme, während er im Zimmer rauchend auf und ab ging.

„Ja? — Nun, und ihr? — Na ja,“ sagte Morosow und strich sich von neuem den Bart.

Eine kurze Pause entstand.

Dann bemerkte Gruber zögernd, mit halber Stimme:

„Wünschen konnte ich es mir kaum. Denn meine Frau hat es sich später so gar nicht mehr gewünscht, daß wir noch ein Kind hätten.“

„Deine Frau?“ rief Morosow verwundert. „Du, das kann ich mir aber durchaus nicht denken! Erinnere mich doch noch, wie sie gewesen ist, als ich vor ein paar Jahren meine ältesten vier Rangen mitbrachte. Wie war sie da mit ihnen, und wie waren die Rangen mit ihr! Ein geborenes Mütterchen.“

„Ja, nicht wahr?“ Gruber blieb mit einer lebhaften Gebärde stehen. „Und doch ist es so. Außer allem Zweifel. Als beide starben, erst unser Kind, dann ihr Stiefbruder, der einst für sie fast wie ihr Kind gewesen, da wünschte sie sich's nicht mehr. Nie mehr.“

Morosow schüttelte in ungläubigem Erstaunen den großen Kopf mit dem blonden Wald von Haar und Bart.

„Vielleicht hat sie es dir nur verhehlt,“

Digitized by Google

meinte er. „Meine, die hat auch schon so gesprochen, — sagt zum Beispiel: ‚Was, Arist, nun wär' es wohl genug, genug, wirklich. Sechs, das ist genug,' sagt sie. — Das ist aber doch nur so. Sie thut nur so. Ja, die Frauen, das ist schon was Kompliziertes, wahrhaftig."

Er erhob sich und begann mit blinzelnden Augen gebückt nach seiner Zigarette zu suchen.

Gruber antwortete rasch:

„Es ist doch nicht ganz dasselbe. Wenn man beruflich so abjorbiert wird wie Helene; du unst wissen, sie ist ja eigentlich nicht nur ein Hilfsarzt in einer bestimmten Stellung, nein, viel, viel mehr. Man könnte sagen: rings um diese kleine Stellung herum hat sie sich eine andre große Aufgabe ganz selbstlos geschaffen, in der sie wie ein guter Geist der Leidenden ist. Alle dort empfinden es auch so."

„Ja, ihr seid, weiß Gott, zwei tolle Berufsmenschen," gab Morosow zu, der seine Zigarette gefunden hatte und sie an Grubers Zigarre anrauchte. „Wer weiß, vielleicht ist gerade darum eure Ehe die harmonischste im ganzen Zarenreich."

„Harmonisch?" fragte Gruber, „aber das ist deine ja auch."

„Ja, ja, ja. Das schon. Aber ich meine, so, in der Weise, daß jeder von euch auch außerdem noch so weit kommt. Jeder fördert, keiner hindert den andern in seinem Eignen. Während meine Ehe, und die meisten, das ist schon mehr so wie die Reiterbilder auf der Anitschkowbrücke in Petersburg: Geförderter Rückschritt, gehemmter Fortschritt, — immer Gegengewalten, freilich, angenehme sozusagen." Morosow lachte gutgelaunt. „Ein spaßiger Gedanke, Bruderherz: zwei Eheleute und doch wie ledige Leute, wäre gar kein schlechtes Rezept; möchte es fast meiner Agrafjena vorschlagen."

Die Thür wurde geräuschlos geöffnet. Doktor Wildauer kam mit kurzen, schnellen Schritten herein. Gruber legte seine Zigarre hin und ging ihm hastig, erwartungsvoll entgegen.

„Nun?"

„Ja, natürlich muß ausgespannt werden," sagte Wildauer in sehr bestimmtem Ton. „Das ist das A und das O."

„Und die Luftveränderung, von der Sie heute früh sprachen?" unterbrach ihn Gruber fragend.

„Ohne eine solche würde es nie zu wirklichem Ausspannen kommen, hier niemals. Setzen Sie darum Ihre ganze Energie dafür ein. Ueberdies kann ich nur wiederholen: Süden — Süden! Wenn das möglich ist. Luft und Sonne, — die Möglichkeit, beides fortwährend zu genießen, ohne Nötigung zu scharfer Bewegung, denn die wäre für den Augenblick nicht rätlich. Volle Ruhe! — Sonne und Ruhe!"

„Sie hoffen doch, daß dann Helene sich vollkommen erholt?" fragte Gruber dringend.

„Am ehesten. Gefahr ist nicht direkt da, aber das Herz ist geschwächt, ist müde. Der ganze Organismus ist unverantwortlich abgewirtschaftet worden. Ich sagte es ihr ja schon so oft. Ich möchte auch noch um eingehendere Untersuchung bitten, als jetzt möglich war."

„Und wir sprechen uns auch noch eingehender," fiel Gruber ein, „ich bin schon so froh, daß meine Frau überhaupt eingewilligt hat. Nehmen Sie doch Platz, Herr Doktor."

Doktor Wildauer trat an den Schreibtisch.

„Danke. Wenn Sie erlauben, möchte ich eine Kleinigkeit aufschreiben, für Fälle, wo Ihre Frau aufgeregt oder ernstlich hinfällig erscheint, — vielleicht lassen Sie es noch heute in der Apotheke besorgen." —

„Ich besorge es gewiß. Da kommt schon meine Frau," bemerkte Gruber, ging zur Thür und öffnete sie für Helene.

Sie kam in ihrer gewohnten Haltung, nur mit etwas gespannten Zügen herein, warf jedoch einen heiteren, fast ein wenig ironischen Blick über die Anwesenden.

„Nun, ist mein Tod beschlossene Sache?" fragte sie scherzend, „wie steht ihr denn nur da? — Bester Doktor, schreiben Sie nur nicht gleich da so was auf. Und, Liebster, daß du dir nur nicht mit diesem verdrehten Plan vom Süden heiß machen läßt!"

Gruber legte einen Arm um ihre Schulter.

„Der Süden ist unwiderruflich beschlossene Sache, Lene."

„Ich glaube, ihr seid allesamt verrückt!" rief Helene. „Lassen Sie sich begraben, Wildauer! Daß Sie mir solche Geschichten einrühren, schämen Sie sich was! Hab' ich Ihnen nicht tausendmal gesagt: als Arzt bleiben Sie mir gefälligst vom Halse."

Doktor Wildauer, noch über sein Rezept gebückt, ohne Helene anzublicken, bemerkte trocken:

„Thu' ich ja auch, indem ich Sie in den Süden schicke."

Helene hatte sich auf dem türkischen Diwan niedergesetzt; sie sagte, zu Morosow gewendet, der sich einen Stuhl in ihre Nähe schob:

„Sie können mir glauben, man muß wirklich eine gute Haut sein, um mit unserm Doktor da Freundschaft zu halten! Seine Freunde, die möchte er am liebsten internieren, um sie zu jeglicher Tageszeit so recht ungestört untersuchen, beklopfen, an- und ausziehen zu können, wie ein Kind seine neuen Weihnachtspuppen."

„Trotz Ihrer ausgebreiteten Praxis, Herr Doktor? Bekommt man denn nie davon genug?" fragte Professor Morosow.

Doktor Wildauer zuckte die Achseln; er ging bereitwillig auf den von Helene angeschlagenen, leicht scherzenden Ton ein.

„Wenn's wenigstens Spitalpraxis wär'!" meinte er; „was man so Privatpraxis nennt, das läuft meist halb auf ein Glücksspiel heraus und halb auf eine Schwindelei."

Morosow rief entsetzt: „Nein, hören Sie mal, das sind ja schöne Aufrichtigkeiten! Da ist es im Spital doch wohl auch nicht gerade besser?"

Digitized by Google

„O doch, da ist es viel besser. Da hat man wenigstens sein Material gut beisammen. Bett an Bett und eine gute Auswahl in jeder Beziehung möglich. Angenommen, es ist Ihnen heute besonders lüstern nach Darmkatarrhen, oder sagen wir meinetwegen: Magengeschwüren, — bitte, nur eintreten! Alles wohlsortiert am Lager."

„Pfui Teufel!" machte Morosow.

„Und wohlverstanden," fuhr Wildauer fort, „immer alles zur Disposition. Nicht wie beim Privatkranken: zu einer bestimmten Stunde ein bißchen am Bett sitzen, Ausflüchte machen, sich womöglich auch noch mit den Angehörigen unterhalten müssen, vielleicht gerade, während einem die besten Gedanken kommen, und dann fortgehen, wie einer, der für seine Zauberformel gesprochen hat, wo man doch sich hinsetzen möchte, und denken — denken, — tief in diesen Einzelfall hinein, als gäb' es nur ihn allein auf der Welt. Das kann man am armen Spitalbett. Da ist man eben Herr, und da ist man eben demütig dienend der eignen Wissenschaft. Ja, Nächte am Spitalbett." — Er bemerkte, wie ernst er unwillkürlich gesprochen, und vollendete sarkastisch: „Verklungene Wonnen meiner Seele, — Spitalnächte!"

„Und nun malen Sie sich mal aus, wie dieser Doktor ohne Spital ist, wenn ihm so ein recht schöpferischer Augenblick kommt," wandte sich Helene wieder an Morosow allein, ohne auf Wildauer oder ihren Mann zu blicken; sie sprach sehr rasch, forciert heiter, als deckten ihre Worte gewaltsam eine Erbitterung oder Erregung gegen den, von dem sie sprach. „Stellen Sie sich vor, wie er da zu jeder Zeit und Unzeit zu einem gutherzigen Bekannten aufs Zimmer stürzt: ‚Ach, ziehen Sie sich doch eben mal gefälligst aus, bitte, schnell, — Ihre linke Lunge, wenn ich bitten darf, — nur ist heute gerade so nach Lunge.' — Sie müssen wissen, man hat schon den Namen für ihn erfunden: der Doktor mit den schöpferischen Augenblicken."

Morosow und Gruber lachten.

Doktor Wildauer lachte ohne Empfindlichkeit mit. Er warf einen aufmerksamen Blick auf Helene.

„Nun, ist's auch übertrieben, Hand aufs Herz: ist es denn nicht mit dem Arzt wie mit allen andern Begabungen auch?" fragte er. „Denker und Künstler soll der Arzt sein, ja, weiß Gott, das soll er. Man kann so wenig auf Kommando kurieren, wie man auf Kommando Gedichte machen kann, nur nach traditioneller Schablone die neuesten Medizinen einpumpen, die angelernten Handgriffe machen kann man. Der Dichter, der ist gut dran: der hat die Natur immer da, oder die Liebe, oder was er sonst besingen möchte, ja, das ist ein bequemer Beruf. Er steht des Nachts auf, der Mond scheint, und alles ist in Ordnung. Er braucht eben nicht, der Glückliche, im gottgegebenen Moment Geschwüre, Blutstauungen, brüchige Gefäßwände, degenerierte Zellen — was weiß ich. Er kann auch ohne das seine glücklichsten Träume träumen. Aber der Arzt? In der Privatpraxis ist er wie ein Dichter, der Terminartikel schreibt. Geldsache einfach, Mißbrauch der Routine."

„Was soll man denn aber nur thun?!" rief Morosow beängstigt. „Unmöglich könnte ich alle meine sechs Kinder so — so schöpferisch behandeln lassen! Warten Sie nur, bis Sie sechs haben, bester Doktor, und womöglich noch eine kränkliche Frau."

„Ich bleibe auf alle Fälle unverheiratet," sagte Wildauer.

„Glauben Sie ihm das nicht!" fiel Helene ein, „das unterliegt doch erst recht nur einer ‚schöpferischen Eingebung'. Heute verschwört er's, und vielleicht morgen schon stürzt er zu der Betreffenden hin: ‚Jetzt — jetzt! — Bitte, schnell! Ihre Hand, bitte! Nein, nicht den Puls, — die ganze Hand, wenn ich bitten darf! Entschuldigen Sie die Eile, aber ich fühle deutlich: in diesem Augenblick liebt es so recht unzweifelhaft in mir!' — Er muß nur sein Ideal finden. Dieser Mann mit seinen kaltklingenden Aeußerungen ist der Allersensitivste von uns."

„Ach, das ist interessant! Wie sieht es aus, Ihr Ideal? Ist es hübsch?" fragte Morosow harmlos.

„Vermutlich nicht übel," äußerte Wildauer zerstreut, Helene mit Erstaunen anblickend.

„Nun, und innerlich? Eine innere Schönheit auch oder mehr etwas Pikantes?"

Helene antwortete für ihn:

„Etwas ganz Zartes, Zartbesaitetes, etwas Rührendes, eine edle, leise Seele, nicht wahr?"

Doktor Wildauer machte eine brüske Bewegung. Er erhob sich vom Stuhl am Schreibtisch, auf dem er während der Unterhaltung Platz genommen.

„Wer soll das wissen? Wer sollte irgend etwas, was es auch sei, von einer Frau wissen? So außerordentlich, so erschreckend, wie die besten sogar sich verstellen und fortwährend verwandeln können —"

„Denken Sie so schlimm über die Frauen?" warf Gruber ein. Er hatte sich kaum am Gespräch beteiligt, ebenfalls fremdartig berührt von Helenens ungewohnt überreizter Heiterkeit.

Doktor Wildauer versetzte:

„Schlimm? Das wollte ich damit nicht gesagt haben. Es kann ja auch eine Bewunderung bedeuten; das Geheimnisvolle ist es ja, dem man am längsten nachgeht, das, was quälend veranlaßt zu forschen, — zu forschen."

„Wie die Krankheiten und die Frauen!" rief Helene.

„Ich glaube, es ist hohe Zeit für mich, zu gehen," beendete Doktor Wildauer kurz und blickte auf seine Uhr.

Professor Morosow war ebenfalls aufgestanden.

„Schrecklich, ein Geheimnis zur Frau zu

Digitized by Google

nehmen! Nein, da ist nur das Ewigselbstverständliche auf die Dauer erträglich. Nein, da schlag' ich Ihnen vor: besser schon eine, die Ihrem ersehnten Spital vorstehen kann, eine studierte Gehilfin."

„Noch besser: einfach eine Pflegerin. Ich nehme es auf mich, eine zu finden," ergänzte Helene.

„Ja, meine Herrschaften! Nun muß ich wahrhaftig gehen. Ich werde sonst hier noch verheiratet!" scherzte Wildauer in etwas gezwungenem Ton. „Bin ich nicht am Ende gar schon verlobt?! Sind Sie dessen auch ganz sicher?!"

„Da müßte man die Betreffende mal fragen," meinte Helene.

„Um Gottes willen, die sagt gleich ja!" behauptete Morosow. Er trat zu Gruber heran und bemerkte leiser: „Ich will jetzt auch gehen. Du wirst in eurer Sache mit deiner Frau gewiß gern sprechen wollen. Wenn es dir dann später paßt, dann hol' mich einfach abends im Hotel ab."

Er ging mit ihm, leise sprechend, an die Thür, trat in den Vorflur und suchte nach seinem Mantel, dem er ein paar Hefte entnahm, die er Gruber einhändigte.

Doktor Wildauer war inzwischen langsam an den Diwan herangetreten, auf dem Helene noch saß.

Sie hob, als sie sein Herankommen gewahrte, nervös den Kopf. Die Heiterkeit fiel ab von ihrem Gesicht wie eine Maske, ein Ausdruck schweren, traurigen Müdeseins trat darin hervor.

„Gott sei Dank!" sagte Wildauer ganz unwillkürlich, „alles ist besser, selbst das, als dieser lustige Ton. Wie können Sie sich doch verstellen!"

Sie blickte ihm mit tiefer Bitterkeit gerade ins Gesicht.

„Gehen Sie nur!" bat sie ungeduldig; „ich weiß ja schon, daß Sie siegen werden, mir fortnehmen, was mir Lebensluft war, ich weiß, daß ich immer die Schwächere bin, gehen Sie jetzt wenigstens nur."

Sie dämpfte kaum ihre Stimme; aber die beiden im Vorflur an der geöffneten Thür, in ein Fachgespräch vertieft, hörten nicht zu.

Doktor Wildauer war bleich geworden.

„Ich gehe!" antwortete er halblaut; „aber, glauben Sie denn nicht, daß ich selbst am meisten darunter leide, wenn ich Sie leiden machen muß?"

„Um mich?" Helenens Lippen kräuselten sich, schmal und blaß, ohne es bis zu dem ironischen Lächeln zu bringen, zu dem sie ansetzten; statt aller Ironie verrieten sie zuckend: „Wer leidet wohl je um mich!"

„Helene!"

Er rief es ganz unbeherrscht.

Sie schaute auf zu ihm, mutlos und staunend.

Nur einige Sekunden lang ruhten beider Blicke ineinander, ihr schwerer, schüchterner Blick und der seiner Augen, die dunkel und in mühsam verhaltener Leidenschaft sie umfingen.

Doktor Wildauer hob seine Hände ein wenig, mit einer unendlich beredten und zarten Bewegung hob er sie, als wollten sie etwas segnen oder zärtlich behüten.

Im nächsten Augenblick ging er schon durch das Zimmer, auf die Thür zu, wo Gruber ihm entgegenkam.

Professor Morosow stand bereits im Pelz, in hohen Ueberschuhen, ein umfangreiches Cachenez um den Hals gelegt. Die Pelzmütze in der Hand, kam er auf Helene zu, sich von ihr zu verabschieden.

Sie saß noch da wie festgebannt, ihr Antlitz ganz licht und staunend, mit Augen, die in etwas Unbegreifliches hineinzusehen schienen.

„Auch Sie wollen schon fortgehen?" fragte sie mechanisch.

„Nur für jetzt," versetzte Morosow, „später, gegen Abend, holt Gruber mich vielleicht noch einmal ab."

„Ach ja!" sagte sie zerstreut und lächelte wie verklärt, während sie ihm eine eiskalte Hand reichte, die er küßte.

Im Vorflur wartete Gruber auf ihn. Nachdem er an Akulinas Statt seinen beiden Gästen die Hausthür geöffnet hatte, kehrte er langsam ins Wohnzimmer zu seiner Frau zurück.

„Du warst ja so ungemein munter heute!" bemerkte er, zu ihr tretend.

Helene nahm das Kästchen mit Nähzeug, das offen vor ihr auf dem kleinen Tisch stand, und zog, den Kopf tief darüber gebückt, irgend eine Handarbeit heraus. Sie sagte:

„Und du — so ungemein still!"

Gruber entgegnete nichts. Er ging wieder fort von ihr, ordnete auf dem Schreibtisch die in Verwirrung geratenen Papiere, trat ans Fenster. Nach einer Pause meinte er:

„Eigentlich doch drollig, nicht? Eben war man noch wer weiß wie gesprächig, und kaum sind die paar Gäste fort, da schweigt man schon wieder."

Helene, die ihre Arbeit achtlos im Schoß hatte liegen lassen, griff etwas hastig nach ihr, als Gruber sich bei diesen Worten umwandte.

„Das finde ich nicht so drollig. Eheleute, die sitzen doch nicht da und machen Konversation," entgegnete sie mit einem zerstreuten Lächeln.

„Nun ja, das ist auch wahr. Sich vertraut genug dazu sein, um's zu lassen, das könnte man eigentlich an sich schon eine Art Eheglück nennen. Besonders bei zwei solchen, wie wir beiden, die sich niemals zanken. Uebrigens ganz dein Verdienst." Gruber sah sie dabei fast dankbar an.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Langenbeck-Büste für die Universität Berlin.

Die geſchichtliche Bedeutung der Univerſität zu Berlin ſpiegelt ſich in der glänzenden Reihe berühmter Gelehrter, deren Marmorbüſten die Aula ſchmücken. Dieſe Reihe beginnt mit Fichte, dem erſten gewählten Rektor, mit Schleiermacher und Hufeland, den erſten Dekanen der theologiſchen und der mediziniſchen Fakultät. Neuerdings iſt die Marmorbüſte Bernhards von Langenbeck hinzugekommen, als eine Stiftung des Sanitätsoffizierkorps der preußiſchen Armee. Das von Profeſſor Dr. Hartzer-Berlin geſchaffene Werk giebt ein lebenswahres und feſſelndes Bild der vornehmen Perſönlichkeit des großen Chirurgen, der durch ſeine Wirkſamkeit im Krieg und Frieden mehr als irgend einer das militäriſche Sanitätsweſen auf ſeine Höhe gebracht hat. Das Eiſerne Kreuz erſter Klaſſe auf ſeiner Bruſt erinnert an Langenbecks aufopfernde Thätigkeit im Dienſte der Verwundeten. Als 1878 ein Ruchloſer die Mordwaffe gegen den greiſen Heldenkaiſer gerichtet hatte, leiſtete Langenbeck dem verwundeten Herrſcher ärztliche Hilfe. Seine Lehrthätigkeit an der Univerſität umfaßte die Zeit von 1848—1882. Er gehörte auch zu den Begründern der Deutſchen Geſellſchaft für Chirurgie, bei der er bis zu ſeinem Hinſcheiden (1887) die Würde des Ehrenpräſidenten bekleidete. Ein Sohn von Langenbeck iſt kommandierender General des II. Armeecorps, ein andrer ſtarb den Heldentod bei St. Privat.

Bernhard Langenbeck-Büſte. Von Profeſſor Dr. F. Hartzer.

Die Oreſtie des Aeſchylus am Wiener Hofburgtheater.

Aufnahmen von J. Löwy, K. u. K. Hofphotograph in Wien, Seite 76 und 77.

Einen ſtarken Erfolg errang die Oreſtes-Trilogie des Aeſchylus im Wiener Hofburgtheater in der Bearbeitung, welche Direktor Dr. Paul Schlenther an der Uebertragung von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff vorgenommen hatte. Wir führen unſern Leſern zwei beſonders wirkungsvolle Scenen vor, die nach der Erſtaufführung des Werkes aufgenommen worden ſind. Die Koſtüme, ſowie auch die dekorative Ausſtattung, die dem heutigen Stande der archäologiſchen Forſchung gerecht werden, ſind prächtig und bilden für ſich eine Sehenswürdigkeit. Das erſte Bild: „Ankunft des Agamemnon“, führt uns vor das Thor des Königspalaſtes in Argos. Hier begrüßt Klytämneſtra (Frau Römpler-Bleibtreu) den aus Troja heimkehrenden Gemahl (Herr Baumeiſter), der auf ſeinem Triumphwagen die Seherin Kaſſandra (Fräulein Medelsky) als Kriegsbeute mitführt. Das andre Bild giebt eine Scene aus dem dritten Teile der Trilogie, den „Eumeniden“, wieder. Auf dem Areshügel in Athen, vor dem Tempel der Pallas Athene, ſehen wir die Göttin ſelbſt (Frau Hohenfels-Berger) und Phöbus Apollo (Herr Reimers), im Begriffe, über den des Muttermordes angeklagten Oreſtes Recht zu ſprechen. Im Hintergrunde wird der Chor der Erinnyen ſichtbar.

Digitized by Google

Forum Romanum.

Krankenhaus S. Spirito.

Die Ueberschwemmung

Digitized by Google

Pantheon.

Forum Romanum.

Vestatempel.

Palatinbrücke.

om. (Text Seite 86.)

Digitized by Google

Borgo, nächst dem Vatikan.

Die Ueberschwemmung in Rom.

(Mit 7 Abbildungen nach Momentaufnahmen.)

Die andauernden Regengüsse, die im Dezember über Italien niedergingen, haben arge Verheerungen angerichtet, und besonders hart wurde die Stadt Rom betroffen. Die neue Tiberregulierung mit den schönen Quais und Spaziergängen, die man für Jahrhunderte geschaffen wähnte, hat den Gewässern des Tiber nicht standhalten können. Ein ansehnlicher Teil ist eingestürzt, und andern Teilen scheint dasselbe Schicksal zu drohen. Am meisten mitgenommen wurde Lungo Tevere Augusta, wo auf einer Strecke von 300 Meter Länge die herrliche Einfassungsmauer mit Bäumen und Gaslaudelabern in den Fluß geglitten ist. Das an dieser Unfallstelle gelegene kleine Kirchlein St. Maria delle Genfole wird wahrscheinlich abgetragen werden müssen, da Straßeite und Kuppel sich ganz bedenklich geneigt haben. Ein ähnliches Schicksal scheint dem Lungo Tevere Ripa wie dem Lungo Tevere Alberteschi bevorzustehen. Verschiedene an diesen Straßen gelegene Häuser mußten geräumt werden. Auf dem Lungo Tevere Mellini ist vom Ponte Ripetta bis zum Ponte Margherita der Bürgersteig an der Quaimauer fast auf der ganzen Länge auseinandergeborsten, und die Quaimauer selbst weist bedenkliche Risse auf. Der allein an der Tiberregulierung angerichtete Schaden wird auf mehr als sechs Millionen geschätzt. Die Ueberschwemmung erstreckte sich bis ins Innere der Stadt. In der St. Paulskirche stieg das Wasser bis zu zehn Centimeter Höhe, und auf dem Forum Romanum bedeckten 10000 Kubikmeter Wasser die kostbaren Ueberreste der alten Roma.

Digitized by Google

Totentanz.

Novelle von **Gustav Jäger.**

Die kleine Stadt liegt noch tief verschneit, obgleich der Februar seinem Ende zugeht. Jeder Zaunpfahl hält seine weiße Haube fest, und unter den Sohlen wimmert der Schnee; es sieht aus, als ob es noch lange kalt bleiben wollte.

Wenn die Nacht da war und es acht Uhr wurde, begann in dem Tanzsaale des Gasthofes das Theater. Das heißt, es begann, wenn so viel Publikum zusammenkam, daß die Unkosten gedeckt waren, andernfalls bekam das Dutzend Besucher sein Geld wieder, mit der Bitte, die nächste Vorstellung zu beehren; dann dudelte ein Leierkasten einen Nachhausemarsch, und jeder ging seiner Wege.

In der Gaststube, die zwischen dem Honoratioren- und Bauernstübel liegt, verteilen sich einige Mimen an die ungedeckten Tische. Der hinzukommende Komiker und Mitdirektor merkt den Spaß. „Sie spielen Publikum," brummt er, „aber die Freude wird nicht lange dauern," und als die Kellnerin kommt, behält er recht, denn diese erklärt, keine zweite Lampe anzünden zu wollen, und nun sitzen sie bei einander.

Der Naturbursche sucht in der Seitentasche seines Rockes und bringt eine kleine Flöte heraus, die er ausbläst und an die Lippen setzt.

„Auch das noch!" seufzt der Komiker.

„Trübsal verblasen," kommt die lakonische Antwort, und eine alte Melodie klagt aus der Flöte: ‚Guter Mond, du gehst so stille.'

„Weshalb seufzen Sie, Fräulein Kamilla?" wird die Liebhaberin gefragt.

„Lang, lang ist's her," giebt die Gefragte zur Antwort, „lang, lang!"

„Nein, so geht das denn doch nicht, nur keine Operette," ärgert sich der Komiker, dann ruft er: „Anna, Anna!"

Die Kellnerin kommt: „Herr Andreas?"

„Eine Portion heißes Wasser mit Rum, für sieben Personen. Ich zahle alles, Anna, das heißt, was kann das kosten?"

„Na, eine Mark wird langen."

„Dann zu! Wir wollen schlemmen!"

Der Naturbursche erhebt sich und macht vor dem Spender eine großartige Verbeugung, dann flötet er: „So leben wir, so leben wir alle Tage..."

„Schon gut, Vasallen," winkt der Komiker mit majestätischer Geste die Danksagung ab, „nur nicht weinen, nicht weinen, erzählen, erzählen, bis wir schläfrig sind."

„Er starb," begann die Liebhaberin, „aber da mals hatten wir noch Geld und ein eignes Theater. Wir spielten sogar Ibsen, ich die Nora, er den hysterischen Doktor. Uebrigens war die Sache recht einfach. Wir gehörten früher beide einer Gesellschaft an und heirateten uns wirklich. Wir hatten auch Einnahmen, als wir für eigne Rechnung spielten, bis er bei einer Hauerei, die im Zwischenakte betrunkene Urlauber inscenierten, schlichten wollte und man ihn blöd schlug. Aber ihr hättet hören sollen, wie er die letzten Tage deklamierte, erhaben, unvergleichlich: ‚Zwei Sterne kreisen nicht in einer Sphäre!... Hab' ich mir den Grog nicht fein verdient?" brach die Erzählerin ab.

Herr Andreas nickte, obgleich er die Geschichte schon einmal gehört hatte.

Jetzt begann ein alter Komödiant, der als Universalgenie auf der Bühne vielseitig verwendbar war.

„In meiner Jugend hatten wir zu Hause ein Kindertheater, mit herrlichen, bunten Papierfiguren, dem ich eigentlich meine Carriere verdanke. Ich spielte mit meiner Schwester jede freie Stunde, und als ich sie nach vielen Jahren wiedersah, denn ich war in die Fremde gelaufen, hieß sie mich einen Lump und wollte mich bessern, denn sie war auf eine Hofbühne geraten, und ihr Graf hätte sie möglicherweise geheiratet, wenn sie nicht im Kindbettfieber gestorben wäre. Ich sank immer tiefer und bin heute hier — ob der Rum bald kommt?"

„Und Sie, Herr Lyonel?" Der Mitdirektor wandte sich an den Naturburschen.

„Ja, das ist so eine Sache, man wird es nicht glauben wollen," fing der Aufgeforderte an,

Digitized by Google

„aber verehrte Kolleginnen und Kollegen, Sie haben es auch erfahren, man liebt uns mehr denn andre Sterbliche. Wir spielten einmal in Franken — es war mein zweites Engagement —, und da verliebte sich eine Dame in mich. Sie war eine Großstädterin, die in das kleine Nest geheiratet hatte und sich entsetzlich ennuyierte, denn ihr Mann war ein Brauer. Es fiel bald auf, wie fein ich mich kleidete. Dann sagte er sie fort, und sie kam zu mir, und wir engagierten mehrere Tiere und eröffneten einen Zentralcirkus ...“ Er schwieg, wie in Erinnerungen versunken.

„Starb sie auch?“ fragte ein Ungeduldiges.

„Sie? Nein, sie nicht. Aber erst stahlen sie mir den Pudel Hanswurst, dann die Ziege Carmen, endlich starb mein Pferdchen Cäsar. Sind das nicht genug?“

„Und sie?“

„Ach sie! Ich gab euch meine Toten, damit basta!“ Er nahm die Flöte und phantasierte halblaut.

Auf den Brettern der Gaststubendecke stapften dumpfe Tritte, man hörte, wie oben taktmäßig aufgetreten wurde. Dann kam die Kellnerin und brachte ein Fläschchen Rum und einen großen Topf, aus dem heißes Wasser weiße Wolken zur Lampe sandte. Die verrauchte, dunkle Decke gewann dadurch außerordentlich, und einige Gesichter hellten sich schnell auf.

„Das soll Grog sein!“ sprach Herr Andreas, nachdem er für seine Gäste die Gläser gemischt hatte. „Es wird uns nicht schwer fallen, uns diese Thatsache einzureden. Es lebe die Kunst! Morgen ist Sonnabend, dann Sonntag. Der Kartenvorverkauf für diese zwei Tage übersteigt alles Dagewesene. Ich engagierte bereits zwei Geigen. Es lebe die Kunst!“

„Sie lebe!“ rief gedämpft der Chor, denn das Honoratorenzimmer war gut besucht, und eben schrie drinnen jemand „Trumpf“.

Nach und nach brachte der dünne Trank aber doch seine schwache Kraft zur Geltung. Erzählt wurde nicht mehr, aber erst summte eins leise, dann stärker. Herr Andreas hatte sich eine Zigarre angesteckt, und die andern baten sich den Rauch aus. Sie begannen durcheinander zu lachen, und der durch das Zimmer gehende Stadtarzt rief ihnen gute Unterhaltung zu und blieb einen Augenblick bei Herrn Andreas stehen.

„Wie geht es dem Sohne Ihres Kollegen?“ fragte er.

„Danke, Herr Doktor. Er wird sich erholen.“

„Ich will morgen wieder nachsehen. Guten Abend.“ Der Doktor verschwand in dem Qualm des Honoratorenzimmers.

Die Fröhlichkeit hielt an. Man phantasierte von großen Gagen. Die Liebhaberin deklamierte, der Naturbursche tremolierte auf seinem Instrumente, dann erzählte man sich uralte Theaterwitze, bis während einer Pause die Uhr schlug.

„Genug des Bacchanals, Sybariten!“ rief jetzt Herr Andreas, und er begann, aufstehend, den Monolog Hamlets:

„Sterben — schlafen —
Nichts weiter! Und zu wissen, daß ein Schlaf
Das Herzweh und die tausend Stöße endet ...“

„Seid still, er starb!“ rief zornig ein Mann in die Fremde hinein, welcher die Thür rasch geöffnet hatte und an den Tisch taumelte. Er sah sie alle an, und helle Thränen rannen ihm über die vergrämten Wangen. „Er starb,“ wiederholte er, „der ewige Winter verschlang ihn. Mein letztes Kind ist tot, tot — tot! Andreas, du hast ihn aus dem nassen Schnee herausgezogen, als der Weg in dieses elende Nest verweht war. Wie er heute abend immer wieder die Flöte hörte, wollte er tanzen, partout tanzen! Zuletzt half ich ihm aus dem Bett, und wir drehten uns einige Male herum, dann kroch er von selbst wieder unter die Decke, sagte noch mit der Hand auf dem Herzen: ‚Herrgott, wie das schlägt!‘ — und während ich einen Augenblick in die Winternacht hinaussah, war er zu seiner Mutter gegangen.“

„Herr Direktor, Herr Direktor! Um Gottes willen, beruhigen Sie sich!“ baten die Komödianten.

Aber der arme, alternde Mann rief unaufhörlich weinend: „Mein Junge, mein Junge!“

Das Gutenberg-Denkmal in Wien.

Auf dem „Lugeck“, einem kleinen Platz im Mittelpunkte Wiens, dessen eine Seite die verkehrsreiche Rothenthurmstraße bildet, wurde das Denkmal Gutenbergs enthüllt, das erste, das in Oesterreich dem Erfinder der Buchdruckerkunst errichtet worden. Der für ein modernes Warenhaus umgebaute alte Regensburgerhof bildet einen wirksamen Hintergrund für das Denkmal. Die 3½ Meter hohe, in feiner Ziselierung ausgeführte Erzstatue ist eine Schöpfung des durch seine früheren Werke bestens bekannten Wiener Bildhauers Hans Bitterlich, dem unter 42 Entwürfen der erste Preis zugefallen ist. Das Standbild erhebt sich auf einem hohen Sockel aus gelbem Untersberger Marmor, der von dem Künstler mit vier in den Stein gemeißelten Reliefs geschmückt wurde. Links eine geborstene korinthische Säule, die den Bruch mit der Kultur des Mittelalters andeuten soll, auf der Vorderseite des Sockels das modern aufgefaßte prächtige Relief: „Post nubila Phoebus“. Die aufgehende Sonne weckt einen Wanderer aus seinem Schlafe, um ihn zu neuer Thätigkeit anzuspornen. Das Relief rechts zeigt einen Lorbeerbaum, und rückwärts findet sich das von Eichenlaub umrankte Buchdruckerwappen mit der Widmung: „Dem großen Meister seine dankbaren Jünger und Verehrer.“

Digitized by Google

Originalzeichnung von Erwin Pendl.

Das Gutenberg-Denkmal in Wien. Von Hans Bitterlich.

Digitized by Google

Bibliographische Rundschau.

Von

Ludwig Holthof.

Die jüngste Bismarck-Veröffentlichung.

Den beiden ersten Bänden der „Gedanken und Erinnerungen“ ist einstweilen nicht die Fortsetzung, sondern ein Werk mehr ergänzenden Charakters gefolgt: „Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin“ (herausgegeben vom Fürsten Herbert Bismarck, Stuttgart, Cottasche Buchhandlung, Nachfolger). An Wert und Bedeutung steht diese Publikation der früheren kaum nach, an Allgemeininteresse dürfte sie ihr sogar überlegen sein, weil ihr Reiz sich auf weitere Kreise erstreckt. Es ist nicht das erste Mal, daß der Bismarck intime uns vorgeführt wird. G. Hesekiel in seinem „Buch vom Grafen Bismarck“ und Horst Kohl in den von ihm herausgegebenen „Bismarck-Briefen 1836–1873“ haben zu diesem Kapitel schon interessantes und wertvolles Material beigebracht, und ein Teil desselben konnte in dem vorliegenden Sammelwerke lediglich reproduziert werden; allein so, wie es uns hier in den vertraulichen Aeußerungen an die Braut und nachmalige Gattin entgegentritt, ist das Bild des großen Kanzlers von seiner rein menschlichen Seite noch nie entworfen worden. Der Wert der Sammlung wird nicht unwesentlich erhöht durch die Aufnahme einiger von Bismarck an seine Schwiegereltern gerichteten Briefe. Sehr zu bedauern ist es, daß die Briefe an die Gattin aus dem französischen Feldzug sich bis jetzt nicht haben wiederauffinden lassen, da sie uns unzweifelhaft tiefe Einblicke in das Seelenleben ihres Urhebers verstattet haben würden. Daß die mitgeteilten Briefe sich überwiegend auf die ersten Jahrzehnte der Ehe erstrecken, ist natürlich, da nach dem Jahre 1866 das Ehepaar nur selten getrennt gewesen ist und in der Regel bei ihren kurzen Abwesenheiten einer der Söhne die Korrespondenz führte.

Ein hochwichtiges Aktenstück, ein „menschliches Dokument“ allerersten Ranges, ist gleich der die Sammlung eröffnende, undatierte, aber zweifellos aus den letzten Tagen des Dezember 1846 stammende, von Bismarck an seinen nachmaligen Schwiegervater, Herrn von Puttkamer auf Reinfeld bei Zuckers in Hinterpommern, gerichtete Brief, in dem der damals einunddreißigjährige Deichhauptmann auf Schönhausen bei Fischbeck an der Elbe um die Hand der Tochter des Adressaten anhält. Der Wert des Briefes liegt vor allem in der Darstellung, die der Urheber desselben von seinem inneren Leben und besonders von seiner Stellung zum Christentum entwirft. In der Puttkamerschen Familie herrschte eine streng kirchengläubige Richtung, und es liegt dem Briefschreiber offenbar daran, daß auf ihn in dieser Hinsicht in den Augen des zukünftigen Schwiegervaters kein falsches Licht falle. Allein offen, männlich und ehrlich wie der ganze Brief, sind auch die Erklärungen gehalten, die er zu dem beregten Thema abgiebt. Er verhehlt nicht, daß bezüglich seiner religiösen Anschauungen sich ein Wandel vollzogen habe. Frühe dem Elternhause fremd geworden, habe er in seiner Jugend nur einen unregelmäßigen und unverstandenen Religionsunterricht genossen. „Bei meiner Einsegnung durch Schleiermacher hatte ich keinen andern Glauben als einen nackten Deismus, der nicht lange ohne pantheistische Beimischungen blieb. Es war ungefähr um diese Zeit, daß ich, nicht aus Gleichgültigkeit, sondern infolge reiflicher Ueberlegung, aufhörte, jeden Abend, wie ich von Kindheit her gewohnt gewesen war, zu beten, weil mir das Gebet mit meiner Ansicht von dem Wesen Gottes im Widerspruch zu stehen schien, indem ich mir sagte, daß entweder Gott selbst, nach seiner Allgegenwart, alles, also auch jeden meiner Gedanken und Willen, hervorbringe, und so gewissermaßen durch mich zu Sich Selbst bete, oder daß, wenn mein Wille ein von dem Gottes unabhängiger sei, es eine Vermessenheit enthalte und einen Zweifel an der Unwandelbarkeit, also auch an der Vollkommenheit des göttlichen Ratschlusses, wenn man glaube, durch menschliche Bitten

Digitized by Google

darauf Einfluß zu üben ... In den nächsten acht Jahren sah ich mein elterliches Haus selten; mein Vater ließ mich nachsichtig gewähren, meine Mutter tadelte mich aus der Ferne, wenn ich meine Studien und Berufsarbeiten vernachlässigte, wohl in der Meinung, daß sie das übrige höherer Führung überlassen müsse. Sonst blieben mir Rat und Lehre andrer buchstäblich fern. Wenn mich in dieser Periode Studien, die mich der Ehrgeiz zuzeit mit Eifer treiben ließ, oder Leere und Ueberdruß, die unvermeidlichen Begleiter meines Treibens, dem Ernst des Lebens und der Ewigkeit näherten, so waren es Philosophen des Altertums, unverstandene Hegelsche Schriften und vor allem Spinozas anscheinend mathematische Klarheit, in denen ich Beruhigung über das suchte, was menschlichem Verstande nicht faßbar ist. Zu anhaltendem Nachdenken hierüber wurde ich aber erst durch die Einsamkeit gebracht, als ich nach dem Tode meiner Mutter nach Kniephof zog. Wenn hier anfangs meine Ansichten sich nicht erheblich änderten, so fing doch bald die innere Stimme an, in der Einsamkeit hörbarer zu werden, und mir manches als Unrecht darzustellen, was ich früher für erlaubt gehalten hatte. Immer blieb indes mein Streben nach Erkenntnis in den Zirkel des Verstandes gebannt und führte mich unter Leitung von Schriften wie die von Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer nur tiefer in die Sackgasse des Zweifels." Der Briefschreiber führt dann aus, wie er vor etwa Jahresfrist durch das Zusammentreffen mit Moritz Blanckenburg, den er von der Schule her kannte (derselbe hatte ihn inzwischen auch in die Puttkamersche Familie eingeführt), das gewonnen, was er vorher nie besessen, einen Freund. „Aber der warme Eifer seiner Liebe suchte vergeblich, mir durch Ueberredung und Disputation das zu geben, was mir fehlte, den Glauben. Durch Moritz wurde ich indes mit dem Triglafer Hause und dessen weiterem Kreise bekannt und fand darin Leute, vor denen ich mich schämte, daß ich mit der dürftigen Leuchte meines Verstandes Dinge hatte untersuchen wollen, welche so überlegene Geister mit kindlichem Glauben für wahr und heilig annahmen. Ich sah, daß die Angehörigen dieses Kreises in ihren äußeren Werken durchgehends Vorbilder dessen waren, was ich zu sein wünschte. ... Ich wurde inzwischen von Ereignissen berührt, bei denen ich nicht handelnd beteiligt war, und die ich als Geheimnisse andrer nicht mitteilen darf, die aber erschütternd auf mich wirkten. Ihr faktisches Resultat war, daß das Bewußtsein der Flachheit und des Unwerts meiner Lebensrichtung in mir lebendiger wurde als je. Durch Rat andrer wie durch eignen Trieb wurde ich darauf hingeführt, mit konsequenter und mit entschiedener Gefangenhaltung einstweilen des eignen Urteils in der Schrift zu lesen. Was in mir sich regte, gewann Leben, als sich bei der Nachricht von dem tödlichen Erkranken unsrer verstorbenen Freundin in Cardemin das erste inbrünstige Gebet — ohne Grübeln über die Vernünftigkeit desselben — von meinem Herzen losriß. Gott hat mein damaliges Gebet nicht erhört, aber er hat es auch nicht verworfen, denn ich habe die Fähigkeit, ihn zu bitten, nicht wieder verloren, und fühle, wenn nicht Frieden, doch Vertrauen und Lebensmut in mir, wie ich sie sonst nicht mehr kannte."

Als Bismarck diese Worte niederschrieb, waren vier Monate seit der geschilderten Regung seines Herzens verflossen. Das, wozu er sich damals durchgerungen, ist ihm bis zum Ende seiner Tage erhalten geblieben, das unerschütterliche Vertrauen des kirchengläubigen Christen. Stellen wie: „Gute Nacht, mein Engel, es schlägt zwölf, ich will zu Bett gehen und mir Kap. 2 der 2. Ep. Petri lesen," oder: „Ich gehe zu Bett, lese Korinther I, 3, und bitte Gott, daß er Euch alle wir erhalte," begegnen unzähligemal in den Briefen an seine Frau. „Wir sind nicht auf der Welt," schreibt er am 26. Juni 1851 von Frankfurt aus, „um glücklich zu sein und zu genießen, sondern um unsre Schuldigkeit zu thun, und je weniger meine Lage eine selbstgemachte ist, um so mehr erkenne ich, daß ich das Amt versehen soll, in das ich gesetzt bin." „Ich bin Gottes Soldat, und wo er mich hinschickt, da muß ich gehen, und ich glaube, daß er mich hinschickt und mein Leben zuschnitzt, wie Er es braucht," heißt es ein andermal (Berlin, 3. Mai 1851). „Ich begreife nicht," reflektiert er in einem Briefe vom 3. Juli 1851 aus Frankfurt, „wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langweile tragen kann, ein Leben, das dahinführt wie ein Strom, wie ein Schlaf, gleichsam wie ein Gras, das bald welk wird; wir bringen unsre Jahre zu wie ein Geschwätz. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben wie damals, ohne Gott, ohne dich, ohne Kinder — ich wüßte doch in der That nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte wie ein schmutziges Hemd; und doch sind die meisten meiner Bekannten so und leben." Dann wieder (Frankfurt, 8. August 1851): „Der Herr führt wunderbar, möchte er unsre Seelen ähnlich erheben auf die lichten Höhen seiner Gnade. Der Posten wäre sicherer." Am bezeichnendsten ist wohl, daß der kühne und unerschrockene Politiker am Abend vor dem berühmten Duell mit dem Abgeordneten von Vincke eine Betstunde mit dem Hofprediger Büchsel und seinem Freunde Stolberg hielt (Brief aus Berlin vom 4. April 1852). Von zelotischen Regungen hat er sich indes stets freigehalten. Sehr bezeichnend schreibt er in dieser Hinsicht einmal (Berlin, 7. April 1851): „Gestern früh auf Deine Empfehlung wieder einmal bei Knaak; er überspannt mir die Saiten; er findet nicht nur alles Tanzen, auch jegliches Theatergehen und alle Musik, die nicht zur „Ehre Gottes", sondern nur zum Vergnügen gemacht werde, sündlich und Verleugnung Gottes, wie Petrus sagt: Ich kenne den Menschen nicht.' Das geht mir zu weit. Zelotismus. Aber ich liebe ihn doch persönlich." Es giebt selbst einen Fall, in dem der gläubige Christ dem impulsiv empfindenden Menschen weichen muß; sobald das nicht niederzuhaltende Temperament des großen Mannes sich Bahn bricht: „Speisen wollte ich meinen Feind schon, aber ihn segnen — das würde doch sehr äußerlich sein, wenn ich's überhaupt thäte" (Norderney, 30. August 1853). Nehme man dieses Wort des „großen Hassers" und das andre von dem „Soldaten Gottes", und man hat zwei der wesentlichsten Züge, aus denen das Charakterbild des unvergeßlichen „Eisernen Kanzlers" sich aufbaut.

Ueber den Wandel in seiner Weltanschauung äußert der Briefschreiber sich in sehr bezeichnender Weise in dem schon erwähnten Briefe vom 3. Juli 1851 aus Frankfurt: „Vorgestern war ich zu Mittag in Wiesbaden bei Dewitz und habe mir mit

Digitized by Google

einem Gemisch von Wehmut und altklugen Weisheit die Stätten früherer Thorheit angesehen. Möchte es doch Gott gefallen, mit seinem starken und klaren Weine dies Gefäß zu füllen, in dem damals der Champagner weinmadwanzigjähriger Jugend nutzlos verbrauste und schale Neigen zurückließ. Wie und wo mögen Isabella Loraine und Miß Russell jetzt leben, wie viele sind begraben, mit denen ich damals liebelte, becherte und würfelte, wie hat meine Weltanschauung doch in den 14 Jahren seitdem so viele Veränderungen durchgemacht, von denen ich immer die gerade gegenwärtige für die rechte Gestaltung hielt, und wie vieles ist mir jetzt klein, was damals groß erschien, wie vieles jetzt ehrwürdig, was ich damals verspottete." Wie in religiösen Dingen, hatte Bismarck auch in politischen anfangs mehr oder minder liberalen Anschauungen gehuldigt. Sehr interessant ist in dieser Hinsicht die Abschrift eines Briefes aus dem Jahre 1828, die er einem der ersten an seine Braut gerichteten Briefe beilegt. Bismarck hatte in jenem Jahr als Regierungsreferendar den Staatsdienst verlassen und war von Potsdam nach Greifswald übergesiedelt, um dort die zweite Hälfte seines freiwilligen Jahres im 2. Jägerbataillon abzudienen und in Eldena landwirtschaftliche Studien zu treiben. Dieser Schritt hatte die Mißbilligung einer seiner Cousinen, der Gräfin von Bismarck-Bohlen, geborenen Gräfin Bohlen, erregt, deren Stimme, wie es scheint, in der Familie viel galt. Auf die Vorstellungen dieser Verwandten, der „Carlsburger Cousine" oder der „Cousine Linchen", wie sie im engeren Kreise gewöhnlich genannt wurde, hatte der damalige angehende Landwirt in einer ziemlich umfangreichen Epistel geantwortet, von der ihm eine Kopie bei dem Ordnen der Papiere seines im Jahre 1845 verstorbenen Vaters in die Hände fiel. In diesem der Braut mitgeteilten Schriftstücke nun kommen die folgenden interessanten Stellen vor: „Daß mir von Hause aus die Natur der Geschäfte und der dienstlichen Stellung unserer Staatsdiener nicht zusagt, daß ich es nicht unbedingt für ein Glück halte, Beamter und selbst Minister zu sein, daß es mir ebenso respektabel und unter Umständen nützlicher zu sein scheint, Korn zu bauen, als administrative Verfügungen zu schreiben, daß mein Ehrgeiz mehr danach strebt, nicht zu gehorchen, als zu befehlen; das sind Fakta, für die ich außer meinem Geschmack keine Ursache anzuführen weiß, indessen, dem ist so. Von allen Gründen, welche mich hätten veranlassen können, diese Abneigung zu bekämpfen, wäre wohl der würdigste gewesen der Wunsch, umfassender auf das Wohl meiner Mitbürger zu wirken, als es einem Privatmann möglich ist. Abgesehen davon, ob ich wirklich edel genug denke, um meine Kräfte mehr auf die Beförderung des Wohls andrer als auf die des eignen zu verwenden, bin ich, selbst bei der unbescheidensten Meinung von meinen Fähigkeiten, der Ansicht, daß es für das Wohlergehen der Einwohner von Preußen keinen Unterschied machen würde, ob ich oder ein andrer von den vielen tüchtigen Leuten, die dieses Ziel erstreben, der Regierung einer Provinz angehöre oder vorstehe. Die Wirksamkeit des einzelnen Beamten ist bei uns zu wenig selbständig... Der preußische Beamte gleicht zu sehr dem einzelnen im Orchester... ich aber will Musik machen, wie ich sie für gut erkenne, oder gar keine. In einem Staate mit freier Verfassung kann ein jeder, der sich den Staatsangelegenheiten widmet, offen seine ganze Kraft an die Verteidigung und Durchführung derjenigen Maßregeln und Systeme setzen, von deren Gerechtigkeit und Nutzen er die Ueberzeugung hat... Bei uns aber muß man, um an den öffentlichen Angelegenheiten teilnehmen zu können, besoldeter und abhängiger Staatsdiener sein; man muß vollständig der Beamtenkaste angehören, ihre falschen und richtigen Anschauungen teilen und jeder Individualität in Meinung und Handlung entsagen... Selbst in meiner kurzen Laufbahn habe ich oft gesehen, wie die kostspielige Zeit und Arbeit schwer bezahlter Behörden auf eine Weise totgeschlagen wurde, daß man unbedingt glauben mußte, die Geschäfte seien erfunden, um den vorhandenen Beamten zu ihnun zu geben, nicht die Beamten angestellt, um notwendige Geschäfte zu besorgen; und gegen solches und andres Unwesen kämpften ausgezeichnete Vorgesetzte mit aller Energie, aber ohne Erfolg; es liegt einmal in der Natur unsrer Verwaltung. Ist habe ich hochgestellte Beamte in Aachen und Potsdam sagen hören, diese oder jene Maßregel sei schädlich, drückend, ungerecht, und doch wagten sie nicht einmal eine unterthänige Vorstellung dagegen einzureichen, sondern sahen sich vielmehr in der Notwendigkeit, sie gegen ihre Ueberzeugung nach allen Kräften befördern zu müssen. Wo soll da Freude an der Berufserfüllung, das Bewußtsein, Nutzen zu stiften oder auch nur seine Pflicht gegen sein Vaterland zu thun, herkommen? Konflikte der Art würden bei mir aber im Dienst ziemlich häufig sein, zumal da mein politischer Glaube dem von unserm Gouvernement anerkannten wesentlich zuwiderläuft. Wo soll ich da die Ueberzeugung gewinnen, meinen Mitbürgern nützlich zu sein, wenn ich das System, nach welchem ich sie regieren helfe, für weit weniger förderlich als das entgegengesetzte, jedenfalls aber für ungerecht halte; wie soll ich selbst vor meinem Gewissen verantworten, unter eine Fahne einer Regierung zu treten, deren Grundsätze zu bekämpfen, insoweit der Gehorsam gegen die bestehenden Gesetze es erlaubt, ich für eine meiner vornehmsten Pflichten gegen mein Vaterland halte... Für wenige berühmte Staatsmänner, namentlich in Ländern mit absolutter Verfassung, war übrigens wohl Vaterlandsliebe die Triebfeder, welche sie in den Dienst führte; viel häufiger Ehrgeiz, der Wunsch, zu befehlen, berühmt zu werden. Ich muß gestehen, daß ich von dieser Leidenschaft nicht frei bin, und manche Auszeichnungen, wie die eines Soldaten im Kriege, eines Staatsmannes bei freier Verfassung, wie Peel, O'Connell, Mirabeau und so weiter, eines Mitpielers bei energischen politischen Bewegungen, würden auf mich eine jede Ueberlegung ausschließende Anziehungskraft üben, wie das Licht auf die Mücke; weniger reizen mich dagegen die Erfolge, welche ich auf dem breitgetretenen Wege durch Examen, Konnexionen, Aktenstudium, Anciennität und Wohlwollen meiner Vorgesetzten zu erreichen vermag."

Auf welchem Wege der aus diesen, an „Cousine Linchen" zu uns sprechende jugendliche Frondeur zu dem nachmaligen „roten Reaktionär" wurde, wie ihn Friedrich Wilhelm scherzend zu nennen pflegte, wissen wir nicht, wenigstens erfahren wir aus dem vorliegenden Briefmaterial nichts über den betreffenden Wandlungsgang. Den nach kann erhaltenem Jawort rasch in die Strömung des politischen Lebens gerissenen Bräutigam treffen wir

Digitized by Google

alsbald im Vereinigten Landtage von 1849 als erbitterten Bekämpfer der Opposition. „Ich habe mich," schreibt er von Berlin aus am 18. Mai 1849 der Braut, „einigemal auf der Rednerbühne mit wenig Worten aventüriert und erregte gestern einen Sturm des Mißfallens, indem ich durch eine nicht deutlich genug gefaßte Aeußerung über die Natur der Volksbewegung von 1813 die mißverstandene Eitelkeit vieler von der eignen Partei verletzte und natürlich das ganze Hallo der Opposition gegen mich hatte." „Ich hatte," heißt es am 4. Juni, „am Dienstag eine etwas heftige Rede, die mir den Namen des Binckenfängers zuzog." Am 15. Juni: „Gestern langweilige Judendebatten, 25 Redner für Emanzipation der Juden, die immer wieder dieselben Salbadereien vorbrachten ... Heute wieder Juden, ich eine lange Rede gehalten, viel Bitteres gesagt, gehe nicht mehr durch die Königsstraße des Abends, weil mich die Juden totschlagen. Jetzt sprechen noch immer langweilige Humanitäts-Faseler, sogleich hoffe ich aber Aussicht auf Abstimmung zu haben, dann muß ich wieder in den Saal." In demselben Ton schreibt in dem folgenden Jahr der junge Gatte aus den Kammerverhandlungen hinaus, so am 23. September: „Am Montag wird der Würfel hier fallen. Entweder zeigt sich das Ministerium schwach wie seine Vorgänger, und weicht aus, wogegen ich noch benützt sein werde zu wirken, oder es thut seine Pflicht, dann zweifle ich keinen Augenblick, daß am Montagabend oder am Dienstag Blut fließt. Ich hätte nicht gedacht, daß die Demokraten dreist genug sein würden, die Schlacht anzunehmen; aber ihr ganzes Auftreten deutet an, daß sie es wollen. Polen, Frankfurter, Bummler, Freischärler, alles mögliche Gesindel ist wieder vorhanden." So interessant es zu verfolgen wäre, wie sich aus diesem einseitigen Parteiheißsporn der spätere große Politiker und Staatsmann entwickelte, so bieten doch dafür die an die Gattin gerichteten Briefe nur wenig Anhaltspunkte. Um so treuer spiegelt sich in ihnen der äußere Werdegang des hervorragenden Mannes. Und dieser Werdegang vollzieht sich mit großen Schritten. „Nach Bernburg gehe ich nicht!" erklärt der märkische Gutsbesitzer im Januar 1851, als die Idee aufgetaucht war, ihn als Vertreter Preußens dorthin zu entsenden. Ebenfowenig wünscht er, zum Kammerherrn ernannt zu werden (April 1851): „Teufle Dir den Unsinn, sie wollten mich zum Kammerherrn machen (Titel heißt das), ich habe mich widersetzt, denn ich lege keinen Wert darauf, und es kostet Geld, auch eine sehr teure Uniform." Sein ganzer Ehrgeiz erstreckte sich um jene Zeit, wenn wir seinem Geständnis trauen dürfen, darauf, „Landrat in Schönhausen zu werden" (29. März 1851). Noch in demselben Jahre sollte indes die Ernennung zum Bundestagsgesandten in Frankfurt erfolgen. Er erwähnt sie zuerst in einem Briefe vom 24. April 1851 als gerüchtweise verbreitet; die „Polnische" hat die Meldung gebracht. Am 26. April meint er: „Bundestagsgesandter werde ich jetzt nicht, vielleicht im Sommer." Am 3. Mai ist die Ernennung, wenn einstweilen auch nur provisorisch, vollzogen, und er knüpft an die Mitteilung davon das Wort vom „Soldaten Gottes". Wie dieser Soldat Gottes es auf seinem Posten ausgehalten und was er auf demselben gewirkt, braucht hier nicht auseinandergesetzt zu werden. Nur wollte es anfangs mit der Beförderung des wirklichen Soldaten nicht recht vom Flecke. Im Mai 1859 als Vertreter Preußens am russischen Kaiserhofe will der „Ambassadeur" nicht mehr „den Leutnant spielen", und man scheint höheren Ortes auch eingesehen zu haben, daß er mit seiner Klage recht gehabt, denn vier Jahre später kann er der Gattin melden, daß er zum erstenmal ein Manöver als „Major" mitgemacht habe.

Das einige wenige Anhaltspunkte über Inhalt und Wert eines Buches, das in seiner vollen Eigenart nur durch vollständiges Lesen erfaßt werden kann.

Digitized by Google

Der Wechsel in der deutschen Botschaft zu Paris.

In Rücksicht auf sein hohes Alter hat Fürst Georg Münster von Derneburg, der deutsche Botschafter in Paris, der am 23. Dezember sein achtzigstes Lebensjahr vollendete, seinen Abschied genommen, und an seine Stelle ist Fürst Hugo von Radolin getreten, bisher Botschafter in Petersburg. Am 23. Dezember 1820 zu London als Sohn des großbritannischen und hannoverschen Staatsministers Grafen Ernst zu Münster geboren, war Graf Georg 1856—1861 hannoverscher Gesandter in Petersburg. Seine Bemühungen, die politischen Gegensätze zwischen den Regierungen von Hannover und Preußen auszugleichen, blieben erfolglos, und nach den Ereignissen von 1866 schloß er sich der Neuordnung der staatlichen Verhältnisse an. Seit 1867 vertrat er als Mitglied der nationalen Reichspartei den Wahlkreis Goslar im Reichstage, bis er 1873 als deutscher Botschafter nach London ging, welchen Posten er 1885 als Nachfolger des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe mit demjenigen in Paris vertauschte. An der freundlicheren Gestaltung der Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich hatte Graf Georg Münster, der am 29. August 1899 von Kaiser Wilhelm II. zum Fürsten von Derneburg ernannt wurde, einen hervorragenden Anteil. Sein Nachfolger im Botschafterposten zu Paris, Fürst Hugo von Radolin, geboren am 1. April 1841, entstammt Fürst Radolin dem alten polnischen Adelsgeschlecht Radolinski, und zwar demjenigen Zweige, der den preußischen Grafentitel von Radolin-Radolinski erhielt. Graf Hugo war in den siebziger Jahren Botschaftsrat in Konstantinopel, später preußischer Gesandter in Weimar, wurde darauf Oberhofmarschall des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, der ihn als Kaiser Friedrich 1888 in den Fürstenstand versetzte. Von Kaiser Wilhelm II. zum Oberstkruchseß ernannt, ging Fürst Radolin 1892 als deutscher Botschafter nach Konstantinopel und im April 1895 nach St. Petersburg.

Mit Genehm. von J. C. Schaarwächter, Hofphot., Berlin.

Hugo Fürst Radolin,
der neue deutsche Botschafter in Paris.

Die neuen französischen Briefmarken.

Vor zwei Jahren schrieb die französische Regierung einen Wettbewerb für Entwürfe von Briefmarken aus, und zwar sollte es sich um Marken für kleine, mittlere und höhere Werte handeln. Der Bewerb hatte nur den Erfolg, daß allein die mittlere Marke, von Mouchon gezeichnet, angenommen wurde, während ohne weiteres Preisausschreiben die Künstler Joseph Blanc mit dem Entwurf für kleine und Luc-Olivier Merson mit dem für höhere Werte beauftragt wurden. Die Zeichnung Blancs, die sich auf den Marken zu 1, 2, 3, 4 und 5 Centimes findet (nur in der Farbe und in der Zahl sind sie voneinander verschieden), stellt die beflügelte Göttin

Mit Genehm. von J. C. Schaarwächter, Hofphot., Berlin.

Georg Fürst Münster von Derneburg

Digitized by Google

Aufn. von Reichard & Lindner, Hofphot., Berlin.
Prinz Joachim von Preussen.

Prinz Joachim von Preussen.

Prinz Joachim, der jüngste Sohn des deutschen Kaiserpaares, vollendete am 17. Dezember sein zehntes Lebensjahr. Aus diesem Anlaß wurde er an jenem Tage als Offizier in die Armee eingestellt, und zwar nach alter Hohenzollernsitte in das 1. Garderegiment zu Fuß in Potsdam. Den feierlichen Akt vollzog Kaiser Wilhelm II. persönlich.

Johann Graf von Alvensleben.

Dem Fürsten Radolin, der zum deutschen Botschafter in Paris ernannt worden ist, folgt auf dem Botschafterposten in St. Petersburg Graf Friedrich Johann von Alvensleben, bisher Gesandter in Brüssel. Am 9. April 1836 zu Erxleben in der Provinz Sachsen geboren, studierte Alvensleben in Bonn und Berlin und trat 1861 als Attaché bei der preußischen Gesandtschaft in Brüssel in die diplomatische Laufbahn ein. Nachher Legationssekretär bei den Gesandtschaften in München, Stuttgart, Dresden, Haag und Washington, wurde er 1872 Botschaftsrat in St. Petersburg 1876 Generalkonsul in Bukarest, 1879 Gesandter in Darmstadt, 1882 im Haag und 1884 in Washington, 1888 außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister in Brüssel. Graf Alvensleben genießt den Ruf eines besonders erfahrenen und gewiegten Diplomaten.

Der Freiheit dar, in der rechten Hand eine Wage, in der linken einen Spiegel. Rechts neben ihr gewahrt man, als Symbol der Brüderlichkeit, zwei Genien, die einander umarmen. Die mittlere Serie umfaßt die Wertzeichen zu 10, 15, 20, 25 und 30 Centimes. Mouchon hat die „Republik" dargestellt, die, das Haupt mit der phrygischen Mütze bedeckt und überdem mit einem Lorbeerkranz geschmückt, in der Rechten den in eine Hand auslaufenden „Gerechtigkeitsstab" hält und mit der Linken eine Tafel mit der Inschrift „Droits de l'Homme" stützt. Diese beiden Serien für kleine und mittlere Werte haben genau dieselbe Größe wie die alten Marken, dagegen sind die höheren Wertzeichen (40 und 50 Centimes und 1, 2 und 5 Franken) wohl ebenso hoch, doch doppelt so breit. Die Zeichnung Mersons vergegenwärtigt die „Republik als Hüterin des Friedens". Die sitzende Figur stützt den mit der phrygischen Mütze bedeckten Kopf auf die rechte Hand; die Linke ruht auf dem Griff eines Schwertes. Vor der Figur steht ein Oelbaum, dessen Zweige den Wappenschild mit der Wertziffer umranken.

Schloss Bruneck.

(Abbildung siehe nächste Seite.)

Oberhalb des Städtchens Bruneck im schönen Pusterthal erhebt sich in Höhe von 886 Meter das gleichnamige Schloß, das gegenwärtig einer Erneuerung unterzogen wird, die noch in diesem Jahre beendet sein soll. Es ist dafür die Summe von 200000 Kronen ausgesetzt worden. Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts von Bischof Bruno von Brixen erbaut, führt das Schloß von ihm seinen Namen und diente durch Jahrhunderte den Kirchenfürsten dieses Bezirkes, die auch Herren der Stadt waren, als Sommerresidenz. Vom Turme aus genießt man eine herrliche Aussicht.

Graf von Alvensleben,
der neue deutsche Gesandte in St. Petersburg.

Digitized by Google

H. Diste
Schloss Brunneck im Pusterthal.

Oberst Graf Yorck von Wartenburg.

Auf dem Rückmarsche von Kalgan in China, wohin er einen erfolgreichen Vorstoß unternommen hatte, ist Oberst Maximilian Graf Yorck von Wartenburg einer Vergiftung durch Kohlenoxydgas erlegen. Graf Yorck war ein Enkel des aus dem deutschen Befreiungskampfe von 1813 bis 1815 berühmten Feldmarschalls. Am 12. Juni 1850 geboren, trat er 1870 beim dritten Ulanenregiment in Fürstenwalde ein und wurde am 28. Dezember desselben Jahres in Frankreich zum Leutnant befördert. Mit dem Eisernen Kreuze heimgekehrt, war er zwei Jahre zum Militärreitinstitut kommandiert, kam 1877 in das fünfte Ulanenregiment und besuchte von 1878 bis 1881 die Kriegsakademie. Dann war er zwei Jahre zum Großen Generalstab kommandiert und wurde im Februar 1884 dem Generalstabe aggregiert und als Militärattaché nach Wien beordert. Dort blieb er ein Jahr, um dann in gleicher Eigenschaft nach Petersburg zu kommen, wo er sieben Jahre weilte. Inzwischen rückte er 1884 zum Hauptmann und bereits 1889 zum Major auf. Nach seiner Rückkehr aus Petersburg war er ein Jahr im Großen Generalstabe thätig und wurde dann etatsmäßiger Stabsoffizier im Leibkürassierregiment in Breslau. Vom Mai 1895 bis September 1896 war er Kommandeur des fünfzehnten Ulanenregiments in Straßburg, dann wurde er als Oberstleutnant Abteilungschef im Großen Generalstabe; zugleich war er auch als Lehrer bei der Kriegsakademie thätig. Am 24. August 1898 wurde er Oberst. Seit dem 12. August dieses Jahres war Oberst Graf Yorck dem Armee-Oberkommando in Ostasien als ältester Generalstabsoffizier zugeteilt. Auch als Schriftsteller hat Graf Yorck sich einen angesehenen Namen erworben. Von seinen militärischen Werken sind besonders zu nennen „Die Märsche Alexanders des Großen“ und „Das Vordringen der russischen Macht in Asien“. Ferner gab er eine „Weltgeschichte in Umrissen“ heraus, und während er in China weilte, erschien sein Buch „Bismarcks äußere Erscheinung in Wort und Bild“.

Teresa Labriola.

Italien hat in diesen Tagen den ersten weiblichen Privatdozenten erhalten, und zwar war es die philosophische Fakultät der Universität Rom, die einer Dame, dem Fräulein Teresa Labriola, Zutritt gewährte. Die Thatsache ist um so bemerkenswerter, als auch Teresas Vater und Bruder an derselben Universität wirken, ersterer als Professor der Pädagogik und Geschichtsphilosophie, letzterer als juristischer Privatdozent. Teresa Labriola hat sich zusammen mit ihrem Bruder in Rom den Doktorhut geholt und scheint den ganzen juristischen Vorbereitungsdienst durchgemacht zu haben, da sie vor einigen Jahren die Prüfung ablegte, die zur

Atelier von Heinrich Lieber, Berlin.
Oberst Graf Yorck von Wartenburg.

Digitized by Google

Ausübung der Advokatur berechtigt. Die junge Dame hat davon allerdings keinen Gebrauch gemacht, sondern an ihrer wissenschaftlichen Fortbildung unausgesetzt weiter gearbeitet, wie manche wertvolle Arbeit in den wissenschaftlichen Zeitschriften Italiens bekundet. Die Mutter der gelehrten Dame ist eine Deutsche, aus einem pommerschen Adelsgeschlecht, und auch die junge dottoressa beherrscht das Deutsche so gut wie die Sprache Dantes.

Teresa Labriola.

Der Untergang des deutschen Schulschiffes „Gneisenau".

Einem Orkan ist im Hafen von Malaga das deutsche Schulschiff „Gneisenau" zum Opfer gefallen, und 41 Mann der Besatzung, darunter der Kapitän Kretschmann und sein erster Offizier, Kapitänleutnant Berninghaus, haben dabei den Tod gefunden. „Gneisenau", der im Jahre 1879 von Stapel lief, gehörte gleich den etwa gleichzeitig (zwischen 1877 und 1879) von Stapel gelassenen Schiffen „Stein", „Stosch" und „Moltke" zur Kategorie der alten Kreuzerfregatten, die bei voller Takelung eine relativ schwache Maschine (2500 Pferdekräfte) und eine für die heutigen Verhältnisse nicht ausreichende Fahrgeschwindigkeit (12 Knoten — 3 deutsche Meilen in der Stunde) besaßen. Sie wurden daher vor einer Reihe von Jahren in der Liste der eigentlichen Kriegsschiffe gestrichen und finden seitdem, da sie noch vollkommen seetüchtig sind, als Schulschiffe, zur seemännischen Ausbildung der Kadetten und Schiffsjungen, Verwendung. Das Deplacement des „Gneisenau" betrug ebenso wie das der eben erwähnten Bruderschiffe 2856 Tonnen. Kapitän zur See Karl Kretschmann, der mit seinem Schiffe unterging, war am 30. Mai 1871 in die Marine eingetreten. Am 16. Dezember 1874 wurde er zum Unterleutnant und am 19. April 1879 zum Oberleutnant befördert. 1892 wurde er Kommandant des „Wolf" und war mit diesem Kanonenboot auf der Ostasiatischen Station. 1894 wurde er Kommandeur der 2. Matrosenartillerieabteilung, im März 1898 Fregattenkapitän und Kommandeur des Schulschiffes „Sophie". Am 15. März 1900 zum Kapitän zur See ernannt, übernahm er am 4. April das Kommando des Schulschiffes „Gneisenau".

Phot. Ferd. Urbahns, Kiel.

Kapitän Kretschmann.

Das neue Heim des Eislaufvereins in Wien.

Der weitgedehnte Zentralbahnhof „Hauptzollamt" der Wiener Stadtbahn hatte dem Wiener Eislaufverein seinen seit vielen Jahren innegehabten Sportplatz geraubt und eine Neuanlage notwendig gemacht. Dieselbe befindet sich an der Stelle eines

Phot. A. Renard, Kiel.

Das deutsche Schulschiff „Gneisenau".

Digitized by Google

Teiles der früheren Gartenanlagen an dem Ufer des jetzt eingewölbten Wienflusses zwischen dem Heumarkt und dem zukünftigen Wien-Boulevard. Im Verlaufe weniger Monate hat der Baurat Ludwig Baumann, der österreichische Chefarchitekt für die Pariser Weltausstellung, einen ebenso schönen wie zweckentsprechenden Bau geschaffen, dessen Fassade ganz im modernen Stil gehalten ist. Im nächsten Jahre wird der Platz noch eine bedeutende Vergrößerung erfahren und dann eine Gesamtfläche von 1000 Quadratmetern bedecken. Das Gebäude enthält im Mittelbau ein Büffett, Garderoben für die Mitglieder des kaiserlichen Hauses und im ersten Stockwerke das Orchester mit den Wärmezimmern für die Musiker. In den beiderseitigen Flügelbauten mit ihren Pavillons sind die

Zeichnung von Erwin Pendl.

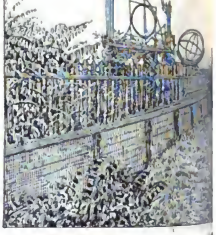
Mitgliedergarderoben und das Schlittschuhdepot untergebracht. Auf hohen eisernen Masten hängende elektrische Bogenlampen beleuchten abends den Platz, auf dem die dem Eissport huldigende Welt ihre Kreise zieht.

Die Instrumente der Pekinger Sternwarte.

Als Kriegsbeute ist ein Teil der astronomischen Instrumente der Pekinger Sternwarte für Deutschland in Beschlag genommen worden. Die Sternwarte wurde während der Herrschaft der Mongolen in China von Kublai Khan um das Jahr 1279 gegründet. Die Instrumente zerfallen in zwei Gruppen, eine ältere und eine neuere. Die aus der Mongolenzeit stammenden älteren Instrumente wurden wahrscheinlich schon gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts von ihrem ursprünglichen Standort auf der Stadtmauer entfernt und befanden sich in letzter Zeit in einem Hofe am Fuße der Mauer. Sie bestehen, wie Dr. Stuhlmann berichtet, der längere Zeit als Lehrer an der Universität Peking wirkte, aus einer Armillarsphäre (zur Bestimmung der Sternörter), einem Astrolabium (zur Bestimmung der Länge und Breite der Gestirne) und einem Höhen- und Azimut-Instrument (sogenanntes Universal-Instrument). Sämtliche Instrumente sind aus Bronze und von sehr beträchtlicher Größe. Sie sind aufs reichste mit Drachen und dergleichen verziert und machen, obwohl sie über 600 Jahre jeglicher Unbill des Wetters ausgesetzt waren, den Eindruck, als ob sie erst kürzlich die Werkstatt verlassen hätten. In unmittelbarer Nähe der Instrumente, in einem der den Hof umgebenden Tempel, befand sich eine sogenannte Klepsydra oder Wasseruhr, die bei Sonnen- und Mondfinster-

Der grosse Himmelsglobus auf der Pekinger Stadtmauer.

nissen zur Zeitmessung diente. Auch Tycho Brahe bediente sich noch derartiger Apparate, ersetzte jedoch dabei das Wasser durch Quecksilber. Die neueren Instrumente standen auf einem die Stadtmauer etwas überragenden Anbau. Sie wurden nach Angabe des berühmten Jesuiten Verbiest ungefähr im Jahre 1675 in China angefertigt. Wenn sie sich auch in künstlerischer



Allgemeine Ansicht der astronomi

Digitized by Google

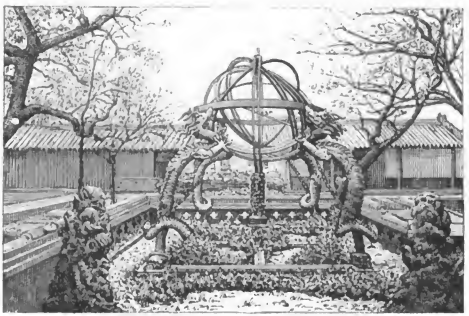
Das neue Heim des Elektrotechnikervereins in Wien.

Hinsicht kaum mit den älteren Instrumenten messen können, sind sie dennoch Meisterwerke chinesischer Arbeit und gehören unstreitig zu dem Schönsten, was auf diesem Gebiete geschaffen ist. Der am meisten in die Augen fallende Teil ist ein riesiger Himmelsglobus. Ein sehr großes Höhen- und Azimut-Instrument unterscheidet sich von den andern Instrumenten dadurch, daß die Gradbezeichnung nicht chinesisch, sondern europäisch ist. Die übrigen Instrumente vertreten den Typus der zu Tycho Brahes Zeiten im sechzehnten Jahrhundert in Europa gebräuchlichen Apparate.

Karl Schröer.

(Porträt Seite 100.)

Im Alter von 75 Jahren verstarb in Wien Professor Karl Julius Schröer, der hervorragende Litterarhistoriker, der seinerzeit die erste Anregung zur Errichtung eines Goethe-Denkmals in der österreichischen Kaiserstadt gab. Auf das Krankenlager gebettet, hat er dieses Werk in seiner Vollendung nicht mehr gesehen, aber noch die Freude gehabt, gelegentlich der Enthüllung des Monumentes die Anerkennung des Kaisers Franz Joseph zu erhalten. Zu Preßburg am 11. Januar 1825 geboren, studierte er an deutschen Universitäten Philologie, war von 1861 bis 1867 Direktor der evangelischen Schulen in Wien und seit 1867 Professor an der technischen Hochschule daselbst. Als Goethe-Forscher hat er sich einen geachteten Namen erworben. Aus der langen Reihe seiner Publikationen seien erwähnt: „Goethes äußere Erscheinung“ (1873), „Goethes Faust“ mit Einleitung und fortlaufendem Kommentar (2 Bände, 1881), „Goethes Faust auf dem Burgtheater“ (1883), „Goethes Drama“ (in 6 Bänden), „Goethe und die Liebe“ (1889). Schröer war Mitherausgeber der Weimar-Ausgabe von Goethes Werken und hat auch eine Reihe sprachwissenschaftlicher Studien verfaßt, die zum großen Teil in den Sitzungsberichten der philosophisch-historischen Klasse der Wiener Akademie der Wissenschaften veröffentlicht wurden.



Mongolisches Instrument am Eingang der Pekinger Sternwarte.

rumente auf der Pekinger Stadtmauer.

Generalfeldmarschall Graf Blumenthal.

Zu Quellendorf bei Köthen verschied am 22. Dezember Generalfeldmarschall Graf Leonhard von Blumenthal, einer der letzten großen Kriegshelden aus der Zeit der Wiedergeburt des Deutschen Reiches. Wir haben erst im vorigen Sommer, als der Feldmarschall seinen neunzigsten Geburtstag feierte, seine Lebensbahn ausführlicher geschildert (Heft 1) und dürfen uns darum jetzt mit knappen Angaben begnügen. Zu Schwedt am 30. Juli 1810 geboren, trat Leonhard von Blumenthal 1827 aus dem Kadettencorps als Offizier in die preußische Armee ein und wurde 1848 als Hauptmann zum Großen Generalstab kommandiert. Im folgenden Jahre lenkte er bereits als Stabschef der Schleswig-Holsteinischen Armee unter General von Bonin die Aufmerksamkeit auf sich; 1858 trat er in persönliche Beziehungen zum Prinzen Friedrich Karl und wurde 1863 sein Stabschef für den Feldzug von

Digitized by Google

1861. Beim Ausbruche des Krieges gegen Oesterreich wurde er Chef des Generalstabes der zweiten Armee unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Im deutsch-französischen Kriege war er wiederum Chef des Generalstabes bei der Armee des Kronprinzen. Im Jahre 1883 erhielt er den Grafentitel, und Kaiser Friedrich ernannte ihn gleich nach seinem Regierungsantritt, am 15. März 1888, zum Generalfeldmarschall. Im Frühjahr 1898 trat Graf Blumenthal in den Ruhestand.

Nach Gemälde von J. C. Schaarschmidt, Hofphot., Berlin.

Generalfeldmarschall Graf Blumenthal.

Professor Karl Julius Schröer.

Karl Becker.

Zwei Tage nach der Feier seines achtzigsten Geburtstags verschied in Berlin Professor Karl Becker, der verdienstvolle Ehrenpräsident der dortigen Kunstakademie. Zu Berlin am 18. Dezember 1820 geboren, erhielt er daselbst seine erste künstlerische Ausbildung und errang, kaum achtzehn Jahre alt, den großen Staatspreis. Er ging alsdann nach München, um dort die Freskomalerei zu studieren, für die mit der Berufung von Peter von Cornelius nach Berlin ein weites Feld sich aufzuthun schien. Nach einem Jahr vertauschte er München mit Paris und weilte von 1845 bis 1847 in Italien. Seine ersten dort gemalten Bilder, die ihre Stoffe der antiken Mythe entlehnten, erregten in der Heimat lebhafte Aufmerksamkeit. Sie überraschten durch die damals bei Berliner Malern noch sehr ungewohnte leuchtende Kraft und goldige Wärme der Farbe. Nach seiner Rückkehr in die Heimat sah Becker sich zunächst zur Mitarbeiterschaft an der Ausschmückung der Säle des damals im Ausbau begriffenen Neuen Museums mit Wandmalereien berufen, doch erst seine Genrebilder, meist venetianischen Inhalts, begründeten seinen Ruf. Kulturhistorische Treue und kräftige Färbung zeichnen alle diese Bilder sowohl wie auch jene aus, deren Stoffe der deutschen Renaissance entnommen sind. Auch als Porträtmaler hat Becker Ausgezeichnetes geleistet, besonders in solchen Bildnissen, welche die Menschen in der Intimität ihres häuslichen Lebens darstellen.

Professor Karl Becker.

Graf Adolf von Götzen.

Graf Götzen, der an Stelle des Generalmajors von Liebert zum Gouverneur von Deutsch-Ostafrika ernannt worden ist, steht im Alter von 35 Jahren. Am 13. Mai 1866 geboren, studierte er von 1884 ab mehrere Jahre in Paris, Berlin und Kiel Rechts- und Staatswissenschaften und trat dann beim 2. Garde-Ulanenregiment ein, bei dem er am 17. September 1887 Offizier wurde. 1890 wurde er als Botschaftsattaché nach Rom kommandiert und unternahm von dort aus seine erste Reise nach Ostafrika. 1892 kam er zur Kriegsakademie, unterbrach aber dieses Kommando, um zunächst mit dem Major von Tiest zu topographischen Aufnahmen nach Ostasien zu gehen, dann aber 1893 eine Reise quer durch Afrika zu machen, die er nach seiner Rückkehr 1895 in einem umfangreichen Werke beschrieb. Er besuchte demnächst die Kriegsakademie weiter und wurde 1896 zur

Phot. Reichard & Lindner, Berlin.

Graf Adolf von Götzen,
der neue Gouverneur von Deutsch-Ostafrika.

Digitized by Google

Botschaft in Washington kommandiert. Nach Deutschland zurückgekehrt, war er im Großen Generalstab thätig. Während des spanisch-amerikanischen Krieges wurde er dem amerikanischen Oberbefehlshaber als deutscher Militärattaché beigegeben. Er erhielt für seine Teilnahme an diesem Kriege den Roten Adlerorden 4. Klasse mit Schwertern und der Krone, nachdem er schon vorher für die wissenschaftlichen Arbeiten über seine afrikanische Reise denselben Orden ohne Schwerter, auch von der Berliner Geographischen Gesellschaft die Karl Ritter-Medaille erhalten hatte. Im Frühjahr 1900 wurde Graf von Götzen als Hauptmann in den Generalstab versetzt. Er ist seit längerer Zeit Mitglied des Ausschusses der Deutschen Kolonialgesellschaft und des Kolonialwirtschaftlichen Komitees. Auch ist er Mitglied des Institut Colonial International in Brüssel und Ehrenmitglied der geographischen Gesellschaften in Frankfurt a. M. und Brüssel.

Für müssige Stunden.

Wechselrätsel.

Ein Wort wird, hat's am Ende ein a,
Von mancher Flüssigkeit erklommen;
Mit y ward in Amerika
Es manchem Manne einst genommen. F. M.-S.

Umstellrätsel.

Eheste Wärme des Herzens bei diesem lyrischen Dichter
Männlicher Kraft sich verband, und weich vollendete Form
Gab er als Fassung den Schätzen, wie sie in üppiger Fülle
Strömten aus seines Talents nimmer versiegendem Born:
Mochte sich nun seine Leier den seligen Wundern der Liebe,
Mochte sie sich der Natur oder dem Vaterland weihn,
Schwindet der doppelte Stern und wechselt die Stellung der Zeichen,
Bildet ein Name sich neu, der in der Litteratur,
Aber auf anderm Gebiete, goldenen Klang auch erworben,
Und in noch breiterer Schicht wohl sich Verehrer gewann.
Fest in dem Boden der Heimat und ihrer Eigenart wurzeln
Reim und Erzählung bei ihm, prudelnd von frischem Humor.
Um einen dämlichen Zug in beiden Poeten zu finden,
Denke des tiefen Gemüts, welches so fein sie uns macht.
M. Sch.

Silbenrätsel.

Die Erste sich in scharfen Zügen
Ein in die deinen gräbt,
Doch wird ein Herz ihr nicht erliegen,
Das Gottvertrauen erhebt.

Die Zweite muht du doppelt sagen,
Soll sie ein Kleinod sein,
Und sich in hell' und trüben Tagen
Stets deinem Wohle weihn.

Die Dritte mahnt mit leisem Klange
An den Beruf der Zeit,
Und giebt ihr auf dem schnellen Gange
Getreulich das Geleit.

An Trockenheit der Wüste gleichend
Scheint's Ganze manchem Kind,
Bis Unduchdringlichkeit erreichend
Des Urwalds Labyrinth. M. Sch.

Buchstabenrätsel.

Mein Freund ist keiner von den Weisen;
Er liebt zum Beispiel, gut zu speisen.
Doch kargt er mit dem Wirtschaftsgeld.
Was soll nun seine Frau beginnen,
Daß sie ihn sich im Hause drinnen
Bei guter Laune stets erhält?

Sie greift — mög' sie drum keiner schelten —
Zu ihrem Rätselwort und heilen,
Thut ihr's auch in der Seele leid,
Um ihm das Wort (finstös) zu bringen,
Das er begehrt vor allen Dingen
Tagtäglich in der Frühlingszeit. B.

Charade.

Wie fährt der junge Bauersmann dort wacker
Von früh bis spät — und ruht nur selten aus —
Die Eins (verkehrt) und Eins bald auf dem Acker,
Die umgelehrte Zweite bald im Haus.

Und winkt am Abend dann die Feierstunde,
Wie mundet ihm die einfach-kräft'ge Drei!
So machen Fleiß und froher Sinn im Bunde
Des Lebens schwere Bürde leicht und zwei.

Hat er dann Weib und Kind, die hold ihm blühen
Und ihm sein Alles sind, das ganze Wort,
Umfängt ihn Schlummer, bis zu neuen Mühen
Beim Frührotschein er eilt vom Lager fort. Bl.

Worträtsel.

Ich schweife verheerend auf fremdem Gebiet,
Weit kündet mich flammende Lohe,
Der schlummernde Friede, erwachend, entflieht,
Wenn ich seine Ruhe bedrohe;
Ich schone nicht Städte, nicht blühendes Land
Und wandle ihr Leben zu Schutt und zu Sand.

Ich kann dich befreien aus dringender Not,
Ich zeige dir heimliche Mittel,
Gar mancher verdankt mir das tägliche Brot,
Ich spende selbst Orden und Titel;
Trau Zufall, dem blinden, dir nah ich verwandt,
Wir reichen uns brüderlich häufig die Hand. G. St.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 5:

Des Rätsels: Schatten.
Des Trennungsrätsels: Zuweilen; zu weilen.
Der Charade: Beiensiel.
Des Worträtsels: Orchideen (Chor).
Des Rätsels: Leisten.
Des Silbenrätsels: Opernglucker.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der **römischen** Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Partie Nr. IX.

Gespielt zu Stockholm im August 1900.

Französische Partie.

Weiß: H. Langborg. — Schwarz: L. O. Svenonius.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e6**	16. Le3—d3	Ld6—e7
2. d2—d4	d7—d5	17. Sc3—e2[a])	f6×e5[b])
3. Sb1—c3	Sg8—f6	18. f4×e5	Sc6×e5
4. e4—e5	Sf6—d7	19. Sf3×e5	De7×e5
5. f2—f4	c7—c5	20. Le3—f4	De5—h5[c])
6. d4×c5	Sb8—c6	21. Td1—b1	Dh5—f5[d])
7. Sg1—f3[1])	Sd7×c5	22. Se2—g3[e])	Df5—h4!
8. Lf1—e2	Lf8—e7	23. Dd2—e3	Sb7—d6
9. 0—0	0—0	24. Tf1—f3	Sd6—f7[f])
10. Le1—e3	f7—f6	25. Tbf—f1!	Le7—f8
11. Dd1—e1	La7—d7[2])	26. Sg3—e2[g])	d6—d4!
12. Ta1—d1	La7—a6	27. Se2×d4[h])	e6—e5
13. a2—a3	b7—b5	28. Lf4×e5	Sf7×e5
14. b2—b4	Sc5—b7	29. De3×e5	Dh4×d4+!!
15. De1—d2[3])	Kg8—h8	Weiß giebt die Partie auf.	

[1]) 7. a3—a3 wird für besser gehalten.
[2]) d5. d4 12. Ta1—d1 kostet einen Bauern.
[3]) Droht 16. Se3×d5 e6×d5 17. Ld2×d5†.
[a]) Weiß giebt den Bauern im Interesse des Angriffs auf.
[b]) Sb7—d8—f7 verdiente den Vorzug.
[c]) Auf De6—h5 folgt 21. Tf1—f3 zum Vorteil für Weiß.
[d]) Auf Dh5×h3 kann 22. Th1—h3 Da3—a4 23. Se2—c3 Le7—b4! 24. Se3×a4 Lb4×d2 25. Lf4×d2 b5×a4 26. Th3×h7 die Folge sein. Die drei Bauern, die Schwarz für die Figur erlangt, sind nicht besonders stark.
[e]) Statt dessen mußte 22. Lf4—d6 geschehen. Df6—h4 war dann wegen 23. g2—g3 unzulänglich; Schwarz hätte deshalb mit 1te Xf1+ 2te Tf×f1+ und 3te Sb7×d6 fortfahren müssen und wäre alsdann immerhin nicht ohne alle Chancen gewesen. Nach dem Textzuge behauptet Schwarz sein Uebergewicht.
[f]) Schwarz sucht das Vorrücken seines Königsbauern vorzubereiten, während Weiß dies so lange als möglich zu verhindern bestrebt ist.
[g]) Die Stellung ist recht interessant. Weiß droht 27. Tf1—b3, und 26. . . . . e6—e5 genügt zur Abwehr nicht wegen 27. Lf4×e5 Sf7(Le6)×e5 28. De3×e5!! Aber Schwarz durchkreuzt alle Berechnungen des Gegners durch ein Bauernopfer.
[h]) Zieht die Dame, gleichviel ob nach e4, d3 oder e1 (auf f2 wird sie abgetauscht), so folgt gleichfalls, wie im Text, e6—e5, womit Schwarz sich allen Angriffen entzieht und sein Uebergewicht bald zur Geltung bringt.

Digitized by Google

Notizblätter.

Kunst.

„Die Madonna", das Bild der Maria in seiner kunstgeschichtlichen Entwicklung bis zum Aufgang der Renaissance in Italien, nach dem Werke von A. Venturi bearbeitet von Theodor Schreiber (Leipzig, J. J. Weber). Der berühmte italienische Kunstgelehrte hat in seinem Buche „La Madonna" sich die Aufgabe gestellt, die einzelnen Bilderreihen, die aus der christlichen Legende im Laufe der Jahrhunderte hervorgewachsen sind, in ihrer allmählichen Entwicklung, von ihren Anfängen, Umbildungen, Neuformungen bis zu ihrer letzten Ausreifung in Italien zu verfolgen. Nicht dem Einzelnen und Persönlichen, dem individuellen Stil einer Zeit oder eines Meisters geht er nach, sondern stellt die Grundzüge der Bildertypen fest und zeigt, wie sie sich im Fortschritte künstlerischen Empfindens umbilden, Elemente verlieren und andre aufnehmen, immer bedeutsamer und künstlerisch reiner den Hauptgedanken zum Ausdruck bringen. Professor Dr. Theodor Schreiber nun, der bekannte Universitätslehrer in Leipzig und Direktor des Museums der bildenden Künste daselbst, bietet das Wert in trefflicher Verdeutschung dar. Von jedem Eingriff in den Gedanken- und Bewegungsgang des Originals hat er sich fernzuhalten und sich vielmehr bemüht, auch den persönlichen Charakter der Darstellungsweise getreu wiederzugeben. Tagegen sind Berfehen der italienischen Ausgabe verbessert, und durch Textverweise auf die Abbildungen ist das Verständnis erleichtert. Endlich hat durch Hinzufügung weiterer Abbildungen das Wert einen reicheren Schmuck erhalten. Neben Gemälden und Skulpturen giebt dieser auch die sonstigen Erzeugnisse religiöser Kunst wieder, wie Schnitzereien, getriebene Arbeiten, Gemmen und so weiter. Das Ganze ist nach Marias Lebenslauf geordnet, wie er sich in der Schrift und der Legende darstellt.

Sport und Spiel.

Stollwerck's Sammelalbum Nr. 4 wird in seiner vornehmen Ausstattung jungen und alten Sammlern hoch willkommen sein. 60 Serien umfassend, bringt das neue Album Bilder zu allen Gebieten des Wissens. Die Bilder sind wahre Kunstwerke für's Volk, denn Künstler ersten Ranges wie Menzel, Starbina, Liebermann, Bohrdt, Herrmann, Overbeck und andre haben ihre Kunst in den Dienst des Unternehmens gestellt; auch die vielen Bildern beigegebenen Verse von Trojan, Rodenberg, Eschelbach, Falke und T. Resa geben anmutige lyrische Stimmungsbilder.

Winterkurorte.

In Gossensaß sind bereits die ersten Wintergäste eingetroffen und hat damit die Wintersaison offiziell begonnen. Für diesen entfaltet der Kurvorstand eine rege Thätigkeit: Beginn regelmäßiger Kurkonzerte, Fertigstellung der neuen, großen, an einem der schönsten und sonnigsten Plätze von Gossensaß errichteten Abendhalle, Vorbereitungen für den Wintersport, und zwar hauptsächlich für Eislauf und Radelsport.

Briefmappe.

Freunde unsers Blattes in allen Weltteilen, die sich aus Liebhaberei oder berufsmäßig der Photographierkunst widmen, sind gebeten, Aufnahmen bedeutungsreicher aktueller Ereignisse der Redaktion von **„Ueber Land und Meer" in Stuttgart** einzusenden. Nur scheinige Abendung unaufgezogener Kopien — in Brief oder Rolle — unter Beifügung von Portomaterial kann nutzen. Auf Wunsch erfolgt Honorierung und Angabe des Einzelpreis.

G. S. in Rh. Ihnen läßt sich das sehr praktische Geschäfts-Kontrollbuch von F. Hermann (Stuttgart, Poststraße) empfehlen. Tasselbe erlernt dem kleineren Geschäftsmann die ganze Buchführung und kostet, für mehr Jahre ausreichend, nur „M. 3.50; Vorkenntnisse und Hilfsbücher sind nicht nötig. Für einen angehenderen Betrieb leistet als Gehelmbuch gute Dienste.

E. S. in Gras. Gänzlich erledigt.

H. v. T. in Sch. Sie mögen sich an ein Fachblatt wenden.

Alter Alumne. Es liegt zurzeit keine Veranlassung vor, auf den Vorschlag einzugehen.

W. M. in S., Rußland. Inzwischen dürften Sie sich überzeugt haben, daß Ihren Wünschen anzüglich entsprochen worden ist.

„Englisch". Jeder Buchhandler wird Ihnen gern die gewünschte Auskunft erteilen.

H. W. 100. Warm empfunden, doch nicht über den Hausgebrauch hinausragend.

Frau Henriette H.-T. in J. Herzlichen Dank und Gruß! Wir dürfen nun wohl hoffen, wieder häufiger von Ihnen zu hören.

M. in S. Das Drama „Mandragola" hat Machiavelli, der berühmte italienische Staatsmann, verfaßt. Eine Verdeutschung von Adolf Stern erschien 1861 in Leipzig. Wenn wir nicht irren, ist das Wert vor etwa zwei Jahren im Kreise der Berliner Literaturfreunde gesellschaftlich aufgeführt worden.

K. M. aus Polen. Der von Ihnen gebrauchte Ausdruck ist uns nicht klar; wir bitten um deutlichere Fragestellung.

B. v. L. in G. Sie erhalten das Gewünschte in Fremdes „Meliatas" (Wien und Leipzig, G. Freytag und Berndt). Neben 64 Haupt- und 33 Neben-

Regierungs-Kommissar.

Technikum Altenburg S.-A.

für Maschinenbau, Elektrotechnik u. Chemie. — Lehrwerkstätte. — Progr. frei.

Glasen-Nachtlichte,
bewährt seit 1870, garantirt 48 Stunden brennend, sind die besten u. billigsten Krankenlichte. Zweifel bekannte Anmeldg., u. A. 2 Ehrendiplome, 4 silberne u. 2 goldene Medaillen Coburg 1895 u. Nürnberg 1896.

Vereinigte Fabriken **C. Maquet** Heidelberg u. Berlin W., Charlottenstr. 63

Fahrstühle

für Kranke in den neuesten Konstruktionen.

Ruhestühle, Schlafsessel, mech. Kopfkeilkissen, Closetstühle Bettstiche.

Mädler's Patent-Handkoffer.

D. R.-Pat. 85 676.

Patentiert in allen Kulturstaaten.

In geschmackvoller Ausführung und praktischen Formaten für Damen und Herren,

mit und ohne Einsatz.

50 % Gewichts-Ersparnis.

50 % Gewichts-Ersparnis.

Nr.	Länge	Breite	Höhe	Einsatz	Gewicht ca.	Preis
					ohne	Kg.	Mark
885.	50 cm	30 cm	25 cm	ohne	2,25	27.–
886.	55 „	34 „	20 „	„	2,25	30.–
887.	60 „	35 „	21 „	„	3,00	33.–
888.	65 „	36 „	23 „	„	3,00	36.–
889.	70 „	37 „	24 „	„	3,25	39.–

Die gleichen Grössen, jedoch **mit** Einsatz, Mark 3.50 mehr.

Sämtliche Reise-Artikel und feine Lederwaren.

Illustrierte Preisliste gratis und franco.

MORITZ MÄDLER

Fabrik und Versand: Leipzig-Lindenau.

Verkaufslokale: **LEIPZIG**, Petersstrasse 8. **BERLIN**, Leipzigerstr. 101/102. **HAMBURG**, Neuerwall 84.

Höchste Auszeichnung: Leipzig 1897: Königl. Sächsische Staatsmedaille.

Schweizer Stickereien liefert direkt an Private zu Fabrikpreisen in Prima-Qualität

Frau H. Koller-Grob, St. Gallen.

Man verlange Katalog oder Musterkollektion.

Reichhaltige Auswahl. Für **Braut- und Kinder-Ausstattungen** speziell empfohlen.

Digitized by Google

karten enthält das praktische Buch ein alphabetisches Verzeichnis von 15000 geographische Namen und statistischen Notizen über alle Staaten der Erde.

H. R. in H., Westfalen. Leider nicht verwendbar. Wir bitten um Angabe der genauen Adresse behufs Rücksendung.

B. L. in M. Die Leitungsanlage erstreckte sich auf die Ollandersche Buchhandlung in Tübingen (Inhaber Karl Kechler). Im Dezember feierte dieselbe das Jubiläum der vor 300 Jahren erfolgten Begründung.

A. H. in N. Sie finden das Gewünschte in der Schrift „Recht und Pflicht der Witwe“ von Staatsanwalt Dr. Arel Sendtner-Berlin, Frau Baldieri. Das Büchlein erläutert ausführlich und gemeinverständlich die entsprechenden Rechtsbestimmungen.

A. K. in B. Besor Ihr Wunsch zu unserer Kenntnis gelangte, ist ihm, wie Sie gewiß bemerkt haben, entsprochen worden.

Flottenfreund in H. Ein Porträt des Prinzen Heinrich von Preußen in Admiralsuniform erschien in Wilhelm Köhlers Verlag zu Minden i. W. Es ist in Farbenkunstdruck nach neuester Photographie ausgeführt.

A. C. in Valparaiso. Das echt deutsche Empfinden in Ihren Dichtungen erkennen wir mit herzlicher Freude an, müssen aber doch auf den Abdruck verzichten, da die Form jener Balladen entbehrt, die wir im Interesse unserer Leser von den poetischen Beiträgen verlangen.

A. G. in H. Ein wohlfeiles Haushaltungsbuch ist das von Sophie Müller herausgegebene (Stuttgart, Otto Maier, 60 Pfg.). Die Einrichtung ermöglicht eine genaue Kontrolle von Einnahme und Ausgabe.

Hugo K. in S.-R., Ungarn. Archenholz, „Geschichte des Siebenjährigen Krieges“ (Leipzig, Amelang, gebunden „ℳ 5.—) und Tanera, „Deutschlands Kriege von Fehrbellin bis Königgrätz“. Bandtit. Der Siebenjährige Krieg. Gebunden „ℳ 3.50 (München, C. H. Beck).

E. v. S. in Petersburg. Ihr Wunsch hat sich bisher nicht erfüllen lassen.

A. R. in Sch., B. K. in A., Gertrud in W., H. v. E. in Berlin, G. E. in Wien, H. S. in Hamburg, Paul T. in W., C. B. in N., A. Steklin, R. B. in L., Karl J. in A., E. K. in Las Palmas, Gabriele J. in T. N., Martha Th. in K., M. in Köln, Hermann Sch. in G., L. J. und M. N. in Hamburg, H. L. in Wien, L. H. in Wien, M. D. in Budapest, M. G. in Leipzig, L. T. in Hamburg, C. St. in R. Mit Dank abgelehnt.

Zur Beachtung: Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen senden wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto vorgelegt ist. Die nachträgliche Einsendung ist keinen Zweck, denn die nicht verwendbaren Eingänge ohne Porto versenden sofort dem Papierkorb.

Verantwortlicher Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird Rechtlich verfolgt.

Ball-Seidenstoffe

reizende Neuheiten, als auch das Neueste in weißen, schwarzen und farbigen Seidenstoffen jeder Art für Straßen-, Gesellschafts- und Braut-Toiletten. Nur erstklassige Fabrikate zu billigsten Engros-Preisen, meter- und robeweise an Private porto- und zollfrei. Von welchen Farben wünschen Sie Muster? Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Zürich (Schweiz).

Kgl. Hoflieferanten.

Für Hausandacht, Schule, Kapelle.

Amerikanische

Harmoniums

berühmter Fabriken zu billigen Preisen

Bent-Harmoniums

Carpenter-Harmoniums

Vocalion-Organs

Aeolian-Orgelharmoniums

Illustrirte Preisliste gratis. — Grosse Auswahl. — Generalvertrieb durch

Jul. Heinr. Zimmermann. Leipzig.

= Sehr billige =

Unterhaltungslektüre.

Verzeichnis unserer wohlfeilen Roman-Ausgaben für die Reise und Daheim kostenlos durch jede Buchhandlung oder direkt von der

Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

HERMANN JACOB & BRAUNFISCH,

BERLIN O., Alexanderstr. 27a, 2. Hof, 4 Min. von Bahnhof „Alexanderplatz“.

Direkter Verkauf an das *Privatpublikum* nur im Fabrikgebäude, 2. Hof, kein Laden.

Illustrierte Preisliste gratis und franko. Alle Lieferungen von M. 500.— an bis auf 300 km. von M. 1000.— an frachtfrei durch ganz Deutschland.

Spezialität: Wohnungs-Einrichtungen.

Digitized by Google

Ehrenerklärung.

Den so vielfach angefeindeten Artikel „Zwieback", der durch Pfuscher so häufig in Misskredit gebracht ist, nehme ich hierdurch ganz energisch in Schutz. Seitdem von der Firma Harry Trüller in Celle der weltbekannte Victoria-Zwieback in den Handel gebracht ist, haben sich auch die ärgsten Pessimisten zu der Erklärung bequemen müssen: Ja, Victoria-Zwieback ist auch ganz etwas anderes, das ist eine Delikatesse comme il faut, gleich hochgeschätzt von Reich und Arm.

Gourmand.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Aufn. von Louis Held, Hofphot. in Weimar.

Grossherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach †. (Text S. 175.)

Digitized by Google

Sydera cordis.

Ein Roman aus Friaul.

(Fortsetzung.)

Von **Otto von Leitgeb.**

Unterdessen hatte der Wind seine Kraft erhoben. Lauter und rascher sich folgend, vernahm man über der Lagune das Jagen seiner Stimmen. Und man vernahm das Rauschen der winterdürren Bäume des Gartens und das zu- und abnehmende Geräusch dichter fallenden Regens. Das Thürfenster, an welchem Renea stand, hatte eine kleine Altane, die nach dem Garten sah. Auf ihren Steinfliesen klatschte nun das stürzende Wasser. Mit dem Rücken an der Thür lehnend, sah Renea, selber im Schatten bleibend, drüben, auf der andern Seite des Saals, die Gestalten der übrigen, wie ein Bild vom Lichtkreise der Kerzenflammen umgrenzt. In der Mitte des Zimmers, auf dem Teppich, der den Estrich deckte, waren zwei junge, milchweiße Hündchen in lautlosem, unablässigem Spiele verschlungen.

Die Nacht brauste. Der Wind riß Fransen in ihre Wolken und peitschte sie über den Himmel. Er hauchte warm und schwer hernieder auf die aufgewühlten Wasser, trieb die Regentropfen in Herden vor sich her, jagte sie aus ihrer Bahn, warf sie in rücksichtslosem Spiele herum und tränkte Stein und Erde und die See und die Luft und die verdrossen sich schüttelnden Bäume mit lauem Gusse.

Und der Wind that es ihrem Herzen an. Der Sturm.

Er war so nahe.

Er rüttelte an den Glasscheiben, daß sie wimmerten; er fuhr durch alle Ritzen und Fugen und fächelte mit den Kerzenflammen, daß sie ganz lebendig wurden, erst zwinkerten und zuckten, dann sich bogen und wiegten, dann sich erregt hoch aufrichteten und unruhig flackernden Schein von sich warfen.

Der Wind that es ihrem Herzen an. Der heiße Südwind, aus dem Boden der Wüste gewachsen, so weit übern Meer. So heiß von der Sonne Glut und vom tiefblauen Himmel der Fremde und von der Glut fremdartiger, duftströmender Blumen mit schweratmenden tiefen Kelchen, die unter hohen Palmen stehen in glänzenden, ewiggrünen Gräsern, auf deren Halmen stahlblaue und goldene Insekten sitzen und Schmetterlinge, wie man sie nie gesehen, mit allen Farben der Iris an ihren Flügeln und mit Blütenstaub auf den krystallenen Körpern. Die Bäume sind von märchenhafter Gestalt, ihre Stämme von glänzenden Ringen und Schuppen bedeckt, und aus den roten Aesten träufeln große weiße Thränen von köstlichem Balsam, der die Luft mit Wohlgeruch erfüllt. Die Blätter sind groß wie Schilde, sie leuchten vor Glätte und haben Adern von rotem Blute. Aus dem Blätterdickicht wachsen Blütenrispen von Menschengröße hervor, weiß wie Lilien; wie hundertarmige Leuchter stehen sie. Ein feiner Regen von glitzernden, goldenen Samenkörnchen rieselt beständig aus den Blütendolden auf die Erde herab, und wo sie sich lagern, weckt die Sonne sofort neues Wachstum und neue Pracht aus dem Samen. Alle Gewächse aber überragen Riesenpalmen mit Stämmen gleich den Säulen einer Kirche, geschuppt wie Panzer. Gleich hellgrünen Bannern hängen und wehen von ihren Häuptern die Blätter fächerförmig herab, und Schlinggewächse spinnen sich hindurch wie Bänder und Schnüre, auf denen große, rätselhafte Blumen sprießen von der Bläue des Himmels und dem Grün des Meeres, vom goldflimmernden Staube der Erde und vom Brandrot der Sonne, die so groß und stark ist, wie wir sie niemals im Leben erblicken. Allüberall aber schwingt und bebt die Luft von herrlichem Gesange aus Vogelkehlen. Sie schaukeln sich auf den Zweigen und singen ohne Unterlaß. Ihr Gefieder ist von unsäglicher Pracht und Fülle und von Farben, wie sie noch keines Menschen Auge erblickt hat. Und solchen Gesang hat noch keines Menschen Ohr gehört. Er schwellt die Herzen und füllt sie, und füllt sie immerdar, daß sie beinahe zerspringen. Er füllt sie mit Glück und füllt sie mit Trauer, und füllt sie mit unermeßlichen Thränen und mit einer Sehnsucht

Digitized by Google

so weit wie das Meer, so einsam wie die heiße Wüste und so heiß wie die große, fremde Sonne. Denn des Gesanges ist zu viel, und seine Kraft ist zu groß. Der Mensch ist ohnmächtig dagegen und winzig klein. Klein, wie das geringste Sonnenstäubchen und ohnmächtig wie der schwächste Halm vor dem Atem des Sturmes. Und all dies Klingen und Brausen, Tönen und Singen ist wie ein endloser Traum, aber doch wie endloses Erwachen; und es ist wie janchzendes Leben, und doch wie thränenerstickes Sterben ... Ja, sie hatte gehört, wie der Südwind aufwächst aus dem Boden der Fremde, über dem weiten Meere, am afrikanischen Strande. Und wie er seinen fieberheißen Atem aus der glühenden Heimat bringt und ihn nur langsam fühlt auf der langen Wanderung über die Fluten. Dann erreicht er matt und lau und schwer neue Gestade, gießt sich aus über die Lande, sucht klagend nach der Schönheit seiner Heimat und weht um die Menschen schwermütige Klänge und fremdartige Sehnsucht.

Es war der Sturm, der es ihr angethan, der weiche, warme, ungestüme Gott der Lüfte aus dem Sonnenlande, wo die Sonne in Märchenfarben sprüht, ihre satten Flammen auf Traumblumen und über Traumwälder schlendert, güldene Sterne auf überirdische Blüten streut und die Nacht ewiges Morgenwerden und der Tag ein ewiges Sonnenfest ist. Aus dem Sonnenlande, wo alle Thränen in breite Silberströme rinnen und durch lachende Fluren eilen, wo die Zeit als ein Strom süßbebender Herzschläge durch die Pulse der Menschen rinnt und jeder Schmerz ein süßigkeitgetränktes Opfer ist. Denn im Reiche der Liebe ist alles Ahnung, Erwartung und selige Stille vor kommenden Schicksalen.

Jetzt hörte sie die letzten Worte des Liedes, das Piero Strozzi zu Ende sang.

Da lehnte sie sich zurück in den Schatten, so weit sie vermochte, und sah dort drüben niemand mehr, als nur ihn allein. Sie lehnte sich weit zurück, ihre Blicke blieben sicher und leuchtend auf ihm haften, und unaufhörlich wiederholte sie die Worte: „Ich liebe! Ich liebe! Ich liebe ..."

In ihrem Herzen regte es sich wie Blühen, es klang wie Lieder, es glühte wie helle Farben, es wehte wie kommender Tag. Es ward alles darin Leben und Bewegung, alle Kräfte spannten sich und hoben sie empor zu einem seltsamen, unbegreiflichen Bewußtsein, als könnte Friede zu Unrast werden, Stummheit beredt, Schmerz zu Lust und Trauer zu Freude. —

Tizians Gäste merkten nicht, wie schwer und drohend das Unwetter indessen geworden. Geräuschvolle Geselligkeit übertönte hier innen das keuchende Stürmen am nächtigen Himmel.

Maria Loredan aber versuchte mit lebhaftem Scherzen zu verhüllen, daß heute zunacht ein scharfer Dorn ihr Herz verwundet hatte. Hohnvoll und quälend war eifersüchtige Scheelsucht und lauernder Verdacht in sie geflogen und bohrte sich von Minute zu Minute wie ein scharfschmerzender Widerhaken tiefer in ihre Brust. Nur sie hatte bemerkt, wie Renea, gleichsam um mit ihren Gedanken allein zu sein, abseits von den übrigen geblieben war; sie war es auch, die das junge Mädchen nun mit beflissener Freundschaft auf einen Sitz an ihrer Seite zog.

„Ihr müßt mithelfen zu überlegen!" bat sie schmeichelnd. „Aretin hat ein fröhliches Unternehmen im Sinn. Die Gesellschaft vom Strumpfe, wie sich der Verein unsrer heitersten Jugend nennt, hat der Stadt schon so manchen köstlichen und sinnreichen Spaß bereitet. In diesem Winter planen sie Besonderes, und vor allem sollen ergötzliche Schauspiele die Zuschauer erfreuen. Wir alle, wie wir sind, wollen dabei sein; auch Ihr dürft nicht fehlen, Renea, und Ihr, Piero Strozzi —"

Darauf erzählte Aretin den Freunden einen dunkel sich meldenden Plan, den er im Kopfe führte. Allein so unsertig, wie der Gedanke war, vermochte er keinen zu fesseln; doch er regte die Scherzenden an, eigne Vorschläge zu erfinden. Contarini meinte, wie prächtig sich die Geschichte vom Ringe darstellen ließe, den der Doge von jenem armen Fischer erhalten, der die drei Heiligen nach dem Lido übergefahren. Francesco Sansovino dachte an ein liebreizendes Schäferspiel. Maria Loredan aber sagte, nachdem sie anscheinend ein Weilchen gesonnen:

„Wenn Ihr dabei seid, Renea ... Ihr könntet Eure Heimat darstellen, eine Festung an einsamer Meeresküste, von brausenden Wogen umgeben, unnahbar. Da kommt aus morgenländischem Zauberreiche ein Ritter, ein Prinz oder König. Er vollbringt Thaten, wie noch niemand sie vollbracht hat, denn ob er gleich voller Bescheidenheit ist, versteht er sich auf gar vieles ... Ihm gelingt, was noch keinem Sterblichen gelungen. Er muß es natürlich sein, dem sich die stolze Feste ergiebt. In ihren trotzigen Mauern könnte er aber auch die Prinzessin finden, von dem Drachen bewacht. Er tötet den Drachen; der König giebt ihm die Tochter zur Gemahlin, das Königreich zur Mitgift ... Wolltet Ihr der Ritter aus dem Morgenlande sein, Piero Strozzi?"

Renea errötete an der Seite der Argliftigen in heller Glut und erblaßte gleich jäh; leises und tiefes Erschrecken krampfte sich um ihr Herz. Jedoch waren Maria Loredanas Worte in der besorgten Zerstreuung des Augenblicks fast verloren gegangen. Ein wilder Windstoß ließ die Fensterthüren ächzen und klirren; die wachsende Böe schüttete Wasserströme über das Haus. Heulend brauste der Sturm; zuweilen schienen Decke und Mauern von seinem Anpralle zu erbeben.

„Unsre Gondeln!" rief Pasquale Loredan. „Der Sturm muß sie zerschellen!"

Nun standen sie alle an den Fensterbögen, bemüht, den Nachthimmel zu erkennen. Fern, weit über den Inseln, über dem Festlande drüben,

Digitized by Google

zuckten Blitzstreifen eines späten Gewitters und zerrissen ab und zu die schwarzen Wolkenleiber. Nach einiger Weile schien die Luft stiller zu werden. Da mahnte Contarini:

„Wer sein Haus heil erreichen will, der spute sich! Ich kenne die Lagune und irre mich nicht. Der Wind läßt nun nach, und eine kurze Zeit wird das Wetter innehalten. Was dann noch kommt, das läßt sich nicht erspähen. Habt Dank und lebet wohl, Vecelli!“

Sie folgten seinem Rate. Es wurde rege in der Halle und auf der Treppe; alle drängten fort. Auch der Regen hatte eben nachgelassen; vereinzelt fielen schwere, große Tropfen. Unten, an der Zufahrt, hatten die Gondeln schweren Stand. Maria Loredan war die erste, die davonkam. Pasquale hatte sich in eine Ecke drücken dürfen. Und endlich kamen nach mancher Verwirrung, nach manchem leisen Angstruf und aufmunterndem Gelächter auch die übrigen vom Flecke. Durch den Kanal hinweg, wie von flüchtenden Führern getrieben, verschwanden die schwankenden Lichter der Boote.

Piero Strozzi war zurückgeblieben.

Als sich die Decke vor der Thür hinter dem Letzten gesenkt hatte, trat er rasch und ungeduldig Renea entgegen.

„Ihr zögert noch? — Ich weiß den Grund nicht, aber Dank für dieses Zögern!“

„Madonna Prospera ist ausgeblieben,“ entgegnete Renea. „Ich fürchte, es möchte ihrem Bruder, den sie pflegt, von neuem übler gehen. Dann sollte Marthe Fink mich holen kommen.“

„Jene Frau, die Euch öfter begleitet? Sie ist hier und wartet Euer in der Treppenhalle.“

„So muß ich gehen —“

„Verzieht noch einen Augenblick!“ sagte Strozzi leise, unschlüssig.

Dann plötzlich richtete er groß und ernst seinen Blick auf und sah in ihre Augen.

„Ich preise, daß ich Euch noch allein gesehen! Dies wollte ich Euch sagen: ich scheide —“

Heißer Schimmer sprang in ihre Augen; ihre Lippen zuckten.

„Von Venedig?“

„Ja, von Venedig! — Der König ruft mich wieder. Zu einem Dienst. Schon morgen muß ich mich auf den Weg begeben. Man braucht mich in Mirandola. Königliche Truppen stehen dort —“

„Schon morgen!“ wiederholte sie schwer.

„Schon morgen ... Sagt mir rasch: denkt Ihr, wir würden uns einst wiedersehen?“

Sie schwieg. So wurde nun von diesem ahnungsvollen Tag das Ende! Doch ohne ihre Entgegnung abzuwarten, setzte er mit Leidenschaft in Blick und Stimme nun hinzu:

„Ich möchte Euch wiedersehen! Ja, ich möchte Euch wiedersehen! — Höret mich an: es steht manches in meinem Leben, das sollte mich zurückhalten, und es sollte diesen Wunsch nicht kennen — das könnet Ihr nicht wissen, und wollte ich's Euch sagen, nun vermöchte ich es nicht mehr. Vielleicht wolltet Ihr es auch nicht verstehen! Und doch möchte ich Euch nicht ganz und gar aus dem Umblick meines Lebens verlieren ... Es ist nicht leicht, gänzlich verschwinden zu sehen, wodurch wir manches Gute zu empfinden erkannt ... Wahrlich, es fiele mir schwer! Ist es aber besser, und ist es so der Vorsehung Wille, dann vergesset dieses Wort, — und vergesset mich dazu ... Nein, vergesset mich nicht! — Und wenn Ihr es einmal thätet, so bewahre mich Gott davor, daß ich es vorher wüßte! Heute, als ich nach dem Palaste ging, hab' ich Euch in der Menge erblickt. Ich wußte schon da, daß ich von Venedig scheiden müsse. Ihr aber standet im Sonnenlichte dort. Deshalb wandte ich meine Augen ab ... Still! Nahen nicht Schritte?“

„Ich höre nichts als Eure Stimme!“ sagte sie ganz leise.

„Vielleicht sollten sich unsre Wege niemals getroffen haben ... vielleicht sollten sie!“ fuhr er fort. „Jetzt aber haben wir nur noch einige Augenblicke füreinander. Hier! Seht! — da habe ich die Münze, die ich heute vom Dogen empfangen habe, am Tage, wo sich unsre Wege wieder trennen. Wollt Ihr sie von mir nehmen? Ein geringes Münzchen, von einfachem Silber. Ich bitte Euch, bewahret sie —“

Sie streckte stumm Ihre Hand danach; ihr ganzer Arm zitterte heftig.

„Ein armes Angebinde!“ flüsterte er und hob die Münze plötzlich, als wollte er sie an die Lippen drücken.

Sie fühlte sich hilflos. Thränen stiegen weh in ihrem Herzen auf.

„Bewahrt sie als ein Zeichen,“ sagte Strozzi. „Das Bild des Heiligen ist darauf ... Und gebt sie mir wieder, wenn wir uns wiedersehen sollten ... Es nahen Schritte! Versteht, was ich nun sagen will! Ich möchte, daß nach diesem Augenblick kein dritter mehr sich mit uns findet. Ich gehe! — Nein! Ihr seid es ja, die man zu suchen kommt. Geht Ihr! — Und nehmt —“

Er faßte ihre Hand.

„Geht! — Lebt wohl! Lebt wohl!“

„Gott schütze Euch!“ sagte Renea mit erstickter Stimme.

Dann wandte sie sich und ging nach der Thür. Fast war es allzu schwer, womit nach den ahnungsvoll dunkeln Stimmungen dieses Tages die letzte Stunde ihre Seele gefüllt. Wie traumwandelnd verließ sie das Gemach.

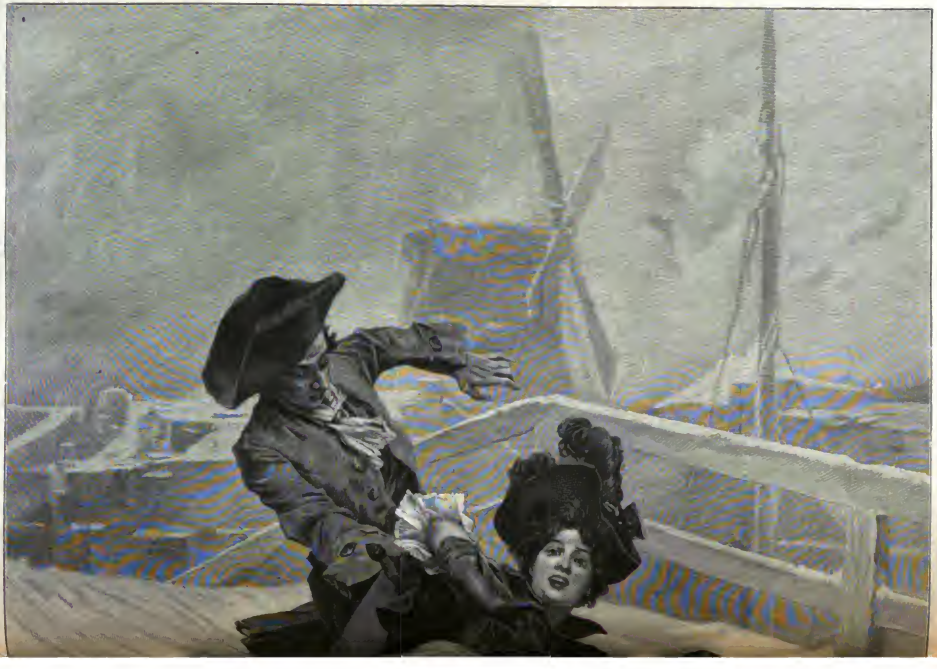
Der schwere Vorhang an der Thür fiel hinter ihr und entzog sie Piero Strozzis Blicken. Da machte er heftig bewegt einige Schritte, wie um ihr zu folgen oder die Scheidende zurückzuhalten.

„Renea!“

*

Kurz darauf löste sich auch Madonna Prospera Nanis Gondel von Meister Tizians Hause und fuhr weg in die Nacht. Da Marthe Fink schlaftrunken schwieg, war es Renea, als führe sie

Digitized by Google



LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

F. H. Kaemmerer

Schlittenfahrt.

Digitized by Google

allein, und nichts war um sie als die dunkle, wehende Nacht und die vereinzelt fallenden, gewichtigen Tropfen des rastenden Regens. Sie saß bewegungslos und hielt den Nacken gebeugt. Nun sprangen Thränen über ihre Wangen, und manchen Tropfen fühlte sie auf der Hand, in der sie Piero Strozzis Münze fest umschlossen hielt.

Jedoch gerade diese Hand erhob sie jetzt und wischte entschlossen die stillströmenden Thränen aus ihrem Angesicht. Ganz deutlich, als hörte sie ihn sprechen, erinnerte sie sich der Abschiedsworte Piero Strozzis: „Es steht etwas in meinem Leben, das sollte mich zurück und fern von Euch halten. Nun vermag ich nicht mehr, es Euch zu sagen —"

Sie aber fühlte tief, wie nur eines Menschen Herz es vermag, daß Piero Strozzi nichts ohne Recht und Bedeutung zu sagen vermochte. Denn sein Geist und sein Herz mußten stark und groß sein, wie keines andern Mannes. Sie wollte verstehen, was er ihr nicht mehr zu sagen vermocht, auch wenn die Stunde dazu sich niemals fände. Denn nun trennte sie das Leben; gewiß für immer. Stände aber Piero Strozzi jemals wieder vor ihr, nichts andres vermöchte sie ihm zu sagen: „Gieb mir alles oder nimm mir alles· dein Wunsch wird mein Leben sein."

*

Wochen vergingen. Weihnachten kam heran. Am Christabend gedachte Renea in Lebhaftigkeit des Vaters, der um diese Zeit gerne von den Bergen, von den Wäldern und Seen und von Gebräuchen seines Vaterlandes zu erzählen pflegte. Da wandelte sie etwas Wehmütiges an. Sie setzte sich in der Dämmerung des Christabends mit Marthe Fink in einen Winkel, um von der Redseligen ihre eigne Sprache zu hören. So war ihr Weihnachtsabend. Am Tage darauf aber schlug sie mit sorglicher Mühe ein Oehr in Piero Strozzis Münze, zog eine Seidenschnur hindurch und hing sie an ihren Hals. Im Kleide geborgen, wollte sie die Münze an ihrer Brust tragen und nie mehr von sich legen.

Es wurde kalt und stürmisch um die Jahreswende, und endlich brachte ein Tag gar seltsames Wetter für die Stadt im Meere. Schnee trieb über die lustigen Gebäue; er fiel in dichten, leisen Flocken tagelang. Da war es, als stürbe jegliches Leben aus der Stadt hinweg, und als verbärgen sich die Menschen furchtsam in das Innerste ihrer Häuser. In Renea aber weckte diese Laune des Winters erfrischte Stimmung. Es war so seltsam schön, entlang dem grünlichen Wasser der Kanäle diese schneevermummten Paläste zu sehen, wie verweht ihre Treppen und Wasserthore lagen, wie das schimmernde Weiß auf den zierlichen Balkonen ragte, sich in die geschnitzten Fensterbögen genistet hatte und die Söller auf den Dächern beschwerte, wo sonst die Sonne ihre Kraft gesammelt. Ganz wie ein Zauberreich aber lag der Platz da, Sankt Mark und der Turm und die Herrlichkeit des Palastes und was sonst vom Stolze Venedigs ihn umgab. Da lag ein blitzend weißer Plan. Die ragenden Bauten schnitten gleichsam einen großen Block von Himmel und Luft im Gevierte heraus, und darin sah man das emsige, lautlose Getriebe der Schneespänchen, ihr Wirbeln und Tanzen und Jagen, die Tausende von regen Pünktchen und Federchen, Sternlein und Blumenfäden, die herniederfielen. Der Turm zog sich eine weiche, wollene Kappe über den Scheitel; aber hin und wieder rutschte sie an einer Seite fort, und ein Wolkenballen stürzte stäubend in die Tiefe. Sankt Marks Rosse hatten sich verwandelt zu einem Viergespann von herrlichen Schimmeln, so rein in der Farbe, wie sie sonst nirgends zu finden. Kuppeln und Kreuze, Dachtraufen, Steinrosen und Blumen aber hatten ihre Formen breit gemacht in Hüllen von Schnee, und um die Gestalten der Heiligen am First hingen, wie an den schwebenden Engeln, deren Schar sie umgab, lilienweiße Mäntel, blitzend, wie aus Krystallen gewoben. Nur vereinzelt huschte eine schwarze Menschengestalt unter den Laubengängen hin. Die Tauben alle hatten sich ratlos und scheu in Lucken und Schlupfwinkel verborgen; kaum daß eine einzige furchtsam flatternd sich durch die unheimlich lebendige Luft wagte. Renea aber schritt mitten über den Platz, denn so eigenartig schön hatte sie ihn nie gesehen. Nur schien es, als wollten diese Tage ihr die Stadt auch äußerlich entfremden. Die Menschen und die Sprache und dieses ganze Leben dünkten ihr jetzt oftmals von so stummer Fremdheit.

Der Winterzauber währte indessen nicht lange. Dann taute der Schnee, es tropfte von den Dächern, und Bächlein rannen allenthalben in den Gassen. Wieder vergingen Wochen, eine ganze Reihe. Piero Strozzi kehrte nicht zurück.

Es kamen lange Regentage, und diese weichen Fluten wuschen die Giebel und die Mauern sauber, putzten das Geäste und Strauchwerk der Inseln und wärmten und lockerten den Boden, den Frühling zu empfangen. Aber der Himmel blieb noch grau und eintönig, und ans dem frühen Zwielicht der tiefen Gemächer wuchs manch ein trübsinniger Traum und manche Schwermut hervor. Einmal fuhren sie zur Insel hinaus. Das verschlossene Haus mit der Stille seiner dunkeln Räume schien dem jungen Mädchen voll der Trauer. Sie stahl sich in den Garten hinaus. Auf den Wiesenflecken lag das Gras noch dürr und braun; nicht ein Hälmchen regte sich zu neuem Leben. Sie suchte den Weg auf, wo sie im Herbste mit Piero Strozzi gegangen. Es war, als sei eine unbegreiflich lange Zeit seither verflossen. Sie zog die Münze aus ihrem Busen, küßte sie und verbarg sie wieder.

Dann traf ein langes Schreiben von der Mutter ein. Sie erzählte mancherlei und berichtete alles, was das einfache Leben daheim mit sich brachte. Und sie bat die Base, ihr nun die

Digitized by Google

lang entbehrte Tochter wiederzugeben; länger mochten sie sie nicht missen. Und zum allerersten Male hörte Renea die Mutter sagen, daß die Eltern das Nahen des Alters verspürten. Darum empfänden sie doppelt ihre Einsamkeit. Von Bertrand Sacchia flocht die Mutter viele Erzählung in ihr Schreiben. Sie sagte auch, daß er ihr wohl von seiner Begegnung mit Renea erzählt, da er häufig bei ihnen zukehre und sich immerdar als ein getreuer Freund erweise. Auch wachse Herrn Bertrands Wohlstand nicht minder wie sein Ansehen von Tag zu Tage. Jüngst aber sei ihm ganz besondere Ehre widerfahren, indem ihn der König von Frankreich zum Ritter gemacht habe, ihm auch einen Adelsbrief voll fürstlichen Lobes gesandt und ihm ein Wappen verliehen. So sei nunmehr Bertrand Sacchia, der es gewiß verdient, ein wirklicher Ritter und Herr geworden, zum Stolze der Seinen und zur Freude seiner Freunde. Und darauf wiederholte die Mutter ihren Wunsch, Renea baldigst wiederzusehen. Schon beginne sich der Wald und die Heide ein wenig mit Grün zu färben, und gar nicht mehr lange werde der Lenz nun zögern. Die Base möge sich deshalb ohne Verzug um eine Gelegenheit kümmern, allwie Renea und Marthe Fink wieder nach Marano gelangen könnten. Das werde ihr gewiß nicht schwer fallen; sonst aber wollten sie selbst ein ähnliches Fahrzeug nach Venedig senden, wie es die beiden dahingebracht. Und der liebe Herrgott behüte mit seiner Vorsehung der viellieben Tochter eheschnellste Heimkehr.

Damit gab es für Madonna Prospera Anlaß, ihrer Feder Gewandtheit ins Werk zu setzen, und samt einem Briefleln des Mädchens schickte sie selber der Base Antwort und verkündete ihr, daß sie einen eignen Plan hätte, und sobald dies unbeständige Frühlingswetter nur ein klein wenig sicherer werden wollte, in eigner Person Renea heimzubringen gedächte. Denn sie wollte ihre Blutsfreunde in Udine wieder heimsuchen und dann auch das weitere Stück Weges an die Küste hinab gewißlich nicht vermeiden.

Gar bald darauf schied Renea von Venedig. Denn an einem mildlustigen Tage zu Anfang April trat Madonna Prospera Nani die Reise nach Friaul an.

*

Da war es dann ganz merkwürdig, sich in Maran wiederzufinden, zwischen den kahlen Mauern der kleinen Festung, durch ihre dicken Basteien gleichsam abgesondert und ferngehalten von aller übrigen Welt!

Lange trauliche und doch ein wenig von geheimer Schwermut begleitete Stunden kamen nun, in denen Renea auf unaufhörliche Fragen der Eltern Rede stehen mußte. Sie saß in diesen Tagen auch oftmals wieder in des Vaters Stube in dem großen Lehnsessel am Fenster, von wo man den Wald erblicken konnte und die Heide. Ihre Gedanken verstanden es dann, beinahe ganz so wieder fortzuwandern, über die blühende Wiese und den Wald entlang, wie sie es als Kind verstanden hatte.

Der Hauptmann aber unterhielt sich vergnügt mit seinem Kinde und war stolz, daß sie so vieles gesehen und so davon zu sprechen wußte. Und alle die Leute der Festungsgemeinde wiederzusehen, deren jeden sie ja kannte, hatte auch einen besonderen Reiz. Nun war es zu fühlen, wie es fast nicht einem gab, der nicht ein Stück ihres Lebens bedeutete, und an den sich irgend eine Erinnerung heftete. Das alles erwachte wieder im Alltag. Da war der alte Feldweibel Thomas Kropp, der das Hafenthor behütete. Vor Zeiten hatte er wahrhaftig Marthe Fink zur Ehefrau begehrt und seither zärtliche Freundschaft für sie bewahrt, ob er gleich wenig schmeichelhaft war abgewiesen worden. Da war der spaßige Gino Paradin, der die Glocken läutete, wichtig als Küster und Gemeindediener war, lesen und schreiben konnte und die Kinderschar in Zucht und Angst hielt, damit des Lärmens und der Schelmenstücke nicht zu viele wurden. Dann war auch die alte Brussa noch da, die aus der Hand wahrzusagen verstand und eine ungeheure Bedeutung gewann, wenn eines der Mädchen unter die Haube kommen sollte.

Eines Tages aber traf Renea in der Küche die Pascutta an, und das war ein seltsames und aufregendes Wiedersehen. Denn da das Weib Renea, zu der sie in ihrer wilden und scheuen Weise immer eine Art zäher Zuneigung gehabt, gar lange nicht zu Gesichte bekommen hatte, fand sie das Mädchen sehr verändert und starrte sie unterm Gespräche oftmalen mit offenem Munde und mit den verwunderten Augen an, die noch immer denselben lodernden Blick hatten wie einst, trotzdem nun schon viele weiße Fäden in dem strähnigen Haare der einsamen Frau aus dem Walde schimmerten und ihr hageres Gesicht alt und bleich zu werden begann. Die Mutter, die dabei war, erzählte Renea, als müsse man der Pascutta selber solches ersparen, wie elend es der Schluckerin diesen Winter über gegangen war.

„Ja, ja! Das Leben liegt hart auf dir, Weib; das wissen wir wohl! Seit Monaten hat sie uns auch kein Hühnchen mehr bringen können und hatte nichts mehr feilzubieten. Die Marder haben ihr alles Federvieh hingeschlachtet."

Eine Erinnerung zuckte Renea durch den Kopf.

„Hast du denn nicht immer dafür gesorgt, daß dein Zaun mit Wacholderzweigen besteckt war, der solch reißendes Getier fern hält?" fragte sie die Frau. „Solches habe ich von dir selber erfahren. Siehst du, wie ich mich erinnere, und es ist schon so lange her."

Ein freundlicher Lichtstrahl flog durch Pascuttas schwarze Augen.

„Das hätte immerdar geholfen," entgegnete sie. „Aber auf meinem Zaune war der Wacholder rot und dürr geworden; da verliert er seine Kraft. Ich konnte keinen frischen suchen. Ich

Digitized by Google

lag lange Wochen elend und krank auf meinem frostigen Lager. Kein Hund kümmert sich dann um die Pascutta, seit der Herr sie geschlagen, daß sie das Liebste hat verlieren müssen."

„Es hat sie ihr jämmerliches Gebreste wieder heimgesucht", erklärte die Mutter rasch und ängstlich. „Sie konnte sich nicht rühren. Niemand hat davon gewußt."

„Niemand weiß davon, wenn sich Schicksalskräfte in der Finsternis sammeln, über einen Menschen herzufallen", sagte Pascutta und blickte vor sich ins Leere. „Das sind die Mächte ober seinem Haupte. Niemand versteht ihn, niemand begreift sein Elend. Und wenn er mitten unter den Menschen wäre, hörte er nur Unverstand, daß ihr Gleichmut seine Marter noch erhöhte. Der Erkorene muß einsam zu Grunde gehen, wie das getroffene Wild in der Tiefe des Waldes."

Da wollte es Gott, daß im gleichen Augenblicke ihre schreckhafte Krankheit wieder über sie kam. Noch hatte die Pascutta ihre Worte nicht beendet, als ihre Augäpfel sich zu verdrehen begannen, daß man das gelbliche Weiße sah. Schweiß trat auf ihr fahl werdendes Gesicht, ihre Kiefer begannen krampfhaft zu beben, sie rang die Hände, wand ihren ganzen Leib und stürzte mit einem Male aufschreiend zu Boden. Hier lag nun das große, magere Weib in seinen armseligen Lumpen ausgestreckt auf den Backsteinen, schlug mit den Füßen um sich, kreischte und raufte sich das Haar von der Stirn. Ihre blauen Lippen schäumten, ihre Brust keuchte, und mehrmals schlug sie den armen Kopf auf den Estrich auf. Es war ein jammervoller und entsetzlicher Anblick. Renea stand erst ganz bestürzt, dann beugte sie sich über die Unglückliche, achtete der Stöße nicht, die sie von der Bewußtlosen empfing, und bemühte sich barmherzig um sie. Indessen hatte das wüste Schreien der Tobenden Neugierige an Thüre und Fenster gelockt; Marthe Fink wies sie mit barschen Worten weg. Dieweil war es Renea und der Mutter gelungen, die todesmatte Frau aufzurichten und auf eine Bank zu setzen, wo sie sie stützten. Nun wischte ihr Renea mit bebenden Händen Schweiß und Schaum vom Gesichte, sie lief nach stark gewürztem Bertramessig, woran die Pascutta riechen mußte, kühlte ihre Schläfen mit einem getränkten Tuche und strich voller Mitleid ihr wirres Haar zurecht. Endlich beruhigte sich die Aermste. Sie stierte erst blöde um sich, begann zu weinen, krampfte sich fest an Reneas Arm, ließ dann plötzlich den Kopf tief auf die Brust sinken und fiel augenblicks in Schlummer. So ließen sie die erschrockenen Frauen eine Weile ruhig. Nicht allzu lange aber dauerte es, da ermunterte sich die Pascutta wieder. Sie sah auf, als erwachte sie vom Traume, dann bedeckte Schamröte ihre bleichen Wangen. Sie zupfte ihr Kopftuch tief ins Gesicht, ergriff hastig ihren Korb und wollte sich davonmachen. Aber an Renea vorbeiwischend, packte sie plötzlich deren Hand und bedeckte sie mit leidenschaftlichen Küssen, denn eine heiße Dankbarkeit flackerte durch ihren wüsten Kopf. Dann floh sie hinaus und eilte gebücken Hauptes mit langen Schritten zwischen den Häusern davon. Renea aber that nun zuweilen Mehl und frisches Brot, ja manchmal auch ein Fläschchen Wein oder ein Stück frischen Fleisches in ein Tuch, und Gino Paradins Bube, der alle Wege herum wohl kannte, hatte es der Einsamen in der Waldhütte abzuliefern. Um keinen Preis jedoch hätte der Junge dies zu einer andern Stunde gethan als am hellen Mittag, wo die Luft rein war von jeglichem Schrecken und man nicht zu fürchten brauchte, an irgend einem Kreuzwege ein altes, scheelblickendes Weib mit roten, triefenden Augen zu finden. In die Hütte hinein getraute er sich auch beileibe nicht. Er stellte deshalb das Bündelchen nicht weit von der Schwelle am Zaun ab, und dort mochte es sich die Pascutta selber holen. Dann machte er eiligst kehrt und brachte in raschem Laufe eine schöne Entfernung zwischen sich und die alte schwarze Strohhütte. —

„Solch trübselige Dinge muß man erleben," sagte Marthe Fink mit einem Seufzer, als sie wieder davon sprachen.

„Und wenn es die Arme betrifft, da sie allein und hilflos ist!" rief Renea.

„In ihrer unheimlichen Hexenküche," setzte Marthe hinzu.

„Waret Ihr einmal in ihrer Hütte?" fragte das Mädchen.

„Ein einziges Mal," entgegnete Marthe. „Der Regen hatte mich hinein getrieben."

„Wo liegt sie?"

„Drüben am Waldwege, Muzzana zu. Ehemals sollen sie ein Aeckerchen bestellt haben, da ihr Mann noch am Leben war, und eine Kuh stand im Stalle, wie ich gehört. Dann ist alles verfallen und verkommen. Das Weib hat sich unheimlichen Künsten ergeben. Gott bewahre uns vor allem Bösen!"

Hier schlug Marthe Fink geschwind ein Kreuz.

„Wie mag es wohl aussehen bei der Pascutta?" fragte Renea ohne sonderliche Scheu.

„Erst sah ich gar nichts," erzählte Marthe, „denn es ist wie eine finstere Höhle. Am Herde brannte ein lautloses Feuer. Ein Kessel mit drei hohen Füßen stand daran. Den rückte sie eiligst beiseite, als ich sie überraschte. Er sah aus, wie ich noch niemals einen gesehen. Viel umschauen wollte ich mich aber nicht; man kann nicht wissen, was einem droht. Jedoch nahm ich in einer Ecke eine Hellebarde wahr; dabei hing eine blitzend geschliffene Axt an der Wand. Wozu führt ein Frauenzimmer Gewaffen im Hause? — Von der Decke hing etwas Blutrotes herab; ich getraute mich nicht, hinaufzusehen. Was ich aber in einem Winkel erblickte, auf einem Spund oder dergleichen! Mich schaudert in den Gliedern, wenn ich daran denke!"

Sie schwiegen beide ein Weilchen.

Digitized by Google

„Seid nicht furchtsam!“ ermutigte sie Renea sodann. „Ich möchte es wissen!“

„Es war rundlich, blank und weiß,“ fuhr Marthe, sich überwindend, fort; „fast ist es zu graulich, als daß ich davon sprechen könnte. Es sah aus wie ein Totenschädel. Ja, wahrhaftig, wie ein Totenschädel von einem Menschen sah es aus ... Da hab' ich ihr Gott zum Gruß geboten, bin davon und habe mich lieber vom Regen tränken lassen als meine Seelenruhe durch längeres Verweilen an so grausigem Orte zu gefährden!“

Renea schauderte. Denn sofort gedachte sie der entsetzlichen Geschichte, die Hannibal von Zoppola erzählt hatte, wie sich die Pascutta den Kopf ihres erschlagenen Mannes von den Palisaden am Festungsgraben geholt. Und nun sah sie das in Gedanken vor sich und versetzte sich ganz da hinein und gedachte mit tiefem Grauen, wie es sein mußte ... Nein, solches war gar nicht auszudenken!

„Ich glaube trotz allem, daß sie eine Hexe ist, — der Herr sei dereinst ihrer Seele gnädig!“ hub Marthe Fink wieder an, denn eigentlich mochte sie den gruseligen Reiz dieses Gespräches ganz gerne noch weiter genießen. Auch befanden sie sich im hellen Sonnenschein. „Ich habe oft gehört, was sie alles vermag. Warum will sie immer nur Hühner mit dunkeln Federn bei sich halten? Und warum schreckt sie sich die Kinder aus dem Weg? Und warum geht sie singend durch den Wald, nachts, wenn ein Gewitter kracht und die Bäume von den Blitzen flammen und die Erde zittert vom Donner? Auf der Thür ihrer Hütte ist ein Uhu hingenagelt, mit ausgespreiteten Fittichen. Seine blutrünstigen Augen verfallen nicht, als sei er lebendig. Denn lebendig hat sie das Tier an die Planken geschlagen; wochenlang konnte man den gefolterten Raubvogel in langsamem Verenden schreien hören. Und was sie kocht und siedet, wenn die Holzspäne ohne Knistern und Knarren auf ihrem Herde verbrennen, daß weiß man ... Unweit der Hütte ist eine Grube im Walde. Die ist angefüllt mit blitzblanken Knöchlein; ganz angefüllt ist sie ... Und jegliches Menschen Lebensweg kann sie voraussehen und kann auch noch rückwärts schauen, wie er verlaufen ist, als hätte sie vier Augen. Und sie vermag Zeichen über seinen Lebensweg zu machen, abscheuliche Zauberzeichen, wenn es ihr darauf ankommt. Ja, ja, so ist die Pascutta! Verzeihe mir Gott, daß ich davon rede ... denn selbst das ist Sünde. Aber so ist sie, wahr und wahrhaftig!“

Renea schwieg. Innerlich aber war sie voller Begier, von solch seltsamem Wesen zu hören. Trotz allen Geheimnisses, trotz allen scheuen Dunkels stand die Merkwürdigkeit rätselhafter Kenntnisse groß und verwirrend bei der Pascutta! — Wer das vermag, der Menschen Lebenswege zu erkennen! Auch hatte sie, so weit sie sich zurückerinnern konnte, immer gewußt, daß die einsame Frau seltsame Kräfte zu lenken verstand ... Da verlor sich ihr Sinnen in verschleierte Fernen ...

Dies war an einem linden Frühlingstage, als die beiden Frauen sich etwas auf den Wällen der Festung ergingen. Eine Brise fächelte vom Meere her. In den Gräben liefen Wellchen wie Spinnenfäden, und das Wasser war klar und durchsichtig. Wenig konnte man hier ausschreiten. Vom Landthore weg waren sie hinter dem Apostelkirchlein herumgekommen und über die Johannisbastei. Da lag das Uferland gar verlockend vor den Blicken, Heide und Wald, und dort drüben die drei großen alten Eichen, die sich vom rostroten Winterlaube befreit hatten und helles Grün an ihren Zweigen trieben. Weich ging die Frühlingsluft. Jetzt standen sie am Hafenthore, von wo der Blick ganz in die Weite, übers Meer hin, sich ergehen mochte. Da hielten sie beide den Schritt an, Renea und Marthe Fink, und sahen hinaus nach dem blendenden Sonnenstreifen, der die Flut begrenzte.

„Dort drüben liegt wohl Venedig!“ sagte Marthe Fink nachdenklich.

Ja, dort drüben lag es, gar nicht so entfernt, aber doch unsichtbar, vielleicht nie wieder erreichbar, und trotz den wenigen Stunden einer Fahrt in ganz unendlicher Entfernung! Venedig, die wunderreiche, geheimnisvolle Stadt des Meeres mit ihren Gassen, Plätzen und Palästen und mit allen ihren Menschen. Es war wehmütig, daran zu denken; und hier, mit nichts vor den Augen als dem Meere, das ja Venedigs Boden war, gedachte Renea noch heftiger, noch verschwiegener der vergangenen Zeit. Ach, wie kurz war die Spanne, seit sie von dort geschieden! Ach, wie kurz war es her, da war der Herbst in Venedig mit seinen lauen Stürmen! Sie aber stand nun hier, auf diesem einsamsten und abgelegensten Fleck der Erde; einsam, einsam, einsam stand sie und blickte auf das ewig rollende Meer. Einen fremden Wanderer jedoch führt niemals der Weg hierher, niemals! Es geschähen denn des Lebens unerhörteste Wunder! — Dies alles aber war ein Traum gewesen, nichts als ein berückender Traum ...

Und Marthe Fink sagte:

„Helf mir Gott, es dünkt mir schier unbegreiflich, daß wir wieder in Marano sind, Jungfrau, in diesem armseligen Neste! Mich plagt weder Eitelkeit noch Hoffart; dennoch wird es mir sauer, mich wieder daran zu gewöhnen ... Was war das für ein andres Leben, Kindchen, da wir noch auf dem großen Platze in Venezia lustwandeln konnten oder eine Gondel uns zwischen den Palästen hinführte! — Es giebt gewiß kein schmuckeres und vornehmeres Fahrzeug in der Welt als eine venetianische Gondel — und keine flinkeren und gewandteren Ruderleute als zu Venedig die Gondelführer! Auch zu denken, was nicht nur diese, sondern der ganze Menschenschlag anders ist in jener glänzenden Stadt —

Digitized by Google

anders als in unserm armseligen Maran, wo wir nur immer so hinleben in erschreckend simplem Tagewerk! Gewiß will ich meinen alten Freunden nichts anhängen. Wenn ich jedoch den albernen und frechen Redensarten standhalten muß, womit Thomas Kropp sich liebenswürdig erweisen will, so wird es mir schwer, nicht des vielen Besseren zu gedenken, das ich in Venezia genossen habe! Das, ja das sind feine Leute, nach meinem Geschmacke! Da wird jegliches Gespräch zu Belehrung und Lust. Geziemlich wissen sie Rede und Antwort zu stehen, nicht maulfaul sind sie und blöd wie die Unsrigen, denen man wenig auspreßt, was über das Wetter, Essen, Trinken und derbe Witze hinausgeht! — Neulich ist mir schier übel geworden, da ich Herrn Hannibal von Zoppola wiedergesehen. Unsläthig erschien mir, womit er sich klug und witzig zeigen wollte, und sein ganzer wüster Habitus war mir ein Greuel. Denkt er denn noch gar nicht an die Würde des Alters, daran ihn sein grauer Glatzkopf wohl gemahnen könnte? Nichts Besseres ist er als ein roher Landsknecht; ja, das ist er, Herr Hannibal! Und wollet Euch nur einmal die zerschundene, ruppige Kleidung betrachten, in der er einhergeht. Wie in Lumpen gehüllt tragen sie sich. Wämser, mit fingerlangen Stichen zusammengeflickt, und vertretene Hacken an den zerrissenen Schuhen! — Haben wir denn nichts Besseres gesehen, du mein gütiger Herrgott! — Und des Herrn Hannibal versoffene Weinnase, sein wilder Schnauzbart, seine Rabenstimme, die nur Schimpf und Krakeel zu singen versteht und seine verschwommenen Schweinsaugen! Gott verzeih mir! Wenn ich an alles denke, was ein Mensch auf dieser kunterbunten Erde erlebt, dann wird mir weh ums Herz! Was haben wir jetzt für bedeutsame Menschen gesehen von Adel und Verstand; die haben auch auf ihre Person acht gehabt, haben Seide und Sammet am Leibe getragen und wußten sich wohl zu benehmen ... Nun aber soll das alles dahin und vergangen sein?! — Dahin, dahin, Marthe Fink!"

Mit solchen wehmütigen Redensarten machte sie ihrem Herzen Luft, da der Anblick des Meeres sie an die schönen Tage von Venedig erinnerte. Wenn Momi sie nur ein bißchen besser verstanden hätte, damals!

Renea aber verharrte schweigend in eignen Gedanken. Und so kehrten sie vom Walle wieder heim, und Marthe begab sich in die Küche. —

Was sie jedoch von der Pascutta gehört hatte, das wollte Renea nicht aus dem Sinn. Teilweise war es ja ihr Mitleid mit der Waldfrau seit deren schmerzlichem Unfalle; zum Teil aber erwachte ihre dunkle Neugierde wieder, und sie dachte, wie es wohl sein könnte, wenn man von der geheimnisvoll Kundigen manche Bedeutung und versteckten Sinn zu erfahren vermochte ...

Dann war es jetzt in diesen Frühlingstagen häufig so, wie als sie noch in den Kinderschuhen stak. Und gleichwie nach lebenden Freunden, ja wohl noch tiefer und verlockender wegen dieser ganz nur ihr selbst gehörigen Freundschaft, begann sie sich nach dem Walde und der Heide zu sehnen, die sie seit der Heimkehr noch nicht wieder betreten. Dort hinüber wollte sie wieder gehen, dort hinüber, gegen den Wald. Unter den alten drei Eichen hindurch und an den Bach. Da lagen seine tiefen, wirbelnden Kessel, in denen der Teufel das Wasser kochte. Unheimlich tief und dunkel war ihr Wasser; an der Oberfläche zersprangen Bläschen, die rastlos aus der Tiefe emporstiegen in leisem Sieden. Seltsame, rote Blumenstengel erhoben sich im Wasser. Es war etwas Aengstliches und Anziehendes zugleich, in diese Wirbel zu schauen. Dann wollte sie wieder auf die Straße hinüber, zu dem Bildstocke mit der schmerzhaften Madonna. In der Ampel, die davor hing, brannte immer der Oelfaden, für den die Pascutta sorgte, daß er niemals ausging.

Ja, dort wollte sie hin! Und beim Bildstocke war die Pascutta sicherlich einmal anzutreffen.

Deshalb war an diesen hellen Nachmittagen Renea des öfteren wieder auf der Heide draußen und feierte ein Wiedersehen auch mit diesen Plätzen, die ihr sonst so vertraut gewesen. Der merkwürdige Bach zog sie besonders an, und mehrmals machte sie eine Wanderung seinem Ufer entlang, dem Wasserlauf entgegen. Hier standen, an den Wurzeln von den Wellen benagt und deshalb über das Wasser zurückgeneigt, niedrige Weidenstümpfe mit hellgelben, glänzenden Zweigen, und an den moosreichen Saum seines Bettes drängten sich die breiten, schwertförmigen Blätter der Lilien; an kantigen Stengeln ruhten zwischen ihnen schon die blaßgrünen Kapseln der feuergelben Blüten, zum Aufspringen bereit. Da und dort floß das Wasser um eine kleine Halbinsel von sammetweichem Moose herum, oder gerade davor schäumte und brandete leise einer der Wirbel, der die verschlungenen Wasserpflanzen schaukelte und das silberfeine Gras strählte. Sie erblickte ein Mooslager, das schien allzu verlockend. Man mußte darauf ruhen können wie auf einem schwellenden Daunenbette, und ganz still konnte man auf das Murmeln des Baches horchen, als legte man das Ohr an seine Lippen. Sie versuchte den Fuß auf diesen Teppich zu setzen. Er versank darin. Und als sie noch einen Schritt gethan, schwankte der ganze Boden unter ihr. Da sprang sie in jäher Angst zurück, haschte nach einer Weide und brachte sich wieder in Sicherheit. Aber sie spielte nun doch mit dem Bache. Es war, als ob sie, um ihn zu necken, hie und da auf den schleppenden Saum seines Kleides trete, bis er sich unwillig schüttelte und sie von sich scheuchte. Gleich einem hellen Lächeln lag aber doch blinkender Glanz auf seiner ziehenden Flut, und sie waren gute, alte Bekannte zu einander. Auch einen ganzen Strauß von wilden

Digitized by Google

Blumen warf sie ihm zum Gruße zu. Der Bach fing sie rauschend auf. Sie tauchten unter, zerteilten sich und schwammen fort. Der Bach herzte und umschlang und küßte sie und ertränkte sie vor Ungestüm. —

Richtig traf sie die Pascutta einmal dort draußen an. Auf der Stufe des Bildstockes saß das Weib und rastete von ihrem Wege. Als sie Reneas ansichtig wurde, rückte sie, um Platz zu geben, und das Mädchen setzte sich an ihre Seite. Da fing die Pascutta alsbald wieder in ihrer bedeutungsvollen und suchenden Weise zu sprechen an, und vorerst that sie es, als sei gar nichts dazwischen gelegen, seit sie zuletzt beisammen gewesen. Auch duzte sie Renea wie als Kind. Und wie es ihr ginge, davon fing die Pascutta ganz von selbst zu sprechen an.

„Deine Mutter meint, es sei nur die Rauheit des Winters, und daß mir der Marder alle die braven Hennen fortgeholt, und daß ich mich nicht jederzeit so satt zu essen vermag, wie man an gedeckter Tafel thut. Ha — ganz und gar hat es mir nicht gefehlt, woran zu beißen und den Hunger zu stillen. Nein, nicht so ganz! Nicht so ganz! Glaub mir nur, mach dir bloß keine Gedanken — etwas habe ich immer gehabt!" Und sie nickte zu größerer Versicherung, sah aber seitwärts weg dabei, als fühlte sie es nicht eben so wahrhaftig. „Mais habe ich immer in der Hütte gehabt. Du kannst die Decke vollhängen sehen von roten Kolben. Die Fröste haben ihn zwar feucht und mürbe werden lassen, doch thut das nicht viel. Ich röste ihn an einem hübschen Feuer. Holz habe ich allezeit aus dem Walde. Nein, es war nicht der Hunger! Nicht immer war es bloß der Hunger! — Es ist wohl von der Unruhe, die mir im Herzen nagt, und dann stürzen die Gedanken übereinander, so viel schwarze, schrecklhafte Gedanken. Die peinigen mich. Sie stürzen über mich her, und ich soll kämpfen mit ihnen. Das weißt du nicht, wie es ist, mit solchen schwarzen Gestalten zu kämpfen. Sie liegen im Herzen beisammen wie glimmende Kohlen auf einem offenen Herde; man sieht sie kaum, so grau sind sie. Langsam schwelen sie; dann auf einmal, wenn man sie anfacht, schlägt eine Flamme heraus . . . Herr! Herr! Es ist doch eine Sünde, wenn die Menschen kommen und in den ruhenden Kohlen rühren, um sie anzufachen! Mit wilder Freude fachen sie sie an, bis die Flamme herausschlägt. Mannshoch schlägt sie hinauf. Sie schlägt an das Dach der Hütte mit ihren Flügeln. Sie schlägt über meinem Kopfe zusammen. Da brennt es an mir, lichterloh. Es rinnt Feuer durch meine Adern, und mein Herz steht in Flammen. Meine Augen gehen wie die Räder im Kopfe herum, und meine Zunge hängt mir lechzend aus dem Munde. Ich fühle die Kraft von hundert Menschen in meinen Armen; — und auf einmal reißen hundert Menschenkräfte entzwei, und ich bin nichts mehr, nichts mehr als ein armseliger Wurm, der sich auf der Erde windet. Ja, es ist eine Sünde, eine Todsünde! Sie wollen mich verbrennen, als stünde ich auf einem Scheiterhaufen! Sie fachen ein großes, loderndes Feuer an und stehen dabei und wärmen sich daran. O Gott, es ist doch eine Sünde!"

Dann wandte sie sich plötzlich zu Renea, sah sie an und wollte nun wissen:

„Bist du denn meiner ansichtig geworden im vergangenen Jahre, als du davonfuhrst und ich hinter den andern stand, um dich zu grüßen?"

„Freilich habe ich dich gesehen, Pascutta, und ich winkte dir!"

„Nun hast du viel Fremdes gesehen und Neues erlebt, und vielen Menschen bist du begegnet!" fuhr das Weib fort. Sie betrachtete Renea dabei unverwandten Blickes, als ob sie sie scharf prüfte. „Sieh, nun weiß ich mit einem Male, daß wir schon ein andermal hier beisammen gesessen sind, ganz so wie heute. — Es sind wohl manche Jahre her. Aber der Mensch vergißt nichts so leicht! Und ich vergesse nichts, nichts! — Nein, wahrlich, ich vergesse nichts. Weißt du, daß es ein gar herrliches Geschenk unsers Gottes wäre, wenn wir vergessen könnten? Ach, ja, ja! Ein herrliches Geschenk! — Nun geht es wie eine schnelle Trauer durch deinen Blick! Geh, erröte nicht, weil ich es erkannt habe! Ich erkenne es; gewiß erkenne ich's . . . Aber ich frage dich um nichts. — Du wirst so vielen Menschen begegnet sein, draußen . . . Höre, ich muß dir dennoch sagen: es wäre ein herrliches Labsal, wenn wir vergessen könnten! O, so ein Labsal und ein Trost und eine Beruhigung! Ganz still legte sich das Herz hinein in das Vergessen. Und ganz ruhig würde es. — Würde es auch tot? — Tot! — Warum tot? — Nein, bloß ein lebendiges Herz, das ruhig und friedlich ist, weil es vergessen hat. Niemand könnte herankommen, den Brand der Unruhe hineinzuschleudern. Keine Menschenseele! Niemand könnte kommen und die Kohlen fachen und sagen: Nun brennet, brennet lichterloh! Was schlagt ihr? Seid ihr nicht Feuer? Lebendiges, schreckliches, verheerendes Feuer? Richtet euch auf darum, flammet, lodert, versenget, verwüstet!"

Sie wurde unruhig, strich über ihr Haar, starrte auf den Boden, sprang auf und blieb vor Renea stehen.

„Nein, nein! Um der Liebe Gottes willen! Nein, nein! — Nicht vergessen, nicht vergessen! Ich will nicht! Ich will nicht! Laßt mir nur das eine! Recht so, recht! Von der Flamme lebe ich, ihr Atem ist mein Hauch, ihre Glut mein Herzschlag, ihr Schein ist meiner Augen Licht! — Vergessen?! — Ha! Kommt, kommt nur heran! Schleicht nur über die Heide, kriechet an die Schwelle, spähet durch die Ritzen, schauet, ob die Pascutta jemals vergessen wird!"

Renea wurde ängstlich zu Mute, fast wie in der Kinderzeit. Sie sagte:

„Komm, Pascutta, setze dich noch ein Weilchen zu mir! Ganz genau erinnere auch ich

Digitized by Google

mich. Wir fanden uns dazumal ebenso vor dem Bilde der Madonna. Du hattest Kräuter in deiner Schürze. Was trägst du heute darin? — Du gabst mir welche und erzähltest mir, was für Kräfte ihnen eigen wären. Und andre nahmst du mir wieder, und die übrigen trug ich mit mir; sie lagen des Nachts unter meinem Kissen ..."

Pascuttas Lippen schürzten sich leise. Ruhe kehrte in ihren Blick zurück; sie setzte sich wieder und knüpfte ihre Schürze auf.

„Mein Leben ist arm an Geschehnis," sagte sie. „Auch das kleinste bleibt in meinem Kopfe haften. Darum vergesse ich nichts, nichts, nichts! Nicht ein Stäubchen aus den Lebenstagen vergesse ich; das sollst du glauben! Siehst du hier? Diese habe ich heute gepflückt. Was habe ich wohl wieder zurückgenommen von den Kräutern, die ich dir damals gab? Da warst du noch ein kleines Mädchen; wenig hast du vom Leben gewußt. Nun bist du groß und gut und schön; so schön, wie kein andres sein kann. Und du bist vielen Menschen begegnet in der langen Zeit. Ein jeder mußte dich lieben, der dich sah. Da wird dir das Herz wehe, wenn es glauben soll, daß die Menschen vergessen können. Ist es nicht so?"

Und ohne auf Renea zu sehen, deren Wangen heiß erglühten, kramte sie in ihrem Schoße, etliche Kräutlein aus der Schürze hervorzuholen.

„In meinem Gärtchen steht der Salbei dicht im Laub. Hier, nimm dies silberweiße Blatt und bewahre es wohl. Das kannst du nun erst verstehen, wo du gewachsen bist bis zur Reife deines Herzens. Damals warst du ein Kind, ohne Glauben und ohne Ahnung. Nun aber ahnst du wohl etwas von den Tiefen des Himmels und von seinen schweigenden Mächten. Das thust du; ich weiß es! Und nimm diese schönen, feinen Zweiglein von Sinngrün. Drüben am Waldsaum wächst es in Scharen, an Plätzen, die ich kenne. Die stahlblauen Blüten hängen daran. Sieh, was für feine, glänzende Blätter es hat! Fort und fort grünen sie, jahraus, jahrein. Immergrün heißt es ja. Es bedeutet ewige Liebe. Liebe, die ewig grünt, ewig blüht, ewig lebt. Der Wald mag sein gestorbenes Laub darüber streuen. Der Winter kommt, da schläfert die Natur, und ringsherum wird Schweigen. Der Schnee fällt darauf wie ein Leichenlaken. Auf der Heide fliegen die Krähen tief, wie große, schwarze Schmetterlinge. Und die Tiere schleichen verzweifelt durch den kahlen Wald. Der Luchs tritt über den Schnee mit blutig feurigen Augen. Und frierende Rehe, die bis zu meiner Hütte kommen. Der Marder kriecht raubdürstend herbei, und der Fuchs zieht seine schwere Rute durch die Schneedecke. Ein hungerndes Vöglein hüpft darauf und zwitschert ängstlich, denn es hat des Sommers frohe Lieder vergessen. Und die Nacht friert hinein in den Schnee und macht ihn spröde und glitzernd und hart wie Sand. Das ganze Winterleben des Waldes geht darüber hin. Tief unter der Decke aber liegt das glänzende Grün. Es läßt sich nicht zertreten, es fürchtet das reißende Getier nicht, noch die finstere, ängstliche Nacht, noch den mordenden Frost, der es erdrücken will, noch die Winterstürme und den Tod, der ringsumher liegt. So ist die Liebe; so ist sie und bleibt lebendig! — Nimm das Zweiglein zu dir; nichts Schöneres kann ich dir geben. Denn die lebendige Liebe ist das Kräutlein Immergrün!"

„Du kennst der Geheimnisse viele!" sagte Renea und betrachtete sinnend die Blätter in ihren Händen. „Und du weißt so vieles zu sagen, Pascutta! Was aber ist dies ewige Leben unter der Nacht und den Gefahren, die darüber hinziehen? Sag, was ist die Liebe im Menschenherzen, Pascutta?"

Das Weib senkte die Stirn und sah starr vor sich zu Boden, auf den gelben Sand vor ihren Füßen. Dann schüttelte sie leise den Kopf.

„Darauf kann kein Menschenmund die Antwort sagen," entgegnete sie. „Ich nicht und niemand! Kein Traum und kein Wachen, kein Gedanke und kein Wort faßt, was die Liebe ist. Gleich wenig weißt du, weshalb der Schnee vom Himmel fällt, weshalb der Frühling kommt und die Sommerszeit, warum Knospen sich öffnen und Blüten duften, warum den Vögeln Gesang gegeben und Licht den Sternen am Himmel. Nur der, der dich liebt, sucht es dir zu sagen. Denn da verleiht ihm Gott die schönsten und merkwürdigsten Worte, daß man selbst nicht weiß, woher man sie gefunden. Und das Herz geht über davon; deshalb kann der Mund nicht schweigen."

„Nicht schweigen!" rief Renea aus.

Pascutta schüttelte den Kopf.

„Nein!" sagte sie bestimmt. „Die wahre Liebe kann nicht schweigen, noch darf sie es. Nicht vermag sie das Herz schmachten zu lassen, zu dem sie getrieben, schmachten, wie ein dürrendes Gewächs. Der Liebe Wort ist wie der Tau auf dürstende Blumen."

Da schaute das junge Mädchen wehmütig vor sich, denn ein Schatten regte sich über ihrem Gemüte.

Sie schwiegen.

Endlich fragte Renea mit Eifer:

„Aber den Weg vermagst du oft zu sehen, den das Leben nimmt! Ein Schicksal vermagst du zu erkennen?"

Pascutta nickte.

„Manchmal vermag ich solches! Deshalb glauben sie, daß ich eine gefährliche Hexe sei. Denn meistens hätten sich die Menschen in Aengsten abzuhärmen, wüßten sie, was die Zukunft droht. Doch kann ich es nur, wenn sich ein Herz in den äußersten Nöten quält."

Sie brach plötzlich ab und horchte nach dem Walde hinüber, woher ein greller Schrei geklungen. Doch blieb alles still.

Da sagte das Weib: „Herzbrechend klingt

Digitized by Google

ein Hilfeschrei, sei es Mensch oder Tier. Ich bin dem Walde nahe, seine Bäume schützen meine Wohnstätte. In meiner Einsamkeit ist er das größte Stück von meinem Leben. Hast du's gehört? Es wiederholt sich nicht; vielleicht war es nicht das Aergste ... Vor Jahren tönte so ein Schrei durch mehrere Tage tief im Walde. Von einem Tiere, das verwundet war. Es ließ mir keine Ruhe. Da ging ich, es zu suchen. Auch des Nachts ging ich. Ich mußte es finden, das so erbärmlich schrie in Todeswunden. Und ich fand einen Uhu, den ein Bolzen im Leibe stak. Er konnte nicht sterben. Die Leute aber machten einen weiten Umkreis um meine Hütte, als hätte ich eine Uebelthat begangen, Hexenwerk!" .

Sie hatte ihre Schürze wieder geknüpft und erhob sich. Dann sah sie Renea ein Weilchen schweigend an und sagte geheimnisvoll: „Du magst kommen, du, wenn dein Herz einmal in allzu argen Nöten ist. Vielleicht läßt sich das Richtige finden!"

Am Kreuzwege trennten sie sich.

Die Pascutta wendete sich nochmals um und rief jetzt erst:

„Hab Dank für alles! Ich vergesse es nicht!"

Am Heimweg dachte Renea, wie übel Marthe Fink das Waldweib kennen müsse. Zwischen ihr selbst und der Pascutta aber schien sich ein geheimes Band zu knüpfen. Doch mußte es verschwiegen bleiben wie der verstecktefte, ureigenste Gedanke.

Ach, wenn Pascutta das schmerzhafte Wort nicht gesprochen hätte — „wahre Liebe kann nicht schweigen."

Als sie an diesem Abende Piero Strozzis Münze küßte, wie sie immer pflegte, sprang eine Thräne darauf.

*

Grünhoffers kluges Eheweib bedachte des öfteren mit wägender Ueberlegung, wie sich wohl die künftigen Jahre gestalten mögen, und welch ein Antlitz ihnen die Zeit des Alterns offenbaren würde. Da kam dann über die muntere und kräftige Frau doch manch ernstes Stündlein. Und auch der Erinnerungen; wie es jeglichem ergeht, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gegeneinander hält und nach dem Einklang des Ganzen grübelt. In den Jahren der Jugend — ja, da lebte es sich ohne viel Fragen fort, und was das Leben nahm, dafür hatte es immer noch reichlich zu geben. Je weiter jedoch der zurückgelegte Weg, desto kärglicher werden seine Geschenke, ob das Leben nun auch doppelt härter und schneller im Nehmen. Dazumal hatte sie nie bedacht, wo hinaus der Weg führen wollte; jetzt sann sie und sann, und fand, daß Hermann Grünhoffer seine Tage wohl nicht in den Mauern Marans beschließen sollte, und sie mit ihm. Gar der Muhme Prosperas letzte Anwesenheit und Reneas Heimkehr, die ihr fast befremdlich gereift und vollendet zurückgekommen war, hatten mitgeholfen, daß sie ihre unsicheren Pläne nun züchtete und pflegte und sich die Dinge zurechtzulegen versuchte, wie sie denn am glücklichsten zu einander passen möchten. Dazu gehörte nicht zuletzt, daß sie sich der eignen Jugend erinnerte, und wie viel Feineres und Froheres sie um sich gesehen, als diese kleine kaiserliche Strandfeste; nicht minder auch, daß ihr elterliches Erbteil gehütet worden und zur Not einmal ausreichen mochte, für ein bescheidenes Gütlein irgendwo, der Heimat nicht zu ferne. Am stärksten jedoch hatte ihr ein besonderer Gedanke ins Herz gegriffen und ließ ihr nun erst recht keine Ruhe mehr, dieweil sie die gute Gelegenheit und Stimmung erwartete, Renea darin einzuweihen. Nicht heute und nicht erst gestern war sie inne geworden, daß Bertrand Sacchia seinen Sinn auf das Mädchen richtete; es war schon seit geraumer Zeit unzweifelhaft. Und im vergangenen Winter, an einem Abende, wo sie zufällig zu zweien in der Stube beisammen gewesen, hatte er sich aufgeschlossen. Vielleicht nicht mit ganzen Worten zwar, aber sicherlich mit halben; unter Umständen sind aber halbe Worte die beredteren. War nun auch Herr Bertrand nicht der allerbeste, den die lebenskluge Frau sich zum Eidam wünschen mochte, schlecht war er ebensowenig, und diese Dinge konnten sich ganz von selbst ins richtige Geleise stellen. Was der Leumund Arges von ihm zu erzählen wußte, durfte man füglich großenteils gärender Jugend zurechnen. Und daß Bertrand Sacchia ehrgeizig, eitel und heftig war, hatte doch nicht verhindert, daß er fleißig schaffte und, wie jedermann wissen konnte, allbereits ein gewaltiges Stück Geld zusammengebracht hatte. Nun der König von Frankreich den sündigen Mann gar zum Ritter gemacht, schmeichelte ihr das gar sehr; es war, als rückte ein Stück laug entbehrten weltlichen Glanzes mit einem Rucke in ihre nächste Nachbarschaft, und gewiß war, daß diese neue Errungenschaft Herrn Bertrands seine tadeligen Schäden rasch und festlich zu überragen und zu verdecken begann.

So nahm sie eines Tages mit vieler Herzlichkeit und Sorge die Tochter Renea ins Gebet, fackelte aber nicht lange, da solches nicht in ihrem Wesen lag, sondern rückte alsbald mit dem Kern der Sache hervor und knüpfte alles daran, was ihr Mutterherz sich über diese Angelegenheit ersonnen und erdacht. Bis das erregt erbleichte Mädchen ihr mit so leidenschaftlicher Bitte ins Wort fiel, daß sich die Mutter erst gar nicht zurecht finden konnte und ihr nur kopfschüttelnd den Willen that, jetzt nicht mehr davon zu sprechen. Schweigen war indessen für Grünhoffers wackere Ehehälfte immer ein schwieriges Ding, und ganz besonders, wenn sie schweigen sollte, wo ihr reger Verstand eine Sache noch nicht einmal in Gedanken zu Ende gebracht. Darum begann sie alsbald von neuem, suchte sich dem Sinne der Tochter in vorsichtigen Worten zu nähern und wußte noch unendlich vieles zu sagen, weshalb es unzweifelhaft ein wohl zu

Digitized by Google

bedenkender glücklicher Fall sein möchte. Dabei konnte sie freilich nicht ahnen, daß jedes ihrer Worte wie eine zweischneidige Klinge Reneas Herz durchfuhr und es bluten machte. Endlich konnte sie nicht länger an sich halten. Sie fiel vor der Mutter in die Kniee. Wohl blieben ihre Wimpern heiß und trocken, aber ihre Lippen schluchzten leise, und sie verriet, daß sie Bertrand Sachia niemals lieben könnte und niemals eines ungeliebten Mannes Weib zu werden vermöchte. Das regte in der Frau des Hauptmanns einen Schimmer wach von längst entschwundener Zeit. Sie sah in einem Blitze der Erinnerung Hermann Grünhoffer als einen braunwangigen, schlanken Jüngling vor sich und hörte in ihrem Herzen etwas wie den Wiederklang süßer, berückender Reden, die er ihr ins Ohr geflüstert. Darüber wurde ihr völlig weich und seltsam zu Mute. Sie wischte ihre feuchten Augen, küßte das Kind auf die Stirne, ließ das Gespräch fallen und dachte von ungefähr, es möchte zu andrer Zeit wieder anzuschlagen sein.

Bertrand Sachia wußte von solcher Zwiesprache natürlich nichts. Aber das Wiedersehen mit Renea versetzte ihn selbst in gewaltige Unruhe. Wie ein stummer und heißer Kampf erschien ihm alles, was im Laufe eines Jahres sich fast unmerklich zwischen ihnen begeben hatte. Und trotz der Unrast seiner Sinnesart war sein Gedächtnis treu geblieben von jenem Sommertage angefangen, an welchem sie selbander über den Wall gewandelt waren, bis zu dem Tage, wo er ihr fast seine Herzenswünsche gestanden, und auch bis zu jener hastigen, kühlen und doch leidenschaftlichen Begegnung in Sankt Mark zu Venedig. In alledem lag etwas, das forderte sein zähes Streben heraus, sein Bedenken und Wägen, fast ebenso wie es ein verwickeltes oder gefahrvolles Unternehmen thun konnte, daraus ein stolzer Gewinn winkte. Solche Dinge hatten für Bertrand Sachia zu allen Zeiten übermächtige Anziehung; sie konnten ihn berauschen und entflammen wie starkgeistiger Wein und sein ganzes Wesen in verwegener Spannung weit über den Alltag erheben. Auch fühlte er, daß es etwas andres sei, seit er ein Ritter und Herr geworden; ihm selbst war es fast zuwider, seinen alten Handelsgeschäften nachzugehen, und er dachte gar oft, daß das künftige Leben verschiedene Gestalt annehmen müsse. Darin wollte er alles zu Boden schleudern, was er bisher anscheinend gefügsam und doch gezwungen als gute Regel und passendes Herkommen respektiert. War doch jede Lustbarkeit, jeder mutwilligere Genuß so lange entweder Geheimnis geblieben oder für eine Anmaßung gehalten worden, worüber Neider und Gaffer den Mund voll nehmen durften, wenn sie mit spöttischem Staunen oder heimlicher Bevormundung sich von Herrn Bertrands kostspieliger Lebensführung unterhielten. Bald wollte er auf sein neues, gutes Recht pochen, wozu er den Boden schon lange mit Gold gepflastert hatte und nun auch mit Namen und Würden Berufung fühlte. Dahinein aber konnte, wie keine andre, Renea Grünhoffer passen, mit ihrem Stolze und ihrer Feinheit, daß ein Geschlecht, welches Bertrand Sachia zum Werben brachte, dauernd wie andre und in adeligem Ansehen durch künftige Zeiten gedeihen sollte.

Er trug nun, wenn er zu Marano erschien, ein Wesen zur Schau, das war gemischt mit würdevoller Haltung und geglätteter Gesprächtheit, die etwas Adelig-Höfisches haben sollte, wennschon dies nicht ganz gelang, da es mehr wie ein Versteckspiel seiner Ungeduld und Heftigkeit war. Bis er den Augenblick gekommen erachtete. Renea Grünhoffer, das kluge Mädchen, das nun ein besseres Stück Welt gesehen und sich nimmer genügen konnte in dieser Enge, durfte doch nicht mehr verkennen, was für ein goldenes Los ihr in die Hände fallen wollte; so verkehrt und seltsam konnte ihr Herz doch nicht sein, jeglicher gewöhnlicher Vernunft verschlossen. Daß er trotz allem fühlte, als griffe er in die leere Luft, wenn er den Arm nach ihr ausstreckte, das mochte er sich nicht gestehen. Vielleicht, weil ein dunkles und gewaltsames Gefühl dahinter lag, breit und schattig wie entrückende Nacht, die den Tag entschleiern wird, ob die Sonne goldig über ihm strahlt oder Sturm und Gewitter seinen Himmel verfinstern. Das Gefühl, als müsse nun der Würfel fallen, der sein Leben entscheidet . . .

Er faßte sich bei passender Gelegenheit ein Herz, sprach zu Renea, ließ sich von ihrem rasch abschneidenden Worte nicht verwirren, und bat sie in förmlicher Werbung, da er der Zustimmung der Eltern wohl sicher sei, sein Weib zu werden. Doch von den verborgensten Kräften ihrer Seele eisig und fest gemacht, antwortete sie in nicht unfreundlichen, aber seltsam knappen und bestimmten Worten und schlug Herrn Bertrands Ehre aus.

Vom Flecke, wo sie gestanden, kehrte er ihr und Marano den Rücken und trieb sein Pferd in derselben Stunde, als brenne ihm der Boden unter den Füßen, zum Thore der Festung hinaus, einen Sturm von Wut und Enttäuschung im Herzen. Draußen, auf der sonnigen Heide, richtete er sich einmal krampfhaft im Sattel auf, schlug sich auf die Stirne und fragte sich, weshalb er solche Beschämung gesucht! Dann brach er in ein kurzes, höhnisches Gelächter aus. Auf dem Waldwege, vor der finsteren Hütte der Pascutta, hielt er einen Augenblick, verlangte einen Trunk Wassers von dem Weibe, das auf der Schwelle saß, warf das Gefäß zurück, daß es über den Boden kollerte, und spornte seinen Braunen ohne Dank davon. Pascutta sah ihm kopfschüttelnd nach.

In der Zeit aber, die nun folgte, gab es in der Stadt Udine, ja im ganzen Lande, viel zu sprechen vom lustigen und prunkhaften Treiben Bertrand Sacchias. Wenige Tage der Woche gingen hin, ohne daß es in seinem Hause wieder-

Digitized by Google

klang von Gesang und festlicher Musik. Einmal übers andre lud er Gäste an herrlich besetzte Tafeln, wo der feurige Wein in Bächen floß, und wie kein andrer dieser Gegend schien er zu schwelgen in den Freuden des Lebens. Freunde machte er sich in Hülle und Fülle, auch bei Leuten, die es früher für eine zweifelhafte Ehre gehalten, ihn so zu nennen. Kavaliere von den Schlössern gingen ein und aus über seine Schwelle, und einige Getreue hatte er beständig um sich, fast wie eine Gefolgschaft. Das waren die Hauptleute Bernardin del Castro und Julian Cipriani nebst dem Astrologen und Chronisten Magister Godofredus. Sacchia hatte diesen ganz und gar in seinen Dienst genommen, und um des reichlichen Entgelts willen, den er empfing, verwand der Weise gerne manche Unbill und vielen Spott, den er zu Nutzen der Geselligkeit mitunter zu tragen hatte. Es kamen dafür auch wieder Gelegenheiten, wo ihn Bertrand Sacchia mit ernster Miene in seiner Stube aufsuchte und Beratung über Dinge verlangte, die schwerwiegend vor seinen Gedanken standen. Regelmäßig geschah dies, wenn er abends vorher und manchmal bis spät in die Nacht nur mit Del Castro und Cipriani die Pläne besprochen, um derentwillen die Republik sich des sündigen Mannes versichert hatte. Der kluge und entschlossene Kaufmann, dem auch das Kriegsleben nicht ganz fremd geblieben, mochte wohl im stande sein, der Republik Dienste zu leisten, wo Staatskunst und offene Wege nicht angingen und weit zu überholen waren durch die Feinheit und das Geheimnis eines wohlgereiften und durchdachten Anschlags, wie so mancher große Zug Venedigs nur durch seinen Geschäftsgeist geglückt war.

Um nichts Geringeres aber handelte es sich, als wie die verräterisch verlorene Festung Maran, deren Verlust kein Lauf der Zeiten erträglich machen konnte, der Republik zurückzugewinnen wäre. Julian Cipriani, der alle Kriegszüge kannte, vermochte genauen Bericht zu geben, wie es bisher mit den Geschicken Marans ergangen. Bis zu Omar Bei, der seine Muselmanen Anno 1478 nach Friaul führen wollte, holte Cipriani aus, um den Genossen zu zeigen, wie eisern damals schon die Festung gewesen. Umsonst berannte sie auch, einige dreißig Jahre später, der Graf Christoph von Frangipan, dem sie niemals in die Hände gefallen wäre, hätte der Priester Bartolo von Mortegliano sie nicht durch schnöden Verrat den Feinden geöffnet. Und dann, wieviel Gold, wieviel Blut, wieviel Zeit wendete die Republik daran, das kostbare Maran wiederzubekommen! Aber die Festung ist wahrlich uneinnehmbar für offene Gewalt. Weder der Graf Piero Baldassaro, der die tüchtigsten Landtruppen führte, konnte ihrer Herr werden, noch Bartolomeo da Mosto, der von der See her auf sie drang. Noch hatte der illustre Hieronymus von Savorgnan vermocht, Marano zu bezwingen, trotzdem er monatelang vor der Festung gelegen, nachdem er seine Laufgräben bis hart an ihre Thore gezogen. Fünftausend Mann waren ja darin gestanden, Kroaten, Böhmen und alles wildeste Soldatenvolk, das die Kaiserlichen nur aufzubringen vermochten. Und nach dem Savorgnan hatten Giampolo Monfrone, dann der große Alviano, dann Vitturi Tausende von Milizen gegen Marano geführt, ohne es brechen zu können. Nein, nichts als opferfreudige Klugheit, wie Schlangenklugheit, kann der Republik das geraubte Gut wiedergeben. Durch Verrat ist es genommen worden, Verrat kann es wieder nehmen. Krieg kann die Republik nicht vom Zaune brechen gegen den Kaiser, dem sie seit dem Wormser Frieden in heiliger Liga gegen den Türken verbunden steht. Nun hatten die Venetianer dem Kaiser auch schon eine mächtige Summe angeboten, daß er ihnen die Festung wiedergebe. Auch dies umsonst. Was aber Verrat scheine, das bedeutet eine herrliche und ruhmreiche Heldenthat fürs Vaterland, deren es nur wenige giebt in der Geschichte der Völker.

„Bartolo der Priester, der Verräter von Marano," warf Bernardin del Castro nachdenklich ein, „hat endlich ein böses Geschick gehabt, zur Sühne. Nachdem Nicolo von Pesaro dieses Verwegenen bei Portogruaro habhaft geworden war, lieferte er ihn nach Venedig zur Justiz. Zwischen den Säulen der Piazetta haben sie ihn langsam ums Leben gefoltert. Damals stand ich als neugieriger Junge unterm Volke, als dies geschah. Er hatte einen schlechten Knebel im Munde. Man hörte unter den Martern sein unterdrücktes Schmerzgeheul. Das klang schauerlich über dem entsetzten Schweigen der Menge und erstarb in den Bogengängen des Dogenpalastes. Zuletzt ward sein blutender Leib in Stücke zerrissen."

Bertrand Sacchias Kopf schwirrte von Gedanken. Es begann ihm wie ein Traum zu erscheinen, daß er dort unten Freunde gehabt. War ihm denn nicht immer am Herzen gelegen, daß Maran ein unrechtmäßiges Gut der Kaiserlichen sei, und daß es zu Sankt Mark gehörte? Und langsam arbeitete er sich in wildes Ersinnen hinein, wartend, es müsse sich alles mit einem Lichtblitze erhellen. Stückweise warf er von sich, was da schlummerndes Zagen gewesen. Die Verheißung des Horoskopes aber müsse ihm Magister Godofredus niederschreiben. Da stand sie deutlich auf dem Pergamente. Mars und Venus walteten über seinem Haupte. Ja, Venus, Venus, der Liebe Göttin! Im Leben stand noch manch eine Blume! — Sie mußten ihm entgegenblühen. Nicht eine einzige nur war es, die er zu finden geglaubt, am einsamen Strand, im Hauche der See, dort, in der Stille jener Heide. Das Leben war reich und der Lieblichkeiten voll, und ein Narr, wer seine Lust verschmähte! . . . Mars stand über seinem Haupte, der Gott des Krieges. Heller Schein von kriegerischen Flammen, sagte Meister Godofredus, wirft sein Gestirn über Bertrand Sacchias Wege. Und die Winterszeit sei seinen Werken günstig. Die längsten Zeichen seines Ruhmes fallen auf der Sonne kürzeste Tage . . .

Digitized by Google

Sein Herz entschloß sich noch nicht. Aber er labte sich an großen und gewaltsamen Bildern. Es gebar schwere und aufregende Träume in seinen Nächten und verschlungenes Gespinst suchender Gedanken in seinen Tagen. Eine hohe, rauschende Welle wollte sein Dasein erfassen und es auf brausendem Meere, wie starker, gnädiger Wind ein kühnes Schiff, dahintragen. Da keimten aus dem Hecken und Planen gleißende Hoffnungen auf, sein geheimstes Dürsten zu tränken. Ruhmsucht und wachsende Erwartung durchkreuzten wohl auch Mißtrauen und die Angst, es könnte ein Großes sich teilen und ihm selber nur ein Fetzen davon in Händen bleiben. Aber das wollte er nicht! Eine Siegespalme wollte er allein erobern. Er allein mußte groß und ruhmvoll werden können, und wenn die Sterne es bestimmten und über seinem Haupte beschlossen hatten, ein Eroberer und ein Held. Sein erfüllter Geist erlebte in Träumen das Gelingen des verwegensten Planes. Er träumte, daß er an der Spitze tapferer Scharen die Wälle der Festung überstieg. Die Feldgeschütze krachten. Der Platz und die Gassen waren voll vom weißen Pulverrauch der Arkebusen. Die Glocken läuteten Sturm. Und auf den Turm pflanzte er selbst das Banner von Sankt Mark auf. Es wehte im Winde. Er hörte knapp an seinem Ohr das Flattern und lustige Knistern des blutroten Seidentuches mit dem goldenen, beflügelten Löwen ... oder vielleicht schwenkte er mit kräftigem Arme ein andres Banner hinaus. Es führte das Wappen, welches der König von Frankreich Bertrand Sacchia, seinem tapfersten Ritter, verliehen. Bertrand Sacchia, Herr und Graf von Maran. Sein Gold liegt dort unten, wohlverschlossen, im steinernen Keller. Damit wirbt er Truppen, befestigt den Platz, bewaffnet auserlesene Scharen und ruft eine eigne Herrschaft ins Leben. Die Feste ist uneinnehmbar. Er hat darin alles, was er will. Es wird sein Herzogtum, sein Königreich. Und alles, was darin war, da sich die Festung dem Unüberwindlichen ergeben, ist sein. Alles, alles!

Oder er konnte von nichts anderm träumen als von einem Frauenbild. So lieblich und schön war es, daß nicht einmal der Traum es zu erreichen vermochte. Das Großartigste, Teuerste und auch Schmerzlichste der Träume, die Lösung ihrer Rätsel, liegt, wohin sie nicht mehr zu reichen vermögen, wohin sie bloß deuten können, bevor ihr Irrlicht verschwindet ...

Er träumte eines Nachts von Renea. Aber mit so geheimnisvollem Schauer, daß der Eindruck tagelanges Leben behielt. Was es gewesen, vermochte er nicht zu fassen. In der Tiefe des Traumes jedoch hatte Bartolos, des verräterischen Priesters, verstümmelter Leichnam gestanden ...

Der Mönch schlüpfte eines Abends wieder zu ihm ins Haus.

„Ihr zögert, ihr schwankt wie ein Rohr im Winde," sagte er und Sacchia konnte an diesem Abende des seltsamen Mannes glimmenden Blick nicht ertragen.

„Ich wäge!" entgegnete er, und setzte nach einer Pause hinzu: „Doch fühle ich Entschlüsse reifen —"

Und dieses Jahr wuchs in den Sommer hinein.

*

Solange man denkt, veranstalten die Leute von Maran im Junimonate, um dem heiligen Vitus Ehren zu erweisen, zur Zeit seines Festtages große Belustigungen, für sich selbst und alle, die da kommen mögen, an sothaner Fröhlichkeit mitzuhelfen. Drei Tage hindurch ruht jede Arbeit. Marktplatz und Gassen hallen wieder von lustigen Gesängen, und auf der großen Wiese außerhalb des Thores begeht man alle erdenklichen Spiele, Späße und Eulenspiegeleien, wodurch die Gemüter sich in Witz und Uebermut lassen können.

Weit über den Bann der Festung hinaus war auch diesmal der Anreiz gedrungen, ja es schien, als wollte die Gelegenheit in diesem Jahre besonders großartig werden. Selbst Fremde von Udine und Portenau, vom gräflichen Hoflager zu Görz, aus Gradisca und Aquileja waren unterwegs. Der Schulze und die Stimmführer hatten aber im Sinne, alles in besonders feierlicher Ordnung zu stande zu bringen, um solcher Teilnahme tüchtig gerecht zu werden. Und während auf dem Blachfelde schon seit Tagen fahrendes Volk, Sänger, Gaukler und Musikanten lungerten, um sich vorzubereiten und einer vor dem andern zur Stelle zu sein, hatte der Schulze an diesem sonnigen Morgen zu feierlichem Anfange die hergebrachte Förmlichkeit angeordnet. Gino Paradin, der findige Küster, war dazu ausersehen. Man hatte in der Amtsstube eine schwarze Gerichtstumika gefunden, sie vom Moder gereinigt und eine feuerrote Kappe dazugethan, gleich als wäre sie für einen Würdenträger des heiligen Markus bestimmt. So angethan, pflanzte sich Gino Paradin auf einen Schemel, den man vor dem Ratshäuschen aufgerichtet und von wo er gut über die Köpfe des Volkes hinwegsehen konnte. Denn er sollte vorlesen, was das Maranaeser Statut dem heiligen Vitus ernst und sachlich vorschrieb. Dazu war er geeignet. Seine Stimme war laut und hart, wie Trommelschlag auf straffem Kalbfell, und sein Mundwerk flink und unverfroren.

Nun hatten sich die Leute schon gesammelt, Kopf an Kopf, wie viel der kleine Platz fassen konnte. Gino Paradin schwang sich, wegen des flatternden Gewandes, mit eglicher Mühe, auf das Podium, schwenkte ein pergamentenes Büchlein, das er in der Hand hielt, wurde krebsrot, als ihn eine Lachsalve willkommen hieß, verdrehte die Augen, als ob er in höchster Verlegenheit sei, räusperte sich, spuckte aus und begann:

„Haltet nur vor allem eure Lästermäuler, wohlehrsame Mitbürger, und spitzet lieber eure

Digitized by Google

Otto Strützel

Feierabend.

Digitized by Google

Ohren noch länger, als sie ohnehin gewachsen sind! Da bin ich, im Namen des wohlehrsamen Rats und der Bürgerschaft der Feste Maran. Der heilige Vitus soll leben!"

Ein Gejohle unterbrach ihn. Zuhinterst pfiffen die Jungen auf den Fingern, und Gino Paradin schüttelte einmal das Bächlein und ein andermal die Faust drohend in der Luft. Dann fuhr er fort:

„Ihr wisset, worum es sich handelt. Das Fest geht los. Aber trotz der Lustigkeit soll jedermänniglich Anstand und gute Sitte wahren, nicht raufen noch saufen noch Spektakel machen, damit die Freude gleich einer Blume blüht, nicht nachher Salben und kühlende Tränklein, Latwergen oder gar Verbandzeug nötig sind für zerschmissene Gliedmassen und zerschundene Schädel. Um solches vorzusehen, habe ich da in meiner rechten Hand das Statut dieser altehrwürdigen Gemeinde, und werde euch Wort für Wort vorlesen, was mit Weisheit darinnen steht, puncto des heiligen Veit, der ein respektabler Mann war und Märtyrer, so daß er auch im größten Jubilo nicht an Ansehen verunglimpft werden darf. Actum, bonum, punctum!"

Hierauf erhob Gino seine Stimme mit aller Lungenkraft und las wie mit Posaunentönen:

„Kapitel achtzehn! Von dem Hauptmann, der alljährlich als ein Aufseher fürs Sankt Veitsfest zu wählen ist, und von seinem Amte. Punktum!

„Altem Gebrauch zufolge ordnen wir an, daß am Vorabende des Sankt Veitstages durch Abstimmung eine geeignete und passende Person zum Festhauptmann als eine Aufsicht soll erwählt werden, welcher Hauptmann zu sich noch andre Leute aus Maran nehmen kann, und zwar nach seinem Gutdünken fünfundzwanzig Männer oder, wenn er will, auch mehr, aber nicht weniger als fünfundzwanzig, um besagte Festlichkeit in Ordnung zu halten; und soll er volle Freiheit haben, alle Vorsorg und Aufsicht einzurichten, Strafen aufzuerlegen und Widerspenstige, Unruhstifter und Krakeeler — Ihr höret wohl: jeden, der sich lumpig aufführt! — an sothanem Feste anzuhalten, auch in Gewahrsam zu thun, wenn er's glaubt, bis zur Dauer von dreien Tagen, nämlich am Vorabend, am Festtag und am Tag darauf, bis ein Gericht zusammentritt. — Machet drei Tage im finsteren Loch, wie ihr seht! — Solchem Festhauptmann soll der Säckelmeister der Gemeinde auszuzahlen gehalten sein eine Mark Solidi aus Gemeindegeldern. Wegen ihres gemeinsamen Unterhaltes, solang solche Würde dauert, wird aber verordnet, daß solcher der Gemeinde zur Last fallen soll, und nicht etwa dem Hauptmann. Ebenso haben die Dawiderhandelnden dem Rate zur Bestrafung unterworfen zu werden.

„Nun wisset ihr hoffentlich, was ihr zu thun habt," setzte der Sprecher hinzu, „und damit erkläret der wohlehrsame Rat und Bürgerschaft einen Anfang dieser besonderen Festlichkeiten, und ich bin hier fertig, — außer ihr wolltet Gino Paradin selber, dessen hervorragende Eigenschaften euch wohl bekannt sein dürften, die Ehre des Festhauptmanns zuerkennen. Actum, punctum."

Lärm und Lachen begleitete diese Worte. Daraufhin turnte der Sprecher wenig feierlich von seinem Standplatze herab, selber in der Menge zu verschwinden.

In einer Ecke des Platzes standen Bertrand Sacchias Bootsleute beisammen. Dort hatten auch die Freunde des Udinesers Aufstellung genommen, als sei es eine Verabredung gewesen. Einige Edle waren darunter, Herren in feinen städtischen Gewändern und der Kapellan hatten sich ihnen zugesellt. Jetzt ging ein lebhaftes Flüstern in dem Kreise an, das immer lauter wurde, und endlich rief einer der Bootsleute hinaus: „Wählet den edeln Ritter Bertrand Sacchia, der ja fast so gut ein Maranese ist wie einer von uns!" Darauf war eine Zeitlang Stille. Dann wurde ein Widerspruch laut; aber nun brachen alle Stimmen los: „Ja, Bertrand Sacchia! Bertrand Sacchia!"

„Habt ihr so das Wort des Gesetzes verstanden, ihr Kurzsichtigen?" brüllte Gino Paradin aus der Menge. „Am Vorabende sollt ihr den Festhauptmann wählen, — also heut nach Sonnenuntergang!"

„Der Ritter Bertrand Sacchia!" klang es vielstimmig zur Antwort. „Wenn Ihr wollt, wiederholen wir es heut abend!"

Aber im Grunde waren sie alle schon jetzt zufrieden. Bevor Herr Bertrand selber den Mund aufgethan hatte, sprach man es aus, daß keiner so zu dem Amte passen könne, wie er. Hoch dem edeln Ritter Bertrand! Und dann wird er weder die Mark Solidi aus dem Gemeindesäckel begehren, noch den Unterhalt für sich und seine Leute. Herr Bertrand hat eine offene Hand, wenn's darauf ankommt; und wer vermöchte diese Dinge gleich ihm zu besorgen, bei den vielen Festen und Gelagen, die er zu veranstalten pflege, allen Gastfrennden zur Lust, in seinem Hause zu Udine?

Und so geschah es denn. Herr Bertrand zeigte sich willfährig, wenn schon gleichsam mit gutmütiger Herablassung. Innerlich gereichte es ihm dennoch zum Stolze, trotzdem er es hatte vorauswissen können. Das war nicht schwer zu sichern gewesen. Dies Vitusfest sollte sein Werk sein! Seit vierzehn Tagen hatte er vorgesorgt, daß es am Glanze nicht fehlen konnte. So waren jetzt schon mehrere seiner Freunde hier, Edle von den Schlössern und Städten, — einer der Savorgnani, ein Herr von Cucanea, Roboald von Pramperg, Bernardin del Castro und Julian Cipriani. Diese alle waren mit ihm zu Pferde gekommen; einen gar festlichen Einritt hatte es gegeben und etliche Mühe, in den wenigen Ställen für die Gäule Platz zu finden. Man konnte die herrischen Gäste beisammen stehen sehen, oder auch draußen auf der Wiese, in seidenen Wämsern und Mäntelchen, mit Degen an der Seite, und

Digitized by Google

alle betrugen sich, als bildeten sie eine Art von Gefolge des Herrn Bertrand. Dieser suchte sich nun seine Wache aus; dreißig Männer sollten es sein. Wie aus der Erde gezaubert, erschienen auf einmal Kleidungsstücke und Abzeichen für sie. Die Bootsleute verwandelten sich in türkische Herolde oder Pagen und hatten allerlei Flitter an ihren Gewändern, sowie Turbane von hellblauem Zeuge auf den Köpfen. Ein Teil von den dreißig war zierlich als Sommerhirten gekleidet. Und damit sie nicht ganz ohne Bewaffnung wären, trugen sie Dreschflegel auf den Schultern, die mit Bandschleifen geschmückt waren. Andre wieder waren als venetianische Gondelführer verkleidet und trugen baumelnde, rote Mützen. — Das Volk staunte. Keiner konnte doch etwas Aehnliches leisten wie Herr Bertrand. Im Handumdrehen kam Leben in das Fest. Kommen und Gehen allenthalben, Schauen, Besprechen und Erwarten, als ständen in dreien Tagen die größten Dinge für aller Wohl im Gange.

Nur Renea Grünhoffer schien gar keinen Anteil zu nehmen. Wie viel Bertrand Sacchia auch ausspähte nach ihr, nirgends war sie zu entdecken.

Am nächsten Tage gab es auf der Heide der Sänger und Musikanten, der Händler und Gaukler noch mehr. Buden, aus Brettern und Pfosten gezimmert, mit Reisig geschmückt, standen da und dort. Gegen die Mitte des Tages ward unter freiem Himmel ein großes Feuer angerichtet, und ein Wanderkoch aus Udine briet daran ein ganzes Kalb auf einem mächtigen eisernen Spieße, den zwei Jungen durch ein Schwungrad in langsamer Bewegung erhielten, daß es ein Wunder war, solches zu sehen.

An dem einen Ende des Festplatzes hatte Herr Bertrand mit vieler Kunst ein artiges Zelt aus scharlachrotem Leinen aufführen lassen und zu seinem eignen Standplatz bestimmt. Darunter standen, auf einigen hölzernen Stufen, die ein feiner Teppich bedeckte, zwei bequeme Sitze, und jedermann, der es sah, fragte neugierig, was das zu bedeuten habe; denn man wußte es nicht, und Bertrand Sacchia selber hatte sich noch nicht dort niedergelassen. Eben jetzt war er mit seinen Freunden in der Nähe, und sie schienen, unternehmungslustig gespannt, einen neuen Plan zu besprechen, als Hannibal von Zoppola sie störte, der von ungefähr herangeschlendert kam. Der grimmige Hauptmann schien sich die ganze Sache nur erst einmal äußerlich und kritisch zu betrachten. An der Schenke hatten ihn zwar schon etliche Bekannte festhalten wollen; er war ihnen aber vorläufig bloß mit einem raschen Trunke gerecht geworden und sodann auf dieses Zelt losgesteuert, dessen lustiges Rot seine Neugierde geweckt hatte. Als er nun merkte, wie die andern bei seinem Näherkommen schwiegen, mochte ihn das reizen, denn er that, als ob er sie gar nicht sehe, schritt, in seinen schweren Stiefeln fest auftretend, die paar Stufen hinan und ließ sich, als wäre er steinmüde, so schwer auf den einen der beiden Schemel fallen, daß das Möbel bedenklich unter ihm krachte. Cipriani warf einen bösen Blick zu ihm hin und sagte:

„Heda, Herr Hannibal! Dies Zelt hat eine würdigere Bestimmung, als Eure ansehnliche Nase zu beschatten. Gebt Obacht, daß Euch die Wache nicht herunterfegt, oder der Festhauptmann selber, der da steht!"

„Ich wollte Euch bloß sagen," entgegnete Zoppola, indem er sich auf dem Sitze recht bequem rückte, „daß der Himmel Euern frohen Mut zu dämpfen gedenkt. Ich schnuppere Regen mit dieser meiner Nase, worum Ihr mich übrigens beneiden könntet, edler Cipriani; denn sie hat schon so manchen feinen Braten gerochen. Seht Ihr, wie zähe sich jenes gräuliche Gewölke südwärts sammelt und immer dichter wird? Die Möwen fliegen niedrig am Wasser, und die Luft ist wie Blei. Wenn Ihr diese Sache nicht besser in Gang bringet, als bis jetzt, so bleibt Euch nicht viel Zeit übrig, ein Fest daraus zu machen und Ehre einzulegen!"

Nun hatte aber Bertrand Sacchia, an seiner Liebe verwundet und von Trotz erfüllt, eine Näherung an Renea ersonnen, so daß sie vor aller Welt ihn wohl nicht abweisen könnte. Und eben jetzt hatte er die plötzliche Eingebung, als könne er in einer friedlichen Angelegenheit für einmal Hannibal von Zoppola gar zum Verbündeten gewinnen. Rasch warf er nun einen prüfenden Blick auf den Himmel und unterdrückte einen Fluch, da er sah, daß Zoppola recht behalten könne. Er selber war ja mit Wasser und Wolken vertraut und erkannte, daß ihnen noch vor Vesperzeit ein Strichregen über die Köpfe kommen mochte. Darum sagte er nun kurz entschlossen:

„Wir sprechen eben von einem neuen Scherz, dieser Festlichkeit Gepränge zu verleihen. Horchet zu! Vielleicht wäret Ihr nicht ungeneigt, uns dabei zu helfen, wenn ich Euch darum bitte."

„Sieh, sieh, wie seltsam!" meinte Zoppola geknissen, streckte seine Beine weit von sich auf den Teppich und machte eine Miene, als wollte er ganz andächtig die Ohren spitzen. „Nun, traget immerhin Euer Anliegen vor! Ich bin hier ganz bequem und höre."

„Es handelt sich darum," begann Sacchia. „Mir deucht es nicht ritterlich, daß das Fest bloß einen Hauptmann haben soll, gleichsam einen König in einem kleinen Reiche von dreien Tagen, wenn Euch das Wort nicht zu hochfahrend scheint. Ich sage, das Fest braucht vor allem eine Königin, auf daß jeglichem Unternehmen auch ein Gepräge von Schönheit und Liebreiz verliehen werde, wozu wir Männer allein nicht taugen."

„Darin habt Ihr recht," nickte Zoppola.

„Deshalb eben wollen wir eine Festkönigin erwählen."

„Aha, dafür steht der zweite Schemel da!" unterbrach Zoppola schmunzelnd. „Ihr seid ein ganz feiner Mensch, edelster Herr Bertrand; der

Digitized by Google

Gedanke gefiele mir selber nicht so übel. So gehet denn hin und erwählet Euch eine appetitliche Gefährtin! Meinen Segen dazu habt Ihr im voraus."

„Darum eben handelt es sich," sagte Bertrand.

„Um meinen Segen?" grinste Zoppola. „Du grundgütiger Sommertag, wie wunderbar!"

„Nein! — Mit einem Worte: wir wollen nun die Königin wählen, und Ihr sollt uns dabei helfen. Wir denken natürlich, es sei nur eine hier, die solche Ehre beanspruchen kann."

„Und wegen der Gastfreundschaft, die wir genießen, können wir auch nicht anders," warf Cipriani ein.

„Brauchet sie ja bloß von den einheimischen Leuten wählen zu lassen," sagte Zoppola ganz gleichmütig, denn er begann eben den Braten zu riechen.

„Sie muß vom Hauptmann und seiner Wache erkiest werden, sollte ich denken," rief Cipriani. „Nur voran, Sacchia!"

Herr Bertrand mochte aber seine Gründe haben, sich des splitterrichtenden Zoppola möglichst zu versichern. Also fing er wieder an:

„Um es kurz zu sagen: Renea, Grünhoffers Tochter, soll dieser Ehre teilhaftig werden. Wir wollen soeben zu ihr, und Euch, Herr Hannibal, wollte ich bitten, mit uns zu kommen!"

Zoppola that, als gelinge es ihm erst jetzt, den wertvollen Einfall zu erkennen. Er wiegte den kleinen Kahlkopf äußerst vergnügt auf dem dünnen, langen Halse und sagte, indem er vorläufig noch ruhig sitzen blieb:

„Wahrlich ein Gedanke, der Euch schmückt, edelster Bertrand! O, wie wird das feine Kind nach dem Krönlein haschen! Wo ist denn das Krönlein, — habt Ihr keines? — Glückselig wird sie sich hier niederlassen an Eurer schimmernden Seite, Ritter Sacchia, Ihr Braver! — O, wie kann ich mir das vorstellen! — Ja, der Einfall ehrt Euch. Wie konnte man nicht früher darauf verfallen? — Auf, ihr Herren!" Er sprang mit einem Male in die Höhe und trat unter sie. „Auf! Denn ich sage euch, meine Nase schnuppert den Regen; vor Nacht ist er über uns, und so köstlicher Spaß, wie ihr nun vorhabt, soll uns nicht entgehen!"

„Ich bin ihrer überhaupt erst in dieser Stunde zum ersten Male ansichtig geworden," sagte Sacchia, während sie sich nun eilig fortmachten und mit den Blicken suchten.

„Sie stand mit der Marthe, wo man das Kalb bratet," meinte Cipriani.

„Ach, die Marthe!" warf Zoppola ein. „Sie hat, wie ich diese ganze Zeit wohl merke, ebenfalls Geschmack an verfeinerter Lebensart bekommen. In Venedig muß sie wohl mit lauter Senatoren im Verkehre gestanden sein. Und was Renea Grünhoffer betrifft — wer vermöchte Eure Hand auszuschlagen, Bertrand Sacchia, Wonne von Udine!" Bei diesen Worten schielte Herr Hannibal wie ein Basilisk, und unter seinem fadenscheinigen Schnauzbarte zuckten seine Lippen vor Bosheit, denn wenn sich seine scharfen Späheraugen nicht geirrt hatten, so hatte Bertrand Sacchia just keinen Stein im Brette bei des Hauptmanns Töchterlein, und darum mochte es Spaß geben, mit dieser Sicherheit des städtischen Gecken.

„Dort drüben sehe ich sie!" rief Cipriani. „Sie trägt ein rötliches Gewand; es sticht heraus unter den übrigen."

„Die Marthe würde Euch wohl nicht passen?" warf Zoppola unschuldig hin und setzte zweideutig hinzu: „In diesem Falle wäre ich der Richtige, Euer Anliegen vorzubringen!"

Keiner achtete auf diese Worte. Bertrand Sacchia glaubte einen Stachel darin zu fühlen; indessen war er nun zu eifrig, seinen Wunsch in Erfüllung zu bringen.

Dort stand nun Renea. Sie und Marthe betrachteten ein paar Körbe mit Blumen, die einer zu Markt gebracht hatte, Nägelein und wilde Rosen, Rittersporn, wie er in den Feldern landeinwärts wuchs, und große, dicke Sträuße von blauen Leinblüten, welches die billigsten waren und schon auf manchem Mädchenkopfe im Haare zu sehen. Der Feldweibel Thomas Kropp von der Hafenwache und einige Soldaten der Festung waren in der Nähe der beiden Frauen.

Bertrand wollte es kurz machen, denn sein Herz schlug knabenhaft, als er nun vor Renea stehen blieb. Aber seiner Stimme zwang er einen spaßhaft würdigen Anklang auf und begann:

„Jungfrau Renea, wir haben zur Erhöhung dieses Festes etwas Neues ersonnen. Unser lustiges Volk möchte eine Königin haben. Und schon hat es seine Wahl mit Verstand und Geschmack getroffen!"

Hier hatte Zoppola ein Sträußchen saftgelber Kamillen erfaßt, reichte es mit einem zierlichen Knicks Frau Marthe dar und krähte:

„Wenn es von mir abhinge, teure Frau Marthe, Ihr würdet noch in dieser Stunde zur Kaiserin von Maran gekrönt!"

Renea war sehr betroffen worden. Sie faßte es nimmer, wie Bertrand Sacchia die Lust zu solchem Spiele mit ihr anwandeln konnte. Ein Gefühl hatte sie, als fügten seine Worte ihr Kränkung an, und dunkle Röte stieg in ihre Wangen. Sie schlug die Augen zu Boden.

„Ihr selber seid zur Königin des Festes gewählt," schloß Sacchia.

„Ich?"

„Eine riesenhafte Ehre!" mischte sich nun Zoppola ein.

„Ich danke euch!" entgegnete Renea nach einem kurzen Weilchen, und herbe Festigkeit klang in ihrer Stimme. „Aber dann habt ihr eure Wahl verfehlt, — ich kann es nicht sein!"

„Hört doch! — Warum? — Weshalb?" riefen die Fremden.

Digitized by Google

In diesem Augenblicke erhob Zoppola seinen Kopf, sah um sich und schrie mit Stentorstimme: „Kommt herbei, die ihr in Hörweite seid! Des Festes Königin soll soeben erwählt werden!"

Sogleich drängte sich eine Schar heran, Fischersleute aus der Festung, angeheiterte Soldaten, Mädchen mit neugierigen, erwartungsvollen Gesichtern. Bertrand Sacchia färbte sich rot vor Unmut. Solchen Auflauf hätte er auch früher nicht gemacht; jetzt aber fing er darüber innerlich zornig zu beben an. Er warf einen giftigen Blick auf Hannibal von Zoppola, der eine harmlose Grimasse schnitt, und sagte eindringlich:

„Bedenkt, Jungfrau Renea! — Denn ich glaube, Ihr habt doch nicht im Sinn, uns zu kränken? — Wir wählen Euch zur Königin!"

„Nehmt eine andre, — es sind so viele Mädchen da," gab sie verlegen, aber fest zurück.

„Aber sagt doch Euern Grund!" rief Sacchia erregt.

„Ich möchte es nicht; — ich trage kein Verlangen danach."

„Dann thut Ihr mir eine Beleidigung an, mit Wissen und Willen!" stieß Sacchia beinahe drohend hervor.

Renea war sehr bleich geworden. Sie warf einen kurzen, scheuen Blick um sich und auf ihn und entgegnete ganz leise:

„Ich kann, weiß Gott, nicht dafür, wenn Ihr es so nehmen wollt! Ich bitt' Euch bloß, steht ab von dem Wunsche, der mir zuwider ist!"

Ein Schweigen entstand einen Augenblick lang. Bertrand Sacchia kämpfte mit sich selber. Dann flog ein herrisches Lächeln über sein glühendes Gesicht, und ohne den Ton richtig zu treffen, als schwankte sein Willen zwischen Scherz und Ernst, entgegnete er nach kurzem Besinnen:

„Wohlan! — Erwägt jedoch, daß ich selbst zum Hauptmann des Festes bin erkoren worden."

„So ist es!" riefen Cipriani und del Castro dazwischen. „Zum Führer, der Gehorsam verlangen kann, um Ordnung und Lustigkeit zu erhalten! — Nicht daß Mißvergnügen einrisse! — Alles ist gehörig, was sich Sacchia ausdenkt!"

„Wie dann," fuhr dieser fort, „wenn ich von meinem Amte Gebrauch machen wollte, und Ihr keinen Widerstand leisten dürftet, weil ich es verlange?"

Hier gab Hannibal von Zoppola dem alten Feldweibel Thomas Kropp mit seinem spitzigen Ellbogen einen Stoß in die Seite, wie man einem Gaule den Sporn giebt, um ihn zum Sprunge anzutreiben.

„Hörst du's, Feldweibel?" tuschelte er dabei. „Jetzt will er gar befehlen! Ist es richtig, wenn der Fant deines Hauptmanns Töchterlein etwas befehlen will, was ihr gegen den Willen geht?"

„Oho! Oho!" schrie Thomas Kropp, sogleich losplatzend. „Dies geht über Eure Befugnis, Herr Bertrand! Solche Ehre läßt sich nicht befehlen! Hört Ihr's?" wandte er sich an die Soldaten. „So was befiehlt sich nicht, Herr Bertrand!"

„So was befiehlt sich nicht!" brüllten die Soldaten verständnisvoll, trotzdem sie kaum recht wußten, worum es sich handelte.

Außen an diesem Kreise hatten sich inzwischen einige von der Festwache eingefunden; es waren die Sommerhirten, an den langen, bebänderten Flegeln zu erkennen, die sie, auf ihre Würde stolz, in die Höhe streckten.

„Ordnung! Ordnung!" schrie der eine mit weinseliger Stimme, ohne zu bemerken, daß Herr Bertrand selber in dem dicker werdenden Knäuel stand.

„Stoßt nicht wie die Kälber!" rief ein andrer.

„So was befiehlt sich nicht!" schrieen die Soldaten von neuem.

„Nehmt Frau Marthe, rat' ich Euch!" krähte Zoppola.

Bertrand Sacchia stampfte wütend mit dem Fuße auf.

„Seid ihr von Sinnen?" herrschte er die Leute an. „Was soll dies Gedränge? Wollt ihr mir wohl Platz geben oder nicht?"

„Nur nicht befehlen, wo's nicht hingehört!" rief Thomas Kropp nochmals, da er nicht verwinden konnte, daß man seines Hauptmanns Tochter einen Zwang anthun wollte. Ueberdies war es sehr gelegen, den Anlaß auszunützen, damit Marthe Fink wieder einmal bemerken könne, von was für einem Zeuge ein Mann wie Thomas Kropp gewoben sein müsse.

Indessen hatte Zoppola mit seinen knochigen Schultern, und indem er mit seinen großen Füßen andern auf die Hacken trat, unauffällig einen Durchgang für die zwei Frauen freizumachen verstanden. Sie waren aus der Enge geschlüpft und schritten schon über die Wiese fort.

Hinter ihnen erhob sich Lärm und Gezänke. Die Sommerhirten wollten sich wichtig machen und wagten Thomas Kropp anzugehen. Soldaten mischten sich ein; ein richtiger Streit schien in Gang zu kommen. Sacchia sprühte Gift und Galle. Beschämt und gedemütigt, wie er sich durch die hochmütige Laune des Mädchens dünkte, hätte er am liebsten das ganze Treiben gelassen, wie es gehen mochte. Nur daß in diesem Augenblicke sein Stolz sich wild und gehässig in seiner Brust erhob. Er biß die Zähne zusammen, stieß mit beiden Armen seine Nachbarn zur Seite und machte sich aus dem Gedränge los. Bald blieben nur mehr ein paar Hadernde schreiend auf dem Flecke zurück, wo die keifende Blumenfrau ihre umgestürzten Körbe wieder aufrichtete, und Hannibal von Zoppola, der mit weit gespreizten Beinen vergnüglich in der Nähe stand und ein leises Liedlein pfiff, denn es war ihm ganz ausnehmend lustig zu Mute.

„Ich sage euch bloß," wiederholte er endlich,

Digitized by Google

als ob noch jemand an seiner Seite wäre, „meine Nase schnuppert schon den Regen, und unterdessen sind, wie ich sehe, die Wolken so hoch geflogen, daß es nicht einmal Abend wird, bevor sie uns erreichen."

Damit schlenderte auch er davon. —

Derweilen hatten einige fröhliche Burschen jenseits der Wiese, um den Maibaum herum, der schon geplündert war, einen Reigentanz zu stande gebracht, der alles junge Volk in seinen Kreis gezogen hatte. Ein Fiedler und zwei Bläser, die an dem weißgeschälten Fichtenstamme in der Mitte lehnten, thaten mit eifrigen Fingern und geschwollenen Backen ihr Bestes, und unter Lachen und Singen drehten sich um sie her im rotgüldenen Abendschein die Paare. Dort unten in der fliegenden Taverne, wohin sich ob des wiedergewonnenen Friedens die Festwache, die Türken, die venetianischen Gondelführer und die bebänderten Sommerhirten gesammelt hatten, war nun das Festgetriebe wie in zwei große Gruppen auseinander- und wieder zusammengeflossen.

Ein haarfeines Sprühen begann jetzt von dem grau und rot gefärbten Himmel herunter. Darum kümmerten sich aber die Vergnügten lange nicht, auch als das vertretene Gras schon feucht zu schimmern begann und das Abendrot allmählich verblaßte.

Herr Bertrand schlenderte und stand mißmutig da und dort. Die Feuchtigkeit hatte die weiße Straußenfeder seines Baretts schon traurig verknickt, und ab und zu fuhr er sich mit den Händen übellaunig über die naßwerdenden samnetenen Aermel seines Wamses. Von seinen vornehmen Freunden wollte sich keiner mehr auf der Wiese finden lassen. Cipriani und del Castro hatten sich unter die Tanzenden gemischt, um mit den Landmädchen zu schäkern. Schreien und heftige Gegenrede aus dem Gedränge ließ erkennen, daß sie sich dabei nicht sehr gebührlich benahmen. Kam solche Unruhe, so erhoben die Musikanten jedesmal die Stimme ihrer Instrumente mit aller Muskelkraft. Die zwei Flöten bliesen ineinander, daß ihr Mißklang die Ohren durchschnitt, und die Geige strich elendes, herzzerreißendes Gequietsche aus ihren Saiten, daß einem Hören und Sehen vergehen mochte.

Endlich verloren sich immer mehr Menschen von der Heide weg. Der Regen gewann die Oberhand; schon war der Boden durchnäßt und das Erdreich morastig. Dann schien es, als könnten die Zecher in der Taverne die Lustigkeit in der Nachbarschaft nicht mehr ertragen. Lärmend und schwerfällig vom Weine wollten sie sich dazu gesellen und prahlten mit lächerlichen Worten von ihrem Ansehen und ihrer Würde. Bertrand Sacchias stolzer Sinn erfuhr einen harten Stoß. Nicht einmal die feile Schar der Festwache hatte geziemend ausgehalten.

Gestern waren die dreißig zur Not noch beisammen gewesen; heute waren sie auseinandergeflogen wie Spreu im Wind; und wo man einen von ihnen zu Gesichte bekam, war er angetrunken und benahm sich widerhaarig und ränkesüchtig zwischen den Leuten, die teilweise mit Spott, andernteils mit Geringschätzung und Feindseligkeit die Zudringlichen von sich wiesen.

„Haltet euch doch an euern französischen Ritter!" hieß es. „Der soll auf euch sehen, besoffene Rotte!"

„Laßt euch von eurem udinesischen Grafen Wein vorsetzen," rief ein andrer. „Damit seid ihr wenigstens wegzubekommen, ihr Störenfriede!"

Auf einer entlegenen Stelle kam plötzlich ein Raufhandel in Gang. Seit des Kaisers Banner auf den Zinnen von Maran wehte, hatte sich keiner der Leute von Muzzana im Gebiete der Festung zeigen dürfen, denn zähe hatte sich die Erinnerung erhalten, wie jene damals hinterhältig, gleich Strauchdieben, da und dort den Belagerten die Zufuhr abgeschnitten hatten. Nun eben hatte man einen Burschen von Muzzana entdeckt, den die Neugierde an dem Feste im Schutze des Zwielichts bis unter die Leute verlockt hatte. Kaum wurde er erkannt, waren die Fäuste über ihm. Zwei von der Wache mischten sich ein und wollten ihn gar schützen. Da ging es über diese her. Der eine war ein übermütiger Sommerhirt, der mit seinem bebänderten Flegel um sich fuchtelte. Ein hagerer, brauner Fischersmann entriß ihm jedoch sothane Waffe, der Eindringling entschlüpfte darob, dafür lagen jedoch die zwei Wachen alsbald elendiglich zerbleut am Boden. Nun schien sich alles in wüstem Geschrei und drängender Verwirrung durcheinander zu schieben. Die Dämmerung und die Feuchtigkeit gossen trauriges Dunkel über die Heide, der Regen wurde dicht und schwemmte darüber fort.

„Herr Festhauptmann!" rief Hannibal von Zoppola höhnend. „Seht Ihr denn gar nicht, wie sich Eure Unterthanen auf die Schädel klopfen?"

„Mögen sich die Bestien meinethalben erwürgen!" knurrte Sacchia und wandte sich zornig ab.

Del Castro und Cipriani kamen über die Wiese daher und nahmen ihn in ihre Mitte. Sie gingen auf das Thor der Festung zu. Von den Edelleuten blieb der einzige Hannibal von Zoppola noch eine Weile zurück. Er wandelte, des Regens nicht achtend, herum, wo er noch einzelne Gruppen beisammen sah, und blickte halb spöttisch, halb finster auf diese traurig absterbende Festlichkeit. Schließlich blieb er, vergnüglich schmunzelnd, vor dem Maibaum stehen. Denn als gälte es, alles Verzagen mit Mannesmut zu überdauern, hatten sich die drei Musikanten dort zusammengedrückt, gleich einem lebendigen Wahrzeichen der Standhaftigkeit, und bliesen und fiedelten, was das Zeug hielt, ganz zu eignem Pläsier, als ob es aus ihrem Himmel niemals zu regnen vermöchte.

Digitized by Google

Dieser Anblick bewegte förmlich Herrn Hannibals ledernes Herz. Er blieb stehen, sah mit einer Art von Rührung auf die drei schlotterigen Gesellen hin und grinste vor Vergnügen. Sodann aber entschloß er sich zu einer That, wozu sich Hannibal von Zoppola nur unter völlig außergewöhnlichen Umständen verstehen konnte. Er griff nämlich langsam in die Tasche, holte ein Silberstückchen hervor, das ihm nicht zu dicklich schien, und reichte es mit ausgestrecktem Arme dem wackeren Kleeblatte hin. Augenblicklich verstummte die Musika. Die drei fuhren dem Arme stumm entgegen und haschten gleichsam mit Händen und Mäulern nach der Gabe. Darauf machten sie alle drei einen tiefen Bückling und begannen sofort wieder ihr Spiel. Verrückte Töne hüpften, sprangen und drehten sich in der Luft, als vermöchten sie auch ganz für sich allein einen Tanz aufzuführen. Als sich aber nun auch Zoppola mit langen Storchschritten fortmachte, lösten sich die drei Schatten in stummem Einverständnis vom Maibaume ab und folgten ihm in gemessener Entfernung durchs Thor hinein. Sie spielten, daß die Pfeifen beinahe entzwei gingen, eine Art von rasender Fanfare. Zwischen den engen Mauern gellte es bloß so. Und mit solchem eigenartigen, auszeichnenden Geleite ging Herr Hannibal als der Letzte von diesem Festtage heim.

Die noch Lust dazu empfunden, hatten sich in der Taverne am Platze zusammengethan, des Hauptmanns Grünhoffer Wohnhaus gegenüber. Im Hintergrunde des großen Gemaches brannte dort das Herdfeuer, an welchem die Wirtin und ihre Mägde geschäftig waren. Von den nassen Kleidern der Gäste stieg Dunst auf und stockte in dem niedrigen Raume, und es duftete nach den Fischen, die in Oel geschmort wurden und in den Pfannen prasselnd über der offenen Glut lagen. An den Tischen im Vordergrunde hatten die Gäste Platz genommen, so gut es für einen so ungewöhnlichen Andrang gehen wollte. Einige Talglichter in messingenen Leuchtern standen umher; kaum daß sie diese feuchte Dämmerung mit ihrem Scheine zu beherrschen vermochten. Bertrand Sacchia, der Hauptmann Grünhoffer, del Castro und Cipriani saßen in einer Ecke. Zu ihnen gesellte sich nun auch Hannibal von Zoppola, als ob er nicht im geringsten die scheelen Blicke gewahrte, womit die drei Udineser seine Ankunft begrüßten. Seinem Kameraden Grünhoffer gegenüber ließ er sich nieder und begann mit diesem alsbald zu pokulieren. Die Erdkrüglein füllten sich immer rascher wieder mit dem schweren, dunkeln Friauler Weine, an dem sie sich gütlich thaten. Allmählich schien seine geistige Kraft auch die kleinen Mißtöne in der Tafelrunde auszugleichen. Die fünf Tischgenossen stießen fleißig miteinander an, und als Hannibal von Zoppola nun, da sich der übrige Raum schon ziemlich geleert hatte, mit rauher Stimme ein Soldatenlied anhub, fielen sie alle ein und brüllten den Chor dazu. Wurde Zoppola aber sangesfroh, so war dies für Grünhoffer immer der Augenblick, wo er sich der Gefahr bewußt wurde, die ihm drohte. Also bedachte er seinen Rückzug. Schon hatte Cipriani sein Wams aufgeknöpft und lehnte schlaftrunken an die Wand zurück. Die zwei andern Udineser lagen mit den Ellbogen am Tische, blickten steinmüde vor sich hin, thaten aber dessenungeachtet noch mit, wenn Zoppola sang — aber bloß streckenweise. In einem gelegenen Augenblicke erhob sich Grünhoffer und drückte sich nach Hause.

Herr Hannibal blieb einstweilen noch kerzengerade und ungetrübten Sinnes sitzen. Zuletzt, weil mit den zwei übrigen doch nichts mehr zu beginnen war, nahm er Bertrand Sacchia allein ans Korn. Er schenkte ihm das Töpfchen immer wieder selbst aus dem schweren Schaukruge voll und wollte nicht mehr aufhören, mit ihm anzustoßen. Innerlich weidete er sich an dem Fortschritte seines Sieges. Der französische Ritter wurde immer bleicher und bleicher; seine schwarzen Augen wurden klein, trüb und starr, und weil er sich schon gar nicht mehr zu regen wagte, saß er steif, wie von Holz, da. Zoppola aber plauderte dem Tiefsinnigen scheinbar ganz gutmütig allerlei vor, und nun fragte er gar:

„Ihr scheinet mir gänzlich trübsinnig zu sein, werthster Herr Bertrand! Wäre es etwa, weil der langsame Regen diesen Festtag wässerig zu Ende gebracht hat? Oder sollte es sein, weil Euer heftiger Wunsch, als beweibter König unter jenem roten Zelte auf der Wiese zu sitzen, nicht in Erfüllung gegangen? — Ja, ja, Bertrand Sacchia!

Herrengunst, Aprilenwetter,
Frauenlieb' und Rosenblätter,
Würfel, Karten, Federnspiel
Verkehr'n sich oft, wer's glauben will!"

In währendem Schweigen flackerte in Sacchias Brust ein ungeheuer großes, dumpfes Haßgefühl: am liebsten hätte er seinen Steinkrug auf Zoppolas kahlen Affenschädel geschmettert. Da ihn aber so ein elendiges Ohnmachtsgefühl davon zurückhielt, war er es, der den Nacken duckte, als ob der gegenüber ihn mit eiserner Faust niederhielte, und schließlich zerfiel die letzte Kraft Herrn Betrands in diesem stummen Zweikampfe. Er lehnte sich plötzlich zur Seite, stieß an del Castro, daß dieser gröhlend von der Bank rutschte, und legte sich auf den Rücken nieder. Hannibal von Zoppolas grimmige Fratze erzitterte darob vor teuflischem Lachen. Zum letztenmal leerte er den eignen Krug, warf noch einen Blick durch das verlassene, qualmende Gemach, kreuzte seine Arme auf der Tischplatte, ließ seine knöcherne Stirn darauf fallen und fing augenblicks mit ganzer Lungenkraft zu schnarchen an.

*

Mitten in der Nacht erwachte Bertrand Sacchia. Er hörte die schweren, röchelnden Atemzüge der Schlafenden um sich her und mußte sich ein bißchen besinnen, ehe ihm klar ward, wo er sich befand.

Digitized by Google

Mehrere Stunden hatte er wohl schon geschlafen. Leise fröstelnd zog er die Schultern zusammen und blickte in der Dunkelheit des Raumes um sich. Dann fanden seine Augen die Thür, deren Ausschnitt von bleichen Lichtstreifen hingezeichnet war, die durch die Ritzen ihren Weg hereinfanden. An der Schwelle drang ein unsicherer Schimmer herein und floß ein Stückchen weit über die Steinfliesen aus.

Kein Laut traf sein Ohr; der Regen mußte aufgehört haben und die Nacht vollkommen klar oder der Morgen schon nahe sein.

Ein widriges Gefühl packte ihn an.

Nach einer Weile erhob er sich, machte sich über den am Boden liegenden del Castro hinter dem Tische hervor und tappte sich behutsam hinaus.

Der Himmel stand still und sternenhell über seinem Haupte.

Er hemmte seinen Schritt inmitten des Plätzchens und sah, als überlegte er etwas, zu den Sternen hinauf und dann auf das Haus hinüber, in welchem Hauptmann Grünhoffer daheim war. Es lag so still wie die übrigen da, mit offenstehenden Fenstern, die wie Augenhöhlen die Mauer durchbrachen.

Nirgends das leiseste Geräusch, der geringste Ton. Alles Leben schien aus der Festung gewichen.

Sacchia entschloß sich. Er suchte nach dem Stalle, wo sein Brauner Platz bekommen. Mit einiger Mühe gelang es ihm auch, das Sattelzeug ausfindig zu machen und seinem Tiere aufzulegen. Ein Knecht taumelte auf über dem Rumor. Der Mann schimpfte und polterte, bis er Herrn Bertrand erkannt und ein Geldstück zwischen den Fingern fühlte. Endlich konnte Sacchia das Pferd aus dem Stalle ziehen und führte es behutsam weg. Auch den Thorwart verstand er gefügig zu machen. Jenseits der Brücke schwang er sich in den Sattel und ritt über die Heide fort. Darauf stauten sich in leisem Brauen die fahlen Nebelstreifen der Sommernacht. Hier war der Festplatz, in einen Mantel von bleichem Dunst gehüllt, der dem nassen Boden entwachsen. Da und dort, unter den Bretterverschlägen, lagen Menschen zusammengeknäuelt: Marktleute, die hier nächtigen mußten, weil sie keinen andern Unterschlupf gefunden. Gespensterhaft mit seinem weißen Stamme ragte der Maibaum in die Luft. Als Sacchia an ihm vorüberkam, hörte er oben im leisen Luftzuge das Fichtenstämmchen ächzen, das an seiner Spitze festgebunden war.

Nun rieselte ihm von der Kühle und der starken, feinen Nachtluft seltsame Empfindung über den Leib.

Seine Schläfen drückten, als preßte das Blut zu heftig in den Adern; eine Art von traumhafter, doch erregter Stimmung, in der Gedankenschatten sich jagten, erfüllte seinen Kopf. Trotz der hellen Nacht schien ihm, als faßten seine Augen die Himmelsrichtung nicht, wohin er wollte, und zuweilen knickte mit einem Male sein Nacken wieder ein, als müsse ihn trotz allem Schlaf und Müdigkeit übermannen. Dann gab er seinem Pferde den Sporn und hielt es auf den weitum reichenden schwarzen Schattenstreifen zu, der den Saum der Wälder bezeichnete.

Das höhnische Verslein klang ihm in den Ohren, das Hannibal von Zoppola ihm zuletzt noch vorgeplappert. Er knirschte mit den Zähnen und ballte die Faust um den Zügel, als wäre es die magere Gurgel dieses elligen Gesellen. Dem wollte er gerne den Atem abdrücken!

Jetzt schlugen die Hufe des Pferdes auf dem Waldboden, dumpf und tönend, und manchmal stolperte das Tier über einen Wurzelstrang. Manchmal trat es auch in eine Lache; das Wasser spritzte an seinem Leibe hinauf.

Zwielicht rann zwischen den schwarzen Stämmen. Da und dort schien ein hellerer Fleck zu schwimmen. Ein Vogel erwachte im Geäste und flatterte verscheucht durch leise raschelnde Blätter. Schatten huschten links und rechts durch das Dickicht, über das Moos, das Heidekraut und die Farne, schwärzlich silbergrau von Tautropfen. Schatten wandelten längs des Weges, oder sie drückten sich tief ins Gesträuch. Manchmal standen sie dort, weiter vorn beisammen; sie wollten nicht Platz machen. Das Pferd schnaubte, als ginge es einem Feinde entgegen. Manchmal schien es zu stutzen und schlug furchtsam die Ohren. Sacchia atmete kurz und schwer. Es war gerade, als müßte er das Tier mühsam von der Stelle treiben.

Endlich verließ der schmale Weg den Waldstreifen und führte auf eine Lichtung heraus. Ein Ackerchen lag zur Rechten; ein wüster Lattenzaun zog daran hin. An seinem Ende stand, in der Dämmerung wie ein formloser schwarzer Klumpen anzusehen, eine niedrige langgestreckte Hütte, ein armseliges Gehöft. Sein tiefgezogenes, schweres Strohdach sah aus, als hätte die Nacht abgerissene Fetzen ihres Mantels darüber hingeworfen.

Sacchia erkannte jetzt, wohin er geraten war. Da blitzte ihm durch die Gedanken, hier ein Weilchen anzuhalten. Er zog den Zügel; der Braune spitzte die Ohren, witterte in die Luft und wieherte. Kein Laut gab Antwort. Vor der Hütte sprang Bertrand Sacchia ab, knüpfte den Zügel an den Lattenzaun, trat an die niedrige Thür und pochte.

Allsogleich regte sich nun jemand im Innern der Hütte. Das Maisstaub eines Lagers raschelte, und eine starke Frauenstimme rief:

„Es ist Nacht und Frieden in den Häusern! — Wartet auf den Tag oder ziehet Eures Weges fort, und Gott schütze Euch, wer Ihr seid!"

„Ich bin es, — Bertrand Sacchia!" rief er zurück. „Laß mich ein, Pascutta!"

Er hörte, wie das Weib sich sofort erhob.

„Ich komme!" antwortete sie.

Er hörte, wie sie mit dem Steine Feuer schlug, und alsbald schob sie den Thürriegel zurück. Unter der niedrigen, rauchschwarzen Bohlendecke trat Sacchia in den tiefen, dunstigen Raum. Er war

Digitized by Google

Küche und Wohnung zugleich. Kein andrer Hausrat stand übrigens herin, als ein Spind und Pascuttas Bettlade, mit dem Fußende gegen den Herd gerückt, auf dessen Backsteinen ein dicker Holzklotz schwelte, die Feuchtigkeit der Luft aufzusaugen. In einer Ecke stand eine Bank und ein wackeliger Tisch. Ueber diesem hing an einem Drahte eine kleine blecherne Ampel, deren Oeldaden nun ein träges Flämmchen nährte und dabei leise knisternde Fünkchen von sich stieß.

Pascutta nestelte stumm an ihrem Kleide, setzte sich auf das raschelnde Bett und blickte so ruhig und wach nach dem Besucher, als kennten ihre schwarzen Augen die Schwere des Schlafes nicht.

Herr Bertrand aber warf sich auf die Bank, schob sein Barett mit unruhiger Hand über den Tisch fort, strich sich durch das wirre Haar und starrte vor sich hin, wie in tiefem Sinnen. Es würgten Worte in seiner Kehle, aber im Augenblicke wollte es ihm gar nicht klar werden, warum er hier hereingekommen. Denn der Boden brannte ihm doch unter den Füßen!

Ein Schauer, der über seinen Rücken floß, rüttelte ihn auf. Und als hätte ihn dieser zur Besinnung gebracht, begann er, in Leidenschaft ausbrechend, plötzlich zu sprechen. Zuerst, als wäre er des Lebens satt.

„Was soll mir weiter solch elendes Dasein wie dieses? — Bin ich dazu geboren, daß ich mein lebelang Mehlsäcke, Gewürze und Krautköpfe über das Wasser führe, als ein bescheidentlicher Handelsmann mein Hirn abquälend, wie ich den reichsten Zins aus meinem Gelde schinde? — Oder sollte ich bei meines Vaters Gewerbe geblieben sein, Korn zu mahlen, altes Eisen zusammen zu handeln, dem Bauern den Spaten, dem Schmiede die Nägel zu verkaufen? — Was für eine andre Lust, wenn das Eisen zu Stahl gehärtet ist, die Sonne auf eine Klinge blitzt, auf einen Harnisch um die Brust! — Die Zeit ist groß und lebendig, und wir alle leben dennoch dahin wie armselige Schlucker, ohne Traum, ohne Sehnen, ohne Durst nach ihrem Glanz! — Ha! Nein! — Mich dürstet, sag' ich dir! — Ich dürste — ich lechze! — Mich verlangt so oft, mit wilder Sehnsucht, diesen Trödel hinzuwerfen, den Stimmen zu gehorchen, die mein Innerstes erfüllen —"

Ermüdung schien sein Wort abzuschneiden. Er schwieg wieder und grübelte.

„Ja! Gold hab' ich erworben! — Ich habe Säcke voll Gold, das mir gehört. Wenn ich meine Hände darauf lege, kann ich mit den Fingern das kalte, schöne, köstliche Metall fühlen. Ich kann die Säcke voll Gold zusammenstellen, ich kann mich fest und bequem darauf setzen, wie auf einen Stuhl. Oder ich kann mir ein herrliches Lager darauf bereiten, daß ich mich ganz darauf auszustrecken vermag. Dann fühle ich das gelbe, feurige Gold, als hätte es Leben, an meinem ganzen Körper! Ich kann mit so viel Gold in meinem Besitze unendlich vieles thun, wozu kein andrer im stande ist. Es stählt aber auch mein Herz. Es legt einen festen, undurchdringlichen Panzer um meine Brust. Einen Panzer von lauterem Golde —!"

Pascuttas Augen begannen zu glänzen. Er hätte sehen können, wie sie aus dem Schatten ihres Winkels hervorleuchteten. Denn sie hielt ihre Blicke unverwandt auf ihn gerichtet. An ihrem Munde grub es wie ein Lächeln.

„Was hat es mir jedoch bis jetzt genützt?" fuhr er fort. „Ich darf den Großen Dienste erweisen, darf mit Wagen und Gefahren fremden Ruhm vermehren. Sie schenken mir Vertrauen, oder sie thun, als ob sie es schenkten. Die Venetianer schmeicheln mir mit großen Briefen. Der König von Frankreich hat mich zum Ritter gemacht. Mißtrauisch und hinterlistig wird der eine sein wie der andre! — Freunde drängen sich an mich und vergnügen sich an meinem Tische. Darf ich einem einzigen trauen?! — Glanz und Ehren winken mir . . . und ein einfältiges Mädchen darf mich dennoch verhöhnen! Ich hab' gedacht, es seien Kräfte in mein Leben gekommen, die alles in Frieden versöhnten — doch alles ist Trug und Spielerei für kindische Herzen. — Oder giebt es solche geheime Kräfte, Pascutta? — Giebt es Zauber, so süß wie die Dichter singen, und Herzen, die wirklich nach Liebe begehren? Wo ist das viele Schöne, das die Welt in sich bergen soll und wovon die Menschen faseln? Die, die kein Ziel und keinen Mut haben? — Ach, alles das ist albernes Geflunker und weibisches Geplärre! — Die Liebe?! — Was soll die Liebe? — Sie ist stumm, wo sie beredt sein sollte . . . Sie ist scheu . . . Sie ist feig . . . Es verwebt sie ein kalter Windstoß. Ein einziger Augenblick des Hasses wiegt ein Jahr von Liebe auf. — Es zerstört sie ein einziges hartes Wort. — Sie erstickt in der Freude. Sie ertrinkt in den Thränen. Sie verschmachtet in der eignen Glut. Sie erblindet an dem Tageslichte des Lebens. Sie erlahmt auf steinigem Wege. Sie verirrt sich, sie findet sich nicht wieder, wie ein scheu gewordenes Pferd in einem fremden, finsteren Walde. Sie ist wie ein süßliches Gift, das im Nu durch alle Adern rinnt; aber nur das Herz füllt sich davon mit Feuer — die Arme werden schlaff. — Wie in einem weichlichen Daunenbette wältzt man sich in der Liebe, und alle Träume werden träge und üppig zugleich, daß die kühne Lust am Leben schwindet. Ja, mit Verblendung schlägt sie die Augen, und die Tage rinnen dahin, als sollte man von ungefähr sein Schicksal finden, statt mit entschlossenen Händen daran zu bauen . . . Ich träumte und sann und habe mir alle Gedanken zusammengetragen, und doch bin ich träg geworden, faul und unentschlossen, als stände nicht alles sonnenklar vor meinen Blicken. Ich brauche den Tand nur mit den Füßen zu zertreten und meine Hände zu regen, wie ich hätte thun sollen, schon lange her. — Ich brauche nur zu lachen über die Liebe, damit ihr Bild zusammenfällt wie Staub —"

Digitized by Google

„Was faselt Ihr von der Liebe, Bertrand Sacchia?“ sagte nun das Weib, da er abermals ermüdet schwieg und seinen Kopf in beide Hände stützte. Ein spöttisches Lächeln zuckte um ihren Mund. „Oder habt Ihr Euch gar zu wohl die Zeit vertrieben beim Vitusfest, und nun macht sich der reichliche Wein Euch selber zum Widerpart? Wohin seid Ihr des Weges um diese ungewöhnliche Zeit? Mir deucht, zu schlafen wäre Euch das rechte!“

„Ich will frei werden!“ rief er, plötzlich wieder lebendig, mit jäher Leidenschaft. „Ich wünschte mir eine Aufgabe, stolz und selten, voll Lockung und Gefahr. Ich wünschte, daß ich meine Kraft, meine List, meinen Mut und mein Gold dafür einsetzen könnte. Eine Schar von Tapferen sollte mich umgeben. In unsern Herzen sollte die Begeisterung flammen, und unser Gebet soll unsre Rache sein ... Mit Liebe, mit Haß, mit Ruhm und Gewinn wollten wir stillen unsern tiefen, brennenden, schrecklichen Durst. Ich wünschte dies Leben der Nichtigkeit von mir zu werfen, und statt dessen mich zu regen und zu kämpfen und zu siegen oder zu sterben, weil ich so lechzend dürste —!“

Das Weib erhob sich, unruhiges Feuer in den Augen. Sie stand aufrecht still; ihre sehnige Gestalt nahm sich seltsam hoch und dunkel aus in dem düsteren Lichtscheine unter der niedrigen Decke, da sie so plötzlich aus dem Schatten sich aufgerichtet.

Sie strich ihre Haare aus der Stirn zurück und atmete tief auf.

„Seltsame Reden schlägst du an, Bertrand Sacchia!“ sprach sie langsam, und ihre Stimme bebte wie von geheimer Schwere, die diese Worte in sich trugen. „Mir ist, als zitterte dabei ein brennender Pfeil in meinem Herzen —“

„Und du verstehst mich!“ rief er aus und maß sie mit plötzlichem Erstaunen. „Du verstehst alles, was mich bewegt; das weiß ich. Dein eignes Leben ist einsam und furchtbar geworden und öde, durch Mord und Raub. Wie eine Wölfin hausest du verlassen im Walde und weißt, wie alles gekommen! Brauchst du noch andres, um meinen Drang und meine stürmische Unruhe zu begreifen, so gedenke der fernen Zeit, wo Mord und Elend unter euch gewütet, das Land in Feindeshänden, eure Aecker wüst, eure Dächer vom Feuer zerstört gelegen? Jener Zeit, wo euer Blut in Strömen geflossen, wo eure Kinder nach den Vätern, eure Frauen nach den erschlagenen Männern schrieen!“

Pascutta zuckte zusammen.

„Großer Gott!“ stöhnte sie.

Sie ließ sich wieder auf das Lager sinken und verhüllte ihr Gesicht mit beiden Händen.

Lange blieb es stille. Nur hin und wieder knisterte ein Fünkchen vom Oelfaden der Lampe. Draußen scharrte das Pferd unruhig den Boden. Bertrand Sacchia sprang auf.

„Schläfst du? — Wache, sag' ich dir, Pascutta, wache! — Vieles kann ich machen mit meinem Golde, und auch du sollst davon haben. Wache! Wache! Sei gewärtig! Horche auf den Schritt, der sich vom Walde naht! Schieb den Riegel zurück, wenn es an deine Thür pocht! Sei gewärtig, denn es kommt auch noch deine große Stunde. Schlag ein in meine Hand, Pascutta! — Jetzt aber drängt meine Zeit; ich muß heim. Mögen sie sich dort drüben ohne mich behelfen, wie sie wollen. Leb wohl!“

Regungslos blieb das einsame Weib in sich gesunken am Bettrande sitzen. Von der offenen Thür trieb ein Luftzug herein und wehte die Flamme des Oelfadens auseinander, daß sie angstvoll bebte und flatterte.

Bald verhallte der Hufschlag des Pferdes in der Ferne. Und wieder war das Schweigen der Nacht ringsumher.

*

Als Bertrand Sacchia spät am nächsten Mittag erwachte, fiel sein erster Blick auf Fra Nicasio, der wartend an seinem Bette saß.

Der Mönch nickte.

„Lange in den hellen Sommertag hinein geschlummert,“ sagte er. „Aber das habt Ihr verdient! Wirklich, Ihr zwingt mir allen Respekt ab. Der Gaul muß zu Schanden geritten sein. Und Ihr selbst spürt wohl tüchtig Eure Gliedmaßen?“

„Ich war am Vitusfeste zu Maran,“ entgegnete Sacchia erstaunt.

„Ich weiß, ich weiß!“ fiel ihm der andre ins Wort. „Und trotzdem rittet Ihr zu Udine ein, bald nachdem die Sonne sich auf den Himmel gehoben.“

Sacchia betrachtete den Rätselhaften mit Verwunderung. Hielt er denn auch ihn beständig im Auge?

„Wann schlaft und ruht Ihr eigentlich, Gaccio?“ fragte er.

„Gut und gerne wann immer ich nicht zu wachen brauche,“ antwortete Fra Nicasio ausweichend. Dann heftete er seinen Blick lange und prüfend auf den Liegenden, wandte ihn wieder weg, erhob sich, ging an das Fenster und kehrte wieder zurück. Er schien etwas zu überlegen, das er zu sagen hatte. Doch schwieg er noch eine geraume Weile.

„Ihr habt zu sprechen, wie ich sehe,“ forderte ihn Sacchia endlich auf.

„So ist es,“ bejahte Gaccio. „Und Ihr habt es selbstverständlich erwartet. Sechs Monate sind um, seit Ihr in Venedig gewesen. Zu dieser Zeit wolltet Ihr im klaren sein. Zugleich löst der Rat der Zehn das Schweigen den Wissenden. Wir müssen klar und verständlich sprechen, ohne Rückhalt. Es ist die Zeit dafür gekommen —“

Sacchia richtete sich unruhig auf. Sein Blick wurde lebendig und glänzend. Er richtete ihn voll Erwartung auf Gaccios dunkles Gesicht.

„Trotzdem habe ich selbst Euch wenig zu sagen,“ fuhr dieser fort. „Ich führe hier ein

Digitized by Google

geheimes Schriftstück mit, das Euch alles eröffnet. Antwortet mir bloß vorher: es ist Euch bewußt, durch wen der Senat erfuhr, daß Bertrand Sacchia zu Udine der richtige ist, das weiteste Vertrauen zu empfangen —"

„Ihr waret es!" unterbrach ihn Sacchia.

„Und in den schwierigsten Plänen der Republik zu Diensten zu sein," vollendete der Mönch. „Ja, ich war es. — Der Prokurator Contarini hat durch mich von Euch erfahren; auf mein Wort hin hat der Rat Euch nach Venedig bestellt und die Unterhandlungen mit Euch begonnen. Ihr habt bisher gezögert und habt Euch nicht entschlossen. Es hätte sein können, daß das Vertrauen des Rates dadurch ins Schwanken geriet. Da Ihr jedoch heute schon von Maran zurückgekehrt, wo Euch vielleicht Unliebes widerfahren —"

In diesem Augenblicke war es, als hätte das Geschick einen Träger gebraucht, zu seiner letzten Entscheidung. Bertrand Sacchia fühlte gleich einem plötzlichen heftigen Stoße in seinem Innersten, daß der Mann, der mit forschendem Blicke seine Antwort erwartete, einen weiten, bebenden, lebendigen Kreis, in dem sich stürmende Gedanken bewegten, mit eben diesem Blicke in eins zusammenschloß.

Er machte eine heftige Bewegung.

„Es ist vorüber!" rief er mit Leidenschaft. „Was immer Euch in Eurer unbegreiflichen Kundschaft bekannt geworden, kaum daß es geschah — ich bin entschlossen!"

Ein Blitz fuhr durch Fra Nicasios dunkle Augen.

„Wohlan!" sagte er schwer aufatmend.

„Ich bedarf jetzt der Verfügungen des Senates," sagte Sacchia. „Ich brauche seine Verbindlichkeit für die Opfer, die ich inzwischen selbst zu bringen willens bin. Der Männer, die mir helfen sollen, bin ich sicher. Und eines Weibes, die mehr vermag, als Ihr dächtet. — In wenigen Monaten kann alles vorbereitet sein. Die Hauptleute Cipriani und Bernardin del Castro sind mein. Ich habe zu Muzzana Michael Scarabiti, der gegen zweihundert Mann aufzubringen vermag. Eine Schar entschlossener Leute hört auf das Weib Pascutta, das Ihr kennt; es gelingt mir, sie zu allem zu bewegen. Es kann im kommenden Winter geschehen. Ich verlange jetzt nur noch die Verbindlichkeit des Senates der Republik..."

„Vergebt mir eines," unterbrach ihn der Mönch. „Ihr waret nicht zu allen Zeiten so, Bertrand Sacchia, daß Eure Freunde völlig sicher sind dessen, worauf sie bauen dürfen. Ihr hattet lange Zeit schon Verbindungen mit dem französischen Könige, dessen Gesinnung gegen den Kaiser wohlbekannt. Die Republik, deren Unterthan Ihr seid, hat Euch ihrerseits so vielen Vertrauens würdig befunden, als sie nur Auserwählten zu schenken pflegt. Vor wenigen Monaten aber hat Euch der König zum Ritter gemacht; Ihr traget nun Ehren, womit er Euch bekleidet. Auch von denen, die Ihr nanntet, war einer insgeheim in Verhandlungen mit dem Vertrauten des Königs, der Euch nicht vor lange hier aufgesucht."

Sacchia schwieg. Da hob Gaccio mit einem Male so bewegt seine Stimme, als senkten sich seine Gedanken so tief in dies Menschenherz, daß er seinen verstecktesten Puls damit berührte.

„Sacchia! Sacchia, höret mich und seid beschworen wohl aufzunehmen in Eurem Gemüte, was ich nun spreche ... Ich kenne Euch so sehr: Ihr glaubtet nicht, wie ich Euch kenne! Ich kenne Eure Jugend und Euern Stolz, Euern Ehrgeiz und den Drang, von dem Ihr erfüllet seid, von jeher. Eure Kraft kenne ich und Eure Schwäche! Ich weiß, mit wie wildem Mute Euch Euer Streben treibt, und ich weiß, wie sehr Ihr dürstet, daß um alles in der Welt Eure hoffärtigen Wünsche sich einmal erfüllen. Ich weiß, daß Ihr ein Fels sein könntet, an dem ein Strom seine Fluten bricht — und ich weiß, daß Euer Innerstes zuweilen klafft, als hätte der Blitz in den Fels geschlagen und ihn gespalten bis zum Grunde ... Und manchmal seid Ihr statt des aufrechten Felsens wie ein Rohr im Winde. Da peitscht Euch verzweifelter Wankelmut, und weder Euch selbst noch die Dinge umher vermögt Ihr zu fassen. Unentschlossen haltet Ihr dann still, als stündet Ihr inmitten von springenden Quellen und wüßtet nicht, von welcher für Euren Durst zu schöpfen! Merket auf, Bertrand Sacchia! Für jeden kommt die Stunde im Leben, da muß er offenbaren, nach welchem Ziel sein Schritt sich wendet. Es kommt die Stunde, wo er die verborgenen Wege nicht mehr gehen kann, auf denen niemand sein Geheimnis durchschaut. Er muß auf die breite Straße treten und dem Lichte wie er entgegensehen. Und nicht zittern darf er, wenn das Licht seinen Blick erkennen läßt und jeden Zug seines Antlitzes; wenn der Augenblick gekommen ist, wo er siegen will oder sterben. Für vieles kannst du sterben, Sacchia, doch für eines nur den Sieg erringen. Der Allmächtige erleuchte dich, daß du eins bist in dir selber, denn die Stunde der Entscheidung hat geschlagen!"

Hastig griff er bei den letzten Worten in sein Gewand und holte ein zusammengefaltetes Schriftstück hervor.

„Nehmt es an Euch! Ihr findet darin, was Ihr vom Senate begehrtet. Hier! Faßt es an mit Euern Fingern. Doch achtet! Denn ist Eure Seele nicht getreu, so brennt es Euer Fleisch wie glühende Zangen! Und gedenket dieses Augenblickes, Bertrand Sacchia! Ihr findet hier, was die Republik zu Euerm Lohne bieten will, und auch zu Eurer Ahndung. Denn von diesem Augenblicke seid Ihr dem Rate der Zehn anheimgefallen, ob zum Guten oder zum Bösen. Ich lasse Euch allein!"

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die preussische Jubiläumsmedaille 1801. Von F. Loos.

Die Begründung des Königreichs Preussen.

„Denn Preußens Zollernaar hält seine Riesenflügel
Weit über Deutschland hin, und schauend hält die Zügel
Des Reichs ein starker Fürst. Verschwunden ist der Neid
Der deutschen Stämme nun, sie stehn vereint als Brüder,
Und Barbarossas Zeit, die herrliche, kehrt wieder:
In Deutschland waltet Einigkeit!“

Mit diesen Worten begrüßte einst ein märkischer Dichter die Erhebung des Kurstaates Brandenburg zum Königreich Preußen, und wenn es seinen Versen auch an poetischem Gehalt fehlen mag, den prophetischen Geist können wir ihnen nicht absprechen. Die armselige Mark, durch Jahrhunderte zerrüttet in unablässigen Fehden im Innern und durch Kämpfe mit äußeren Feinden, arg verspottet als des Heiligen Römischen Reiches Sternsandbüchse, unter den Hohenzollern wuchs und erstarkte sie zu einem Staate, der sich in der politischen Entwicklung Deutschlands Achtung erzwang. Am deutlichsten offenbarte sich dies unter Friedrich Wilhelm, dem Großen Kurfürsten. Während des größeren Teiles des Dreißigjährigen Krieges noch ein Spielball aller Parteien, mit dem die Kriegführenden nach Belieben verfuhren, trat Kurbrandenburg, dank der Thatkraft des jungen Herrschers, plötzlich als eine Macht auf, mit der zu rechnen die damaligen Großstaaten nicht verschmähen durften. Mit starker Hand griff Friedrich Wilhelm in die europäische Politik ein, und wenn er auch schmerzliche Enttäuschungen erlebte, so war doch der Ruf Kurbrandenburgs als eines achtunggebietenden Staates gesichert. Hatte doch der hochmütige „Roi Soleil“, König Ludwig XIV. von Frankreich, sich dazu verstehen müssen, dem kleinen Kurfürsten von Brandenburg die Anrede „Mon frère“ zu gönnen.

Schon Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, soll den Gedanken erwogen haben, angesichts der Machtstellung, die er sich und seinem Lande errungen hatte, die Königswürde zu erwerben. Sichere Nachrichten liegen hierüber nicht vor, doch sprechen mancherlei Gründe für jene Annahme. Weil Kurbrandenburg nur als Lehnsstaat galt — nur in dem nicht zum Deutschen Reiche gehörenden Herzogtum Preußen war der Kurfürst souverän —, hatte es mancherlei Zurücksetzung zu erleiden. Bei Verhandlungen und Verträgen unter den mächtigeren Staaten wurde es nicht immer zu Rate gezogen, und seine Einwände und Vorschläge fanden nicht die gebührende Beachtung. Dieser Zurücksetzung ließ sich begegnen durch die Annahme der Königswürde, die der thatsächlichen Macht auch das äußere Ansehen hinzufügte. So ist es möglich, daß Kurfürst Friedrich III. beim Erstreben der Königskrone nur einen Plan aufnahm, der ihm von seinem Vater her bekannt war, jedenfalls aber läßt sich bei ihm dieser Plan bis in die Anfänge seiner Regierung zurückverfolgen. Zunächst fand das Projekt nicht einmal bei allen Räten des Herrschers Billigung, und besonders widerstrebte ihm Eberhard von Danckelmann, der leitende Minister und ehemalige Erzieher Friedrichs. Hierdurch legte er den Grund zu jener Mißstimmung, die später zur vollen Ungnade, zur Amtsentsetzung und Einkerkerung führen sollte. Angesichts solchen Widerstandes im eigenen Lager kam die Angelegenheit nur langsam in Fluß. Vorsichtig hielt man Umfrage bei befreundeten Höfen, auf welche die Kurfürstin Sophie Charlotte, die geistreiche Freundin des Philosophen Leibniz, auch durch persönlichen Besuch einzuwirken suchte. Am Wiener Hofe wurde die Frage 1693 zum ersten Male vertraulich angeregt, ohne daß darauf ein Bescheid kam. Abermals warnten einige Minister vor dem Verfolgen des Planes, doch Friedrich III. verharrte bei seiner Meinung: „Solange ich nichts als Kurfürst bin, opponiert man mir allemal.“

Wiederum vergingen einige Jahre, ohne daß das Projekt sichtbar gefördert wäre, und erst nach dem Sturze Danckelmanns, 1697, wurde die Verwirklichung des Königsgedankens eifriger betrieben. So wenig Kolbe von Wartenberg, der neue Günstling des Hofes, sich mit dem wackeren Danckelmann vergleichen läßt, in dieser Angelegenheit erwies er sich geschickter. Einem jungen Diplomaten, Christian von Bartholdi, der 1698 nach Wien gesandt wurde, gelang es, wieder bessere Beziehungen zwischen beiden Höfen herzustellen, und so konnte er nach Berlin berichten, daß der Kaiser dem Plan nicht mehr prinzipiell widerstrebe. Uebrigens betonte der Kurfürst sowohl Bartholdi wie seinen Ministern gegenüber, daß er keineswegs vom Kaiser zum König „ernannt“ werden wolle, sondern nur dessen Zustimmung für die Annahme der Königskrone wünsche.

Digitized by Google

Die Salbung im Schlosse

Digitized by Google

ıigsberg, 18. Januar 1701.

Digitized by Google

Inzwischen war ein Ereignis eingetreten, auf das sich Friedrich III. als einen Präcedenzfall berufen konnte. Kurfürst Friedrich August II. von Sachsen, mit dem Beinamen der Starke, wurde im Juni 1697, nachdem er zur katholischen Kirche übergetreten war, zum König von Polen erwählt, und wenn er auch in deutschen Landen und dem Kaiser gegenüber nach wie vor nur Kurfürst blieb, so gönnte man ihm doch höflicherweise den höheren Titel; die Berichte jener Zeit nennen ihn stets „Seine Majestät von Polen“ oder kurzweg „Seine Majestät“.

Der Königsgedanke fand eifrige Förderung an einigen Stellen, wo man solche am wenigsten vermutet hätte, nämlich bei hervorragenden Mitgliedern der katholischen Geistlichkeit, sogar Jesuiten. Natürlich liehen sie ihren Beistand in der Voraussetzung, daß sich hieraus Vorteil für ihre Kirche gewinnen lasse, der kurfürstliche und künftighin königliche Hof zur katholischen Kirche übertreten werde, wie dies ja der kurſächsische Hof gethan hatte, um die polnische Königskrone zu gewinnen. Aber auch reale Vorteile scheinen bei einigen dieser Fürsprecher mitgewirkt zu haben, wenigstens bezog der Beichtvater des Königs August von Polen, Pater Vota, der in einer Denkschrift warm für die brandenburgisch-preußische Königsidee eintrat, seit 1698 vom Kurfürsten ein Jahrgehalt. Der Bischof von Ermland, Zaluski, reiste sogar selbst nach Rom, um den Papst Innocenz XII. für die Sache zu gewinnen, und brachte ein Breve mit heim, aus dem sich eine Zustimmung herauslesen ließ, — wobei jedoch daran gedacht war, daß der Kurfürst aus der Hand des Papstes die Krone in Empfang nehmen solle. Noch wichtiger war der Beistand des Jesuitenpaters Wolff in Wien, der einen großen Einfluß auf den Kaiser Leopold I. ausübte und sozusagen aus Versehen für Brandenburg gewonnen war. Infolge eines Irrtums beim Dechiffrieren einer Depesche war er nämlich in die geheimen Verhandlungen hineingezogen worden, und daß man sich gerade an ihn wandte, schmeichelte ihm; zugleich hegte auch er die Hoffnung, das zukünftige Königreich für den Katholizismus zu gewinnen, und zwar sollte der Anfang der Bekehrung dadurch gemacht werden, daß der brandenburgisch-preußische Thronfolger, der spätere König Friedrich Wilhelm I., eine habsburgische Erzherzogin als Gemahlin heimführe. Doch einschneidender als alle geheimen Beeinflussungen waren für die Entscheidung des Wiener Hofes die politischen Verhältnisse, das heißt die offenbare Notlage, in welcher sich der Kaiser Leopold befand. König Karl II. von Spanien, der letzte spanische Habsburger, von jeher schwächlich und leidend, war schwer erkrankt, so daß sein Ableben jederzeit eintreten konnte. Auf sein Erbe erhoben Kaiser Leopold I. im Namen seines Sohnes Karl und König Ludwig XIV. von Frankreich im Namen seines Enkels Philipp von Anjou Anspruch. Auch England und die Niederlande gönnten dem Hause Habsburg nicht das volle spanische Erbe, und so standen Verwicklungen von unabsehbarer Tragweite bevor, zu geschweigen von den Wetterwolken, die sich im Nordosten Europas zusammenzogen und schließlich zu jener Entladung führten, die in der Geschichte als „Nordischer Krieg“ bezeichnet ist. Kriegstüchtige und schleunige Hilfe konnte der Kaiser allein von Brandenburg erwarten, und so entschloß er sich, nachdem König Karl am 1. November 1700 gestorben war, endlich zur Unterzeichnung des denkwürdigen „Krontraktates“, worin er seine Zustimmung zur Rangerhöhung des brandenburgischen Kurfürsten erteilte. In denselben versprach Kurfürst Friedrich als Gegenleistung dem Kaiser 8000 Mann über seine Reichspflicht hinaus (also im ganzen etwa 15000 Mann) zum Kriege gegen Frankreich zu stellen, bei folgenden Kaiserwahlen dem Hause Habsburg den Vorzug zu geben und auf dem Reichstage, soweit es die Interessen des eignen Staates erlaubten, mit Oesterreich zu stimmen. Noch kurz vor Unterzeichnung des Vertrages (16. November 1700) versuchte die Wiener Camarilla, eine Klausel einzuschalten, laut welcher Kurfürst Friedrich das Recht des Kaisers, ihn zum König zu ernennen, anerkannt hätte, aber die Unterschiebung wurde entdeckt und die verfängliche Wendung beseitigt. Am 4. Dezember vollzog Kaiser Leopold den Vertrag, und am 16. Dezember brach der Berliner Hof in dreihundert Karossen nach

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF MICHIGAN

Königsberg auf, wo man am 29. anlangte. Die nächsten beiden Wochen waren den Vorbereitungen für die Festlichkeiten gewidmet, die am 15. Januar 1701 mit dem pomphaften Umzuge der Herolde ihren Anfang nahmen. Feierlich verkündeten sie der von nah und fern herbeigeströmten Menge die Erhebung des Herzogtums Preußen zum Königreich, und die gleiche Verkündigung erfolgte am nächsten Tage, einem Sonntag, von den Kanzeln. Am 17. Januar fand zur Feier des weltgeschichtlichen Ereignisses die Stiftung des hohen Ordens vom Schwarzen Adler statt, und an die Stelle des roten kurbrandenburgischen Adlers trat nunmehr als Wappentier der schwarze preußische Aar.

Der größte Pomp entfaltete sich am Krönungstage, dem 18. Januar 1701. Im Audienzsaale des Schlosses, wo sich der Hof, die Staatswürdenträger und die Stände versammelt hatten, setzte sich Friedrich, während von allen Türmen die Glocken läuteten, die Krone auf das Haupt und krönte alsdann seine Gemahlin — so war die Prophezeiung, die dem Erstgeborenen des Großen Kurfürsten in der Wiege geworden: daß dereinst eine Königskrone ihn zieren werde, in Erfüllung gegangen. Nachdem das Königspaar die Huldigung der Versammelten entgegengenommen hatte, begab es sich in die Schloßkirche, wo zwei Bischöfe — ein lutherischer und ein reformierter Hofprediger waren eigens zu dieser Würde erhoben worden — die Salbung vollzogen. Die eine unsrer Abbildungen giebt diesen feierlichen Vorgang wieder, während eine andre eine Scene aus den Volksbelustigungen darstellt, die in reicher Fülle veranstaltet wurden. Es ging hoch her in Königsberg, und man konnte sich in die Zeit der Krönungen zurückversetzt glauben, wie sie im Mittelalter in Aachen und Frankfurt stattgefunden hatten. Aus Röhrenleitungen sprudelte weißer und roter Wein zum Schöpfen und Trinken nach Gefallen, ein gebratener Ochse, mit gebratenem Geflügel gefüllt, ward dem Volk preisgegeben, und zehntausend Thaler in verschiedener Münze wurden unter die Menge verstreut. Auch die nächsten Tage brachten rauschende Festlichkeiten, doch vergaß König Friedrich I. darüber nicht die Werke fürstlicher Fürsorge, wie manche noch heute bestehende Stiftung bekundet. Am 8. März verließ der Hof die Krönungsstadt und traf am 6. Mai wieder in Berlin ein, durch Glockengeläut und Kanonendonner begrüßt. Auch hier reihte sich Fest an Fest, und wenn man sich in die zeitgenössischen Berichte vertieft, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß es viel zu viel des Schaugepränges, der lärmenden Lustbarkeit war.

Aber hinter dem äußeren Schein, dem eitlen Prunk barg sich doch eine sehr ernste Sache. Schnell zeigte sich, von wie großer Bedeutung die Erwerbung der Königskrone für die brandenburgisch-preußischen Lande war. Obwohl Friedrich I. zunächst nur König in Preußen hieß, wurde doch sofort der Name „Preußen“ für die Gesamtmonarchie üblich, und das Königtum bildete ein neues und wichtiges Bindemittel für die räumlich weit auseinanderliegenden, auch innerlich recht verschieden gearteten Teile. Treffend drückt dies Ernst Berner in seiner „Geschichte des preußischen Staates“ aus: „Allerdings waren die Länder, welche dem Kurfürsten von Brandenburg gehörten, militärisch und finanziell zu einem Staatswesen geeinigt und erschienen auch nach außen hin als Staat, aber noch fühlte sich der Märker als Märker, der Pommer als Pommer, der Magdeburger als solcher, der Mindener als Mindener. Nun war ein einheitlicher Name für den Staat gefunden, und bald gab es nur noch eine königlich preußische Armee, königlich preußische Behörden und königlich preußische Unterthanen. Der einheitliche Name wurde ein fester Kitt für die Einheit des Staates, und die Königskrone wurde ein Eckstein für die Bildung des preußischen Staates, des preußischen Vaterlandes. Der gemeinsame Name, der von der Krone auf den ganzen Staat überging, hat wesentlich mitgewirkt, in den Unterthanen das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das Bewußtsein eines gemeinsamen Vaterlandes zu bilden.“

Daß in dem neuen Königreich Preußen eine Gefahr für Oesterreich lag, ahnte man dort wohl, und niemand hat dies drastischer zum Ausdruck gebracht als Prinz Eugen, der „edle Ritter“, der meinte, diejenigen kaiserlichen Räte, die der Rang-

Digitized by Google

erhöhung des brandenburgischen Kurfürsten zugestimmt hätten, müßten von Rechts wegen gehängt werden! Aber andrerseits wußte er auch die brandenburgisch-preußische Tüchtigkeit zu schätzen, wie sich im Verlaufe des Spanischen Erbfolgekrieges zeigte, der unmittelbar zusammenfällt mit der Begründung des Königreichs Preußen. Weit über seine Vertragspflicht hinaus stellte König Friedrich I. dem Kaiser Truppen zur Verfügung. Geführt von dem jungen Fürsten Leopold von Anhalt, dem späteren „alten Dessauer“, hatten sie einen erheblichen Anteil an den Siegen bei Höchstädt (1704) und Turin (1706), und auch bei Oudenaarde (1708) trugen sie zur siegreichen Entscheidung bei. Wie hoch die Oberfeldherren die „Preußen“ bewerteten, geht am besten daraus hervor, daß sowohl Prinz Eugen wie der Herzog von Marlborough wiederholt nach Berlin reisten, um weitere Verstärkungen zu erbitten. Materiellen Vorteil hatte das junge Königreich von dem blutigen Kriege, der dreizehn Jahre wütete, nicht, vielmehr erntete es nur den üblichen Dank vom Hause Oesterreich, aber der Name „Preußen“ hatte doch seine ruhmvolle Feuertaufe erhalten.

Das war wichtig manchem andern Staate gegenüber, denn nicht überall wurde das junge Königreich sofort als zu Recht bestehend anerkannt. Daß der Deutsche Orden, dem einst das Land Preußen gehört hatte, und der noch immer ein verborgenes Scheindasein führte, Einspruch erhob, war nur komisch, und ohne Belang auch der Protest des Papstes Clemens XI., der im April 1701 die katholischen Fürsten warnte, dem „Markgrafen Friedrich von Brandenburg“, der im alten Ordenslande Preußen sich eine Königsherrschaft anmaße, königliche Ehren zu erweisen. Aber auch Frankreich und Spanien hielten sich zurück und erklärten erst 1713, in dem Jahre, da Friedrich I. starb und sein thatkräftiger Sohn, der „Soldatenkönig“, ihm folgte, ihre Zustimmung, ja Polen bequemte sich hierzu erst 1764, zu einer Zeit, wo die Stimme dieses zerrütteten Reiches überhaupt nicht mehr ins Gewicht fiel.

Die Geschichte weiß aus der Regierung des ersten Preußenkönigs sonst nichts Besonderes anzuführen, als daß er, unterstützt von seiner geistreichen Gemahlin, ein freigebiger Freund der Künste und Wissenschaften war und eine offene Hand für die Pflege alles Schönen hatte. In den Handbüchern findet man dazu den üblen Beisatz: „Prachtliebend und verschwenderisch.“ Aber er war doch mehr. Baute er auch nur weiter auf der festen Grundlage, die sein großer Vater geschaffen, so war doch er es, der dem Bau die gezierende Krönung gab. Diese That ist sein, und er vollführte sie nicht bloß zur Genüge des eignen Ehrgeizes, sondern zum Vorteil seines Staates und, wie sich in der Folgezeit offenbart hat, zum Heile des gesamten deutschen Vaterlandes. Wie der erste Preußenkönig zu bewerten sei, hat wohl keiner glücklicher ausgedrückt, als es der alte Otto Friedrich Gruppe in seiner schlichten Dichtung gethan:

Was doch der neue König prunkt,
Als wär' er schier der Kaiser!
Mit Maß, Herr König! Ei, mich dunkt,
Fein sparen wäre weiser.

Den Vater stellt er auf zu Roß
An Erz dort auf der Brücke,
Der schaut so stolz nach seinem Schloß,
Kost't aber Golds viel Stücke.

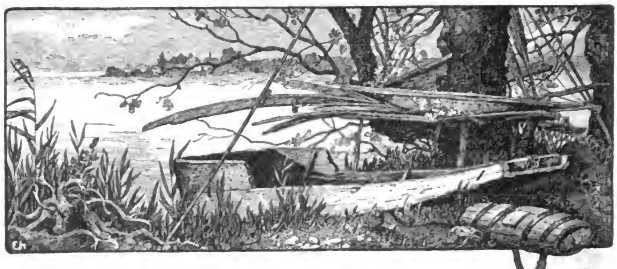
Ein Zeughaus baut er auch fürwahr,
Darin in Stein viel Waffen.
Was soll das für die kleine Schar?
's ist traun ein eitel Schaffen.

Und gar wie für ein Kaisertum
Will er ein Schloß erbauen.
Verschwenden ist kein großer Ruhm;
Laßt, wie das endet, schauen!

Er sollte doch wohl in Berlin
Ein wenig häuslich wohnen;
Der deutsche Kaiser kann zu Wien
In solcher Pracht nicht thronen.

Der König hört es wohl und spricht:
„Nicht mir! Für die da kommen —
Ich hatte so ein Traumgesicht —
Hab' ich das Maß genommen.“

Ernst Schubert.



Digitized by Google

Zu dem Artikel: **„Die Uniformen der österreichisch-ungarischen Armee“**, Seite 138.

Digitized by Google

Leibgarde-Infanterist.

Die Uniformen der österreichisch-ungarischen Armee.

(Aquarelle von Adolf Wald.)

Wer die Gelegenheit gehabt, die österreichisch-ungarische Armee in ihrem Leben, Wirken und Schaffen kennen zu lernen, wird derselben seine Anerkennung und Bewunderung um so weniger versagen können, als sie, aus verschiedenen Nationen zusammengesetzt, ein einheitliches, von trefflichem Soldatengeiste durchdrungenes Ganzes bildet. Der ausdauernde Infanterist, der schmucke, bewegliche Jäger, der feurige Husar und der kluge Artillerist sind Spezialitäten des österreichisch-ungarischen Heeres, in dem zwar still, aber rastlos und unermüdlich an der fortwährenden, auf der Höhe der Zeit stehenden Ausbildung und Schlagfertigkeit durch ein zielbewußtes Offiziercorps gearbeitet wird. Auch hinsichtlich der Adjustierung zeichnet sich die österreichisch-ungarische Armee in vielem vorteilhaft aus. Neben den prunkvoll adjustierten Generalen und Leibgarden sieht man die einfachen, dem praktischen Bedürfnisse entsprechenden und dennoch schmucken Felduniformen der Truppen. Wir bringen heute einige Adjustierungs- und Ausrüstungsskizzen dieser Armee und nennen zunächst die für den Dienst am Hoflager bestimmten Garden, und zwar Garden der 1763 errichteten Arcierenleibgarde und der 1760 errichteten ungarischen Leibgarde: weiter folgen ein Infanterist der 1802 errichteten Leibgarde-Infanteriecompagnie und ein Mann der zur Bewachung der Krone des heiligen Stephans zu Budapest bestimmten königlich ungarischen Kronwache. Ein andres Bild zeigt links einen General in deutscher Gala, rechts einen in der pomphaften, goldstrotzenden ungarischen Gala, in der Mitte einen eine Meldung vorlesenden Heeres-Ulanenoffizier. Mehrere Skizzen hat der Maler dem Manöverfelde entnommen. Ein General zu Pferd in Campagneadjustierung hört den Bericht des neben ihm stehenden Generalstabsoffiziers. Im Hintergrunde hält sein Ordonnanzoffizier (Dragoner), kenntlich an der breiten, quer über die Brust zur linken Seite gelegten Feldbinde; links im Vordergrunde ein Pionieroffizier in Marschadjustierung, rechts ein Stabsoffizier des Geniestabes im Waffenrock mit Feldbinde, während weiter rechts im Hintergrunde ein Offizier der reitenden Batteriedivision das Manöverfeld mit einem Feldstecher rekognosciert. Weiter sehen wir eine in Schwarmlinie aufgelöste, im Feuer befindliche Infanterieabteilung, einen bosnisch-herzegowinischen Infanteristen mit dem landesüblichen Fes als Kopfbedeckung, eine Tragonerpatrouille in vollständiger Marschadjustierung, im Begriffe, eine steile Lehne zu passieren, dann eine prächtige Attacke durch Husaren, die spezifisch ungarische Truppe, und schließlich einen Landwehrulanen, dessen Uniform und Ausrüstung

Bosnischer Infanterist.

Digitized by Google

jener des Heeresulanen bis auf die mit Regimentsnummern versehenen Uniformknöpfe vollkommen gleicht. Von prächtiger Natürlichkeit ist der seine Pfeife erklärende Feldwebel eines ungarischen Infanterieregiments in Paradeadjustierung, dem links ein mit seinen Werkzeugen bepackter Pionier, rechts ein schmucker Sohn der Tiroler Berge, ein Kaiserjäger, zuhört. Weitere drei Bilder sind der Artillerie gewidmet. Im ersten müht sich die Bedienungsmannschaft eines Feldgeschützes, dasselbe einen Abhang empor in die Feuerlinie zu bringen, und unverdrossen arbeiten die braven Feldartilleristen an der Bewältigung ihrer Aufgabe. Im zweiten sehen wir ein mit einem 7 Centimeter-Gebirgsgeschütz beladenes Tragtier, geführt von einem Gebirgstrainsoldaten. Die Gebirgsartillerie hatte in Bosnien und der Herzegowina in den Jahren 1878 und 1882 hinreichende Gelegenheit, ihre Tüchtigkeit zu bethätigen. Zu einer Gebirgsbatterie gehören vier Tragtiere, von denen eines, wie bereits erwähnt, das Geschützrohr trägt, während das zweite die Lafette, die beiden andern die Munition zu tragen haben. Ferner sehen wir eine Abteilung der Festungsartillerie, im Bedienen und Richten eines großen Belagerungsgeschützes begriffen: ein

Infanterie-Schützenlinie.

Offizier der Tiroler Landesschützen, ein Regimentsarzt der Landwehr und ein Offizier der Sanitätstruppe schauen zu. Endlich erwähnen wir noch die zum Kundschaftsdienste ausgesendete Radfahrerpatrouille der Infanterie, die, auf den Feind gestoßen und schnell das zusammenlegbare Waffenrad auf den Rücken nehmend, das Feuergefecht, hinter einer Mauer gut gedeckt, sofort aufgenommen hat.

L. S.

Digitized by Google

Der heimliche Weg.

Drei Scenen aus einem Ehedrama.

(Schluß.)

Von **Lou Andreas-Salomé.**

Helene schaute auf Gruber mit großen Augen, die zu suchen und zu fragen schienen, die voll Unsicherheit und heimlicher Erwartung und Hoffnung waren, dabei wiederholte sie ganz gedankenlos: „Mein Verdienst —“

Ungarischer Leibgardist.

Landwehrulan.

„Ja, gewiß. Du bist so sanft. Giebst stets nach.“ Nach einer Pause begann er wieder:

„Du — Helene!“

„Ja — Eberhard?“

„Du müßtest wirklich nach dem Süden reisen, gieb auch diesmal nach, bitte!“ rückte er vorsichtig heraus.

„Ach, hast du darüber vorhin so beredt — geschwiegen?“ sie lachte leise, ein ganz schüchternes Glück klang darin: „nein, nein! gerade jetzt nicht, durchaus nicht, Eberhard.“

„Wenn es dir doch aber notwendig ist, wenn es dir doch aber gut thun würde —“

Sie schüttelte den Kopf.

„Von Notwendigkeit ist keine Rede, und gut thun? Meinst du, mir thäte es gut, zu wissen, daß ich jetzt, wo wir die meisten Kranken bekommen, wo es zudem an Personal fehlt, — daß ich da im Süden sitze und zu meiner Erholung auf und ab atme?“

Gruber kam näher. Eindringlich sagte er:

„Du wünschest schließlich doch wohl selbst, gesund zu sein!“

„Gesund? Ach, ich weiß nicht.“ Helene ließ das Nähzeug sinken; „eigentlich wünschte ich all die Jahre nur, nützlich zu sein. Am gesundesten fühlt man sich vielleicht, wenn man am allerwenigsten an sich selbst denken kann. Nein, du, fort geh' ich nicht.“

„Und an mich denkst du gar nicht?“ fragte Gruber bekümmert.

Helene blickte auf, ihre Augen wurden tief und warm.

„An dich — o, an dich gerade denke ich ja!“ gestand sie viel leiser, „gerade an dich. Soll ich im Süden sein, während du hier alle Traulichkeit und Pflege entbehrst; will ich denn etwas andres, als dich umhegen, dich umgeben mit den kleinen häuslichen Dingen, die dir zu deinem Wohlsein von jeher so notwendig gewesen sind? Hast du nicht selbst oft gesagt, ich sei dir unentbehrlich darin?“ fügte sie fast triumphierend hinzu und doch voll werbender Schüchternheit im Ton.

„Ja, gewiß, gewiß! Aber darin mußt' ich mich eben bescheiden. Und wahrhaftig, das würde ich auch —“ Gruber besann sich, womit er sie überreden könnte: „Ich würde eben arbeiten.“

„Ach, was hilft das! Arbeiten thust du ja ohnehin. Nein, daß du mich aber auch durchaus fort haben willst!“ beklagte sich Helene, aber im Lächeln, das noch immer weich und seltsam verschönend in ihrem Gesicht stand, lag lauter Glück verborgen über seine zärtliche Besorgnis.

Gruber suchte nach überzeugenden Gründen.

„Ich würde dann eben doch noch anders arbeiten,“ behauptete er, „so mit andrer Drangabe, weißt du. Wirklich, noch heute sprachen Morosow und ich über diesen Punkt: sich so ganz mal in eine Arbeit zu vergraben, wie ein Junggeselle es thäte, ohne jegliche, noch so angenehme Ablenkung, ja, da käme noch was heraus; auch von sich selbst meinte er das, gebunden durch Frau und Kinder, wie er ist. Und dann die Beruhigung: dich im Süden zu wissen.“

Digitized by Google

„Mich im Süden zu wissen!“ wiederholte Helene ganz langsam. Aus ihren Augen verschwand das Lächeln. Erst nach einer Pause sagte sie mühsam:

„Also das würdest du thatsächlich wünschen. Also du ersehnst es. Du meinst, es wäre dir gut, wenn ich —“

„Ja, ganz gewiß!“ fiel er hastig ein, „und ach, Helene, wenn du so recht deiner Erholung lebtest —“

Sie nickte müde vor sich hin.

„Ja, ja. Warum also hier bleiben. Warum nicht fortgehn. Ich bin eine große, große Thörin, Eberhard.“

Gruber setzte sich ganz erfrent neben sie auf den Diwan und griff nach ihren Händen.

„Du willigst ein?! O, wenn du nur erst einwilligst! Ich danke dir so sehr dafür, Helene!“

Helene überließ ihm schweigend ihre Hände, sie saß ganz zusammengesunken da. Plötzlich fuhr sie aus ihren schweren Gedanken auf, verstört:

„Aber was reden wir denn da,“ bemerkte sie ungeduldig, „in Wirklichkeit kann doch keine Rede vom Süden sein, Eberhard. Ich meinte nur: selbst wenn ich bereit dazu bin, dir hier nicht im Wege zu stehn, wir könnten es doch gar nicht ermöglichen.“

„Im Wege stehn!“ Gruber lachte herzlich in seiner Freude. „Aber du fürchtest wohl, daß du den Urlaub nicht bekommst? Ja, warte nur, den krieg' ich dir schon.“

„An den Urlaub dachte ich jetzt eben nicht,“ antwortete Helene gleichgültig. „Aber wir haben ja doch durchaus nicht das Geld dafür.“

„O, was das betrifft! Nicht gerade viel, aber dafür denn doch.“

„So?!“

„Freilich, Lene.“ Gruber klopfte sie lächelnd auf die Schulter. „Wir haben doch einiges Gespartes.“

Helene sah ihn forschend, ungläubig an. „Von wo? Sagst du's mir nur, um mich zur Reise zu veranlassen, und nimmst es gar irgendwo auf? Das Gesparte, das wir anfangs hatten —“ sie stockte, „wenn du auch nie offen davon geredet hast, so weiß ich doch, daß es nicht da ist.“

Ungarische Kronwache.

Gruber räusperte sich etwas verlegen. Er blickte fort.

„Nein, das ist allerdings nicht mehr da. Aber du weißt doch ganz gut, daß ich später fortfuhr, Geld zu sparen.“

„Nun ja, vielleicht —“ Helene sah sehr erstaunt aus; „aber das das brauchtest du doch für dich “

Gruber sprang auf

„Für mich?“ rief er heiter. Lieber Himmel, meine Ausgaben kennst du doch,

Zugeteilter Dragoneroffizier. Pionieroffizier in Bluse. General. Generalstabsoffizier. Major vom Generalstab Offizier der reitenden Artillerie.

Digitized by Google

sie sind doch zugleich die deinen! Was denn sonst für welche? Deine entsetzlichen Scheu vor Geldverrechnungen in allen Ehren, du wolltest ja nie was davon hören, aber jetzt hätte ich doch die größte Lust, dir unsre kleinen Ersparnisse vorzurechnen —"

„Nein, nur das nicht, bitte; ich bitte dich, nicht!" fiel Helene in starker Verwirrung ein. „Wie kann denn — wie konntest du denn!"

Gruber bückte sich und küßte Helene herzlich.

„Ein verrückter Kauz bist du, Lene! Aber desto besser! Was bei andern Leuten die hausbackenste Nüchternheit umgiebt, daraus läßt sich für dich eine ganze Ueberraschung und Bescherung aufbauen! So was wie eine ungewollt heimliche Weihnachtsbescherung, all die Jahre zusammengetragen, damit meine Frau im Süden spazieren gehen kann! Freut dich's nun auch ein bißchen?"

Zu diesem Augenblick pochte es an der Thür.

„Ja, wer ist denn da?" rief Gruber, ungeduldig über die unwillkommene Störung. Er ging, um zu öffnen. „Wer konnte denn ohne zu läuten in die Wohnung herein?"

Akulina, noch im großen Umschlagetuch, knarrte mit ihren schweren Straßenstiefeln langsam ins Zimmer. Bei der Thür blieb sie stehen, die Thürklinke unschlüssig in der Hand und ohne zu reden.

General in ungarischer Gala.

General in deutscher Gala. Ulanenoffizier.

„Akulina, du?!" fragte Gruber verwundert: „ja, bist denn du nicht mit deiner Tochter geblieben?"

Akulina wollte etwas sagen, setzte dazu an, blieb aber stecken. Sie ließ die Thürklinke los, faßte einen Zipfel ihres Umschlagetuches, schob ihn in den Mund und fing laut an zu weinen.

„Himmel, was ist denn nur mit dem Mädel los!" rief Gruber nervös.

„Wollte nur sagen: bin wieder da. Wenn Herrschaften was nötig ist," stammelte Akulina.

Gruber trat zu ihr heran.

„Ist deine Tochter vielleicht gar nicht angekommen?"

Akulina nickte.

„Angekommen ist sie. Sie ist mit der Eisenbahn angekommen. Ausgestiegen ist sie. Viele Menschen standen da, aber gleich seh' ich: Da ist Sonja, mein kleines Seelentäubchen, mein Augapfel ist da. Der Alte hat sie an der Hand gehalten, die alte Mutter konnte nicht, sie trug ein so großes Kopfkissen unter dem Arm. Ja, so ist sie angekommen, mein kleines Seelchen, ja, gerade so."

„Dann ist ja aber doch alles gut! Warum, in Teufels Namen, heulst du denn so?" fragte Gruber gereizt. „Freut dich etwa das Kind nicht mehr? Erst freust du dich wer weiß wie, und jetzt heulst du so ohne Grund."

Akulinas Gesicht strahlte auf, sie schrie

Pionier. Ung. Inf.-Feldwebel Kaiserjäger.

Digitized by Google

sehr laut: „Ob sie mich freut! Das Engelchen, das Herzchen! Ob sie mich freut! Goldene Haare hat sie, und was für Hände — wirklich Hände wie der Jesusknabe — Gott verzeih' mir die Sünde! Und Augen hat sie wie blaues Edelgestein, wahrhaftig. Ja, so ist sie. Nicht so wie ich, armselig, nein! Wer konnte denken, daß ich, Akulinuschka, solch eine zum Kind haben soll? Das konnte niemand denken, nein!" Und sie fing von neuem an zu weinen.

Helene, die teilnahmlos zugehört hatte, stand plötzlich auf.

„Warum bist du nicht mit Sonja zusammengeblieben, Akulinuschka?" fragte sie langsam.

Das Mädchen nahm den Tuchzipfel vom Munde. Sie sagte fast feierlich: „Nein, ich konnte nicht bleiben."

„Also, warum nicht? Sprich mal vernünftig, daß wir ein Wort von dem allem verstehn," drängte Gruber.

„Halten zu Gnaden: meine Sonja will mich nicht," antwortete Akulina im Ton einer feierlichen Meldung: „sie will von mir nichts wissen, sagt: Arm bist du, Mütterchen, häßlich bist du, eine Magd. Ja, so sagt sie, Sie verzeihen."

„Aber da hört doch alles auf!" rief Gruber voll Empörung: „Wer hat ihr denn das eingeredet?"

Akulina fiel ganz stolz ein: „Niemand hat geredet. Das hat sie ganz von selbst. Sonjetschka ist klug! Klug ist sie, sagt ganz von selbst: eine Magd bist du, bist wohl arm — "

„Höre, Akulinuschka, gräme dich nicht," nahm Helene das Wort und trat zu ihr, „wenn sie all die vielen, vielen schönen Dinge erst sieht, die du für sie aufgesammelt hast, dann wird sie diese Kinderei vergessen."

Akulina schüttelte den Kopf. Sie sagte still, ohne zu schreien:

„Schöne Dinge hat Sonja schon selbst. Meine Geschenke werden für sie wohl nicht taugen. Auch die kleine schöne Tochter habe ich ihr nicht gezeigt. Die Menschen würden über mich am Bahnhof gelacht haben. Jetzt habe ich alles fortgelegt in die Truhe. Das alles ist nichts mehr für Sonjetschka."

Helene hob die Hand und strich ihr leise, tief bewegt, über das rote, verweinte Gesicht.

„Du Arme! Aber es soll noch gut werden, hörst du?" tröstete sie sie sanft. „Sonst müßte ja Sonja ein ganz böses Kind sein!"

„Sonja ist kein böses Kind!" widersprach

Artilleriegarde.

Gebirgsartillerie und Gebirgstrainsoldat.

Dragoner.

Digitized by Google

Akulina voll Eifer, sehr bestimmt; „ach Mütterchen, schweren Kummer hat sie ja. Sie kennt so viele Heiligenbilder, sie küßt die Bilder und liebt sie. Fromm sind die beiden Alten ja. Sonjetschka hat gedacht, ihr Mütterchen, das wird sein wie die liebe Gottesmutter, im goldenen Kleidchen und mit Juwelen bedeckt — Gott verzeih' mir die Sünde!" Akulina schneuzte sich hastig und bekreuzigte sich. „Sie hat gedacht, wie Halleluja*) sieht ihr Mütterchen aus. Armes Seelchen, sie war ganz erschrocken. Schweren Kummer trägt sie, meine Taube."

Festungsartillerie.

Offizier der Landesschützen.

Landsturmmann.

Sanitätsschütze.

Akulina öffnete die Thür, um hinauszugehen, und wieder nahm sie unter Thränen ihr Umschlagetuch vors Gesicht. Aber dann wandte sie sich noch einmal um; zurückblickend bemerkte sie mit einem plötzlichen Hoffnungsschimmer:

„Wenn Gott will, wird meine Sonja werden wie eine Heilige. Fromm ist sie, nun, wie Gott will." Sich bekreuzigend verließ sie das Zimmer.

Gruber war während der letzten Minuten erregt im Zimmer auf und ab gegangen.

„Verrückte Wirtschaft! Wie das auch kommen konnte?! Und wie seltsam sie es nimmt. Was thut man da nur, Helene?"

Helene stand noch regungslos still, anscheinend bemüht, eine tiefe innere Bewegung niederzuhalten. Sehr langsam, mit gesenktem Kopf, ging sie durch die Stube bis an die Ofenecke und setzte sich auf einen der Sessel dort.

„Ja, was soll man da thun?" wiederholte Gruber und blieb vor ihr stehen. „Man muß zunächst jedenfalls diese beiden verrückten Alten sprechen, meinst du nicht?"

Sie antwortete nicht, beugte den Kopf noch tiefer, so daß er ihr Gesicht kaum sehen konnte, während sie mit den Händen unruhig über die Seitenpolster des Sessels fuhr.

Gruber blickte schärfer hin.

„Ist dir was, Helene? Ich glaube gar —" er stockte, „ich glaube gar, du weinst?! Du weinst — darüber?!"

„Laß nur," murmelte Helene und suchte nach ihrem Taschentuch, „es ist ja nur —. Etwas so Schauerliches ist drin."

„Etwas Schauerliches?"

Sie trocknete sich die Augen.

„Ja, findest du nicht? Diese Truhe, voll von Geschenken, Akulina in ihrer kindlichen Glückseligkeit, die da sparte und sparte voll Liebe, und nun kommt dies Kind, in seinem unwissentlichen Hochmut — kannst du begreifen: das ist die Hauptsache, dieser unwissentliche Hochmut," sagte Helene gequält.

*) Anmerkung: Die Altrussen, Raskolniki, stellen sich unter dem Ausdruck Halleluja die Gottesmutter vor.

Digitized by Google

Gruber blickte sie beunruhigt an.

„Nun ja, was denn, Helene?“

„Die Hauptsache ist die Frömmigkeit und der gute Glaube des Kindes,“ fuhr sie mit steigender Wärme fort; „das Kind, ein solches Kind, das wird womöglich noch mal eine Heilige, sagt die arme Akulina. Ja, warum nicht? Warum denn nicht? Wer weiß, wie groß es noch mal von sich selbst denken wird, wie sehr es noch einmal seiner Seele Seligkeit allein leben wird, bemüht, etwas so recht Vortreffliches zu werden, besser als alle, ein wahrer Engel, ja, ein wahrer Engel, selbstlos, hilfsbereit, und kommt doch dabei mit so harten Füßen daher, und tritt auf das Zarteste, und thut so furchtbar weh, und kränkt, und kränkt —“

Gruber fiel ihr erschrocken ins Wort:

„Mein Gott, du phantasierst ja! Du phantasierst, Helene!“

Aber hastig, schluchzend, wie im Fieber, sprach sie weiter:

„Das sind die Kränkungen — man meint es so gut und thut so Schreckliches! So Tötendes! Das Leben ist furchtbar!“ sagte sie hilflos und fing an, leise vor sich hin zu weinen.

Gruber stand ratlos da, aufs äußerste besorgt.

„Du bist krank, deine Nerven ganz aus den Fugen,“ er trat rasch an den Schreibtisch und fuhr suchend über die Papiere, „das Rezept von Wildauer, ich will es gleich machen lassen, Helene.“

„Ach laß, bleib, bleib,“ bat sie.

„Ich bin ja gleich wieder da. Und es wird dich beruhigen.“

Helene nahm sich zusammen.

„Nein, bleibe. Siehst du, ich bin ja schon ganz ruhig. Du mußt mir etwas sagen, Eberhard. Sei nicht erstaunt, nein? Denn es klingt so seltsam, aber glaube mir: ich muß es wissen, jetzt muß ich es wissen. Sage mir: das Geld, das vor Jahren in Martins Verwahrung in Petersburg lag, sage mir, wo es hinkam, ja?“

„Das Geld?“ wiederholte Gruber, ganz außer sich vor Erstaunen, „du meinst unser Gespartes, von dem wir noch eben sprachen? Ja, um Gottes willen, wie kommst du nur jetzt darauf, Helene?“

„Ist es dir so — so unangenehm? Nein, dann sage nichts,“ murmelte sie verwirrt.

Gruber kam ganz nah zu ihr heran:

„Ja, weißt du es denn thatsächlich nicht? Wirklich nicht? Ich habe immer gedacht, so im stillen: du wüßtest es vielleicht doch längst. Es wäre am Ende nur ganz natürlich gewesen, wenn wir dennoch zwischen uns die Sache immer totschwiegen.“

„Du meintest, ich wüßte, und hast doch geschwiegen?“ fragte Helene undeutlich, und in atemloser Spannung ballte sie ihr Taschentuch in der Hand zusammen.

Gruber sagte sehr ernst:

„Ja, besonders da er starb. Vom Toten so zu reden, den du geliebt und fast ganz erzogen hast, und — und wohl auch in mancher Beziehung etwas zu schwesterlich idealisiert —“ er verstummte und fing an, unschlüssig auf und nieder zu gehen. „Daß er ein bißchen leichtlebig war von jeher, das blieb dir nicht einmal ganz fremd. Und sonderlich streng ist deine Erziehung wohl auch nicht gerade gewesen, so wie ich dich kenne. Nun, und der Grund, der ihn schließlich verleitete, sich am Geld zu vergreifen — er hoffte ja doch, es wieder zu erstatten und nicht so unerwartet sterben zu müssen — nun, dieser Grund kann als mildernder oder erschwerender Umstand gelten. Je nach dem Standpunkt, den man einnimmt. Es handelte sich um ein Mädchen.“

„Martin hat — und um ein Mädchen —“ murmelte Helene kaum hörbar und starrte Gruber mit weitgeöffneten Augen an.

Gruber setzte lebhaft hinzu:

„Eine einfache Ausbeuterin, mußt du wissen. Das Ganze ist durchaus nur zu verstehen bei seiner Unerfahrenheit und großen Jugend.“

„Du weißt so genau —“

Gruber, jetzt ganz ins Thema vertieft, ging rascher und erregter auf und ab.

„Ja, nur allzu genau. Sie kam nämlich gleich nach seinem Tode hierher, um ihre Ausbeutereien fortzusetzen. Meine Erkundigungen waren notwendig —“

„Du — du hast sie gesehen, Eberhard?“ fiel Helene ein und richtete sich ein wenig auf.

„Ich mußte sie sehen, wiederholt. Sie hatte da nämlich — sie spekulierte auf etwas ganz Bestimmtes. Als sie herkam, war sie —“ er zögerte zu vollenden.

Helene hatte die Hände über die Augen gelegt. Sie vollendete für ihn, sehr leise:

„Sie kam hier mit einem Kinde nieder.“

„Was, das weißt du?!“ Gruber blieb überrascht stehen. „Also ist es dir ja doch zu Ohren gekommen! Ja, ein Kind von weiß Gott wem. Sie führte den verrufensten Lebenswandel. Später ging sie an das Tingeltangel in Petersburg zurück, wo er sie kennen gelernt.“

Es entstand eine lange Pause. Gruber begann seinen Gang durch das Zimmer von neuem. Helene saß regungslos, das Gesicht in die Hände gebückt.

Nach einer Weile nahm Gruber das Gespräch wieder auf:

„Hätt' ich gewußt, daß du davon gehört hast! Solche Dinge munkeln sich herum, man weiß nicht wie. Mit welcher Vorsicht barg ich alle Briefe vor dir, holte sie selbst von der Post —“

Helene nickte schwer.

„Ich bangte vor der Entdeckung für dich,“ sagte Gruber, „so lieb, wie du Martin hattest; nicht vollkommen achten zu können, was man liebte, schien mir immer das Aergste, ich weiß zu gut aus Erfahrung —“ er verstummte wieder, dann fuhr er sinnend fort: „Und doch, nach seinem Tode, da gab's eine Zeit, wo ich schon dachte: du weißt es. So zerrüttet, so wie ohne Boden unter den Füßen warst du. Aber freilich:

Digitized by Google

seine Krankheit, deine Reise hin, Tod, Beerdigung. — Dennoch erschrak ich mitunter darüber, wie tief du um ihn trauertest. Und schwieg nun erst recht."

Ohne sich zu regen sagte Helene mit erschüttertem Ausdruck:

„Erschrakst du — darüber?!"

„Ich weiß nicht recht, wie ich es dir sagen soll," bemerkte Gruber zögernd, fast etwas verlegen. Er trat ganz dicht an ihren Stuhl heran und ergänzte mit halblauter Stimme:

„Damals schien mir — mein Gott, wir waren ja schließlich doch nur erst ein Jahr verheiratet — es schien mir so unmöglich, daß in deiner Seele dermaßen viel Raum sein sollte für diese Trauer, sei es selbst Trauer um einen Bruder. Mich machte das finkisch, finster, unnatürlich dir gegenüber. Ich weiß nicht, ob du dich dessen entsinnst. Nun, es sind ja auch nur so Narrheiten von mir gewesen, egoistische, eifersüchtige Narrheiten."

Helene machte eine gewaltsame Anstrengung, sich zu erheben. Sie nahm die Hände von ihrem Gesicht, heftig, außer sich, den Kopf verneinend schüttelnd. Ihre Lippen, halb geöffnet, mit einem hilflosen Ausdruck, schienen angstvoll nach Atem zu ringen.

Tief erschrocken ergriff Gruber ihre Hände und wollte sie an sich ziehen. Aber im gleichen Augenblick gaben ihre Kniee nach, und sie glitt zwischen seinen Armen zu Boden.

„Ich — nicht wert," stammelte sie und wurde bewußtlos.

III.

Zehn Minuten später klingelte Tatjana hastig und ungestüm.

Akulina öffnete ihr, das Gesicht immer noch verweint; mit stummem Nicken beantwortete sie die Frage, ob Helene im Wohnzimmer und allein sei, und zog sich gleich wieder in die Küche zurück.

Auf Tatjanas sehr leises Pochen erfolgte erst nichts, dann ein undeutlich gemurmeltes: „Herein".

Tatjana trat in das Zimmer, wie sie von der Straße kam, in Pelzjacke, Pelzmütze, Muff. Als sie Helene lang ausgestreckt auf dem türkischen Diwan ruhen sah, blieb sie zögernd in der Nähe der Thür stehen.

Helene schien so teilnahmlos dazuliegen, als sei sie trotz der geöffneten Augen, die still vor sich hinsahen, am Einschlummern oder im Traum. Ein weiches, breites Licht füllte von der niedergehenden Sonne die Fenster und strahlte auf das weißblonde Haar über Helenens Gesicht. Das Gesicht selbst war, dem Fenster zugekehrt, ganz im starken Glanz der Sonne, schattenlos und fast ausdruckslos, wie ein Lichtfleck.

Tatjana eilte, von plötzlicher Besorgnis erfaßt, auf sie zu.

„Helene! Du bist doch nicht krank?!"

Helene heftete ihre Augen unter den schweren Lidern auf die vor ihr Stehende, ohne jede Verwunderung, sie heute zum zweiten Male da zu sehen.

„Ach, wie gut, du bist es. Bin ich krank? Nein, krank nicht. Aber wenn auch, auch das macht nichts. Alles ist gut, auch das."

Sie sprach es mit einer schwachen, zufriedenen Stimme vor sich hin, während Tatjana sich auf das Fußende des Divans zu ihr setzte.

„Mich trieb es mit Gewalt her, ich mußte kommen, wenn auch nur für einen Augenblick," sagte Tatjana befangen und öffnete ihre Pelzjacke, „und, obschon es doch so unwahrscheinlich war, daß ich dich allein treffen würde, — denke dir, ich fühlte es ganz bestimmt, so bestimmt, daß ich dich allein finde. Ueberhaupt: ist es nicht, als ob man alle ersehntesten Geschehnisse ganz gut im voraus wüßte, voraus fühlte?" fragte sie spontan und errötete ohne Grund.

„Die ersehntesten?" Helene strich sich langsam über die Stirn und schattete sie mit der Hand, wie wenn der breite Glanz der Sonne, der darauf lag, alle Gedanken auslöschte und in flimmerndes Licht auflöse. „Ich hätte ehemals immer gemeint: die gefürchtetsten. Ehemals."

Und wieder lag sie ganz still und wie im Traume da.

Tatjana unterdrückte sichtlich, was ihr schon auf den Lippen schwebte.

„Draußen, unten auf der Straße, da hab' ich beinahe deinen Mann umgerannt," erzählte sie, sich zu einem leichten Ton zwingend; „einen Schlitten hatt' ich genommen, und ließ viel zu früh halten, — ganz wirrig vor lauter Ungeduld, wie ich war, — und da, wie ich so durch den Schnee stapfe, stoßen wir beinahe mit unsern Köpfen aneinander." Sie streifte ihre wildledernen Handschuhe ab und warf sie auf den nächststehenden Stuhl. „Kaum erkannten wir uns, beide so ganz vertieft. Geflogen wär' ich am liebsten, hergeflogen, nun, und das war die Folge."

„Vertieft? — Sahest du, daß er ganz in etwas vertieft war?" murmelte Helene wie erwachend. Sie richtete sich unruhig ein wenig auf. „Er ist nur in die Apotheke gegangen um eine Kleinigkeit. — Könnte er etwa jetzt schon — könnte er schon zurück sein? Ist nicht jemand an der Thür?"

Sie fuhr leicht zusammen.

Tatjana lauschte. „Ich höre nichts."

Helene legte sich wieder nieder.

„Nein, es ist auch nichts. Er kann auch noch gar nicht. Nein, was mußt du nur denken über diese Nervosität, wegen der zehn Minuten. Als ob er auf einer Nordpolexpedition wäre, und ich müßte ihn erwarten." Sie seufzte und schloß mit einer zuckenden Bewegung der Lider ihre Augen. „Ach, jemand erwarten!"

Tatjana antwortete nichts.

Sie beugte sich nur tiefer gegen Helene vor, hob den Muff halb vor das Gesicht und meinte nach einer Pause stockend:

„Ach ja, das kann schon auf die Nerven gehen. Wenigstens ich muß das gut verstehen

Digitized by Google

können, ich, die eben noch, ja vor ein paar Stunden noch, ebenso dasaß und wartete, und fieberte und bangte, und doch so selig bangte, so wie es eben ist, wenn man — wenn man Braut wird."

„Wenn man Braut wird!" wiederholte Helene mechanisch, und sie errötete ganz fein über Stirn und Wangen. Sie errötete wie unter dem Wiederschein der Sonne, die nicht müde wurde, sie zu küssen; der Ausdruck ihrer Züge wurde horchend und lebendig.

„Braut!" sagte sie noch einmal, und nun plötzlich begriff sie erst. Mit geblendeten Augen staunte sie nach Tatjana hin. „Braut? — Du? Ist es geschehen? Du — du bist Braut geworden?"

Und aufgerissen zur Wirklichkeit, griff sie mit überströmender Wärme nach Tatjanas Händen, die immer noch den Muff gegen das tief gesenkte Gesicht hielten. „Braut, — und kommst zu mir, gleich zu mir!"

Tatjana schaute erglühend auf, ihre Augen standen voll Thränen.

„Von allen Menschen zuerst zu dir," sagte sie und küßte Helenens Hand.

Helene hatte sich aufgerichtet, sie umfaßte das junge Mädchen mit beiden Armen und betrachtete sie schweigend, bewegt. Dann sagte sie leise:

„Du Bräutliche. Ja, wie sah ich das nicht: eine Braut bist du, — eine wie Bräutliche bist du doch!" Und noch immer staunend setzte sie hinzu: „Weißt du es denn auch, wie verwandelt du aussiehst? Bist du denn noch Tatjana, meine kleine Tatjana, die ich einst auf dem Schoße hielt, als sie noch mit Puppen spielte? — Im Auge und um den Mund — wo hast du in wenigen Stunden so ausschauen gelernt, Mädchen?"

Tatjana sah sie still an.

„Er hat mich in seinen Armen gehalten und geküßt."

Eine lange Stille entstand. Die Blicke beider tauchten leuchtend ineinander, und es war, als verrieten sie einander das Glück, das auf dem Grunde ihrer Seelen lag, noch zagend und zitternd lag, und als sei es das gleiche Glück in beiden.

Fast klang es wie ein Lautwerden aus einem langen, stummen Gespräch heraus, als Helene sagte:

„Gesegnet, nicht wahr? Gesegnet und geheiligt, so sieht man vor sich selbst da. Nun erst, — ja, nun erst. — Alles andre war ein Nothehelf. Mühseliges Verdienen. Mühselige Lebensarbeit. Aber dies ist Gnade. Nur Gnade. Glanz und Ueberfluß und Ueberströmen. — Und Leben, Leben, Leben!"

Obgleich sie es ganz leise aussprach, klang es wie ein Jauchzen. Mit leuchtenden Augen lächelten sie einander an wie Schwestern.

„Meine ganze Seele möcht' ich hingeben, daß dies Glück dir bleibt!" sagte Helene feierlich.

„Das wird es!" antwortete Tatjana ruhig. „Alle Bedenken liegen so weit zurück, so weit! Kann ich es überhaupt gewesen sein, die sie jemals hegte? Kaum kann ich das jetzt glauben! Das war ja alles eine noch so ganz andre Welt, eine versunkene Welt! Da galten die Bedenken, — in einer Welt der Furcht. Jetzt giebt es keine solche mehr. Er und ich, da ist kein Raum für Furcht und Bedenken mehr. Da ist nur noch Beieinandersein. Da ist nur noch Königreich."

Helene war in glücklicher Erregung aufgestanden.

„Also alles ist geordnet, geschlichtet?" fragte sie drängend, voll lebhafter Teilnahme; „habt ihr euch über das Wichtige ausgesprochen? Wo werdet ihr nun bleiben? In Sibirien?"

Tatjana umhalste sie, ohne gleich etwas darauf zu erwidern; mit einiger Verlegenheit gestand sie, das Gesicht an Helenens Hals:

„Ich weiß eigentlich nichts darüber. In Sibirien, meinst du? Ja, vielleicht. — Gar nichts haben wir gesprochen. Aber was thut es? Ich glaube fast, einer meiner Dichter weiß es für mich," fügte sie in beinahe schelmischem Ton bei, und gleich wieder ernst citierte sie, aus andächtigen Augen blickend: „‚Wo die Aengste enden und Gott beginnt' — dort, dort, du Liebe, werden wir sein."

Helene küßte sie auf den Mund.

„Wie du das sagst! Wie du das Höchste so ganz als das Selbstverständliche nimmst. — Glück wie Liebe und Gott über beiden. Als müßte es so sein," murmelte sie.

Tatjana antwortete schlicht und hell:

„Es muß so sein."

Helene deckte die Hand über die Augen, tief erregt.

„Und mein Brautstand, meiner, konnte dir dabei als Vorbild vorschweben? O du! Nie gab's einen stärkeren Gegensatz! Mir war das nichts Selbstverständliches, mir war es Unerwartetes, Unglaubliches, Unwahrscheinliches, Taumel, Rausch, kurz etwas, wo der Zweifel ganz dicht daneben lebt. Taumel und Rausch, das ist nicht Sicherheit! Angst ist es und Seligkeit der Ausnahmestunden! Und am Alltag, ja, am Alltag, da ist es das, was sich am furchtsamsten, am schnellsten bescheidet."

„O, ich sprach auch gewiß thöricht zu dir," fiel Tatjana lebhaft ein, „jetzt begreif' ich gut, daß es dafür überhaupt kein Vorbild giebt, daß es nen ist für jeden, unwiederholbar, unvergleichlich, für jeden einzelnen Menschen wohl etwas andres, das nur er erleben kann. Aber bescheiden, mich bescheiden, nein, Helene, das könnt' ich nun und nimmer, nein, nie!"

„Und sollst es auch nicht! Nie und nie sollst du es!" rief Helene stark. „Vergiß all das Armselige, was ich dir entgegenhielt, heute früh dir sagte, — nur an eines denk immer und immer: daß ihr eure hohen Ansprüche behalten sollt, nicht ablassen sollt von ihnen, eher euch aufgeben sollt als sie. Fest sollt ihr an ihnen halten, wie am

Digitized by Google

Unentbehrlichen, Selbstverständlichen, am euch Zukommenden, — wie am täglichen Brot, der täglichen Luft. Bescheidet euch nicht! Bescheidet euch nicht! — Und habt Glauben aneinander, — Glauben!“ sagte sie noch einmal, ganz leise, mit tiefer Inbrunst, und barg das Gesicht in den Händen.

Tatjana schaute auf sie und umfaßte sie stürmisch.

„Helene, mit einem Male bist du — verstehst du alles! O, daß du so sprechen möchtest, danach hungerte mich heute früh! Ich wußte ja, es muß so sein — auch du —“

Sie verstummte, Schritte im Flur wurden hörbar, und im gleichen Moment fühlte sie Helene in ihren Armen erbeben.

„Mein Mann!“ murmelte sie und ließ Tatjana jäh los.

Diese griff hastig nach dem Muff und den Handschuhen.

„Ich habe den Schlitten warten lassen unten.“ Sie küßte Helene mit leidenschaftlicher Innigkeit und raunte ihr zu: „Und sag du's ihm, wenn er herein kommt und ich fort bin. — Noch kann ich niemand zu mir davon sprechen hören, nur dich ganz allein. — Leb wohl, Helene, du Liebe, du Schwester, hab Dank!“

Sie ging rasch durch das Zimmer, an der Thür schon auf den eintretenden Gruber stoßend.

„Guten Abend, guten Abend! Da hätten wir uns ja jetzt eben noch einmal, wie auf der Straße, umgerannt,“ sagte sie lachend.

„Ja, wahrhaftig; ich muß auch noch für vorhin tausendmal um Entschuldigung bitten.“ Gruber machte, sie begrüßend, einen Schritt in den Vorflur zurück, um sie hinauszugeleiten. „Aber soll nicht Akulina bis zum Schlitten —“

„O nein, keinesfalls! Auf Wiedersehen!“ rief Tatjana noch ins Zimmer und eilte hinaus.

Gruber atmete tief auf. Er kehrte mit einer raschen Wendung in die Stube zurück und schloß die Thür wieder.

„Nun, liebste Helene, wie geht es dir? Ich mußte lange in der Apotheke warten. Aber du solltest ja doch ruhen!“ sagte er vorwurfsvoll und legte hastig ein kleines Fläschchen aus der Hand.

Helene stand noch mitten im Zimmer, aus dem der Sonnenglanz schon merklich gewichen war. Nur noch ein fahler Schein lag auf den Fenstern, denen ihr Rücken zugekehrt war, so daß ihr Gesicht im Schatten blieb.

Sie entgegnete unsicher, mit einem Ausdruck plötzlicher, tiefer Befangenheit über ihrer ganzen Gestalt:

„Ich habe geruht.“

„Hast aber doch Besuch gehabt, dich anstrengen müssen, — schon als ich Tatjana unten begegnete, fürchtete ich das. Selbst die liebsten Menschen können zu viel sein.“

„Nein, nein, das war ja so gut! Es war ja doch Tatjana. Und eine große, große Herzensfreude hat sie mir gebracht.“

Er hörte nicht recht hin.

„Leg dich nieder, Helene, ich bitte dich! Was um alles in der Welt war das nur vorhin?“ fragte er besorgt, „was glaubst du? Fühltest du etwas in der Brust? — krampfartig?“

„Hör doch nur, Eberhard hör zu,“ bat sie ablenkend, „Tatjana hat sich verlobt.“

Er machte eine freudige Bewegung zu ihr hin.

„Verlobt? Wirklich? Das freut mich wahrhaftig! Es ist doch der Ingenieur? Er soll ein sehr tüchtiger Mensch sein, man schätzt ihn allgemein. Da wünsch' ich unsrer Tatjana Glück, ja, so recht von Herzen.“

Helene näherte sich den Fenstern, als er bei diesen Worten auf sie zukam, es hatte fast den Anschein, als wolle sie ihm ausweichen, sich bergen.

„Wie schön, daß du's so warm nimmst!“ sagte sie dabei und sah ihn groß und scheu an.

Gruber meinte lächelnd:

„Sie ist ein sehr liebes Mädchen. Nun, und dann ist sie ja auch die ganz spezielle kleine Busenfreundin meiner Frau. Aber, Helene, wie siehst du denn aus? Angegriffen, elend siehst du aus, — ja, und —“ er suchte seine Besorgnis hinter einem scherzenden Ton zu verstecken, „und so großäugig, so — bald hätt' ich gesagt: so gewissermaßen mitverlobt siehst du aus.“

Sie wurde tief verwirrt.

„Es hat mich sehr bewegt,“ entgegnete sie nur und schaute angestrengt hinaus aus dem Fenster. Draußen senkten sich schon leichte Abendnebel, vervischten die Fernsicht in ein farbloses Grau; hie und da blinkte verfrüht ein Lichtschein in den Häusern auf.

Helene erzählte hinausblickend: „Ich erwartete es ja schon, — die Sache selbst meine ich, — aber wie Tatjana nun mit einem Male so vor mir stand, — wie mit diesem einen Moment alles über sie gekommen war, alles, was Menschen herrlich und schön und begnadet macht —“ sie verstummte, verharrte regungslos und flocht die Hände ineinander, um ihre Gemütserregung zu beherrschen. Mit etwas zitternder Stimme fuhr sie schnell fort: „Lebt einer mal das gewöhnliche Menschenlos so voll Inbrunst, so mächtig aus sich heraus, da erscheint es allemal als etwas Wunderherrliches. All das, was sich millionenfach ewiggleich wiederholt und wiederholt, — all die banal gewordenen, abgegriffenen Thatsachen bekommen plötzlich ihren erhabenen Zug: — einander lieb haben, einander küssen, sich einander anverloben, — es klingt wieder wie lauter Wunder und Geheimnis, Welterneuerung.“

Gruber stand erstaunt, etwas beunruhigt; er warf einen forschenden Seitenblick auf Helene, dann nahm er zerstreut sein Zigarettenetui heraus und machte Feuer. Zwischen den Zähnen bemerkte er nur: „Ja.“

Noch immer stand sie, die Hände wie angstvoll ineinander geklammert, und schaute hinaus. Sie sagte, ohne den Kopf zurückzuwenden, leise, tief sehnsüchtig: „Zeiten, in denen man ähnlich

Digitized by Google

empfand, sollte man nie mehr vergessen. Meinst du nicht?“

Gruber räusperte sich und warf seine Zigarette fort.

„Nein. Uebrigens, verzeih, Lene, ich bin ein Esel; rauch' ich da die Stube voll, wo du eben noch Atembeängstigungen hattest. Das wär' dir heute wahrscheinlich recht wohlbekömmlich!“

Eine kurze Pause entstand.

Mehrmals setzte Helene dazu an, zu sprechen. Endlich, mit halber Stimme, begann sie: „Erinnerst du dich wohl noch des kleinen Häuschens in Hottingen, mit dem Blick auf Zürich-Stadt und die Berge? Die kleine, unbequeme Wohnstube — und wir drin beisammen, das heißt Mutter, Martin, du und — und ich.“

„Wie? — Jawohl!“ Gruber hatte sich vor den Schreibtisch gesetzt; „ja, gewiß. — Hottingen Nr. 6. — Aber wie kommst du denn nur darauf?“

„Ach, nur so, — im Moment dachte ich gerade an — ich dachte an Mutter,“ erwiderte Helene hilflos.

Gruber griff nach der kleinen Medizinflasche, die er mitgebracht hatte: „Ja, die gute, alte Mama. — Aber vergessen wir nicht ganz, daß du einnehmen solltest, Helene?“

„Ja, wenn du es durchaus willst. Ich will es später thun. Laß es mich vor Schlafengehen thun.“

Wieder entstand eine Pause. Dann wandte Helene sich langsam um. Ihre Augen suchten ihn.

„Weißt du noch, Eberhard, in Hottingen, wie du da zuerst zu uns kamst?“ Sie verbesserte sich hastig: „Weißt du, Mutter mit ihren schlechten, halbblinden Augen, wie sie so dasaß und strickte und strickte. Du wundertest dich, daß sie so ungeheuer viel stricken konnte.“

„Ich wunderte mich, daß ihr so ungeheuer viel Gestricktes verbrauchen solltet,“ gab er unbefangen, mit einem Lächeln, zur Antwort. „Ich wußte ja auch noch nicht, daß du vom knappen Geld doch immer getreulich für die groben Wollknäuel sorgtest, damit die kränkelnde Frau das Gefühl behielt, sie sorge für euch.“ Er zog seine Uhr heraus. „Es wird wahrhaftig schon dunkel. Man lebt in der That jetzt wie ein halber Grönländer.“

Helene ließ sich auf dem Stuhl nieder, der am Fenster stand. Sie stützte die Arme auf die Kniee und das Gesicht in die Handflächen. Von neuem hob sie an, unsicher, tastend:

„Anfangs, da warst du so düster, fast menschenscheu warst du, — meinte die Mutter.“

„Die Mutter? So meintet ihr wohl alle. Und hattet wohl auch alle drei recht. Aus dem Lande gegangen sein mit geschändetem Namen, sich angefeindet wissen, oder wenigstens sich an Argwohn und Mißtrauen der Leute gewöhnen müssen, und Stunden geben um schlechten Lohn, irgendwem, irgendwo,“ — Gruber stand erregt auf, — „nein, du! Es giebt wohl wenige Dinge, die ich so gut begreife, wie meine Menschenscheu und Stimmung damals.“

„Aber du bliebst es nicht, nein, nicht wahr, so blieb es nicht?“ fragte sie zaghaft und blickte fast bittend auf, leises Glück in der Stimme. „Weißt du noch, wie du und Martin, wie ihr die Kahnfahrt machtet, und wie du mich ins Boot hobst, da unten am See, und — und wie du sagtest: ‚Wo wir auch landen mögen auf Gottes Erde, überall, ja überall wird es gut sein.‘ Und wie da dein ganzes Gesicht froh war und leuchtete, als du so auf mich niedersahst. Da sah es nicht menschenscheu aus, nein! — Weißt du noch —?“

Gruber trat einen Schritt näher zu ihr. Er blickt schärfer hin, um den Ausdruck in ihren Zügen zu enträtseln. Aber es war nicht mehr hell genug dazu. Nur ihr Haar schimmerte licht, so daß sich einzelne widerspenstig lockige Härchen deutlich gegen das Fensterglas abhoben.

Er entgegnete verhalten: „Ja gewiß, ich weiß! — Warum fragst du mich? Ich weiß es sehr wohl, sehr gut weiß ich alles. Aber du, du hast ja nie davon reden mögen. Nie auch nur davon reden hören mögen. Warum also, — ich begreife nicht, warum du jetzt —“

Er sprach nicht zu Ende, und sie antwortete auch nicht. Die Arme hatte sie sinken lassen und die Hände um die Kniee geschlungen. So saß sie in sich gebückt da, den Kopf etwas vorgestreckt, aus der Dämmerung zu ihm hinüberschauend.

Er kehrte sich wieder ab und begann nach seiner nervösen Gewohnheit auf und nieder zu gehen, in ungleichem Schritt, hierhin und dorthin, mit verschränkten Armen und gefurchter Stirn.

Da begann sie von neuem, leiser, lockend, wie aus alten, süßen Erinnerungen: „Ich stand vor dem Examen damals, weißt du noch? — Schwer genug fiel mir's. Aber wie gleichgültig erschien das alles daneben. — Wichtig, wesentlich nur das eine: daß du mich aus dem Hochschulgebäude abholtest, tagtäglich.“

Gruber nickte:

„Auf dem Vorplatz unten, bei der Pedellthür, ach ja, wie oft.“

„Wo einmal — wo ich so mühsam die Rosen verbarg, — die ersten Rosen, die du mir brachtest, mühsam verbarg ich sie hinter den Heften, die ich trug.

„Mir schien es so notwendig“, fuhr Helene fort, „die Rosen zu verstecken vor den dreisten, neugierigen Blicken, von denen sie gestreift werden konnten, und doch dachte ich, jeder müßte es mir trotzdem ansehen, — jeder, — daß ich Rosen trug. Wie ängstigte ich mich, ich könnte ein Blatt an ihnen zerdrücken, weil ich sie so fest gegen mein graues Kleid halten mußte, um sie zu decken.“

„An dein graues? Nein, ein blaues, ein kornblumenblaues Kleid hattest du an,“ fiel Gruber mit unwillkürlichem Eifer ein, „und weiße Manschetten. Ich erinnere mich doch dessen zu gut, dieses Kleides, und daß du damals nicht grau trugst.“

Digitized by Google

„Daß du das noch weißt!“ sagte sie und lachte glücklich. In ihrer Stimme war ein Unterklang von verstohlener Seligkeit, als sie lebhaft fortfuhr: „Und Martin, der schlimme Junge, der meistens schon in der Hausthür stand, wenn wir kamen; mit was für einem verschmitzten Gesicht er dann plötzlich in die Luft starrte oder angestrengt beiseite sah!“

„Aber nach Hause gingen wir am liebsten gar nicht gleich,“ ergänzte Gruber mit einem Lächeln, ganz in Gedanken, während er noch langsam auf und ab schritt. „Ueberhaupt, da war ja noch der alte Obstgarten, auf dem Hottinger Weg, bei den Weinbergen, den hast du doch wohl nicht darüber vergessen?“

Sie sagte verträumt: „Mit den knorrigen Obstbäumen, von denen die Blüten erst kürzlich gefallen waren. Vorn am Zaun, da standen im Frühsommer riesengroße Sonnenblumen, — riesengroße,“ wiederholte sie ganz langsam, und dann, nach einer Pause, leise: „— Dort küßtest du mich zum erstenmal.“

Gruber war stehen geblieben. Er schaute Helene schweigend an, die vorgebeugt am Fenster dasaß, von der tiefer werdenden Dämmerung wie undeutlich umschleiert, und seine Augen sahen sie wieder jung, weich, hingebend, im ganzen Glück der Liebeszeit, an die ihre sehnsüchtigen Worte rührten.

„Zum erstenmal küßte ich dich dort,“ murmelte er, „und wie gering kam uns doch plötzlich alles vor, was uns bis dahin erfüllt hatte: dein erwählter Beruf, die Sorgen, mein Alleinsein in der Fremde und alle vergangenen Lebenserfahrungen, — deine wie meine, — ja auch meine — denn zu mir standest ja du!“

Er trat näher, und den Kopf gegen sie vorgeneigt, während seine Augen die Dämmerung zu durchdringen suchten, sagte er gedämpft, halblaut, aber mit verwandelter, in ihrem Drängen fast befehlend klingender Stimme: „Und weißt du auch das, — weißt du auch noch, was ich dir vorgesprochen habe in meinem Glück, dort im alten Obstgarten, daß du es mir nachsprechen solltest? Weißt du es, Lene, weißt du auch das —?“

Sie erhob sich und kam auf ihn zu, ganz bebend und leuchtend von Sehnsucht: „Unser Verlöbnis war das ja, Eberhard, unser Versprechen aneinander, — leben wollten wir das ja, nicht nur es sprechen: ‚Du und ich, das ist von nun an die ganze Welt, — du und ich, — und weiter giebt es keine.‘“ Sie hob die Hände und barg ihr Gesicht an seiner Schulter; „keine — keine!“

Mit einem kurzen Laut, fest und heiß, schlang er beide Arme um sie und bedeckte ihr Gesicht mit stummen Küssen.

Lange blieben sie so stehen, eng umschlungen, ohne zu sprechen, Lippe auf Lippe gepreßt, in hingegebenem Selbstvergessen.

Hinter ihnen blinkte durch die breiten Fenster Licht um Licht auf; gleich einem sternbesäten Feld erglitzerte die Ferne über dem dunkeln, verschneiten Platz. Von einer Laterne, die an seinem Rande stand, stahl sich gelb und blaß ein schwacher Schein über den Fußboden.

Wie aus tiefem Traum erwachend hob Gruber den Kopf.

„Liebe! — Du Liebste, ist dir gut? Dir soll gut sein, — o gut soll dir werden! Erstarken sollst du, gesunden, erblühen!“

Sie schmiegte mit geschlossenen Augen ihr Gesicht fester an ihn; furchtsam, wie in Furcht zu erwachen, murmelte sie:

„O, nicht fort. Laß mich nicht fort von dir!“

„Fort von mir? Nein!“ Gruber stutzte, er besann sich; „das ist wahr. Du hast recht. Für nichts in der Welt allein fort, — von mir fort. — Aber an die Sonne mußt du, sollst du. Ich muß mitgehen.“

„Du?! Du mit mir?!“ fragte sie jauchzend, ungläubig, ohne ihn loszulassen. „Kannst du's denn?“

Er entgegnete rasch, energisch:

„Können muß ich. Ich nehme Urlaub. Eine Stellvertretung, — was weiß ich! Alles ist möglich, alles muß gehen.“ Wieder beugte er seinen Kopf tief zu ihr: „Im Süden — du und ich. Dort ist jetzt Sonne, Lene.“

Sie wiederholte sehnsüchtig:

„Sonne. Und Blumen. Und du und ich.“

„Und du für mich ganz allein,“ ergänzte er in bestimmtem Ton. „Ganz allein nur für mich. Und wenn wir dann heimkommen, hierher in unser Heim, dann auch, ja dann erst recht. Kein Hospital mehr, keine Rede davon.“

Jetzt schaute sie auf, staunend, in passivem Gehorsam, der sich auch das Unwahrscheinliche einfach geschehen läßt:

„Kein Hospital? Kann denn das sein? Kann das sein?“

„Es muß sein. Drum kann es auch. Keine Widerrede,“ sagte er mit herrischer Zärtlichkeit. „Auch geht's dich nichts an, gar nichts. Du hast nichts zu thun, als gesund zu werden und mir zu folgen.“

Helene lauschte mit weitgeöffneten Augen. Sie lauschte noch, als er schon schwieg.

„Um nur für dich zu leben. — Sag mir das noch einmal, was du soeben sagtest,“ drängte sie, „dies eine: ‚Dir folgen‘, — ein so alter, ein so uralt bekannter Ton war darin.“ — Sie unterbrach sich, dann meinte sie zögernd: „So warst du — damals. So sprachst du damals. Herrisch. Später nicht.“

Gruber antwortete ruhig:

„Herrisch, das kann man nur einer Frau gegenüber sein, die — von der man sich sehr geliebt weiß.“

„Nur?“

„Ja. Sonst ist man einfach brutal.“

Sie schlang ihre Arme um seinen Hals.

„Nach diesem Ton, — dieser Ton ist es, den ich manchmal noch im Traum gehört habe; —

Digitized by Google

im Traum, im Schlaf, in irgend einer furchtbaren Bangigkeit, als ob ich herumginge und nach meiner Seele Seligkeit suchte," flüsterte sie.

Wieder schwiegen sie beide.

Gruber wandte sich ein wenig und sah mit einem langen Blick über das dämmerige Zimmer hin.

„Wenn wir heimkehren, aus dem Süden hierher, was für eine fröhliche Arbeit das geben wird, du!" meinte er froh. „Da bringen wir zunächst deine Sachen aus dem Hospital herüber, aus dem Dienstraum dort, dem häßlichen, trüben, wohin man dich mir ewig fortholen konnte, zu jeglicher Tageszeit."

„Ja," bestätigte sie eifrig, „wenn wir dort im Süden sitzen, zwischen Rosen und Orangen, dann können wir uns schon alles im einzelnen überlegen, wie es hier werden soll."

„Wie wir es am schönsten machen, am traulichsten. Denn gewissermaßen richten wir uns dann ja erst gemeinsam ein," bemerkte Gruber. „Dein Sekretär hier, zwischen Thür und Fenster in die Ecke, glaubst du nicht? Und dein Lehnstuhl nah an meinen Schreibtisch, es ist ja überhaupt noch viel Platz."

Helene nickte und sah sich prüfend im Zimmer um.

„Reichlich! Eigentlich brauchen wir also auch die neue Wohnung gar nicht, die uns so in die Augen stach?"

„Eigentlich nicht," gab Gruber zu und blickte sie lächelnd an, „wir brauchen eigentlich nur ein Nest. Ein warmes, enges Nest."

„Wenn ich dich wirklich nicht stören werde?"

„Störe mich, so oft du irgend kannst!" bat er und zog sie wieder an sich.

„Beim Arbeiten?" fragte sie zweifelnd. „Manchmal, wenn ich schon schlafen gegangen war, dann hörte ich, wie du hier noch arbeitend auf und ab gingst, auf und ab." —

„Du legtest dich aber auch so entsetzlich früh schlafen, — todmüde wie du meistens warst; — kein Wunder freilich nach deiner Tagesarbeit."

Helene fuhr fort, ohne seine Einschaltung zu beachten:

„Auf und ab gingst du, und manchmal murmeltest du auch etwas ganz laut aus deiner Arbeit heraus, so daß ich es hören konnte durch die dünne Wand. Da hab' ich bei mir gedacht: jetzt, in solchen Stunden, da bist du doch wohl glücklich, weil du nun erst ganz ungestört bist. Der Arbeit opfertest du ja auch halbe Nächte, sogar ganze Nächte. — Und manchmal, — ja, ich will es dir nur gestehen, manchmal war ich gar nicht so entsetzlich müde und ging nur deshalb so sehr früh schlafen —."

„Aber Lene! Aber du böse, du schlechte, du abscheuliche Lene!" Er faßte sie mit beiden Armen, hob die schwach Widerstrebende und trug sie bis an den Stuhl vor dem Schreibtisch: „Siehst du, ich kann es noch, wie damals im Kahn, — siehst du, nun halt' ich dich!"

Er setzte sich und hielt sie auf dem Schoß fest. „Und wenn du mir jetzt wieder davonläufst, wenn du mich jetzt wieder so betrügst, wenn du jetzt wagst, müde zu sein und zu heucheln und zu gähnen," — er küßte sie in den Nacken, auf den Hals, auf den Mund.

„Laß, — laß!" stammelte sie unter seinen Küssen.

„Strafe muß sein!" belehrte er sie. „Und die Abende, wie nötig werden wir sie haben! Wie vieles haben wir noch miteinander zu teilen! Wir fangen ja eigentlich erst an!"

„Ja, ja!" rief sie glücklich und schmiegte sich an ihn, „wir fangen erst an!"

„Und wie vieles muß ich dich da erst lehren! Was alles zu einer guten Frau gehört, die keineswegs Hospitalärztin ist. Da muß ich dir erst noch, Stück für Stück, die nötigsten Lektionen verabreichen, — täglich zwei- bis dreimal einen Eßlöffel voll, bis du ganz artig bist."

„Immer auf dem Schoß?" Helene lachte übermütig, „auf die Dauer wäre mir ein Stuhl schon lieber."

„Keine Prätensionen, bitte! Einfach den Mund aufgemacht!" — Er küßte sie auf den Mund, erst in scherzender Neckerei, dann tief und innig.

Es wurde dunkel im Zimmer, sie merkten es nicht. Ein einzelner verlorener Glockenklang schwebte herüber und erstarb leise — leise, wie eine Klage.

Helene hatte ihren Kopf weit zurück gelegt gegen Grubers Arm; sie schaute ihm lange in das Gesicht, dann löste sie eine Hand von seinem Nacken und berührte mit sanfter Liebkosung sein Haar.

Halblaut sagte sie:

„Du wirst grauer, im Haar, — und hier im Bart, ganz grau."

„Ja," sagte er heiter und hielt unter ihrer Berührung den Kopf gesenkt still; „es ist Zeit für uns, grau zu werden, eigentlich längst. Manche sind es weit früher. Was ging eben, mitten aus dem Glück und Uebermut heraus, für eine Bangigkeit durch deine Stimme?"

Sie sagte sehr leise:

„Wir werden alt."

Er nickte ernst, ruhig:

„Ja, Geliebte, wir stehen am Rande. Ganz am Rande. Und das Leben hat uns tüchtig verhunzt. Wir sind keine geschonten Zierpflanzen, nein. Das Leben hat uns nicht gerade geschont."

Er unterbrach sich, mit plötzlicher Heftigkeit auffahrend:

„Waren wir nicht Thoren, daß wir so lang, — wir waren fast Verbrecher."

Helene fuhr heftig zusammen; sie wollte aufstehen.

„Nein, nein, bleib, verzeih!" beschwichtigte er sie, sich sammelnd, und er fügte schnell hinzu, mit einer fast kindlichen Freude im Ton: „Unsinn, das alles! Nur das, dies eine: daß du mich so lieb hast! Daß du mich liebst, du, du!

Digitized by Google

Wo war das nur in dir? Heblerin du! Und ich, der dich für kalt hielt, für Fischblut, für einen eingefleischten Berufsmenschen, für einen Menschen, der für einen einzelnen nichts übrig behielt, aus lauter Güte und mitleidender Liebe mit allen!"

Helene war noch etwas zitternd von ihrem Schreck über sein jähes Auffahren, sie antwortete mit einem gezwungenen Lächeln:

„Wie du das aber auch meinen konntest! Ich und Berufsmensch! Was seid ihr Männer aber auch für Menschenkenner!"

Er verteidigte sich liebevoll, voll Eifer:

„Sag das nicht! An die alleredelsten Motive dachte ich dabei. Da ist nichts, was dich hätte degradieren können, im Gegenteil: die alleredelsten Gründe, etwas, was dich hoch über alle Frauen hob, die ich kenne. Nicht irgend eine Fachsimpelei natürlich, so eine eingeölte Berufsmaschine, o nein, pfui! Sondern eine Frau, in der das Herz sich groß und warm aufgeschlossen hat der innigsten Güte, dem innigsten Verstehen mit allem, was leidet, mit allem, allem Menschlichen. Ein Mutterherz für Hunderte von Kleinen. Nun, und dadurch ganz selbstverständlich eine gewisse — ein gewisses Absorbiertwerden, fast bis zum persönlichen Verzicht. Ja, so etwa. Ich bin nicht kleinlich, Helene, nicht in kleinem Sinn selbstisch, weiß Gott, ich habe dich mit immer steigender Achtung bewundert."

„Ach, laß doch, sage doch das nicht," erwiderte sie in gedrücktem Ton, „warum, was liegt daran? Denn wenn du mich nun ein bißchen weniger bewundert und geachtet hättest? Das wäre ja doch ganz auf dasselbe hinausgekommen, solang ich nicht zu fühlen bekam, daß du mich liebtest."

Er rief herzlich:

„Immer, immer liebte ich dich, Lene! Aber gerade deshalb, ja gerade weil du so hoch standest wie keine. Wenn dir's anders schien, so war es, weil ich mich deinem Wesen, deiner Zurückhaltung anpaßte. Mußte ich es nicht thun? In deinem ganzen Wesen lag etwas, lag eine solche Aufforderung, ja Forderung an mich, es zu thun. Aber hundertmal sagte ich mir mit frohem Stolz: von einer Frau, wie du, anerkannt werden und ihr nahe stehen, ist dennoch unendlich viel mehr als alle überschwengliche Liebe einer kleinen, zärtlichen Pute, wie Morosow seine, oder sonst irgend eine."

„So denken nicht alle Männer; — also so denkst du," unterbrach sie ihn kurz.

„Die besten Männer und Frauen!" sagte er ernst. „Alle Liebe ist doch ein fortwährendes Hochhalten, Heilighalten des liebsten Menschen. So hielt ich dich, Helene, und daß du auch auf mich so schautest, tröstete mich für alle Unbill, die ich im Leben erlitten."

Helene erhob sich unwillkürlich von seinen Knieen. Gequält, mit verhaltener Erregung, bemerkte sie:

„Das mag dir so scheinen. Aber ich! Nein, siehst du, das fasse ich nicht! Wir Frauen, Berufsmenschen, die großartig aufgefaßt werden wollen? Nein und nein und nein! Liebesmenschen sind wir, hungernd und dürstend nach Liebe — einfach!"

Gruber neigte nachdenklich den Kopf.

„Je nach den Frauen," meinte er zweifelnd. „Und ich muß sagen, es sind die Schlechtesten nicht, die —"

Sie unterbrach ihn, fast wild:

„Nun, also ich! ich! In jeder Faser, mit jeder Fiber! Mit aller meiner Sehnsucht und von meiner Kindheit an!"

Tief betroffen sah er sie an.

„Wie kommt es denn, daß ich das nicht gewußt habe? Daß ich mich beschieden lernte im notgedrungenen Glauben, du seiest ganz anders? Wenn ich dich falsch auffaßte, warum, warum sagtest du mir's nicht? Aber, im Gegenteil, du ließest mich's glauben."

„Sagen? Kann man denn dergleichen sagen?" fiel sie mit bebender Stimme ein. „Und wozu auch? Ich war ja dein, dein Weib. Tag und Nacht um dich. Tag für Tag nebeneinander gelebt haben wir, und in der Hauptsache, im Wichtigsten, da machtest du aus mir doch nur ein Bild nach deinem Bilde, ja, ein Geschöpf deinesgleichen, mit männlichem Ehrgeiz nach Anerkennung, gar nicht mich selbst, — gar nicht mich."

„Aber, Lene!" rief Gruber mit steigender Betroffenheit, „so kann man sich doch nicht übereinander irren! Ich sah dich doch Jahr für Jahr mehr so werden, immer selbstloser, unpersönlicher, ein großer, herrlicher Mensch, Helene, von einer Milde, die beschämte, aber, — aber gegen mich doch verhalten, — verschwiegen."

„Ja," sagte sie leise, tieftraurig, „das sahest du, und bewundertest willig, und nach den Gründen fragtest du nicht. Man wird doch nicht grundlos so. — Du wurdest gegen mich einfach auch verhalten und verschwiegen."

Gruber blickte seine Frau aufmerksam an.

„Hatte es etwa besondere Gründe? Ich weiß gar nichts davon, daß ich irgendwie gegen dich verschwiegen gewesen wäre. Doch nur in der einen Angelegenheit, von der wir vorhin sprachen. Da konnte es dir vielleicht den Eindruck machen, als sei ich gegen dich nicht mehr in alter Weise offen."

Sie nickte traurig vor sich hin.

„Dir ist es ja bekannt, wie leicht ich an mir zweifelte," sagte sie schwer.

„Wie meinst du das, Lene?"

Sie ging, wie in dunkler Angst, unwillkürlich weit fort von ihm, unsicher, zwecklos, ins Zimmer hinein.

„Ich meine nur so. Diesen Zweifel, ob ich geliebt sein könne, ob ich liebenswert sei, den schnellen Verzicht, — du kanntest mich doch."

„Nun ja, Grillen! Marotten!" Gruber lachte

Digitized by Google

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Karl Becker

Willkommene Gäste.

Digitized by Google

Digitized by Google

beruhigt. „Das steckte noch in dir von deiner entbehrungsreichen Jugend her, dem verfrühten Resignieren, der Gewohnheit, dich gegen andre zurückzustellen, für die du sorgtest und lebtest."

„Das konnte jederzeit wiederkommen."

„Zugegeben. Aber doch nicht, wenn ich bei dir war."

Helene ging bis in die Nähe der Fenster. Mit etwas Ratlosem, Verängstigtem im ganzen Gebaren antwortete sie:

„Du brauchtest nicht immer bei mir zu bleiben. Eben diesen Zweifel meinte ich ja."

Gruber schwieg, erstaunt, verletzt.

„Ich verstehe nicht recht, Lene. Zweifel an mir? Und dadurch solltest du so plötzlich, so ganz aus blauer Luft —"

„Nicht so ganz aus blauer Luft," antwortete sie weh, „doch erst seit damals, seit der Sache mit Martin, von der wir sprachen."

Gruber war aufgestanden.

„Seit der Sache mit Martin? Weil ich ein paar Briefe vor dir verheimlichen mußte? Aber das ist doch kindisch! Wie paßt das so gar nicht zum Reifen, Milden an deiner ganzen Art. Nein, das kann ich nicht glauben, Lene. Wärst du wirklich im Grunde des Herzens ein kleiner Kindskopf?" fragte er lächelnd, etwas überlegen.

Sie hielt nicht länger an sich: „Du sprachst doch noch heute davon, daß in der Sache mit Martin — von jenem Mädchen —"

„Von einem Mädchen?"

„Nun ja, von der, die erst mit Martin, — und die auch herkam —"

Gruber stand einige Sekunden starr und stumm. Dann sagte er sehr langsam:

„Und da hast du gedacht — du hast wirklich gedacht —. Nein! Richtig, du erwähntest, daß dir davon zu Ohren gekommen sei. Und das sollte nun ich, — ja, aber großer Gott, du kanntest mich doch?"

„Ich kannte dich," versetzte sie zitternd, mit trockenen Lippen, „aber siehst du denn nicht: auch du kanntest mich und irrtest dich so über mich, was hilft denn das?"

Er fiel heftig und streng ein:

„Nie hab' ich dir was Schlechtes zugetraut."

„Nein. Nie etwas Schlechtes, Eberhard. Nur etwas zu Gutes. Ja, etwas allzu Gutes. Aber doch etwas, was mich auch ganz mißkannte, mich ganz ausschaltete. Ich sagte mir: du, du allein hast mich einmal geliebt. Wie leicht mußt du da, — wie leicht mußt du dazu zu bringen sein, wenn es sogar mir —"

„Aber das ist ja Wahnsinn!" rief er zornig; auf seine Stirn trat eine dunkle Röte. „Was soll ich denn nun mit dem Mädchen angestellt haben?"

Helene starrte auf ihn mit fliegendem Atem.

„Eberhard, vergieb mir! Aber daß sie — daß sie hier mit einem Kinde —"

„Helene!" schrie er auf.

Sie wurde stumm. Gruber suchte sich zu fassen. Er suchte zu lachen, aber sein Gesicht verzerrte sich nur.

„Einfacher Wahnsinn! Einfach unmöglich!" behauptete er. Und plötzlich bemerkte er mit entschiedener Ruhe: „Du bist sicher krank, Lene. Dir scheint das alles nur so. So können deine Gedanken darüber ja gar nicht gewesen sein. Denn wie hätte denn das stattfinden können, so leise, so ohne weiteres, denke nur! Wie hätte es sich ohne Kampf, ohne Katastrophe unserm Leben einfügen können!" Er fixierte sie fast angstvoll. „Warum — wie — wärst du dann überhaupt mit mir zusammen geblieben?"

Sie flüsterte kaum hörbar vor sich hin: „Weil ich dich liebte."

„Trotzdem du so von mir dachtest? Wie fand sich denn damit dein Stolz, deine Würde ab? Nein, Helene, das ist Wahnsinn!"

„Eberhard, verstehe mich doch, verzeihe mir doch! Es war ja der Kampf meines Lebens, Eberhard! Ich vermochte nicht, mich von dir loszureißen! Ich rang mit diesem — diesem Phantom. Es konnte ja vielleicht nur eine — eine bloße Sinnesverwirrung sein, die dich von mir fortriß. Verstehe mich recht: ich kämpfte nicht um deine einstige Liebe, das vermochte ich nicht, diesen Sieg gab ich gleich aus der Hand. Nur mit mir selbst kämpfte ich, mit Haß, Angst, Bitterkeit, Empörung, — niederzuringen suchte ich, was selbstisch an meiner Liebe war. Nur so, nur darin siegte ich."

Sie sprach immer schneller, atemlos, die Hände inbrünstig gegen die Brust gepreßt.

Gruber lachte bitter auf.

„Das nennst du Sieg, daß du lerntest, mit mir vorlieb zu nehmen, als mit einem leider minderwertigen Geschöpf, das du nicht mehr recht achten konntest, über das du hinauswuchsest?!"

„Nein! nein! Großer Gott, hilf mir, wie soll ich es dir nahbringen? So heimlich lebte ich das alles ja, so einsam, ein so stiller, steiniger Weg war das ja, den ich so allein ging. Ich meinte ja: dieser Weg ist es, der mir beschieden ist, den zu gehen ich mich schon in der Jugend entschloß: allein und hinauf zu einem selbstlosen Thun. Nun fand ich ihn wieder, und ich ließ nicht ab von ihm, um mein Selbstvertrauen wieder zu erringen, und endlich wurde es ruhig in mir. Endlich wurde ich still, ganz still."

„Dein Selbstvertrauen. Du, die ja doch so anerkannt und verehrt worden ist!"

„Eine Frau, die nicht geliebt wird, häuft That auf That und Bemühen auf Bemühen, ohne sich genug zu thun."

Ihre Stimme erstickte in einem trockenen Aufschluchzen.

Ein tiefer, machtvoller Glockenton setzte in diesem Augenblick ein. Nach kurzer Pause folgte ihm ein zweiter. Und von allen Seiten schienen alle Glocken einzufallen, mit weittragenden, hallenden Stimmen, mit kleinem, hellem Dazwischen-

Digitized by Google

klingeln, ein Summen und Schwingen von Glockenklang, wie am Morgen.

Keiner von beiden sprach. Es war schon so dunkel, daß einer den andern nur noch undeutlich sah. Nur hinter den Fenstern blinkte und blitzte es, immer breiter, immer heller, und hielt ihnen einen leuchtenden Vorhang von Lichtern vor.

Gruber ließ sich schwer auf dem Stuhl am Schreibtisch nieder.

„All das Große, all das innere Großwerden an dir: alles nur darum!“ sagte er in fassungslosem Staunen, „nur darum! Ein jahrelanger, heimlicher Weg, ein solcher Kampf, und alles nur darum! Ja, bist wirklich du das? Du, die ich für so ganz, ganz fern von alledem hielt! Es macht dich mir so fremd, als ständest du meilenweit fort von mir. Ja, und ich, wo war ich denn für dich? Ich, den du doch also liebtest? Freilich mit einer Liebe, die sich gar gut damit abfand, daß ich eigentlich deiner ganz unwert war! Ich weiß nicht, ob man jemand eine solche Liebe danken kann.“

Helene durchfuhr der schneidende Klang, zu dem seine Stimme plötzlich sich steigerte. Sie stürzte zu ihm. Sie glitt vor seinem Stuhl auf ihre Kniee nieder, außer sich: „Vergieb es mir, Eberhard, vergieb mir!“

Er versuchte, sie aufzurichten, dann, als sie nach seinen Händen griff und ihr Gesicht gegen sie drückte, fragte er zögernd:

„Sage mir, ist es das, war es das, weshalb du den Wunsch ganz verlorst, noch einmal ein eignes Kind zu besitzen?“

„Ja!“ gestand Helene zaghaft. „Ich glaubte ja, — ich meinte, du gingest zu einem eignen Kinde, sorgtest dafür.“

„Also einfach: zwei Leben, zwei Haushalte! Ja, erkläre mir doch nur, wie hast du dir denn das als möglich gedacht? Schon rein äußerlich? Von welchen Mitteln zum Beispiel sollte ich —“

Sie blickte verständnislos auf.

„Von welchen? Aber davon sprachen wir doch eben erst! Von den Mitteln zunächst, die bei Martin lagen, später von Ersparnissen.“

„Wie? Wie sagst du?“ Gruber heftete seine Augen im Dunkeln starr auf ihr Gesicht, als lüge ihre Stimme, als müßte ihr Gesicht dem widersprechen, was die Stimme ganz arglos aussprach. „Du glaubtest, das Geld, das sollte ich genommen haben?“

„Aber, Eberhard, das alles hing doch mit ein und derselben Sache zusammen!“

„Steh auf!“ äußerte er nur.

„Was ist dir?“ fragte sie in einem dumpfen Schreck.

„Nichts weiter. Steh nur, bitte, auf.“

Sie erhob sich langsam.

„Eberhard, was —“

Er bemerkte kalt, mit unnatürlicher Ruhe:

„Eine große Ehrenhaftigkeit hast du mir zugetraut.“

„Ach das! Aber was liegt daran! Eberhard, ich beschwöre dich “

„Laß nur!“ schnitt er ihr kurz das Wort ab und stand auf, „es ist schon gut.“

Eine unheimliche Wortlosigkeit trat zwischen ihnen ein. Man vernahm nur den Gesang der Glocken. Hoch, weit über dem Trubel und Alltag der Stadt hörte man die Glocken unbekümmert jubeln und beten.

Helene murmelte bange:

„Ich dachte vorhin, du wüßtest es, du begriffest —“

„Was sollte ich begreifen?“ fuhr er eisig dazwischen. „Eins begreife ich auf alle Fälle nicht, nimmermehr: wie da eine Frau neben mir stand, die nicht einmal Zorn und Gram gefunden hat in ihrer getäuschten, beleidigten Liebe zu mir, wenn sie das glaubte!“

„Ich litt!“ rief Helene mit unsäglicher Inbrunst, „ich litt, und ich liebte dich, durch alles hindurch liebte ich dich!“

„Mich? Nein, irgend jemand, nicht mich!“ Gruber war bis an die Bücherregale an der Wand zurückgetreten. Er lehnte an ihnen, den Kopf etwas erhoben, an die Bücher angelegt.

„Eberhard, soll denn alles umsonst sein?“

Er machte nur eine müde Bewegung.

Helene ging zaghaft auf ihn zu; sie streckte ihre Hand aus, um ihn zu berühren. Als er nicht nach ihrer Hand griff, sondern seine Arme auf dem Rücken verschränkte, legte sie ihre Hände schüchtern um seinen Arm.

Gruber faßte still nach ihren Händen und löste sie schweigend von seinem Arm.

„Eberhard!“ schrie sie auf.

Er schwieg auch jetzt.

Da ging sie fort von ihm, durch das ganze Zimmer fort, mit stockenden Schritten. An der Ecke beim Ofen fiel sie in einen der Sessel und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

Sie wußte nicht mehr, wie lange sie so in sich gebeugt dagesessen. Gruber regte sich nicht, sprach nicht. Die Glocken läuteten durch das Dunkel.

Endlich flüsterte Helene, ohne die Hände vom Gesicht zu nehmen:

„Kann ich es denn nie, nie ungeschehen machen, Eberhard?“

Mit müder, leiser Stimme, ohne Zorn, fast ohne Interesse an seinen eignen Worten, gab er zurück:

„Was willst du dabei machen? Du hast ja schon so viel gethan für mich. Zu viel. Kannst ja nichts dafür, daß es — nicht für mich war.“

„Wenn du in mich hineinschauen könntest,“ flüsterte sie, „wie ich mich dafür verdamme!“

„Ach, Liebe, laß die großen Worte!“ Ein Klang von Ungeduld kam in seinen müden Ton. „Wie solltest du dich wohl im Ernst verdammen können für etwas, was deine menschliche Größe hervorgetrieben hat, was der Weg zu ihr war. Du mußtest wohl so werden, wie du geworden bist, der Anlaß ist fast gleichgültig.“

Nach einer tiefen Stille begann sie von neuem, voll Angst:

Digitized by Google

„Wie soll es denn möglich sein, so zu leben, Eberhard?!"

Er antwortete nach kurzem Schweigen gedämpft:

„Wir werden beide nächstens alte Leute, Helene."

Wie ein Notschrei rang es sich aus ihr heraus: „Sagst du das uns zum einzigen Trost?"

„Es ist ein Trost!" entgegnete er ruhig; „das Leben ist vorbei. Verbraucht. Mit ungeheurem Aufwand. Mit irrigem, verirrtem Aufwand, einerlei. Nun ist es vorbei."

Helene ließ sich in den Stuhl zurücksinken. ‚Nein, nein! Das ist nicht zu ertragen!' dachte sie stumpf.

Er lauschte nach ihr hin.

„Weinst du?"

„Nein!" sagte sie traurig, „ich wollte, ich weinte."

Gruber schwieg, dann, sichtlich im Kampf mit sich selbst, bemerkte er halblaut:

„Es ist mir so bitter leid um dich. Im ersten Moment vermochte ich es nicht gleich zu fühlen. Dieser ganze furchtbare Kampf, den du gekämpft hast, bis hart, ja bis allzu hart an die Grenze der weiblichen Würde heran." —

„Eberhard!" unterbrach sie ihn qualvoll.

„Verzeih mir. Es ist doch so." Er sprach es fast sanft. „Dich hast du zertreten, wie du mich in deinen Gedanken zertreten hast."

Helene fiel fassungslos ein:

„Nach solchen Stunden sollte man sterben dürfen."

„Man stirbt ja ohnehin so bald. Wenig später," sagte er ruhig.

Der Wind trug den Glockenschall lauter herüber. Es war kaum hörbar, als im Vorflur geklingelt wurde. Keiner von ihnen beachtete es.

Helene, den Kopf vorneigend, den Blick vor sich hin ins dunkle Zimmer gerichtet, fragte nach einer Weile leise:

„Eberhard?"

Er lehnte regungslos an der Bücherwand und schwieg.

„Eberhard," fuhr sie mit hilfloser Innigkeit fort, „du sollst es wissen: meine Liebe für dich würde immer dieselbe bleiben, so wie du bist und ich dich jetzt sehe, oder so wie du gewesen wärst, wenn ich recht gehabt hätte. Und auch von nun an, wie immer du auch zu mir sein magst: meine Liebe bleibt von nun an, bis wir sterben."

Die Antwort löste sich langsam von seinen Lippen, sehr schonend, fast höflich im Ton:

„Und meine Achtung für dich auch."

Es pochte an der Thür. Beide überhörten es. Die Glocken verklangen, eine nach der andern. Dazwischen pochte es zum zweitenmal.

Als kein Hereinruf erfolgte, wurde zögernd die Thür geöffnet.

Minna Hartung trat ein. Trotz des Dunkels, das im Zimmer herrschte, hob sich ihre schwarzgekleidete Gestalt in ihrer nonnenhaften Tracht stark ab von der helllackierten Thür. Sie blieb einige Sekunden an der Thür stehen, schloß dieselbe dann und neigte sich ein wenig vor, im Versuch, das Dunkel mit ihrem Blick zu durchdringen.

Langsam verstummten die letzten Glockenklänge. Es wurde seltsam totenstill.

„Guten Abend!" sagte Minna Hartung mit ihrer munteren Stimme, „wie dunkel es ist. Wo sind Sie nun eigentlich, liebe Frau Gruber? Ach, ich sehe schon: dort in der Ecke am Ofen." Sie näherte sich Helene tastend, die Möbel mit der ausgestreckten Hand berührend; mit plötzlicher Verlegenheit fragte sie unsicher: „Ich störe doch nicht?"

Helene regte sich nicht, nur ihre Stimme wurde laut; starr und leblos sagte sie mit der Stimme einer Fremden bei Fremden: „Nein."

Das Schloss des Tiberius auf Capri.

(Zu unsrer Kunstbeilage.)

In einem selten schönen Prachtwerke hat Professor C. Weichardt in Leipzig, dem wir die interessanten Rekonstruktionen Pompejis verdanken („Pompeji vor der Zerstörung", jetzt auch in einer handlichen und billigen kleinen Ausgabe erschienen), es unternommen, uns den Glanz und die Pracht der Jupitersvilla des Tiberius auf Capri in Wort und Bild zu veranschaulichen. Von dem künstlerischen Charakter der Arbeit, die wie das größere und kleinere Pompeji-Werk bei K. F. Köhler in Leipzig erschienen ist, möge die von uns wiedergegebene Abbildung des rekonstruierten alten Römerschlosses von seiner Ostseite einen Begriff geben.

Kaiser Tiberius, der die letzten elf Jahre seiner Regierung auf Capri verlebte, soll dort nach dem Berichte des Tacitus zwölf Villen besessen haben, die nach den Hauptgottheiten der römischen Mythologie benannt gewesen seien. Spuren römischer Palastbauten finden sich noch vielfach auf der Insel; es ist indes kaum wahrscheinlich, daß die betreffenden Anlagen von dem wenig baulustigen und knauserigen Tiberius geschaffen worden sind; wenn nicht alles täuscht, ist sowohl das Schloß am Meere bei der heutigen Punta Vitara wie der Palast an Stelle des heutigen Klosters Certosa und der bei der heutigen Punta Tragara von Augustus ins Dasein gerufen worden. Auf ihn dürfte auch, in ihrer Anlage wenigstens, die auf dem steilen Ostgipfel der Insel gelegene Jupitersvilla zurückgehen, die indes nachweislich von Tiberius bewohnt wurde

Digitized by Google

und von ihm auch wohl für seine speziellen Zwecke umgestaltet und ausgebaut worden ist. Das Volk von Capri nennt sie heute noch Villa Timberio.

Der Darstellung dieser kaiserlichen Palastanlage ist das Werk Weichardts gewidmet, und nur im Vorbeigehen werden noch die vorgenannten Villen berührt, um das Bild des antiken Capri bis zu einer gewissen Grenze abzurunden.

Der Verfasser giebt in dem Werke über Capri und die Tiberinsvilla nicht wie in dem über Pompeji eigentliche Rekonstruktionen, das heißt keine wissenschaftlichen Nachweise über das, was einst vorhanden gewesen sein muß, sondern ein künstlerisches Bild dessen, was gewesen sein kann. Nur der von ihm angenommene Grundriß des Untergeschosses der Tiberiusvilla beruht auf genauen und bestimmten Abmessungen, die vor jeder kritischen Anfechtung sicher sind.

Professor Weichardt verbrachte zwei Winter in unfreiwilliger, aber glücklicher Muße auf dem bezaubernden Felseneilande, auf das die Natur so verschwenderisch alle Schönheit gehäuft hat, daß es als höchste Steigerung der Wunder des neapolitanischen Golfs erscheint und den, der sie begreift, täglich neu mit starken Gewalten an sich fesselt.

Zumal in den dem eigentlichen Winter vorausgehenden Wochen, als noch das Weinlaub an den Stöcken hing, die fruchtbaren Gelände zwischen den steilen Felsen mit einem goldenen Netz umspinnend, zur Zeit, da der Strom der Fremden noch fern ist, gewährte es ihm besonderen Genuß, durch die Insel zu schlendern und, nur den Gregorovius in der Tasche, zwischen den sonnenbeschienenen Ginsterstäuchern zu ruhen. Da stiegen vor seinem inneren Auge die Tage der Kaiser Augustus und Tiberius herauf, Träume in der flimmernden Mittagssonne; die unförmlichen, von Gras überwucherten Steinhaufen nahmen Gestalt und Farbe an, glänzende Schlösser erhoben sich wieder auf den Höhen und in den Buchten der fruchtbaren Thalsenkungen über zerfallendem Gestein, Treppen und offene, bemalte Hallen, Ehrensäulen und Statuen ragten hervor über den kaiserlichen Gärten. Alles jedoch erschien auf kleinen Raum gedrängt, denn kaum hatte es sich entwickelt, so hemmte die steile, zum Meer abfallende Felswand die Entfaltung. Besonders bei der Jupitersvilla konnte keine Rede sein von einer Entwicklung in die Breite; in

Das Goethe-Denkmal

Digitized by Google

Originalzeichnung von Erwin Pendl.

Von Edmund Hellmer.

mehreren Geschossen übereinander mußte sich notgedrungen der Bau erheben, steil aufstrebend auf dem steilen Abhang, als harmonischer Abschluß, als Fortsetzung und Krönung der Felsschroffen, von denen man heute noch herabblickt in die Tiefe.

Auf Grundlage dessen, was die natürlichen Verhältnisse ergaben, trat das im Geiste geschaute Bild in seinem Umriß hervor. Die Kenntnis von den Kaiserpalästen in Rom und Tivoli, die mannigfachen Darstellungen großer Schlösser, die uns in Wandbildern Pompejis erhalten sind, vor allem aber die Ruine selbst mußte helfen, die Einzelheiten des Bildes auszugestalten. Es entwickelte sich eine Kontur der Baumassen, die jedenfalls die Wahrscheinlichkeit für sich hatte. So entstand eine Schöpfung, bei der alles Thatsächliche zu Rate gezogen war; aus dem Studium römischer Baumerke heraus ging das in dem Werk niedergelegte Bild hervor, das sich zu dem einstigen wirklichen Palast verhalten mag wie ein historischer Roman zur wirklichen Historie. Der Autor selbst nennt sein Werk, das uns dieses Bild in allen seinen Einzelheiten vermittelt, eine Feiertagsarbeit, geboren aus der sonnigen Feiertagsstimmung, die das ganze Jahr hindurch, selbst bei dem Brausen der Stürme, auf dem schönen Felseneilande Capri herrscht.

Der Leser wird ihm gewiß den Ritt in das romantische Land gönnen und ihm dankbar sein für die Mitteilung eines Künstlertraumes, der das Schloß des Tiber auf dem Gipfel der von frischem Seewind umwehten Insel wie eine berückende Märchenschöpfung vor ihm aufleben läßt.

Die Freude, die der Autor an der Darstellung der einstigen Capri-schlösser hatte, tritt in den von ihm entworfenen Kunstblättern zu Tage. Einen weiteren Ausdruck findet sie in dem beigegebenen reichen Buchschmuck an Titelköpfen und Randleisten. Dieselben sind unter seiner Anleitung von seinen Schülern an der Königlichen Kunstakademie in Leipzig gezeichnet, freie Kompositionen im Sinne griechischer und römischer Ornamentik, entsprechend der durch Rom beeinflußten Kultur der Insel zur Zeit des Tiberius. r. h.

Das Goethe-Denkmal in Wien.

Kurze Zeit nach der Errichtung des Wiener Schiller-Denkmals vor nun 24 Jahren hatte man schon den Plan gefaßt, die Kaiserstadt an der

Digitized by Google

Das Chopin-Denkmal in Paris.

Das Chopin-Denkmal in Paris.

Das kürzlich in Paris enthüllte Chopin-Denkmal ist ein Werk des Bildhauers Georges Dubois und des Architekten Eugène Petit. Die Bronzebüste des großen Tondichters ruht auf einem Granitsockel, von dem eine ideale Frauengestalt, welche die Muse Chopins veranschaulicht, zur Büste emporstrebt. Die Kosten des Denkmals sind durch Verehrer des Meisters aufgebracht worden.

Dr. Karl Höpfner.

(Porträt Seite 159.)

Fern von der Heimat starb zu Denver in Colorado Dr. Karl Höpfner aus Frankfurt a. M., ein weltbekannter Elektrochemiker, der auch in der Geschichte der deutschen Kolonien eine bedeutsame Rolle gespielt hat. Er war es, der nach seiner ersten südwestafrikanischen Forschungsreise (1882) die Aufmerksamkeit von Lüderitz auf die Gebiete nördlich von Groß-Namaqualand lenkte und ihn im Einvernehmen mit der Reichsregierung zur Entsendung einer großen Expedition dorthin veranlaßte. Der Leiter der Expedition war Höpfner selbst, und an ihren Teilnehmern gehörte auch Dr. Waldemar Belck, der bekannte Erforscher Armeniens. In Gemeinschaft mit Dr. Nachtigal gewann 1884 Höpfner jene Gebiete, die wir heute als Deutsch-Südwestafrika bezeichnen und die etwa einundeinhalbmal so groß sind als das Deutsche Reich. Schon vorher war der junge Forscher mit seiner ersten Erfindung hervorgetreten, der im Laufe der Zeit weitere folgten.

Was er namentlich in Bezug auf die elektrolytische Gewinnung von Chlor, Kupfer, Nickel, Silber, Gold, Blei und Zink geleistet hat, sichert seinem Lebenswerk eine dauernde Bedeutung in der chemischen Technologie. Ende der achtziger Jahre war Dr. Höpfner eine Zeitlang auch Leiter der elektrolytischen Abteilung bei Siemens und Halske und entdeckte im Verein mit Werner Siemens ein neues wichtiges Verfahren, das später in Transvaal seine schönsten Triumphe gefeiert hat; es handelt sich um die Auslaugung fein verteilten Goldes aus dem gemahlenen Gestein durch Lösung von Cyankalium.

Zuletzt hatte Höpfner die technische Leitung des in Hamilton (Canada) begründeten Unternehmens „The Hoepfner Refining Company“. Der unermüdliche Forscher ist in der Blüte seines Lebens dahingeschieden; er hat nur ein Alter von 44 Jahren erreicht.

Donau auch mit einem Denkmal Goethes zu schmücken. Die unausgesetzten Bemühungen des zu diesem Zwecke gebildeten Goethe-Vereins mit dem verdienstvollen Litterarhistoriker Professor Dr. K. J. Schröer an der Spitze haben jedoch erst jetzt zum glücklichen Ergebnis geführt. Gegenüber dem Schiller-Denkmal und von diesem nur durch den großstädtischen Verkehr der Ringstraße getrennt, erhebt sich im Schatten der alten Bäume des Kaisergartens das Standbild Goethes. Edmund Hellmer, der seit zwei Dezennien als Professor der Plastik an der Wiener Akademie der bildenden Künste wirkt und aus dessen Atelier besonders in den letzten Jahren hervorragende bildnerische Werke hervorgegangen sind, ist auch der Schöpfer des Goethe-Denkmals. Goethe ist als Sechziger in der Kleidung seiner Zeit wiedergegeben: er sitzt behaglich zurückgelehnt im Lehnstuhl, dessen Rückwand ein sinniges Relief zeigt. Es stellt ein Menschenpaar, die Mutter mit dem Kinde auf dem Arme, dar, welches dem Dichter huldigt und ihm den Lorbeer der Unsterblichkeit reicht.

Wie alle Wiener Erzmonumente der jüngsten Zeit, ist auch Hellmers Goethe in der K. K. Kunsterzgießerei ausgeführt worden.

Die persianischen Häuser in Kiel

sollen dem Abbruch verfallen, weil sie sehr baufällig geworden sind und dem modernen Verkehr im Wege stehen. Als unter den verheerenden Zügen Wallensteins und Torstensons alle Stände furchtbar gelitten hatten, ganze Strecken Landes verödet und unbewohnt waren, hielt auf Schloß Gottorp in Schleswig Herzog Friedrich III. seinen Einzug, dessen Hof einer der glänzendsten und berühmtesten jener Zeit war. Ein Lieblingsplan des Herzogs war der, den persischen Seidenhandel und den Handel mit dem Orient überhaupt über Rußland und die Ostsee nach Holstein zu leiten. Kiel und das von ihm gegründete Friedrichstadt an der Eider sollten die Hauptstapelplätze für diesen Handel werden. Damals wurden auch die „persianischen Häuser" in Kiel erbaut, um als Speicher für die zu erwartenden Waren zu dienen. Im Jahre 1638 rüstete

Karl Höpfner

der Herzog eine Expedition aus, die Rußland und Persien besuchen und dort Beziehungen anknüpfen sollte. Die Expedition kam aber nur bis Moskau und kehrte im April 1635 nach Gottorp zurück. Der Herzog rüstete aber sogleich eine zweite, größere Expedition aus, die nach manchen Fährlichkeiten Moskau und dann auch Ispahan, die Residenz des Schahs von Persien, erreichte und erst nach vier Jahren zurückkehrte. So knüpfte der Herzog Verbindungen mit Völkern an, die sonst selten Verkehr mit andern europäischen Fürsten pflegten. Aber die großen Erwartungen erfüllten sich nicht; die Kriegsunruhen und manches andre ließen den Plan nicht zur Entwicklung kommen. Die „persianischen Häuser" konnten ihrer eigentlichen Bestimmung nicht nutzbar gemacht werden, und so wurden sie zu Wohnungen eingerichtet.

Phot. Walther Scholz, Hamburg.

Die persianischen Häuser in Kiel.

Digitized by Google

Wiederherstellungsarbeiten an dem Westgiebel des Parthenon.

Die Wiederherstellungsarbeiten am Parthenon in Athen.

Eines der stolzesten Denkmale antiker Baukunst, der Parthenon auf der Akropolis von Athen, soll aus seinen Trümmern wieder zu seiner ursprünglichen Gestalt erstehen. Die zu diesem Zweck vorgenommenen Arbeiten sind, trotzdem über sie kaum noch etwas verlautet hat, schon seit geraumer Zeit im Gange und nähern sich an der westlichen Abschlußseite ihrer Beendigung.

Der der jungfräulichen Göttin Athene gewidmete Prachttempel, die edelste Blüte attisch-dorischer Architektur, gehörte zu den Bauten, durch deren Aufführung Perikles die alte Burganlage der Stadt Athen zu einem einheitlichen Tempel- und Festbezirk großartigsten Stils umzuschaffen unternahm. Wurde der Bau auch erst nach seinem Tode vollendet, so hat Perikles doch jedenfalls die Anregung zu ihm gegeben und zweifellos auch die Wahl des Bauplatzes entschieden. Der Parthenon, das „Jungfrauengemach", war zum Ersatz eines älteren, von Peisistratos errichteten Athenetempels bestimmt, der von den Persern bei ihrer zweiten Einnahme der Burg zerstört worden war. Der Aufbau war schon unter Kimon ins Auge gefaßt und im Fundament auch bereits begonnen worden. Perikles verschob die Tempelanlage, ohne den Grundriß zu ändern, etwas nach Süden und gab ihr eine weniger langgestreckte Gestalt. Die Pläne hatten die Architekten Iktinos und Kallikrates entworfen, die den Tempelbau auch ausführten und vollendeten. Die Bauzeit währte 14 Jahre (452 bis 438 vor Christo). Der Parthenon war ein sogenannter Peripteros, das heißt ein rings von einer freien Säulenstellung umgebener Tempel von beträchtlicher Ausdehnung; der Innenbau gliederte sich in zwei prachtvoll ausgestattete Räume, in die nach Osten sich öffnende Cella mit dem von Pheidias herrührenden Goldelfenbeinbilde der Göttin und den hinter dieser gelegenen, von Westen zugänglichen eigentlichen Parthenon, das heißt den Aufbewahrungsort des reichen Kultgerätes und des nicht minder reichen und kostbaren Tempelschatzes. Als Baumaterial hatte pentelischer Marmor von tadelloser Beschaffenheit gedient. Die künstlerische Wirkung des Bauwerkes beruhte wesentlich auf der harmonischen Ausgleichung der Maßverhältnisse und der tadellosen Ausführung auch der geringfügigsten Einzelheit. Den klassischen Bauformen entsprach der bildliche Schmuck des Innern wie des Aeußern: der prachtvolle Cellafries, die berühmten Metopen und die herrlichen Giebelgruppen, Werke, die in ihrer Gesamtheit ein künstlerisches Unternehmen vergegenwärtigen, wie die Blütezeit hellenischer Plastik es in gleicher Einheitlichkeit nicht mehr geschaffen. Hat Pheidias selbst zu den erwähnten Skulpturen wahrscheinlich auch nur die

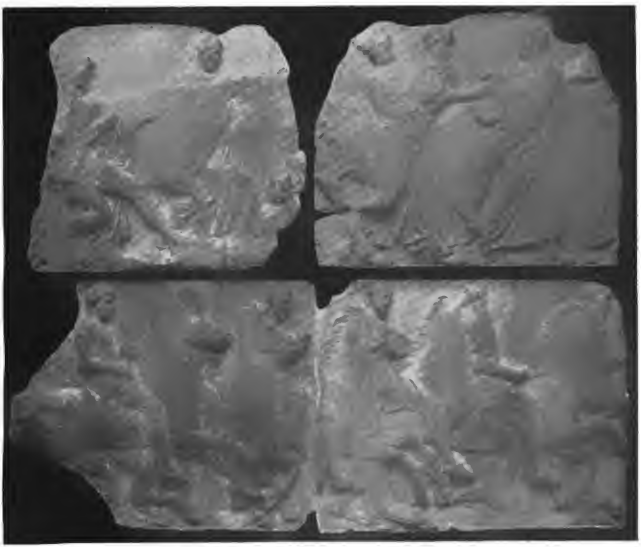
Digitized by Google

Kompositionen geliefert, so lebt doch in den von der Hand seiner Schüler hergestellten Werken wesentlich sein Geist und sein künstlerisches Empfinden.

Nachdem der Prachttempel sich fast neunhundert Jahre in seiner ersten Anlage erhalten hatte, wurde er im fünften Jahrhundert unsrer Zeitrechnung in eine christliche Kirche und 1460 nach Besetzung Athens durch die Türken in eine mohammedanische Moschee umgewandelt. Trotz dieser wechselnden Schicksale war das Bauwerk, abgesehen von einigen belanglosen Veränderungen im Innern, bis zum Jahre 1687, also fast zwei Jahrtausende lang, im wesentlichen unversehrt geblieben, bis bei der Belagerung des von den Türken gehaltenen Athens durch die Venetianer im genannten Jahre eine in das Innere geschleuderte Bombe die dort aufbewahrten Pulvervorräte zur Explosion brachte. Das Bauwerk wurde infolgedessen in zwei Teile auseinandergerissen und in die Ruine verwandelt, wie sie sich bis auf die jüngste Zeit dem Auge des Beschauers dargestellt hat.

Leider hat der berühmte Tempel in den letzten hundert Jahren noch viel durch Unfall und Raub gelitten. Von den Statuenbildern in den beiden Giebeln sind dem Vernichtungswerke des Jahres 1687 nur vereinzelte Bruchstücke entgangen. Von den 92 Metopen befinden sich heute noch 31 an Ort und Stelle, die übrigen sind nebst Fragmenten der Giebel und dem Cellafries im Jahre 1816 von Lord Elgin nach England gebracht und als die berühmten Elgin Marbles an das Britische Museum verkauft worden. Von den Statuenbildern der beiden Giebel sind fünfzehn Jahre vor der Zerstörung des Tempels von dem Maler Carrey Zeichnungen angefertigt worden, die jetzt auf der Nationalbibliothek in Paris aufbewahrt werden. Von diesen Gruppen stellte die an der Ostseite die Geburt der Athene aus dem Haupte des Zeus und die an der Westseite den Sieg Athenes über Poseidon dar. Der Cellafries veranschaulicht den Festzug bei dem großen athenischen Nationalfeste, den Panathenäen. Den Inhalt der Metopendarstellungen bilden Szenen aus den Kämpfen der Giganten, Kentauren und Amazonen und aus dem trojanischen Kriege.

Die Wiederherstellungsarbeiten, die darauf abzielen, dem Tempel bis auf jede Einzelheit seine ursprüngliche Gestalt zu verleihen, scheinen etwas einseitig und voreilig unternommen worden zu sein; wenigstens ist keine der in Athen bestehenden auswärtigen archäologischen Schulen dabei zu Rate gezogen worden. Zu bedauern ist auch, daß zur Ergänzung der einzelnen Teile nicht die an Ort und Stelle gefundenen und ausgegrabenen alten Bruchstücke, sondern neu aus Marmor hergestellte benutzt werden. Der Kontrast zwischen diesem glitzernden neuen Gestein und dem alten verwitterten Marmor, in den man es eingefickt hat, ist, wie das auch aus der von uns wiedergegebenen Zeichnung hervorgeht, von entschieden ungünstiger Wirkung. c. h.



Teile des im Jahre 1816 von Lord Elgin für die britische Regierung erworbenen Parthenon-Frieses

Digitized by Google

Die büssende Magdalena.

Erzählung aus dem Künstlerleben

von

Otto Behrend.

Der Kunstmaler Ignaz Strauch war bei der Arbeit. Von gewandter Hand geführt, raschelte die Kohle emsig über den grauen Pappkarton auf der Staffelei und hielt nur inne, wenn der junge Mann einen scharfen, prüfenden Blick auf das zierliche blonde Mädchen warf, das ihm als Modell saß. Er zeichnete ihren Kopf in einer kecken, herausfordernden Haltung, zu der das Mädchen ihrem Gesichte ganz vorzüglich den entsprechenden Ausdruck zu geben wußte.

Unbeweglich lag die ausgegangene Zigarette im Mundwinkel des Malers, der nur auf seine Arbeit acht hatte. Zerbrach ihm ein Stück Kohlestift in der Hand, was bei seiner sicheren, energischen Führung nichts Seltenes war, so ließ er, ohne sich weiter darum zu kümmern, den Stumpf den niederrascheln den Brocken nachfallen und nahm nur mechanisch fühlend ein neues Stück von dem Tischchen, das neben ihm stand und Farben, Blei- und Pastellstifte, Kreide, Kohle, Estampen und mannigfache andre Malutensilien in bunter Unordnung aufwies.

Die Sonne des heiteren Märztages war im Sinken, doch hoch oben im Atelier im vierten Stock war das Tageslicht noch vollkommen hell genug, um die Arbeit unbeeinträchtigt zu gestatten.

Es klopfte an der Thür. Der Maler hörte es wohl, achtete aber nicht im geringsten darauf, auch das Modell regte sich nicht; nur als jetzt vorsichtig die Thür geöffnet wurde, wendete sie bei unveränderter Kopfhaltung die Augen dorthin.

„Auf den Cylinder sehen!“ herrschte der Maler, der es sogleich bemerkte, sie an, und zeichnete weiter.

„Schrumm!“ stieß das Mädchen hervor, als wolle sie dadurch den Ruck hörbar machen, mit dem sie ihre Augen von dem feisten, freundlichen Gesichte, das sich in der Thürspalte zeigte, wieder auf den ihr als point de vue angegebenen Cylinderhut an der Wand richtete.

Dem feisten Gesichte schob sich nun ein entsprechender Korpus nach, und leise schloß sich die Thür wieder. Der dicke Ankömmling blieb zunächst stehen und suchte durch allerhand Grimassen die Aufmerksamkeit des Modells auf sich zu lenken und es womöglich ins Lachen zu bringen. Als ihm dies nicht gelang, schlich er in komischer Behutsamkeit hinter seinen Freund, wobei er mit seinem Gewichte einige der zerstreut umherliegenden Kohlenstücke zerkrachte, was ihm aber auch nicht mehr Beachtung verschaffte.

Er sah dem Zeichnenden über die Schulter und betrachtete bald nicht ohne Interesse die Skizze, an den wenigen borstenartigen Härchen drehend, die ihm als Schnurrbart auf der Oberlippe sproßten. Ab und zu nickte er wohlgefällig.

So stand er eine ganze Weile, schließlich aber wurde ihm die Sache doch langweilig, er machte unschlüssig einige Schritte im Atelier und warf sich dann wie in plötzlicher Erleuchtung rücklings auf eine mit einem imitierten Tigerfell bedeckte Ottomane, zog die Kniee an den Leib und gähnte mehrmals vernehmlich. Was sollte er auch Besseres thun? Die vielen Studien und Skizzen und die eingerahmten und uneingerahmten größeren und kleineren Bilder, mit denen die Wände bedeckt waren, kannte er ja längst alle, und mit der Rosel unter der Staffelei hindurch, wie es ihm seine augenblickliche Lage erlaubt hätte, wieder anzubinden, war nicht möglich, da sich der unter einem Riesenmakartstrauße hängende Cylinderhut, nach dem sie sehen mußte, in dazu gänzlich ungeeigneter Richtung befand.

Endlich aber legte der Zeichnende doch kurzerhand den Kohlestift weg und schob achtlos die Staffelei beiseite. Als habe sie nur darauf gewartet, war das posierende Mädchen wie der Blitz von ihrem hölzernen Podium herunter.

„Ich will's sehen, Nazi!“ rief sie mit heller, silberner Stimme und huschte vor die Staffelei, indes der Maler sich endlich auch seiner Zigarette

Digitized by Google

erinnerte und überall nach einem Streichholz suchte.

„Herrgott, wo sind denn nur die Tändsticker wieder, Rosel? Wir haben doch gestern erst eine Schachtel geholt."

„Famos!" rief das Mädchen, das angelegentlich ihr Konterfei betrachtete, doch nun wandte sie sich um: „Die Streichhölzer, o heilige Ordnung, wo hast du die denn wieder?" Sie suchte, sich ungemein flink regend, und fand die vermißte Schachtel schließlich in den Fransen der hellgrünen Portiere, die das Atelier vom Schlafzimmer trennte. Sie strich auch sofort ein Hölzchen an, hielt es dem Ignaz unter die Nase, daß er nur schnell zugreifen mußte, um sich dieses umfangreiche, aber sehr gemütlich in die Welt schauende Organ seines mit einem dünnen, rotblonden Barte gezierten Gesichtes vor einem Brandmal zu bewahren, und war im gleichen Augenblick auch schon bei dem Dicken an der Ottomane.

„I du ekliges Faultier," rief sie, „brauchst nur in die Tasche zu greifen und rührst dich nicht," und zugleich gab sie ihm einen herzhaften Schlag auf den Bauch, daß er wie ein zusammengepreßter Gummiball in die Höhe wippte und, die Beine seitwärts zur Erde drehend gleich, zum Sitzen kam. Die Hände über seinem mißhandelten Bauch gefaltet, saß er nun da und äugelte die lachend vor ihm Stehende an.

„Kannst du einen denn nie in Frieden lassen, Rosel? Ich lag so wonnig, ich war noch ganz baff von der Ueberraschung, den Nazi an einem so schönen Tage bei der Arbeit zu finden."

„Die Rosel hat mir ja keine Ruhe gelassen," warf Ignaz Stranch hin, „den ganzen Nachmittag hat sie sich mir in allen nur erdenklichen Stellungen präsentiert und mich so schließlich moralisch zur Arbeit gezwungen."

„Ein gräßlicher Irrwisch, die Rosel," pflichtete der Dicke bei, „die könnte mir gefallen."

„Das glaub' ich, du Streichfiedler," entgegnete das Mädchen und schnippte dem Dicken mit den schlanken Fingern unter die Nase, was ihn aber nur bewog, mit einem unartikulierten Grunzen den Kopf seitwärts zu drehen. Er pfiff nun, durch das Wort Streichfiedler angeregt, einige Takte des Preisliedes aus den Meistersingern vor sich hin. „Gränzner und Bergwalder werden auch gleich kommen," sprach er dann, „sie waren schon mit bis an die Ecke, doch da sah Gränzner seinen Schneider kommen, und sie drehten um."

„Welchen Schneider?" fragte Stranch.

„Was weiß ich — einen von seinen," erwiderte der Dicke und wehrte mit der Hand das Mädchen ab, das es augenscheinlich auf irgend einen neuen Schabernack abgesehen hatte.

Als sich der lose Flattergeist nun von ihm abwandte, da draußen Schritte und Stimmen hörbar wurden, atmete der Dicke erleichtert auf. Ja, er liebte die ungestörte Bequemlichkeit, der gute Jäckel, und wegen seines unsagbaren Behagens an der Bequemlichkeit war er bisher auch noch nicht zu einer Entscheidung gekommen, ob er sich auf der Violine oder mit dem Pinsel ausbilden solle. Er hatte nach beiden Seiten hin Talent, konnte aber im innersten Herzen ganz beruhigt sein, daß er hier oder da nicht etwa schon nutzlos viel Mühe verschwendet habe.

Das Mädchen öffnete die Thür und ließ zwei Herren eintreten, die beiden soeben von Jäckel angekündigten, einen langen und einen mittelgroßen. Der lange, der Kunstmaler Gränzner, eine hagere, schmalschulterige Gestalt mit bräunlichem Teint und schwarzem Spitzbart, sehr elegant gekleidet, schob ohne weiteres ins Atelier hinein, den Hut in die Stirn gedrückt, die Hände tief in den Taschen seines kurzen dunkelblauen Sommerpaletots vergraben, dessen Sammetkragen er frostig aufgeschlagen hatte. Man hörte seinen Schritt in den glänzenden Lackstiefeln, auf die ein paar weite, schwarze Beinkleider niederfielen, kaum. „Servus," sprach er und blinzelte mit seinen stechenden schwarzen Aeuglein umher. Dann, als er Stranchs neue Zeichnung bemerkte, ging er geradeswegs darauf zu und stellte sich vor ihr auf.

Sein Begleiter, der Bildhauer Bergwalder, ein kräftig gebauter junger Mann in einfachem, grauem Jackettanzug, über den er leger offen einen gelblichen Mantel trug, nahm zunächst der sich neckisch tief verbeugenden Rosel Hand mit so kräftigem Drucke, daß das Mädchen einen leichten Aufschrei nicht unterdrücken konnte, und begrüßte dann Stranch und auch den Dicken, zu dem er an die Ottomane ging, gleichfalls mit ehrlichem Handschlag. Er hatte ein hübsches, freies Gesicht; nach dem flotten blonden Schnurrbart und der militärischen Haltung hätte er für einen Offizier in Zivil gelten können.

Er nahm nach der Begrüßung auf einem Rohrstuhl an der hohen Glaswand Platz, und mit demselben noch ein wenig ins Zimmer vorrückend, sprach er: „Na, Kinder, was machen wir heute?"

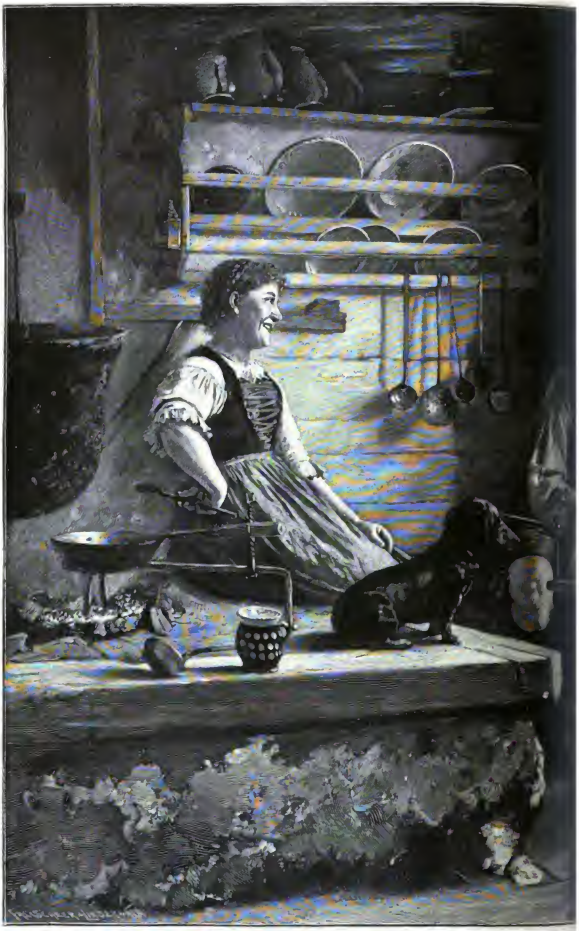
„Ganz ausgezeichnet," sagte im gleichen Augenblick Gränzner, „sieh dir mal den Kopf hier an, Bergwalder, — das Kinn und der Halsansatz —"

Der Bildhauer erhob sich vom Stuhl und trat zu seinem Freunde an die Staffelei, während Stranch augenscheinlich wieder irgend etwas suchte. Er fuhr sich mit den Händen in alle Taschen und sah sich dann überall um. „Wo hast du nur die Zigaretten wieder, Rosel?"

„Gleich, erst nur muß ich diesem Kunstkenner aufhelfen," und sie lief eiligst zum Dicken auf der Ottomane. Entgegen seiner Befürchtung aber, daß sie ihm wieder irgend etwas anthun würde, bot sie ihm, über seine sich schon zur Abwehr erhebenden Hände fröhlich lachend, nur in graziöser Aufforderung den Arm und führte ihn mit Grandezza an die Staffelei. Dann machte sie sich daran, die Zigaretten zu suchen.

Die drei Herren tauschten ihre Ansichten über die Zeichnung aus, über die sie des Lobes voll waren. Auch die Rosel gesellte sich, nachdem sie die Zigaretten gefunden hatte, zu ihnen; die

Digitized by Google



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Digitized by Google

E. Rau

Mittagsrast.

Digitized by Google

Hände rückwärts ineinander gelegt, erhob sie sich auf den Zehenspitzen und sah Bergwaldern über die Schulter. Der Dicke brachte, mißtrauisch seitwärts weichend, für alle Fälle Gränzner's lange Gestalt zwischen sich und seinen Quälgeist.

„Wahrhaftig, ganz das gottvoll naseweise Gesicht der Rosel," sprach er nun in einiger Sicherheit. „Wie sträflich keck sie ihren Schnüffler in die Luft hält!"

„Sieh nur das Ohr," sagte Gränzner zu Bergwalder und wies mit dem Finger hin, „wie plastisch, mit den wenigen Strichen förmlich herausmodelliert."

„Und das Haar," gab dieser zurück, „man ist unwillkürlich versucht, mit der Hand hineinzufahren und es aufzupuscheln."

„Was ich mir von dir höflich verbitten würde," bemerkte Rosel mit schelmischer Verbeugung.

„Und wie sich hier bei der Drehung, die er dem Kopfe gegeben hat, die Muskeln am Halse ausprägen!" Gränzner nickte anerkennend.

„Du, Stranch," sagte Bergwalder, sich nach dem Atelierbesitzer umwendend, der eben hinter der spanischen Wand hervortrat, wo er seinen Arbeitsſlans mit einem besseren Rock vertauscht hatte, „ist ‚Questa gente' nebenan?"

„Jedenfalls wohl, der ist ja immer da."

„So wollen wir ihn doch rufen, er muß brühwarm den Kopf sehen."

„Laß den armen Kerl doch. Warum denn auch?" meinte Strauch.

„Du willst ihn doch nur wieder ärgern," setzte die Rosel hinzu.

„Wird ihm nichts schaden," entgegnete Bergwalder in seiner bestimmten Weise. Er war zwar im allgemeinen gutmütigen Charakters, aber auf Questa gente hatte er einen Pik, weil dieser eine zu hohe Meinung von seiner Kunst besaß.

Der mit dem Spitznamen Questa gente bezeichnete Maler war ein Italiener, der ein kleines Mansardenzimmer neben Strauchs großem Atelier bewohnte. Er war entschieden ein Künstler, vor allem im Aktzeichnen und Porträtieren. Es genügte ihm aber nicht, sich in den ihm von der Natur gesteckten Grenzen zu halten, sein eifriges Streben ging vielmehr darauf, Bilder zu komponieren, wofür sich indes seine Phantasie und Gestaltungsgabe nicht ausreichend erwiesen.

Die vier jungen Deutschen verkehrten gelegentlich mit ihm, denn er war ein stiller, im Umgange sonst gut zu leidender Mensch, der die Hochschätzung seiner Person und das damit verbundene Herabsehen auf andre selten in unangenehmer Weise hervorkehrte, im Gegenteil durch seine geringschätzigen Aeußerungen in dieser Hinsicht immer willkommenen Anlaß zum Necken gab. Er hieß Matteo Pavone, wurde aber scherzweise Questa gente genannt, weil er bei seinen abfälligen Urteilen über andre stets mit den Worten begann: „Ah — questa gente" — „diese Leute" — und dann auf die eben in Rede stehende Persönlichkeit mit einer herabsetzenden Bemerkung überging.

Der heißblütige Bergwalder gönnte ihm gern einen Dämpfer, und deshalb machte er auch jetzt den Vorschlag, den Italiener zur Besichtigung des so vortrefflich gelungenen Kopfes heraberzuholen.

„Rosel, lad ihn mal ein," sagte er.

„Aber du willst sie doch nicht allein schicken!" rief der Dicke, wie im höchsten Erstaunen die Augenbrauen hochziehend, „ich erlaubte es nicht, Strauch."

„Nun geh' ich gerade allein, du altes Faß," sprach das Mädchen, „nicht einmal die Hand mag ich ihm geben, denn aus der Entfernung schon riecht man seinen Knoblauch. Tausendmal lieber als du ist er mir aber immer noch." Und sich schnippisch umwendend marschierte sie zur Thür hinaus.

Der Dicke eilte mit ungewohnter Geschwindigkeit durch die Portiere ins Schlafzimmer und legte hier das Ohr an die Wand.

„Jetzt klopft sie," sprach er heraus, „jetzt brummelt der Italiano was — jetzt ist sie drinnen — herrjeh, die eifrige Unterhaltung, und jetzt — ihre Arme schlagen umeinander zusammen und o — die vielen süßen Küsse — Rosel, Rosel," rief er mit lauter Stimme und pochte gegen die Wand, „Signore Pavone keinen Bacio."

Es gelang ihm aber nicht, die Rosel drüben zu ärgern, und auch nicht, was er übrigens auch gar nicht beabsichtigte, seinen Freund Strauch eifersüchtig zu machen. Der kannte die Rosel und wußte, daß sie in ihrer Lebhaftigkeit, wenn sie gar zu ausgelassen wurde, höchstens einmal Bergwaldern zu einem herzhaften Kusse um den Hals flog.

„Sie bringt ihn," meldete der Dicke zurückkehrend, und gleich darauf erschienen beide im Atelier, der Italiener natürlich voran. ‚Ein Modell — questa gente,' dachte er jedenfalls.

Er grüßte freundlich und knöpfte den alten, schwarzen, mit Farben bekleckſten Phantasierock eng über der Brust zu, um das gestickte Nachthemd, das er darunter trug, möglichst zu verdecken.

„Bester Signore," sagte Bergwalder, „sehen Sie einmal hier, wie gefällt Ihnen die neueste Schöpfung unsers Strauch? Heute nachmittag hingeworfen im Handumdrehen — Sie verstehen," — er machte eine entsprechende Handbewegung.

„Es ist ein kleines Bijou," sprach Gränzner ihm beipflichtend.

Der Italiener wandelte stolz in seinen abgeschabten roten Saffianschuhen an die Staffelei. Die Zeichnung packte ihn, in voller Aufmerksamkeit sank er in sich zusammen und betrachtete das Porträt lange Zeit. Er wiegte dabei mehrmals wohlgefällig den Kopf hin und her, einen nicht uninteressanten Kopf — eine hohe Stirn unter welllig aufstehendem rabenschwarzen Haar, eine große, scharfgebogene Adlernase, ein etwas melancholisch herabhängender Schnauzbart, ein kräftig hervortretendes Kinn.

Digitized by Google

„Was, Rosel, wenn er nur nicht so viel Knoblauch essen wollte!“ flüsterte der Dicke dem Mädchen zu. Dieses erwischte ihn aber, ehe er sich ihr entziehen konnte, gerade noch mit der Hand in der Seite und quetschte ihm eine Fettfalte mit aller Kraft.

„Au, Donnerwetter,“ brüllte der Gekniffene, „Mädel, bist du verrückt!“

„Laßt euch dadurch nicht stören,“ sagte Rosel und trat zu den Herren vor der Staffelei. Der Italiener sprach zwar mit ein wenig sauersüßem Lächeln, aber doch offen seinen Beifall aus; denn wenn ein Werk, was allerdings selten war, ihm Beifall abnötigte, hielt er damit auch nicht zurück. Es wurden nun noch verschiedene Worte über das Bild gewechselt, bis das Zergliedern ihres Kopfes der Rosel endlich zu viel wurde. Bergwalder am Rock zurückziehend, dem langen Gränzner einen Stoß vor den Bauch gebend, ihren Ignaz mit kräftigem Griff an der umfangreichen Nase dirigierend, dem Italiener mit einem schnell ergriffenen Malstock an den Adlerhaken tippend und den Dicken durch einen Blick scheuchend, hatte sie im Nu die fünf Herren auf die verschiedenen Sitzgelegenheiten, als da waren Ottomane, Stühle, Podium und ein Puff, etabliert. Sie selbst blieb in der Mitte stehen und rief: „Jetzt laßt mal mein Bild in Frieden — große Beratung, was wir heute abend machen.“ Ihre Wangen waren leicht gerötet, das unverhohlene Lob, das ihren Gesichtszügen und ihrem Ignaz ausgesprochen worden war, hatte ihr geschmeichelt, sie bei ihrem leicht beweglichen Temperament erregt.

„Zunächst heißt es nun sammeln,“ sprach sie weiter, „damit wir feststellen können, wozu es etwa reicht. Die Herzen auf, die Beutel auf, jeder giebt, was er bei sich hat. Gränzner, langer Max, mach den Anfang.“ Sie hielt ihm die offene Hand hin. Der schwarzbärtige Maler bohrte mit etwas verlegener Miene in seiner Westentasche herum und brachte endlich ein Fünfzigpfennigstück zum Vorschein.

„Wenig, aber mit Liebe,“ sagte das Mädchen und drehte sich, das Geldstück hochhaltend, blitzschnell auf einem ihrer zierlichen Füßchen im Kreise, daß die Röcke flogen. „Bemogelt hat er uns noch um mindestens zwei Zehnerl,“ fuhr sie endlich innehaltend schelmisch fort, „dafür zur Strafe soll er den Gerichtsvollzieher spielen. Hoch, Langer, Hand auf und immer hinter mir her.“ Sie warf ihm das Fünfzigpfennigstück wieder zu, riß dann ein Tamburin von der Wand, und es lustig mit der Hand schlagend, daß die Schellen nur so klangen, tanzte sie eine wilde Tarantella um den auf seinen langen Beinen dahinstöckernden Maler, indem sie ihn zugleich dabei von einem zum andern leitete. Geschmeidig mukoste sie jeden einzelnen mit den weichen Bewegungen der schlanken Arme, mit bittenden Augen und flüsterndem Mund, mit dem sinnbethörenden Geklingel des Tamburins.

Ignaz Stranch opferte seine ganze Kasse. „Rosel, du weißt besser, wo unsre Nickel liegen, als ich,“ rief er, „hole sie.“ Der Dicke gab einen harten Thaler, der Italiener, der allen ihren Bewegungen mit begehrlich blitzenden Augen folgte, schob mit einer geringschätzigen Geste, als sei es ihm eine Kleinigkeit, eine Mark und etliche kleinere Münzen, seine ganze Habe, Gränzner in die Hand, Bergwalder als letzter reichte mit wohlgefällig auf der kleinen Mänade ruhendem Blick eine glänzende Münze.

„Gold — Gold — ein Zehnmarkstück,“ rief die Rosel, „du Engel!“ und sie warf ihm das Tamburin zu, auf dessen Rand sie schnell noch einen Kuß gedrückt hatte.

Dann war sie im Nu durch die Portiere im Schlafzimmer verschwunden, man hörte Geld klappern, und schon war sie auch wieder zurück und ließ Gränzner eine Anzahl Münzen in die Hand klingen.

„Wie viel ist's nun?“

Der Maler zählte. „Siebzehn Mark und neununddreißig Pfennige.“

„Hurra, das reicht, wir gehen in die Blumensäle,“ und klapps schlug sie dem langen Maler unter die Hand, daß das ganze Geld durchs Atelier kollerte.

Und nun sprang sie lachend, mit blitzenden Augen flugs hinter den ahnungslosen Jäckel, faßte die Ottomane, auf der er saß, und zog sie schnell ein Stück unter ihm weg, so daß er gerade noch Zeit hatte, sich hinterrücks mit beiden Armen zu stützen und sich so, den ganzen gewichtigen Körper außerdem nur noch durch die Absätze gehalten, vor dem Fallen zu bewahren. Doch diese Stellung hielt er natürlich nur einige Sekunden aus — plumps glitt er auf den Fußboden nieder. „Rosel, wenn ich dich erwische!“ — aber sein Plagegeist war schon weit aus dem Bereich seiner übrigens noch gar nicht einmal erhobenen Arme und rief ihm zu: „Da ist Arbeit für dich, gelenke Gliederpuppe, sch sch uns das Geld wieder zusammen — ach, bitte, bitte, liebes Wänstchen, du glaubst gar nicht, wie gesund das ist. Aber du kannst wohl nicht mehr genug sehen, es wird schon zu dunkel. Warte nur einen Augenblick.“

Sie nahm die Schachtel Tändsticker vom Tische, knipste einige der Hölzchen über die Reibefläche, daß sie brennend als Sternschnuppen durchs Atelier flogen und Bergwalder mit dem Rufe aufsprang: „Um Himmels willen, Rosel, laß die Dummheit, du steckst uns ja die Bude über dem Kopf an.“ Doch Rosel entzündete schon den Docht der Lampe, die sie dann zu Jäckel auf den Fußboden setzte.

Von den fünf Herren war bis jetzt keiner weiter zu Wort gekommen. Nun aber sagte Bergwalder: „Mädel, kannst du denn keinen Augenblick vernünftig sein!“

„Ich mein's auch,“ fügte Stranch hinzu, „seh—“

„Was?“ rief die Rosel, „ich nicht vernünftig sein?“ und sah von einem zum andern. „O, ich kann auch vernünftig sein, sehr vernünftig, ernst,

Digitized by Google

traurig, still, betrübt, melancholisch — alles, alles, was ihr wollt." Sie riß das Tigerfell von der Ottomane, löste sich mit einigen flinken Griffen das reiche, blonde Haar, daß es wie eine goldene Flut auf die Hüften niederwallte, und streckte sich im Schein der Lampe lang aufs Tigerfell aus. Mit der rechten Hand stützte sie ihren Kopf an der Schläfe, den linken Arm schob sie unter die Brust, daß der junge Busen in der lockeren, leichten Bluse schwoll, und schaute mit tiefernstem Ausdruck bewegungslos vor sich hin.

Es wurde totenstill im Atelier, die Künstler blickten mit Bewunderung auf das ihnen so unvermutet gebotene fesselnde Bild, auch der dicke Jäckel hielt mit Umherkriechen inne und sah seinen so plötzlich verwandelten Quälgeist an, wie die Kuh das neue Thor.

„Die büßende Magdalena," sagte Gränzner, endlich das Schweigen brechend.

„Wahrhaftig!"

„Brillant!"

„Pscht! — nicht stören."

„La Maddalena di Correggio — anima di Dio."

Eine ganze Weile verharrte Rosel in ihrer Stellung, dann sprang sie plötzlich auf und setzte sich ihrem Ignaz auf den Schoß. „Gelt, ich kann auch vernünftig sein, Schatzel — ich mußte vorhin so über dein ärgerliches Gesicht lachen," — sie streichelte ihn — „aber jetzt gehen wir alle miteinander erst noch spazieren und dann in die Blumensäle. Auf, auf, Kameraden, der Dicke aber erst, wenn er alles Geld wieder beisammen hat."

Der Italiener hatte sich schon erhoben, er ging fast schleichend zu Rosel hinüber, die noch auf ihres Nazi Schoße saß. „Ich muß Sie malen als Maddalena," sprach er mit Nachdruck.

Keck warf das Mädchen den Kopf in den Nacken. „So? — haben Sie weiter keine Schmerzen?"

„Ich kann nicht verstehen." Er sah fragend Strauch an.

„Sie will nicht — nischt — niente," entgegnete der.

„Ah," machte der Italiener und schnickte mit dem Kopf, „sie will nicht — ich verstehe nicht — warum will sie nicht — werde ich machen ein großes Bild, ich habe eine Idee, ich sah sie vor mir, als die Rosel sich so dalag, la Maddalena — o, ich muß malen ein Bild, eine Komposition." Seine weißen Zähne schimmerten.

„Thu's doch, Rosel," mischte Gränzner sich ein.

„Laß sie doch," sagte Bergwalder, „es wird ja doch nichts daraus. Ein Bild bringt er nie zu stande."

Strauch, der einige Minuten nachdenkend dagesessen hatte, faßte Rosel bei den Schultern und schob ihren Oberkörper auf Armeslänge von sich. „Ich male dich auch als büßende Magdalena, du kleine Sünderin," sagte er.

„Alle Achtung, da haben wir dann zwei büßende Magdalenen," rief der Dicke, der schon ziemlich viel Geld wieder beisammen hatte, aus der Ecke hinterm Ofen hervor, „und vielleicht versteht sich Gränzner zu einer dritten, ich komponiere dazu einen Magdalenenwalzer, damit wir die Bilder à la Wereschagin mit Musik vorführen können, und schließlich thut mir Bergwalder noch den Gefallen und hant die Rosel ordentlich aus, so daß doch auch eine wirklich büßende Magdalena dabei ist."

„Herrgott, schwatzt der einen Unsinn, warte nur, ich komme gleich."

„Hier geblieben, Rosel," gebot Strauch und schüttelte das Mädchen an den Schultern, daß die langen Haare hin und her wallten, „laß endlich mal den Dicken in Frieden — ich male dich als büßende Magdalena."

„Und wie?"

„Keine Ahnung — aber ich male dich."

„Bravo!" rief Gränzner.

„Ich muß Sie malen," wiederholte jetzt der Italiener, der noch immer neben Strauch und der Rosel stand, bald in ihren Anblick, bald in das vor seinem geistigen Auge sich immer deutlicher entwickelnde Bild der büßenden Magdalena versunken, „ich bitte, Signorina, sitzen Sie mir — o, ich bitte!" Fast flehend wurde seine Stimme, sanft schmeichelnd sein Blick.

„Thu ihm doch den Gefallen, Rosel," sprach Strauch ihr zu.

„Aber kein Akt," sagte das Mädchen.

„Das natürlich nicht," pflichtete Strauch ihr bei.

„O nein, nicht Akt, nur Arme und etwas Hals, nicht mehr wie beim Tanzen," — der Italiener lächelte sauersüß, wie er dies sagte — — „Herr Strauch kann auch immer dabei sein."

„Dazu hätte ich Zeit!" sprach dieser.

„Natürlich nicht, wenn du bis elf Uhr schläfst und nachmittags Zigaretten zum Fenster hinauspaffst," sagte Rosel, „aber eine Anstandsdame muß ich haben." Sie traute dem Italiener, zu dem sie keine Zuneigung hatte, nicht.

„Da geht der Dicke als Anstandsdame," warf Gränzner ein, als Bergwalder herantretend ihn unterbrach und in seiner freimütigen, etwas derben Art sprach: „Bester Signore, Ihre Kunst in Ehren, alle Achtung vor Ihren Porträts, aber ein richtiges Bild zu komponieren, dürfte Ihnen doch schwer fallen, da bringen Sie nichts Rechtes zu stande."

Der Italiener lächelte mit einem müden Ausdruck, als sei es gar nicht der Mühe wert, sich auf eine Erwiderung einzulassen, und zuckte die Achseln. Questa gente — was verstanden diese Leute von seinen Fähigkeiten! Aber er ließ sich doch zu einer Antwort herbei. „Sie werden sehen, ich male ein Bild, das wird Ihnen gefallen."

„Das kann schon sein, aber etwas Echtes und Rechtes, etwas Ganzes wird es nie."

„Sie werden sehen, daß es Ihnen gefällt so gut wie das Bild, das Herr Strauch malt. Sie sind sein Freund, aber Sie werden sehen, er ist nicht ernst, er spielt mit der Rosel, er arbeitet nicht!"

Digitized by Google

Zeichnung von C. Weichardt.

Das Schloss des Tiberius auf Capri. (Text S. 155.)

Digitized by Google

„Er kann nicht, mit andern Worten," fiel Bergwalder ihm in die Rede.

Der Italiener schwieg mit einer so zufriedenen Miene, als habe der Bildhauer ganz seine Meinung ausgesprochen. Dann aber sagte er doch: „O, er kann, aber er will nicht."

„Wenn Sie das meinen, Signore, dann schlage ich Ihnen eine Konkurrenz vor. Sie malen Ihre Magdalena, und Strauch die seine — zu beiden Bildern sitzt die Rosel, und wenn beide fertig sind, entscheidet eine Kommission, welchem Bilde der Preis gebührt."

„Bravo, bravissimo!" Mit vielem Beifall wurde der Vorschlag begrüßt und sogleich eifrig besprochen.

Strauch verspürte zuerst wenig Lust, sich auf solch ein Preisarbeiten, das ihm die Pflicht zu einer bestimmten, ihm unbequemen Thätigkeit auferlegte, einzulassen, doch das Gebaren des Italieners, der in siegessicherer Ruhe vom hohen Piedestal herab auf das Treiben dieser Leute schaute, die ihren Freund zu einer so aussichtslosen Sache zu bereden suchten, sowie die Aufmunterungen der Freunde, besonders Bergwalders, ließen ihn schließlich zustimmen.

Die Konkurrenz wurde demnach um ein Faß Bier, das der Unterliegende zu geben hätte, abgeschlossen. Als Preisrichter sollten Gränzner und, da Bergwalder sich von vornherein ausschloß, der Historienmaler Lenoir, in dessen Komponierschule der Italiener vor einigen Jahren gelernt hatte, fungieren. Für den Fall, daß sie sich nicht auf ein Bild vereinigen könnten, wurde Rosel als drittes Mitglied der Jury beigegeben, die Zustimmung Lenoirs, die Strauch zu bringen versprach, voraussetzt. Der Dicke, der doch den lieben langen Tag nichts that, ward mit der Würde der Anstandsdame in Questa gentes Studio belehnt, und schließlich setzte man noch fest, daß das Mädchen sich in den Vormittagsstunden dem Italiener, nach zwei Uhr mittags ihrem Ignaz zur Verfügung halten solle.

*

Der Frühling und der Sommer gingen dahin. Mit gleichmäßigem Fleiße war der Italiener bei der Arbeit, Strauch hingegen in seiner lässigen Weise mußte immer wieder aufs neue von Rosel aufgemuntert werden. Stand er aber erst einmal vor der Staffelei, dann ging ihm auch die Arbeit von der Hand.

Ueber die Bilder mußte, um niemand vorweg einzunehmen, vollständiges Stillschweigen nicht nur von den beiden Malern, sondern auch von Rosel und Jäckel bewahrt werden. Dieser, der im Studio des Italieners seine Pflicht als Anstandsdame getreulich erfüllte, wohnte auch vielfach den Sitzungen im Atelier Strauchs bei.

Nicht nur die beteiligten Maler nahmen Anteil am Ausgang der Sache, sondern auch über den engen Freundeskreis hinaus drang die Kunde von der Konkurrenz und erweckte Aufmerksamkeit.

Da es nicht möglich war, die Neugierde durch überraschendes Einbrechen ins Atelier während der Arbeitszeit zu stillen — denn die Thüren wurden immer streng verschlossen gehalten —, und es auch nicht gelang, eines der Bilder zufällig einmal unverhüllt zu sehen, so wurden verschiedentlich Versuche gemacht, Rosel oder den Dicken auszuholen. Aber beide hielten dicht, ebenso wie Strauch und der Italiener, denen ihr Künstlerstolz an sich schon Schweigen auferlegte.

Aus der Rosel brachte man nichts heraus, als daß die Sitzungen beim Italiener schrecklich langweilig seien; er lasse sie so wenig ruhen, spreche nie mit ihr beim Malen und sehe sie, ehe er wieder den Pinsel rühre, immer so entsetzlich lange an, wie sie es noch niemals erlebt habe. Sie sei häufig am Einschlafen, ein paarmal seien ihr die Augen schon wirklich zugeklappt. Beim Ignaz gehe es da doch gemütlicher her, da dürfe sie sogar mitunter schlafen, ebenso wie der Dicke es thue, der, wenn er sich einstelle, auf einem eigens für ihn geliehenen altväterischen, göttlich bequemen Sofa liege und schnarche.

Uebrigens aber schlafe die dicke Anstandsdame beim Italiener auch, und zwar auf Strauchs Ottomane, die für ihn hinübergeschafft sei.

So hatte also die Angelegenheit, in diesem Lichte von außen betrachtet, einen recht schläfrigen Anstrich, doch das Geheimnisvolle, das sie umgab, hielt das Interesse an ihr wach.

Der Oktober war herangekommen, bevor die Bilder vollendet waren. Endlich aber sollte nun die Entscheidung fallen, ein Sonntagmorgen war dafür ausersehen worden. Rosel hatte zusammen mit der alten Aufwärterin Strauchs Atelier tags zuvor einer gründlichen Säuberung und Aufräumung unterzogen und ging nun in einer erklärlichen Aufregung vor den beiden Bildern, die wohlverhüllt auf ihren Staffeleien nebeneinander standen, hin und her. Gar zu gern hätte sie beide noch einmal betrachtet, aber die Hüllen waren sorgsam geschlossen.

Schon gegen zehn Uhr war sie gekommen und hatte Ignaz Strauch geweckt; jetzt, eine gute halbe Stunde später, war er endlich aufgestanden und kleidete sich an. Rosel sah gedankenvoll aus dem hohen Fenster über die Dächer der Häuser; ein einfaches schwarzes Kleid umschloß ihre zierlich-schlanke Gestalt, leichtes Rot färbte ihre sonst blassen Wangen.

Ernste Gedanken bewegten sie. Welchem Bilde würde sie den Preis zuerkennen? Ausgeführt waren beide, besonders in der Farbengebung und in Verteilung von Licht und Schatten, sehr gut; einiges Urteil hatte sie darüber. Aber nicht das machte sie so gedankenvoll, der dargestellte Gegenstand war es, der sie ernst stimmte — die büßende Magdalena. Von den beiden Malern war sie in ganz verschiedener Weise aufgefaßt worden.

Sie sah auf den weiten, blauen Himmel; er war rein, ohne das kleinste Wölkchen, soweit sie sehen konnte, friedlich und klar, ein unendliches,

Digitized by Google

unbegreifliches Reich. Doch darunter die schmutzigen Dächer der Häuser mit den Wohnungen der ärmsten Erdgeborenen, mit den mannigfachen äußeren Anzeichen von Dürftigkeit und Entbehrung — hier flatternde, vielfach geflickte Wäsche, dort bauschig sich blähend ein zur Lüftung aus engem Fenster herausgedrücktes unsauberes Bett, dort einige halbverdorrte Blumenstöcke und ein struppiger Star in einem alten Holzbauer, dort, wo der Rauch aus der Esse stieg, hinter halberblindeten Scheiben blechernes Küchengeschirr — sie mußte überall den Blick hinsenden, trotzdem es sie innerlich durchschauerte.

Zum erstenmal dachte sie heute an ihre Zukunft: was einst, wenn sie nicht mehr jung sei, aus ihr werden würde. Die büßende Magdalena — zum erstenmal dachte es so ernst, das kleine, leichtlebige Modell, das gewiß nicht schlechter war als Tausende seiner äußerlich bessergestellten Mitschwestern, das auch nicht Reue fühlte — sie lebte ja nur in der Weise, wie sie es von Kind auf überall um sich gesehen hatte —, sondern nur unbestimmtes Sorgen, unklare Befürchtungen, Angst vor einer späten Zukunft.

Sie sah noch immer auf die schmutzigen Dachwohnungen, wieder durchrieselte sie ein unbehagliches Schauern.

Da drang durch die frische, reine Luft der Klang von Kirchenglocken an ihr Ohr, eine hob an, andre setzten ein. Sie empfand eine Beruhigung, doch wie, woher sie kam, das wußte sie nicht. Sie mußte an des Italieners Gemälde denken, an die Magdalenen von Guido Reni und Correggio, die sie kannte, und dann wieder an das Bild Ignaz Strauchs.

Seine Stimme war es, die sie jetzt aus ihrem Sinnen weckte.

„Rosel, wo habt ihr denn meinen neuen Schlips hingekramt? Ihr habt ja nette Ordnung gemacht!“ Noch ohne Rock und Weste, aber schon den Kragen aufs Hemd geknöpft, erschien er durch die Portiere im Atelier.

Im Nu war Rosel herum. „Das glaub' ich,“ sprach sie, „wenn alles auf dem Fußboden hübsch ausgebreitet liegt, dann findest du's. Aber warte nur, ich hole ihn dir, er liegt mit deinen Taschentüchern und Handschuhen in dem weißen Karton. Sieh selbst, — flott, flott, es wird Zeit.“ Und sie zog ihn hinter sich her ins Nebenzimmer. Sie zeigte ihm den Karton im oberen Fach des Kleiderschrankes, nahm den gesuchten Schlips heraus und band ihn ihm um.

„Gelt, Nazi,“ sprach sie dann, vor ihm stehen bleibend, „so was, wie auf deinem Bilde, das brauch' ich doch nie. Ich kann doch immer Modell bleiben, als irgend etwas werd' ich doch immer zu brauchen sein.“

„Jesses, ich glaube wahrhaftig, du hast Angst gekriegt, du bist ja ganz erregt.“

„Unsinn, Dummheit, ich bin nur neugierig, ob Questa gente preisgekrönt wird oder du. Jedenfalls aber machen wir uns heute einen kreuzfidelen Tag — ich habe beinahe zwölf Mark im letzten halben Jahre heimlich von deinem Gelde zusammengespart. Da trinken wir heute mittag mal wieder Champagner — o, Champagner,“ — sie schnalzte mit der Zunge — „famos, famos! Doch jetzt will ich nach dem Ofen sehen, daß es im Atelier nicht kalt wird. Champagner, o Champagner,“ und eilig huschte sie hinweg.

Die alte Rosel, die ausgelassene, zeigte sich wieder in der kleinen Dame, die bald darauf den sich nach und nach einfindenden Herren die Thür öffnete. Ein wenig Sorge wollte sie ja ab und zu noch bedrücken, aber nur darüber, wer den Preis erhalten würde. Sie gönnte ihn doch nur ihrem Ignaz, obschon er es gar nicht wert war, eben weil er ihr lieber, alter, fauler Ignaz war, nicht etwa weil er, wenn er verlor, das Bier bezahlen mußte. Deshalb würde sie nicht um ihren Champagner kommen, denn sie wußte schon, wo sie das Bier schuldig bleiben würde.

Eine halbe Stunde später hatte sich etwa ein Dutzend Herren eingefunden, von den zunächst Beteiligten fehlte nur noch der Dicke, der nun aber als Letzter auch angeschnauft kam. Er überreichte galant der Rosel ein Veilchensträußchen, das sie sich vor die Brust steckte.

„Deshalb hat's so lange gedauert,“ sprach er, noch keuchend von dem eiligen Aufstieg über vier Treppen. Er hatte es natürlich verschlafen gehabt und sich dann überdies noch von Kaffee und Morgenzigarre weg nicht so bald zum unbequemen Ankleiden verstehen können.

Der Historienmaler Lenoir, ein kleiner jovialer Herr mit mächtigem Schnurr- und Knebelbart, plauderte gerade mit dem Italiener, als der Dicke seine Veilchen überreichte. Er wandte sich nun an Rosel. „Die erste Preiskrönung,“ sprach er lächelnd, „und vielleicht ruht ja in dieser kleinen Hand, die eben so zierlich die Blumen über dem Künstlerherzen befestigte, die Entscheidung des Tages ... Was meinen Sie, Gränzner, werden wir uns einigen?“

„Ich hoffe doch,“ entgegnete der schwarze Maler.

„Wir können beginnen, scheint mir,“ sprach Bergwalder, über die verschiedenen Gruppen schauend, die sich gebildet hatten, „es wird niemand mehr kommen.“

„Nun, dann ans Werk,“ sagte Lenoir, „wir nehmen ein Bild nach dem andern vor, denke ich. Mit welchem machen wir den Anfang?“

„Schrift oder Wappen, Signore,“ rief Strauch dem Italiener zu, „wer richtig rät, dessen Bild soll das erste sein.“

„Schrift,“ entgegnete der Italiener, ein hoheitsvolles Lächeln glitt über seine Züge.

Klirrend sprang das Geldstück, das Strauch hervorgenommen hatte, über den Boden. Mehrere bückten sich eilig danach. „Die Schrift ist oben — Pavones Bild macht den Anfang.“

Rosel und der Dicke gingen auf das bei weitem größere der beiden Bilder zu und begannen, die umhüllende graue Leinwand zu lösen.

Digitized by Google

Die Herren drängten zusammen, voran standen Lenoir und Gränzner.

Langsam glitt die Hülle an den Füßen der Staffelei nieder, und in breitem Goldrahmen zeigte sich ein großes, längliches Gemälde von einem Meter Höhe.

Ruhig wellendes graugrünes Meer an weitem, ödem, von gelbfandigen Dünen begrenztem Strande. Morgenstimmung, ein fahldunstiger Himmel mit rötlich angehauchten Wolkenstreifen im Osten. Auf einsamem Findlingsteine saß in weißem, griechischem Gewande, das den oberen Teil der Brust und die Arme freiließ, die büßende Magdalena, umwallt von der Fülle goldblonden Haares; fast netzte das Meer ihre nackten Füße. Die Hände im Schoß, blickte sie gedankenvoll auf einen Totenschädel, den die leichten Wellen umspülten.

Verschiedene Ausrufe wollten laut werden, doch mit erhobener Hand gebot Bergwalder Schweigen — in keiner Weise durfte das Urteil beeinflußt werden.

Das Gemälde machte großen Eindruck, ohne Frage. Gränzner und Lenoir sprachen leise miteinander, sie traten hierhin und dorthin in emsiger Betrachtung, dann standen sie wieder lange still, wiesen mit dem Finger, nickten oder schüttelten den Kopf und flüsterten sich Bemerkungen zu. Seitlich am Rahmen stand die Rosel und sah auf ihr Bildnis, tief jetzt in Gedanken; ihre rechte Hand lag auf der Brust am Veilchenstrauße.

Der Dicke näherte sich ihr und wollte ihr einen Scherz zuraunen, doch sie wehrte ihn ab.

Eine Viertelstunde mochte vergangen sein, als Lenoir sprach: „Nun, meine Herren, das andre Bild."

Der Dicke beeilte sich in sichtlich freudiger Hast, wieder den Enthüller zu spielen. Ehe noch Rosel sich aufraffen konnte, hatte er schon von dem kleineren Gemälde die Hülle schnell nach hinten weggezogen.

Ein allgemeines „Ah!" der Verwunderung ertönte, die so plötzlich hervortretende Verschiedenheit von dem bisher geschauten Gemälde war zu überraschend.

In einem einfachen, tief nach innen sich senkenden Goldrahmen lag ein zierliches Genrebild. Eine hausbackene Familienstube, wie auf den ersten Blick die geschmacklosen, rund und eckig eingerahmten Photographien an der Wand über dem Sofa bewiesen. Es war Abend, eine Hängelampe spendete Licht. Auf dem Sofa lag, die Hände über dem hochgewölbten Bauche gefaltet, ein mit halboffenem Munde schnarchender älterer Mann; ein graumelierter, unelegant gehaltener Vollbart umrahmte sein rotes, unendlich gewöhnliches Gesicht. Die Zigarre war ihm im Einschlafen aus dem Munde gefallen und lag auf dem Vorhemd, das sich seitwärts etwas aus der Weste herausgeschoben hatte.

Auf dem Tische vor dem Sofa befand sich noch das nicht abgeräumte Geschirr vom Abendessen, Brotkorb, Teller mit Würsten, Butterdose und mehr dergleichen; außerdem standen unordentlich zusammengeschoben zwei große und sechs kleine Tassen darauf. Daneben lagen ein Kinderschuh und ein Holzpferd, andre Spielsachen bemerkte man auf dem Fußboden.

An der Querseite des Tisches, den Rücken ihres altväterischen Lehnstuhles dicht am Kopfe des Mannes, saß eine Frau, eine Dame, seine Gattin, leger hintenübergelehnt, und starrte unter halbgeschlossenen Lidern mit trostlos gelangweiltem Gesichte vor sich hin. Ungemein zart war ihre Figur herausgearbeitet. Ein elegantes, hellblaues Hauskleid umschloß ihre schlanken Formen, sich fest in die tadellose Taille einschmiegend. Sie hatte die Beine lang vorgestreckt, den linken Fuß über den rechten gelegt, feine, zierliche Füße in schwarzen, glänzenden Schuhchen und hellblauen Strümpfen. Noch immer war sie schön, diese Frau, wenn auch die Falten an Schläfen und Mund und das leicht ergraute Haar anzeigten, daß sie die wonnige Jugend längst überschritten habe. Sie langweilte sich trostlos, und sie hatte noch einen langen Abend vor sich, denn die große Schwarzwälder Uhr über dem Sofa zwischen den Photographien zeigte erst auf halb acht.

Das Bild war einfach in den Farben gehalten, aber wunderbar wirksam in ihrer Nebeneinanderstellung. Mit großer Kunst war der Schein der Lampe verwendet, um alles, was deutlich hervortreten sollte, ins rechte Licht zu setzen.

Alle drängten sich nahe um dieses Bild zusammen, denn man mußte es eingehend aus der Nähe betrachten, um seine Feinheiten gebührend würdigen zu können, und hatte man es so gesehen und trat wieder weiter ab, so bereitete es in seiner Gesamtheit einen neuen, ganz eigenartigen Genuß.

Es währte längere Zeit, bis Gränzner und Lenoir zu ungestörter Beschauung kamen. Sie sprachen wenig miteinander, betrachteten nur immer wieder still diese büßende Magdalena.

Endlich zogen sie sich zur entscheidenden Beratung in eine Ecke zurück und gaben den Herren den Raum vor den Bildern wieder frei. Diese ließen jetzt auch lauter ihre Bemerkungen fallen, ernst oder auch scherzhaft, je nachdem ihnen gerade die verschiedene Art der Auffassung des gegebenen Gegenstandes die Veranlassung dazu bot.

Man hatte natürlich auch längst den Dicken als das Modell des schnarchenden Fleischer- oder Bäckermeisters erkannt, und stolz ließ er sich hänseln, nahm mit Würde die ihm dargebrachten Glückwünsche entgegen. Mehrmals versuchte er, die Rosel als sein getreues Eheweib in das Kreuzfeuer der scherzhaften Bemerkungen hineinzuziehen, aber sie widerstrebte, sie flüchtete immer wieder scheu hinter die Herren und warf, wo sich ihr gerade eine Lücke bot, einen Blick auf die Bilder.

Endlich hatten die beiden Preisrichter ihre Beratung beendet und traten wieder vor.

„Meine Herren," begann Lenoir — die Gespräche verstummten, alle wendeten sich ihm zu

Digitized by Google

und es wurde mäuschenstill in gespannter Erwartung, „meine Herren, lassen Sie mich auch in meines werten Kollegen Gränzner Namen zunächst einiges Allgemeine voranschicken. Beide Bilder sind vorzüglich gelungen in der Zeichnung, in der Verteilung von Licht und Schatten, in der Wahl und Nebeneinanderstellung der Farben. Mit kräftigeren Kontrasten hat Signore Pavone gearbeitet, mit feinen Nuancen Strauch.

„Was die Auffassung und Komposition betrifft, so sind die Werke ja grundverschieden, hier der Idealismus, dort der krasse Realismus.

„Zu Pavones Magdalena möchten wir nun folgendes bemerken. Seine Auffassung des gegebenen Sujets ist nicht originell, sie schließt sich eng an bekannte Meister an. Doch soll dies nicht ins Gewicht fallen. Aber nicht geschickt gewählt ist das griechische Gewand der Magdalena; ist es auch historisch möglich, so ruft es doch nicht den Eindruck hervor, als solle uns eine christliche Figur, die Magdalena, vor Augen geführt werden. Sollte dieses Gewand gewählt werden, so mußte der Maler uns in irgend einer andern Weise die christliche Magdalena sinnbildlich machen — wie, vermag ich im Augenblick selbst nicht zu sagen, und das gehört auch nicht hierher. Das war eben seine Sache.

„Dann stört das weiße Gewand, es erweckt das Gefühl einer leichten, sommerlichen Bekleidung, und das um so mehr, als die kühle, frostige Morgenstimmung so meisterhaft ausgedrückt ist. Ein Mädchen, das friert, wird aber kaum zu ernstem, tiefem Nachdenken, zur beschaulichen Reue, zur stillen inneren Buße geneigt sein; bei ihr macht der Körper seine Macht über die Seele geltend, und sie hat ja dem Körper abgeschworen, ist nur noch Geist, Betrachtung. Sollte etwa durch das leichte Gewand in frostiger Kühle ganz besonders die Mißachtung alles Aeußerlichen angedeutet werden, so ist diese Andeutung nicht genügend, sie zwingt den Beschauer nicht.

„Und noch ein Letztes — im Gesichtsausdruck der Büßerin liegt unverkennbar auch ein Zug von Langeweile, der nicht hineingehört, und hier hat unsern Signore die ausgesprochene Begabung als Porträtist nicht losgelassen. Wie Gränzner mir sagte, hat sich die Rosel bei den Sitzungen gelangweilt — da haben wir die Erklärung —, der Künstler hat zu gut porträtiert.

„Wir glauben, wenn das Gesicht und das Gewand der Magdalena geändert werden, daß alsdann das Gemälde ungeteilte Anerkennung finden kann.

„Was Strauchs Bild anbelangt, so ist es ein reizendes Genre, ein Kabinettstück durchaus origineller, launiger Auffassung der Magdalena; trotzdem aber entbehrt es ernsten Hintergrundes nicht. Wir wüßten hier nur eins auszusetzen — neben der feinen, vornehmen Figur der Frau könnte der ruppige Kerl auf dem Sofa . . ."

„Hoho, Herr Lenoir, erlauben Sie!" ertönte nun plötzlich des Dicken gemacht beleidigte Stimme, und es folgte ein allgemeines Gelächter, das aber bald wieder der früheren feierlichen Stille wich.

„Ja, der Kerl auf dem Sofa," fuhr Lenoir, dem Dicken freundlich zunickend, fort, „könnte eine Idee weniger ruppig gehalten sein, ohne dem beabsichtigten Gegensatze zu schaden."

Er schwieg und sah sich rings um — erwartungsvolle Spannung malte sich auf allen Gesichtern. Mit melancholischem Questa gente-Ausdruck in den Mienen wiegte der Italiener den Oberkörper leicht hin und her; Strauch war, wie immer, ganz gelassen. Der Dicke warf noch einmal einen schnellen Blick auf den schnarchenden Philister, ob er denn wirklich zu ruppig sei, die Rosel stand still am einen Ende des vor den Gemälden gebildeten Halbkreises, fast schon hinter dem Bilde des Italieners.

„Meine Herren," hub Lenoir wieder an, „wir kommen jetzt zur Hauptsache, zur Verkündigung der Entscheidung über den Preis. Und da, fürchte ich, bereiten wir Ihnen eine Enttäuschung. Bei der echten Kunst, die sich in beiden Bildern offenbart, bei der Vorzüglichkeit beider Leistungen ist es uns, ganz besonders auch in Anbetracht der vollständig verschiedenen Gattung, der fast diametral entgegengesetzten, die die Herren Künstler in der Darstellung der büßenden Magdalena gewählt haben, unmöglich, hier oder dort den Preis zuzuerkennen. Wer möchte zum Beispiel einen Grützner über einen Böcklin stellen oder umgekehrt? Mögen die Herren Strauch und Pavone zufrieden sein, daß ihnen die aus scherzhaftem Anlaß hervorgegangene Konkurrenz der Antrieb gewesen ist, ihre Kunst in solch achtungswerter Weise zu zeigen, und wir andern wollen uns freuen, daß uns die Gelegenheit eines solchen Genusses gegeben worden ist.

„Und das Faß Bier, das die Beteiligten jetzt vielleicht einzubüßen fürchten, — ich glaube, darüber werden Strauch und Signore Pavone schon brüderlich Hand in Hand ein erfreuliches Uebereinkommen treffen."

Obwohl fast alle im ersten Augenblick über diesen Urteilsspruch enttäuscht waren und mehrfach Aeußerungen dahin fielen, daß doch wohl dem Bilde Strauchs der Vorrang gebühre, glätteten sich dennoch bald in Rede und Widerrede die nur leicht gehenden Wogen, und es wurde schließlich allgemein die Berechtigung des gefällten Urteils anerkannt.

Da aber trat plötzlich die Rosel vor. Ein eigner Ausdruck lag auf ihrem hübschen Gesichte, hell zuckte der Schalk darin, und doch auch sprach zugleich unleugbar ein beinahe angstvoller Ernst aus ihren groß geöffneten Augen. Mit hastigen, an ihr ungewohnt eckigen Bewegungen trat sie vor und sagte mit einer Stimme, die vor innerer Erregung nicht ganz sicher klang: „Meine Herren, da sich die beiden Richter nicht einigen können, welchem Bilde der Preis gebührt, so habe ich nach der getroffenen Verabredung zu entscheiden."

Digitized by Google

Einige halb unterdrückte Ausrufe des Erſtaunens, der Mißbilligung, aber auch der Zuſtimmung wurden laut, während das Mädchen unbeirrt fortfuhr: „Und ich erkenne der büßenden Magdalena da — da,“ ſie wies auf des Italieners Bild, „den Preis zu, — o, ſei mir nicht böſe, Ignaz,“ ſie warf ſich an die Bruſt des Freundes, und unter lachendem Schluchzen hörte man noch die Worte: „Ich mag dein Bild nicht mehr leiden, ſeit heute morgen gar nicht, gar nicht mehr — lieber frieren ganz allein und Totenköpfe ſehen, als ſo, ſo — das iſt zu ſchrecklich — nein, das hätteſt du mir nicht anthun ſollen!“

„Armes Ding,“ murmelte Strauch und drückte ihr einen leichten Kuß auf das ſich von ſelbſt löſende Haar, dann wandte er ſich dem Italiener zu: „Signore, ich beuge mich, Sie ſind der Gewinner.“

Pavone machte eine abwehrende Handbewegung, aber einige Rufe, daß gegen die Entſcheidung der Roſel kein Appell zuläſſig ſei, ließen ihn leicht von ſeiner beabſichtigten Einrede abſtehen. Mit einer ſtolzen Verneigung nahm er die Palme des Sieges hin.

Bergwalder aber ſprach zu Strauch: „Und doch biſt du der Sieger — ſieh her,“ und er wies auf das blonde, noch immer an ſeiner Bruſt ruhende Haupt des Mädchens, „du haſt zum Herzen geſprochen. . . . Nun aber auf, Roſel, luſtig, laß die Dummheiten!“

Burengeneral De Wet.

Als Präſident Krüger den ſüdafrikaniſchen Boden verließ, ſoll er geäußert haben: „Nun wird erſt der Krieg beginnen.“ Das klang überhebungsvoll, aber die Thatſachen haben dem Worte einigermaßen recht gegeben, denn aufs neue iſt der Widerſtand der Buren entflammt, und dem kühnen General De Wet iſt es ſogar gelungen, den Kampf auf britiſches Gebiet hinüberzuſpielen, in die Kapkolonie einzudringen und einen Teil der Kapburen zum Aufſtande zu bewegen. Die engliſchen Berichte ſuchen zwar dieſe Erfolge abzuſchwächen und den Anſchein zu erwecken, als handle es ſich um einen unbedeutenden Kleinkrieg, den die britiſche Macht ſchnell überwinden werde. Nur noch ein Weilchen Geduld, und auch De Wet werde nach Ceylon oder St. Helena eingeſchifft werden. Doch ſchon ſeit Juni vorigen Jahres iſt dem tapferen Burengeneral dieſes Schickſal von den Engländern prophezeit worden, aber noch immer ſteht er ihnen bedrohlich gegenüber und erſcheint heute gefährlicher denn je. De Wet iſt ganz der Mann, das Wort wahr zu machen, das er nach den Kämpfen bei Potſchefſtroom ſprach: „Und hätte ich nur noch zehn Mann bei mir, ich würde weiter kämpfen.“

Digitized by Google

Kopie von Louis Held, Potsdam, Weimar.

Grossherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar.

Digitized by Google

Der Thronwechsel im Grossherzogtum Sachsen-Weimar.

(Siehe auch das Titelbild.)

Mit dem Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar, der am 5. Januar entschlief, ist der Senior der deutschen Herrscher dahingegangen, ein Fürst, der seine Regentenpflichten im höchsten Sinne auffaßte und mit inniger Liebe am gemeinsamen deutschen Vaterlande hing. Die ruhmvollen Traditionen seines Hauses fanden bei ihm sorgfältige Pflege, ja man kann sagen, daß unter seiner Fürsorge die großen Tage des klassischen Weimar gewissermaßen neu erstanden. Karl Alexander war unter einem günstigen Stern geboren. Deutschland hatte seine Freiheit wieder errungen, und über die Wiege des Knaben neigten sich Großherzog Karl August und Wolfgang Goethe. Der Dichter ließ den Enkel seines Freundes beim Eintritt ins Leben durch die Künste begrüßen, prophetisch ihn dem Dienste derselben weihend: „Sein erster Blick begegnet unserm Kreise."

Karl Alexander wurde am 24. Juni 1818 als Sohn des Erbgroßherzogs Karl Friedrich und seiner Gemahlin Maria Pawlowna geboren. Bis zum achtzehnten Jahre genoß er einen vielseitigen Schulunterricht und studierte 1835 bis 1837 auf den Universitäten Leipzig und Jena. Schon vorher war er in den Militärdienst seines Heimatlandes eingetreten. Ausgedehnte Reisen führten ihn nun durch einen beträchtlichen Teil Europas, und nach der Rückkehr trat der junge Prinz als Rittmeister beim 2. Kürassierregiment in Breslau ein, wo er zwei Jahre verblieb. Am 8. Oktober 1842 vermählte er sich mit der Prinzessin Sophie der Niederlande, Tochter des Königs Wilhelm II., die ihm eine gleichstrebende, kunstfreudige, für alles Schöne empfindende Lebensgefährtin wurde. Im Jahre 1849 machte Erbgroßherzog Karl Alexander, inzwischen zum Generalmajor im preußischen Heere befördert, den Feldzug gegen Dänemark mit und erhielt in den dortigen Gefechten die Feuertaufe. Am 8. Juli 1853 folgte er seinem Vater in der Regierung, die er durch mehr als 47 Jahre streng verfassungsgemäß führte, ohne je mit der Landesvertretung in ernsteren Konflikt zu geraten.

Alle Zeit hat Großherzog Karl Alexander seine gut deutsche Gesinnung bethätigt. Den Feldzug gegen Frankreich machte er im Hauptquartier des Königs Wilhelm I. mit und wohnte allen Schlachten und Gefechten bei, die unter der persönlichen Leitung des greisen Helden geschlagen wurden. Als es sich darum handelte, die auf den Schlachtfeldern geeinten Deutschen nun auch im Frieden in einem großen gemeinsamen Reiche zu einigen und diesem in dem Deutschen Kaiser die oberste Spitze zu geben, hierbei aber in der Abgrenzung der Machtsphären sich mancherlei Friktionen einstellten, da war es Großherzog Karl Alexander, der durch seinen Minister Stichling den „geschäftlichen Abschluß der Kaiserfrage" in Fluß brachte. Unvergessen muß es dem Verewigten auch bleiben, daß er ein aufrichtiger Verehrer des Eisernen Kanzlers war und zu ihm hielt, selbst als Bismarck in Ungnade gefallen war und mancher von ihm abfiel, den er groß gemacht.

Seinem Lande war Karl Alexander nach vielen Richtungen ein Wohlthäter. Verwaltung, Unterrichts- und Verkehrswesen erfuhren ihre Ausbildung im Sinne modernen Fortschritts, und wenn hiervon auch über die Grenzen des Großherzogtums wenig bekannt geworden ist, so ist der Ruf andrer rühmlicher Thaten weit in das Reich und in die ferne Welt gedrungen. Unterstützt von seiner geistreichen Gemahlin Sophie, die trotz ihrer fremden Abkunft sich liebevoll in das deutsche Geistesempfinden vertiefte, suchte der Großherzog die klassische Tradition seines Hauses in modernem Sinne weiterzuführen. Weimar wurde, solange Franz Liszt dort weilte und den Taktstock schwang, ein Wallfahrtsort für alle Freunde der Tonkunst, eine Art musikalisches Rom, und zu einem Ereignis von weitgehender Bedeutung gestaltete sich die erste Aufführung von Richard Wagners „Lohengrin" unter Lisztz Leitung. Man darf wohl sagen, daß erst von diesem Zeitpunkt an der Ruhm des Meisters sich unaufhaltsam Bahn brach. Zu Gemeinschaft mit seiner Gemahlin begründete er das Schiller- und Goethe-Museum, und wenn auch die Herausgabe der großen Goethe-Ausgabe das Hauptverdienst der Großherzogin Sophie war, so hatte doch auch ihr Gemahl an der Förderung und der glücklichen Ausführung des Gedankens seinen hervorragenden Anteil. Nicht unerwähnt darf der künstlerische Schmuck

Deutsches Offiziersquartier in Peking. (Text umstehend.)

Digitized by Google

Deutsche Soldaten bei der Herrichtung von Quartieren in Peking.

bleiben, den die Stadt Weimar durch den Verewigten erhielt: es sei besonders an das Schiller-Goethe-Standbild, an die Denkmäler für Karl August, Wieland und Hummel erinnert. Und vor allem ist die Erneuerung der Wartburg bei Eisenach hervorzuheben, die, dem Verfall entgegengehend, dank dem Kunstsinn des Verewigten zu neuem Glanze emporgeblüht ist und uns in überraschender Treue den fürstlichen Herrensitz vergangener Jahrhunderte vor Augen rückt.

Viel Bitteres hat Großherzog Karl Alexander in seinem langen Leben erfahren müssen. Den Sohn und Thronfolger sah er dahinscheiden, die edle Gattin ward ihm entrissen, und noch im vorigen Jahre erlitt er den Schmerz, daß ihm der jüngste seiner beiden Enkel in blühendem Alter dahinstarb. Der junge Großherzog Wilhelm Ernst erblickte am 19. Juni 1876 als Sohn des Erbgroßherzogs Karl August (gestorben 20. November 1894) und seiner Gemahlin Pauline, geborenen Prinzessin von Sachsen-Weimar, das Licht der Welt. Noch unvermählt, ist er der einzige Träger der direkten Erbfolge auf dem Throne des Großherzogtums. Die nächsten Agnaten sind der achtundsiebzigjährige Prinz Eduard von Sachsen-Weimar, großbritannischer Feldmarschall, seit 1851 vermählt mit Lady Augusta Gordon-Lennox, die vor der Eheschließung den Titel Gräfin von Dornburg erhielt, und sein um zwei Jahre jüngerer Bruder Prinz Hermann, der aus seiner Ehe mit der Prinzessin Auguste von Württemberg drei Söhne besitzt, von denen allein der älteste, Prinz Wilhelm, vermählt ist. Aus seiner Ehe mit der Prinzessin Gerta von Ysenburg und Büdingen sind neben einer Tochter zwei Söhne entsprossen, die Prinzen Hermann und Albert, beide im Jahre 1886 geboren.

Fr. Colberg

Ein deutsches Offiziersquartier in Peking.

(Mit zwei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.)

Die deutschen Truppen trafen bekanntlich in Peking erst ein, nachdem die Stadt bereits erobert war. Die Paläste waren längst von Russen, Japanern, Engländern und Amerikanern besetzt, als die deutschen Seebataillone anlangten. Somit fanden die Deutschen alle guten Quartiere besetzt, alle noch brauchbaren und mit Möbeln versehenen Häuser in den Händen der begünstigteren Kameraden. Es blieb ihnen nichts übrig, als sich, so gut es ging in den zum Teil zerstörten, zum Teil geplünderten Wohnhäusern einzurichten, und aus den verlassenen Nachbargebäuden wurde allgemach alles, was noch verwendbar war, herbeigebracht, bis alles Requirieren auf das strengste verboten wurde. Die Pioniere, die dem zweiten Seebataillon in Stärke von 4 Offizieren und 80 Mann beigegeben waren,

Digitized by Google

zeigten hierbei ihre bekannte Findigkeit und brachten es fertig, innerhalb kurzer Zeit ihre Quartiere so herzurichten, daß sie die Möglichkeit eines soldatenwürdigen Daseins boten. Den Offizieren der genannten Abteilung glückte es, das Grundstück eines reichen Mannes, eines Reisweinhändlers, ausfindig zu machen, das baulich noch so ziemlich erhalten war. Dieses Grundstück gruppiert sich mit seinen zahlreichen Gebäuden um zwei Haupthöfe herum, von denen der vordere der Wirtschaftshof ist, während um den hinteren herum die Wohngebäude selbst nebst einigen Dienerwohnungen und dergleichen liegen. Dieser hintere Hof, im ersten unserer Bilder dargestellt, ist mit einer großen Zahl von seltenen Topfblumen und Bäumen besetzt und bildet bei hellem Sonnenschein — jedem Windzuge durch die umschließenden Gebäude entrückt — einen sehr angenehmen Aufenthalt.

Das Hauptgebäude, das wir auf dem Bilde zur rechten Hand erblicken, steht mit seiner Front genau nach Süden und empfängt somit die volle Wärme der Sonne, was zur jetzigen Winterszeit bei den völlig unzureichenden Heizungsvorrichtungen der Chinesen sehr vorteilhaft ist, während zur Sommerszeit die vorgelegte breite Halle einigermaßen schützt, wenn die Sonne Chinas es gar zu gut meint. Wie in der Regel, so besteht auch hier das genannte Hauptgebäude der ganzen Anlage aus drei etwa gleich großen, lediglich durch leichte Holzwände voneinander getrennten Räumen. Der mittelste hiervon — auf dem Bilde durch die Vorhänge gekennzeichnet — ist als gemeinsames Empfangszimmer eingerichtet; rechts davon liegt das gemeinsame Speisezimmer, links das Arbeitszimmer des Hauptmanns; in den Räumen der drei übrigen Häuser desselben Hofes haben die verschiedenen Offiziere des Detachements ihre Quartiere gefunden. Gar leicht und lustig richten sich die Chinesen ihre Wohnhäuser her; nur die Nordwand ist zumeist ganz aus Ziegelsteinen aufgeführt, die übrigen Wände dagegen nur bis zur Höhe der Fensterbänke, worauf Holzwände stehen, die ihrerseits fast gänzlich zu Fensteröffnungen ausgespart sind. Diese Fenster aber bestehen nur ausnahmsweise aus Glas, in der Regel aus Papier, und eine der ersten Aufgaben, die an unsre Soldaten mit dem Nahen des Herbstes herantraten, war die, das nötige Glas aufzutreiben, um die lustigen Papierfenster durch Glasfenster zu ersetzen. Eine weitere Aufgabe bestand darin, die nötigen Heizvorrichtungen zu besorgen, denn die Chinesen begnügen sich fast durchweg noch mit kleinen tragbaren Chamotteöfen, die frei und ohne Rauchabzug mitten in die Zimmer gestellt werden, wobei sie selbstverständlich Kohlenoxydgas von sich geben, was für den Europäer unerträglich ist, während es den Chinesen nicht weiter stört. Wird es zur Winterszeit gar zu kalt, dann hält der Chinese sich, obenein wohlverwahrt in Decken und Pelzen, auf seiner Bettstatt auf, die gleich einem Backofen aus Ziegelsteinen mit verschmitzten Heizzügen konstruiert ist und somit in allen Teilen sorgsam erwärmt wird. Da unsre Soldaten einen ähnlichen Winterschlaf abzuhalten nicht in der Lage sind, brauchen sie gute Oefen, massive Wände, kurz warme Quartiere. Soeben sind sie munter dabei, sich solche herzurichten.

Franz Maas.

Plakat des Créteau de Tabarin.

Das Cabaret Artistique et Littéraire in Paris.

Mit Spezial-Blitzlicht-Aufnahmen von Paul Geniaux.

Vom Brettl, das die Welt bedeutet, bis zum litterarischen Variété ist nur ein Schritt, aber ein sehr langer. Zum Beweise hierfür sei das Interesse hervorgehoben, das dieser Institution schon seit Jahren in Deutschland entgegengebracht wird, ohne daß es bisher möglich gewesen wäre, den guten Willen in die That umzusetzen. Ernst von Wolzogens „Rasender Jüngling“ scheint bis dato noch sehr verständig zu sein, und auch das Münchener „Ueberbrettl“ existiert vorläufig erst in der Phantasie seiner Gönner. Wer weiß, ob diese spezifisch französische Pflanze auf Deutschlands Boden überhaupt gedeihen wird; es giebt wenigstens Leute, die behaupten, nur das Pflaster von Paris eigne sich für diese Mischung von Ausgelassenheit, toller Laune, geschichtlicher Tradition und künstlerischer Empfindung. Jedenfalls werden demjenigen, der sich in Frankreichs Metropole heimisch fühlt und den das Leben der Bohème aller Kreise anzieht, die Stunden, die er in den „Cabarets“ verbracht hat, unvergeßlich bleiben. Man glaubt sich dem nüchternen Alltagsleben entrückt, in eine Epoche versetzt, wie sie uns Murger so poetisch und doch so wahr in seiner „Vie de Bohème“ schildert. Der kecke Witz, dem nichts heilig ist, wie der Vers, gepaart mit jener merkwürdigen Sentimentalität, die aus dem Franzosen jeden Augenblick einen Ulrich von Lichtenstein zu machen im stande ist, hat in den Cabarets seine Geburtsstätte, und so manche „Musette“ oder „Mimi Pinson“, die jetzt in einem ersten Theater

Digitized by Google

Direktor Georges Charton, zum Eintritt einladend.

auftritt und 500 Franken Abendgage bezieht, steigt von ihrem Kunstparnaß auf den Montmartre, um sich wieder in die Zeiten zu versetzen, da ihr das „Cabaret Artistique“ mit seinen Chansons, seinen jeden Abend neu entstehenden Kunsttheorien und Programmen alles war. Man übertreibt nicht, wenn man behauptet, daß mancher französische Litterat, der heute, mit dem Kreuze der Ehrenlegion geschmückt, auf den nächsten frei werdenden Sitz in der Akademie wartet, um in die Reihen der vierzig Unsterblichen einzurücken, seine Carriere auf dem Ueberbrettl begann und für 10 Franken den Abend seine Chansons einem Publikum von „Intellektuellen“ vortrug.

Denn zwei Dinge sind es in allererster Linie, die das „Cabaret Artistique et Littéraire“ auszeichnen: nur der hat Anspruch darauf, „Chansonnier“ genannt zu werden, der seine eignen Dichtungen vorträgt; und dann beeinträchtigt der Umstand, jeden Abend vor einem Publikum gegen Entgelt zu singen oder zu deklamieren, nicht im geringsten die soziale Stellung des Vortragenden. Da ist zum Beispiel Paul Weil, ein Elsässer, der mit der unschuldigsten Miene der Welt boshafte Satiren auf die Pariser Kommunalverhältnisse singt und Abend für Abend stürmischen Beifall erntet. Der Mann ist Beamter der Stadtverwaltung, und es fällt seinen Vorgesetzten nicht ein, ihn deswegen schief anzusehen, weil er sich erlaubt, sich außerhalb seiner Amtsstunden über sie ein wenig lustig zu machen. Auch Xavier Privas, „Le roi des Chansonniers“, der die schönsten Pierrot-Lieder gedichtet hat und sie allabendlich in den „Noctambules“ vorträgt, ist Beamter, und so ziehen Bankangestellte, Journalisten, Studenten, Maler und so weiter in bunter Reihe an uns vorüber, alle bemüht, einander an Geist, Formschönheit oder scharfer Satire zu überbieten. Nur die, welche zu ersterem litterarischen Schaffen übergehen, wie etwa Maurice Donnay, oder deren Chansons so gekauft werden, daß sie gewissermaßen für die „Jungen“ vorbildlich sind, pflegen ihren bürgerlichen Beruf an den Nagel zu hängen und bleiben dem Ueberbrettl treu.

Ein Typus für die letztere Kategorie ist Jacques Ferny, der Abend für Abend im „Trétean de Tabarin“ wahre Stürme von Beifall entfesselt und so berühmt ist, daß jede Nacht, die irgend einem hervorragenden Pariser gesellschaftlichen oder politischen Ereignis folgt, im „Tabarin“ sich ein Elitepublikum von Deputierten, Senatoren und Ministern versammelt findet, die nur deswegen kommen, um zu hören, was Jacques Ferny, „le fléau du Palais Bourbon“ (die Geißel des Parlaments), über sie sagt. Wie jeder Chansonnier, verhorresciert Jacques Ferny das Festgewand. Wie er vor einigen Minuten noch im Foyer mit einigen Herren plauderte, so tritt er auf die Bühne, im einfachen Jacket, mit hochgeschlossener Weste und einer schwarzen, zweimal um den Hals geschlungenen Seidenbinde, wie man sie im Quartier Latin und auf dem Montmartre häufig zu sehen bekommt. Seine kleinen Augen schauen über die Brillengläser etwas ironisch auf das Publikum, das ihn mit Zurufen begrüßt, als ob er sagen wollte: „Na, wartet einmal, ihr werdet bald etwas erleben!“ Dann zieht er seine Briefstasche hervor und entnimmt ihr ein Manuskript; ein zweites Blättchen, das die Noten enthält, übergiebt er dem Pianisten. In kurzen Worten meldet er, von den vielen erwarteten Souveränen sei nur ein einziger zur Ausstellung gekommen, der afrikanische König Aguibou; dafür verdiene er Anerkennung, und diese solle ihm vom Ueberbrettl ausreichlich zu teil werden. Armer Aguibou! Was mußt du aus dem Munde des bösen Jacques Ferny über dich ergehen lassen; und dabei hast du in deinem afrikanischen Gesetzbuch nicht einmal einen Majestätsbeleidigungsparagraphen, den du gegen den frechen „Montmartrois“ anwenden könntest, wenn er sich einmal in dein Königreich verirren sollte. Nach der Melodie eines getragenen Marsches beginnt Ferny mit der unschuldigsten Miene der Welt:

Auf Petrarcas Leier sing' ich eine Weise,
Die bestimmt ist König Aguibou zum Preise,
Der zu uns aus Afrika — das ist ganz klar —
Kam im rechten Augenblick anstatt des Zar.

„Den Zar soll ich vertreten? Ach, welch Bagatelle! —
Ich vertrete alle Souveräne auf der Stelle!
Ihnen macht's Vergnügen, und mir fällt's nicht schwer.
Und es kost't, auf Ehre, keinen Pfennig mehr!“

So vertritt Aguibou auf Wunsch des französischen Ministers des Aeußern, Herrn Delcassé, nach der Reihe alle Könige und Prinzen, die offiziell zur Ausstellung kommen sollten und nicht kamen. Kaiser Wilhelm, den König von Belgien, die Königin Viktoria und den Prinzen von Wales. Doch endlich wird es ihm zu viel!

Digitized by Google

Aus der Revue: Compère, Commère und Camelot.

Compère, Commère und Cléo de Mérode als Kambodjierin.

Digitized by Google

Als er aber Tag und Nacht vertreten sollte.
Schließlich Aguidou nicht mehr mitthun wollte.
Sprach zu Telcaffe mit viel Elan:
„Bitte, pumpen Sie mir, aber rasch! fünf Francs“!

Das Publikum, und am meisten die, welche es angeht, rasen vor Vergnügen, und Ferny muß etwas zugeben. Jetzt ist es ein „Droschkenkutscher nach der Weltausstellung“. Wo sind die Zeiten, wo er für eine Tour 8 Franken verlangen durfte und auch bekam, wo er entsetzlich grob wurde, wenn man an ihn das Ansinnen stellte, nach der Stunde zu fahren? Nun hat sich alles umgekehrt! Flehentlich bittet er den Fußgänger, ihn doch, wenn auch per Stunde, zu beschäftigen; dieser aber schüttelt melancholisch das Haupt:

Non cocher, non!
Depuis l'Exposition
L'heure est devenue pour moi une chimère.

Auch Numa Blès läßt es in seiner „Ansprache des Herrn Loubet beim Bürgermeisterbankett“ an Ironie nicht fehlen; Bonnaud, Hyspa, Mevisto vervollständigen den Reigen der Celebritäten des Ueberbrettls.

•

Die Entstehung der öffentlichen gesellschaftlichen und politischen Satire in Form von scherzhaften Ansprachen an die Menge reicht in Frankreich bis in das siebzehnte Jahrhundert zurück. Auf der Place Dauphine, gerade in der Mitte des Pont-Neuf, hatte zu jener Zeit der berühmte Tabarin sein Gerüst aufgeschlagen, bestehend aus fünf über zwei Böcke gelegten Brettern und „Tréteau“ genannt. Hier versammelten sich jeden Nachmittag Leute aller Stände, um die witzigen, oft über das Maß alles Erlaubten hinausgehenden „Boniments“ zu hören. Daß eine Existenz wie die Tabarins gerade in die Epoche des „L'état c'est moi“-Zeitalters fällt, darf nicht verwundern, wenn man bedenkt, wie hoch sich Ludwig XIV. und seine Minister über das dünkten, was im Volke über sie gedacht wurde. Es geht sogar die Mär, der allmächtige Richelieu sei im geheimen Tabarin sehr gewogen gewesen, der dem Volke die schlechte Laune zu verscheuchen verstand, wenn es gar zu unwirsch wurde über die hohen Steuern oder den Uebermut der Edelleute. Seit 1670, in welchem Jahre Tabarin eines gewaltsamen Todes starb, hat sich die Tradition des „Boniment“, der öffentlichen Ansprache, bis auf den heutigen Tag mit einer Starrheit der Form fortgepflanzt, wie dies eben nur bei den Franzosen möglich ist. Auch der Ausrufer vor einer Marktbude hört sich gern „Bonisseur“ nennen. Aber er ist nicht der wahre und würdige Nachfolger Tabarins, dessen Erbe unter den Napoleonen nicht angetreten werden durfte, weil sie die Satire fürchteten. Unter Louis Philipp wagte sich hie und da eine Karikatur oder ein kecks politisches Lied ans Tageslicht, aber erst die Republik war im stande, das „Cabaret Artistique et Littéraire“ zu zeitigen, und das vornehmste dieses Genres nennt sich „le Tréteau de Tabarin“. Begründet durch Georges Charton, der sich auch in Deutschland durch seine „Roulotte“ bekannt gemacht hat, ist dieses Tréteau besonders durch seine Wiederbelebungen altfranzösischer Chansons berühmt und knüpft direkt an seinen Ahnherrn vom Pont-Neuf an. Das Foyer stellt den Hof eines Hauses dar, mit allem, was dazu gehört. Links trocknet auf einer Leine Wäsche, rechts sehen wir eine alte Pumpe, und im Hintergrunde erhebt sich ein halbzerfallener Rauchfang. Oben auf der Galerie steht Yves Martel, der „Bonisseur“ des Tréteau, und begrüßt die Ankommenden mit einem „Bonsoir, mon gentilhomme“ und andern schmeichelhaften Redensarten, wobei er eine geradezu erstaunliche Vertrautheit mit den französischen Redewendungen des siebzehnten Jahrhunderts zeigt. Er ist es auch, der im traditionellen Tabarin-Kostüm die einzelnen Chansonniers ankündigt. Der Theatersaal selbst faßt kaum 150 Personen, die sich gewöhnlich aus der „Fine Fleur“ der Pariser Gesellschaft rekrutieren, wobei der Frack bei den Herren und helle Gesellschaftstoilette bei den Damen vorherrschen. Die Bühne ist kaum anderthalb Meter tief und etwa vier Meter breit; eine treue Kopie des Gerüstes, von dem aus Tabarin die Menge haranguierte. Die Illusion wird noch erhöht durch die feste Dekoration, welche die Perspektive vom Pont-Neuf aus darstellt, den Louvre und den alten, heute verschwundenen „Tour de Nesle“. Die Treppe, die zur ersten Etage führt, ist mit Bildern und Plakaten der bekannten Pariser Zeichner Steinlen, Willette, Leandre und andern geziert.

Jacques Ferny im Tréteau de Tabarin.

Eingeleitet wird die gegen zehn Uhr abends beginnende Vorstellung immer mit

Digitized by Google

Compère, Commère, Sada Yacco und Kawakami.

einem „Boniment“, wobei der Bonissenr auf die kommenden Genüsse aufmerksam macht und die jüngsten Tagesereignisse in satirischer Weise erörtert. Erst nach Vollendung der Ansprache treten die verschiedenen Celebritäten des Montmartre auf, wobei der „Humoriste“, das heißt ein Mann, der von andern komponierte Couplets singt, nach Möglichkeit vermieden wird. Der Besucher des Cabaret Artistique soll eben Dinge zu hören bekommen, die völlig originell sind. Den zweiten Teil der Vorstellung bildet die „Revue“. Sie ist dem litterarischen Varieteeng verwandt, obwohl ihre Wurzeln entschieden in der italienischen „Comedia del'arte“ zu suchen sind. Hier wie dort keine bestimmte Handlung, aber ganz bestimmte Personen, denen ihr Thun und Lassen durch die Tradition streng vorgezeichnet ist; hier wie da kann der Inhalt immer wieder variiert, immer erneuert werden. Die zwei Personen, um die sich die ganze „Revue“ dreht, heißen „Compère“ und „Commère“, Gevatter und Gevatterin; sie sind natürlich ein Liebespaar, das aber nicht zum Ziel seiner Wünsche gelangen kann, weil es fortwährend durch dazwischenkommende Personen gestört wird, die zu den jüngsten Tagesereignissen in enger Beziehung stehen. Gegenwärtig steht natürlich noch die Weltausstellung mit ihren Freuden und Leiden im Vordergrunde; bald erscheinen der älteste und jüngste Bürgermeister Frankreichs, geradewegs vom „Banquet des Maires“ kommend; bald Cléo de Merode, die berühmte Tänzerin, im sensationellen Kostüm einer Kambodjierin. Dann ist es wieder ein echter Pariser Camelot, der, sich die allgemeine Ueberfüllung zu Nutzen machend, auch seine Wohnung — einen Brückenpfeiler — an Fremde vermietet. Als Clou erscheint die berühmte Japanerin Sada Yacco mit ihrem Partner Kawakami; sie spielen die ergreifende Todesscene und entpuppen sich schließlich als auf der Ausstellung verkrachte Auvergnaten.

So ziehen an uns kaleidoskopisch alle möglichen Ereignisse vorüber, die, auf ein zeitunglesendes und litterarisch gebildetes Publikum berechnet, von diesem mit besonderem Raffinement geschlürft werden. Die Zensur, die streng über die Café-Concerts wacht, nimmt es mit dem Cabaret Artistique nicht so genau und sieht über manches durch die Finger, da sie die Qualität des Publikums, an das sich der Chansonnier wendet, genau kennt.

Die Vorstellung im Cabaret ist gegen Mitternacht zu Ende, wer aber glaubt, daß damit auch das Treiben der Bohème sein Ziel erreicht hat, der täuscht sich. Denn jedes Cabaret Artistique hat noch eine Bar. Was im Theatersaal angefangen wurde, wird in der Bar bis zum grauenden Morgen fortgesetzt. Hier treffen sich Chansonniers und Habitués, Litteraten, Maler und Bildhauer. Aber auch die feine Pariser Welt verschmäht es nicht, sich in das „Boniboui“ hineinzuwagen, wo man oft Gräfinnen neben Modellen und Staatsanwälte neben Bohémiens hausen sieht. Manchmal setzt sich einer oder der andre an das Klavier, und improvisierte Lieder nehmen von hier ihren Flug, um nach wenigen Tagen in ganz Paris gesungen zu werden.

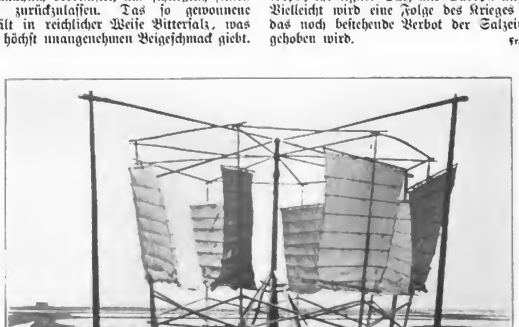
Dr. Stefan Epstein.

Digitized by Google

Salzgewinnung in China.

Die Einfuhr von Salz nach China iſt verboten; es darf im Lande nur einheimiſch gewonnenes Salz verwendet werden, und nur ganz ausnahmsweiſe iſt es europäiſchen Fabriken, welche beſonders reines Salz verwenden müſſen, gelungen, von dem betreffenden Vizekönige die Erlaubnis zu erhalten, europäiſches Salz einzuführen. Die Gewinnung des chineſiſchen Salzes geſchieht nun in höchſt einfacher Art, und zwar aus dem Seewaſſer. Als unſre Soldaten im vergangenen Sommer und Herbſt an die chineſiſche Küſte bei Taku gelangten, wunderten ſie ſich nicht wenig über die ſonderbaren Bauwerke, die hier überall in ungeheurer Zahl zu ſehen ſind, und wovon unſre Illuſtration ein deutliches Bild giebt. Es ſind dies Windmühlen eigenartiger Konſtruktion, dazu beſtimmt, ununterbrochen Seewaſſer in etwas höher gelegene Becken zu pumpen, wo daſſelbe dann durch Wind und Sonne allmählich verdunſtet, um ſchließlich ſeinen Salzgehalt zurückzulaſſen. Das ſo gewonnene Salz enthält in reichlicher Weiſe Bittererſalz, was ihm einen höchſt unangenehmen Beigeſchmack giebt. Im allgemeinen genügt es aber dem Chineſen, und ſo kommt es von hier aus alsbald in brotförmigen Blöcken nach Tientſin und gelangt von da aus in den Kleinhandel. Zu Tientſin ſieht man jahraus jahrein ganze Berge dieſes Salzes aufgeſtapelt liegen, und als in den letzten Monaten wegen der vielen Militärtransporte nach Peking das Salz daſelbſt ſowie im Innern des Landes knapp wurde, mußte die europäiſche Militärverwaltung ſich dazu entſchließen, ſelbſt ganze Mengen dieſes Salzes aufzupacken und den Fluß Peiho aufwärts nach Peking durch Soldaten hinzuſenden. Für den beſſergeſtellten Chineſen iſt das rohe Seeſalz ſelbſtverſtändlich nicht gut genug, und ſo wird daſſelbe in einheimiſchen Raffinerien gereinigt. Für den europäiſchen Gaumen iſt das Salz aber auch dann noch nicht geeignet, und ſo war es eine Notwendigkeit für die Expeditionscorps, ihr eignes Salz aus Europa mitzunehmen. Vielleicht wird eine Folge des Krieges ſein, daß das noch beſtehende Verbot der Salzeinfuhr aufgehoben wird.

Franz Woas.



Salzgewinnung in China.

Der Brand des Axenſtein-Hotels.

Durch eine Feuersbrunſt iſt das weltbekannte Hotel Axenſtein oberhalb des idylliſchen Ortes Brunnen am Vierwaldſtätterſee zerſtört worden. Die Urſache des Unglücks iſt noch nicht mit Sicherheit feſtgeſtellt. Nach der einen Angabe ſoll während des herrſchenden Föhns ein Blitzſtrahl gezündet haben, nach andrer Vermutung Brandſtiftung vorliegen, herbeigeführt durch Einbrecher, welche die Spuren ihrer That verwiſchen wollten. Das Rieſenhotel war während des Winters unbewohnt, und nur in den Nebengebäuden hauſten einige Bedienſtete, die den Brand erſt wahrnahmen, nachdem er eine ſo große Ausdehnung angenommen hatte, daß eine Rettung ausſichtslos erſchien. Gegen zwei Uhr nachts wurden die Bewohner rings um den Vierwaldſtätterſee durch das Heulen der Sturmglocken aus dem Schlafe geſchreckt, und hoch oben am Berge konnte man ein gewaltiges Feuermeer erblicken, aus dem der Sturmwind

Digitized by Google

Garben von Flammen und Funken dahintrug. Augenzeugen versichern, daß in der jeweiligen Sturmrichtung auf eine Stunde Entfernung noch Funken flogen so dicht wie Mückenschwärme. Selbst der

aus dem Thale, voraus die der Orte Brunnen, Schwyz und Gersau, den steilen Fels erklommen hatten, war das mit Mobiliar angefüllte Hotel ein Glutofen, dem man auf 20 Meter nicht nahe

Phot. Gebr. Wehrli, Kilchberg-Zürich.

Hotel Arenstein vor dem Brande.

Phot. C. Hirschmann, Luzern.

Hotel Arenstein nach dem Brande.

Ort Morschach unterhalb des Arensteins, als Sommerfrische sehr beliebt, war ernstlich gefährdet. An eine Rettung des brennenden Riesengebäudes war gar nicht zu denken, denn bis die Feuerwehren kommen konnte. Dazu trieb ein orkanartiger Sturm die Flammen bald nach dieser, bald nach jener Richtung, so daß ein Löschen ganz unmöglich war. Zudem herrschte arger Wassermangel; ein im Garten

Digitized by Google

des Hotels befindlicher Hydrant reichte knapp aus, die bedrohten Nebengebäude zu schützen, die dreimal Feuer fingen, aber durch die heroische Anstrengung der Feuerwehren gerettet werden konnten. Auch der prächtige Waldpark fing zweimal Feuer, doch durch Aufwerfen von Gräben konnte der Brand eingedämmt werden, sonst wäre bei dem Sturmwinde unberechenbares Unglück eingetreten. Das Hotel, das gegen zweihundert Betten zählte und mit allem modernen Komfort ausgestattet war, wurde 1868 von Ambroise Eberle gebaut; der heutige Besitzer ist ein Enkel des Genannten. Der Schaden beträgt annähernd eine Million, ist aber durch Versicherung gedeckt, hingegen erleidet der Besitzer durch den Betriebsausfall eine empfindliche Einbuße.

Das Denkmal für Ferdinand Schichau.

Der Name Ferdinand Schichaus, der am 24. Januar 1896 aus dem Leben schied, ist mit dem Aufschwung der deutschen Industrie im neunzehnten Jahrhundert für alle Zeiten eng verknüpft. Die Enthüllung des Denkmals, das aus freiwilligen Beiträgen der Beamten und Arbeiter der Schichau-Werke errichtet worden ist, fand in Elbing auf dem altstädtischen Lustgarten statt, ein Akt voll hoher Bedeutung nicht nur für die zahlreiche Schar aller auf den Schichau-Werken Beschäftigten, sondern auch für die Stadt Elbing und die ganze Provinz Westpreußen. Galt es doch, das Gedächtnis eines Mannes zu ehren, dessen unermüdliches reges Streben, dessen nie rastender Fleiß und geniale Schaffenskraft seinem Vaterlande Nutzen, seiner Vaterstadt Wohlfahrt und Tausenden seiner Arbeiter Glück und Segen gebracht hat.

Ferdinand Schichau wurde am 30. Januar 1814 zu Elbing als Sohn eines Gelbgießers geboren, erlernte das Schlosserhandwerk und zog durch seine hohe Begabung für das Ingenieurfach bald die Aufmerksamkeit einiger Elbinger Bürger und des Magistrates auf sich, die ihn, nachdem er bereits als junger Mann eine Dampfmaschine in vollendeter Weise konstruiert und gebaut hatte, auf die im Jahre 1821 von dem Minister Beuth begründete Berliner Gewerbe-Akademie sandten, aus welcher eine lange Reihe wissenschaftlich und praktisch gleich gut geschulter Ingenieure hervorgegangen ist. Schichau erhielt hier seine höhere Ausbildung. Seine praktische Erfahrung vervollkommnete er durch ein in großen englischen Fabriken zugebrachtes Jahr des Studiums und der praktischen Lehrzeit. Mit dreiundzwanzig Jahren kehrte er in seine Vaterstadt Elbing zurück und begründete daselbst am 4. Oktober 1837 eine Maschinenfabrik, aus der sich eine der bedeutendsten Stätten des modernen Schiffs- und Maschinenbaues entwickeln sollte. Im Jahre 1840 erbaute Schichau die erste Hochdruckmaschine von vier Pferdekräften, 1841 den ersten in Deutschland hergestellten Dampfbagger, 1855 den ersten in Preußen gebauten Seedampfer mit Schraubenantrieb, den bald darauf die erste Compoundmaschine für ein Schiff der preußischen Marine folgte.

Mit dem Bau der Torpedoboote begann für Schichau eine neue Aera. Seine Torpedoboote erhielten bald infolge ihrer bis ins kleinste Detail aufs exakteste und gründlichste durchgeführten Ausführung einen Weltruf und übertrafen die englischen Boote bei weitem in ihrer Leistungsfähigkeit. Fast alle Seestaaten der Erde haben Torpedoboote und Torpedokreuzer von der Schichauschen Werft bezogen. Die Zahl der von dieser erbauten Torpedoboote beläuft sich heute auf etwa dreihundert.

Im Jahre 1891 begründete Schichau eine zweite große Werft in Danzig, auf der im Laufe der letzten Jahre zahlreiche gewaltige Schiffe entstanden sind, vor allem Panzerschiffe und Schnelldampfer größter Dimension. Die Zahl der Arbeiter, die die Schichau-Werke heute beschäftigen, beläuft sich auf rund 6500. Im ganzen sind auf den Schichau-Werken bisher mehr als 700 Fluß- und Seedampfer, sowie über 50 Dampfbagger verschiedenster Konstruktion und Größe erbaut worden.

Der neue Pompeji-Fund.

(Bild Seite 186.)

Bei den Ausgrabungen in Pompeji ist neuerdings die Bronzestatue eines Jünglings entdeckt worden, die zu den schönsten Funden im ganzen Gebiete der verschütteten Stadt gehört. Das Bildwerk lag innerhalb des Pagus Augustus Felix suburbanus, und zwar in einem Raume, der wahrscheinlich einem Gießer als Werkstatt gedient hat. Der eine Arm war von der Gestalt losgelöst, ist jedoch daneben aufgefunden und wieder angefügt worden. Das 1,19 Meter hohe Bildwerk ist von vorzüglicher Arbeit und zeugt von vollendetem Kunstgeschmack. Der linke Arm hängt zur Seite des Körpers herab, der rechte ist leicht erhoben; die Haare sind gekräuselt, die Augen von einer Glasmasse. Die Gesichtszüge sind von zarter Anmut, die wohl erhaltenen Füße sehr schön. Das Standbild hat das Aussehen eines idealen Jünglings in mannbarem Alter (Ephebe) und ist sicherlich ein Werk griechischer Kunst aus dem fünften Jahrhundert vor Christo. Der künstlerisch-antiquarische Wert der Statue wird auf 400000 Mark veranschlagt.

Digitized by Google

Das Denkmal für Ferdinand Schichau in Elbing.

Digitized by Google

Der neue Pompeji-Fund. (Text S. 184.)

Digitized by Google

Grundaushebung an der Prinzregenten-Brücke in München.

Die Isarregulierung bei München.

(Mit sieben Abbildungen.)

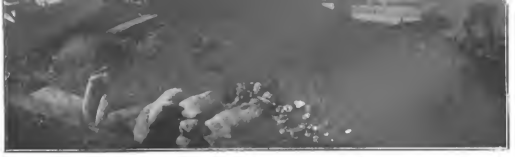
Die Arbeiten zur Regulierung der Isar in und bei München werden mit größtem Eifer betrieben. Die Uferbauten werden gegen die Prinzregenten-Brücke aufwärts ergänzt durch Dämme, Betonmauern, Steinwälle, mit Flechtwerk und Verholzungen in sich gefestigt. Kleinbahnen schaffen Baumaterial an die auszubessernden Stellen, starkgebaute Flachkähne fördern Erdreich, Steine und Betonmassen an das Ufer, Lastwagen führen in ununterbrochener Reihenfolge Sand und Erdreich herzu, das abgerissene Land wieder aufzuschütten. Die Fundamentierungsarbeiten der abgerissenen Luitpoldbrücke sind bereits in Angriff genommen und lassen einen raschen Fortgang voraussehen. Gewaltige, mit Dampf betriebene, geschützt aufgestellte Pumpen fördern unausgesetzt große Mengen von Grundwasser zu Tage; riesige Dampfschlaglöge zum Einrammen der den Dämmen Halt gebenden, vorgelagerten Pfähle sind ohne Unterbrechung in Thätigkeit.

Digitized by Google

Dammbau an der Bogenhauser Brücke.

Dampfpumpen für Hushebung des Grundwassers.

Digitized by Google



Beförderung und Aufladen mit Zement und Beton gefüllter Säcke.

Notbrücke. Neue, aus Beton hergestellte Quaimauer.

Aufnahmen von Rehle & Co., München-Schwabing.

Werkplatz. Kleinbahn für Zufuhr von Baumaterial.

Fundamentierungsarbeiten an der Prinzregenten-Brücke.

Die Isarregulierung bei München.

Gruppe des Kurfürsten Joachim II.

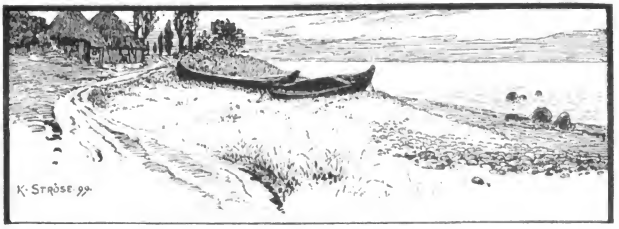
Die neuen Marmorgruppen in der Berliner Siegesallee.

(Aufnahmen von Hugo Rudolphy, Berlin.)

Abermals sind in der Siegesallee zu Berlin zwei Marmorgruppen enthüllt worden. Die eine, von Harro Magnussen geschaffen, stellt den Kurfürsten Joachim II. dar, unter welchem die Reformation in der Mark Brandenburg eingeführt wurde. Die Begleitbüsten geben den Markgrafen Georg den Frommen von Ansbach-Bayreuth und den Bischof Mathias von Jagow wieder, aus dessen Händen der Kurfürst zum ersten Male das Abendmahl nach evangelischem Brauch empfing. Die zweite Gruppe, ein Werk von Professor Rudolf Siemering, vergegenwärtigt den König Friedrich Wilhelm I., in den Büsten den Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau und den Minister Heinrich von Ilgen, der während der Regierung des „Soldatenkönigs" die auswärtigen Angelegenheiten leitete.

Gruppe des Königs Friedrich Wilhelm I.

Digitized by Google



Nach siebzehn Jahren.

Skizze von **Klaus Rittland.**

Frau Magda von Bleßwitz sah auf ihre Uhr. „Noch nicht Zeit?“ — Nein, noch nicht. „Sechs Uhr, am Saalufer, bei der oberen Saline!“ Eigentlich rührend, dieses Rendezvous an der erinnerunggeweihten Stätte. Er hätte doch ebenso gut zu ihr ins Hotel kommen können. Aber das ist ganz Wiessen! Ein Ueberbleibsel aus der Wertherzeit nannte er sich damals immer selber, — damals, vor siebzehn Jahren! Ein leiser Schauer überlief sie jedesmal, wenn sie sich die Zahl der Jahre vergegenwärtigte.

Sie trat vor den Spiegel und atmete beklommen auf.

Das kahle Hotelzimmer glich augenblicklich einem Modebazar. Frau Magdas ganze Garderobe lag hier bunt umhergestreut. Die Wahl war so schwer gewesen! Hell? Nein, nicht hell, nicht zu jugendlich. Schwarze Seide? Zu unnatürlich für den Sommertag. Einfache Reisetoilette? Hm! In dem tabakfarbenen Tailormade-Kostüm kam Frau Magdas Figur am besten zur Geltung, diese wunderbar schlank gebliebene Figur. Also das Tabakfarbene. Der Amazonenhut? Amazonenhüte waren jetzt wieder das Neueste, gerade wie damals vor — siebzehn Jahren. Doch nein. Keine gesuchte Reminiscenz. Das schwarze, jetschillernde Capotehütchen war kleidsam und den Jahren der schönen Frau angemessen, diesen schrecklichen zweiundvierzig Jahren! Frau Magda seufzte, aber ein letzter Blick in den Spiegel beruhigte sie. Unter dem schwarzen Tüllschleierchen sah ihr Teint noch merkwürdig blendend aus! Nun war es Zeit.

Langsam schritt sie dem Saalufer zu und stieg in das nach der oberen Saline führende Dampfboot. Und während das Schiffchen über die blauschimmernden Wellen dahinglitt, war es Frau Magda, als ob sie selber zurückglitte in jene alte, schöne, traurige Zeit. —

Ihr Mann hatte damals die Kissinger Kur gebraucht, dieser Mann, den sie schon damals nicht mehr liebte, und den sie später hassen lernte, einer von der grobkörnigen, männlich schönen, brutalen Sorte, die oft von den Frauen so vergöttert wird und die doch das Beste im Weibe rücksichtslos zertritt.

Magda hatte sich unglücklich, einsam, unverstanden gefühlt.

Da war Baron Wiessen gekommen, der edle, feinfühlige, ritterliche Mensch, dem alles eigen war, was dem schönen Bleßwitz fehlte. Er und Magda hatten sich lieb gewonnen — beinahe zu lieb.

Jahrelang hatte sie nach der Kissinger Zeit dann noch mit ihm korrespondiert, bis Bleßwitz ihr diese wehmütige Freude untersagte. Und dann war das Leben immer trostloser geworden. Bleßwitz hatte den Dienst quittieren müssen. Die wilden Leidenschaften hatten ihn immer tiefer hergabgerissen, besonders das Spiel — das entsetzliche Spiel. Das Leben an seiner Seite wurde Magda zum Ekel. Sie verachtete ihn. Und sie verlangte Scheidung. Aber er wollte die reiche Frau nicht fahren lassen. Jahrelang kämpfte sie mit aller Energie, für sich und ihren einzigen geliebten Sohn. Endlich, vor nunmehr vier Jahren, erreichte sie ihr Ziel. Ein trauriger Sieg! Nun war sie frei, ihr Sohn stand treu zu ihr, ein Edelmensch, der keinen Zug vom Vater hatte, keinen. Von vielen treuen Freunden umgeben, lebte sie ein ruhiges, wohlgesichertes Leben. Und doch — manchmal wollt' es ihr scheinen, als ob sie noch etwas zu fordern hätte vom Schicksal, das Schönste.

Vor kurzem erst hatte Wiessen, der im fernen Osten einen diplomatischen Posten bekleidete, von ihrem Schicksal gehört und ihr geschrieben, lieb und gut, wie in alten Zeiten. Jetzt war er auf Urlaub in Europa, und nun sollte das Wiedersehen gefeiert werden, hier, an der Stätte jener alten, süßen, heimlichen Liebe —

Wiedersehen! War's nicht ein Wagnis? — jetzt, nach siebzehn Jahren? —

Digitized by Google

Aber nein, nein.

Magdas Herz klopfte immer heftiger, je näher sie dem Landungsplatz an der oberen Saline kam. Daß man noch so jung fühlen kann, so zitternd erwartungsvoll, wenn man schon einzelne — nein, schon viele, viele Silberfäden zwischen seinen braunen Haaren entdeckt hat!

Jetzt legte das Boot an, und Magda stieg aus.

Glühend vor Erregung wanderte sie durch die Anlagen, am Bismarck-Denkmal vorüber und an dem großen Badepalast.

Nun bog sie links ab. Sie wußte ja ganz genau, welche Stelle er gemeint hatte, dort zog sich der Weg hin, am Flusse entlang: Heckenrosen, Weißdorn und rauschendes Schilf.

Jemand stand da und zeichnete Figuren in den Sand. Vliessen? — O nein! Vliessen, der schmächtige Mensch mit der etwas zu schmalen Brust, dem überzarten Gesicht, den beängstigend leuchtenden Augen — das war doch nicht Vliessen, dieser stattliche Herr im hellgrauen Sommeranzug?

Jetzt wandte er den Kopf. — Aber freilich, kein andrer! Das war sein feines Aristokratengesicht, etwas voller, breiter geworden und doch die alten, lieben Züge. Er nahm von fern schon den Hut ab.

Und Magda schreckte ein klein wenig zurück. Aber nein, so eine Thorheit! Was lag denn daran? Dünn war sein Haar ja schon damals gewesen.

Eiligen Schrittes kam er auf sie zu, ergriff ihre Hand und drückte einen langen, andächtigen Kuß darauf.

„Gnädige Frau — Frau Magda!" seine Stimme bebte. „Endlich, endlich! Ist's nicht wie ein Traum?"

Sie standen lange still und schauten sich in die Augen mit einer scheuen, stummen Frage.

„Wie wenig verändert Sie sind, Frau Magda," sagte er dann kopfschüttelnd, „unfaßbar nach allem Erlebten."

Sie nickte. „Ja, ich habe viel durchgemacht. Aber das ist nun alles längst überwunden. Und Sie, Baron Vliessen? Ihnen ist ein friedlicheres Los zu teil geworden."

Er lächelte trübe. „Friedlich? Ja. Glücklich?" mit müdem Achselzucken: „Ich habe vielleicht zu große Ansprüche an das Leben gemacht. Ich wollte etwas Ganzes — Schönheit, Harmonie — und mußte alt und grau werden, bevor ich lernte, daß man sich mit dem Stückwerk zu bescheiden hat. Ja, das Leben — hm —"

Sie schritten langsam miteinander weiter. Links plätscherten die Flußwellen gegen das dichtbewachsene Ufer, rechts, hinter dem nahen Buschwerk, zogen sich grüne, frischgemähte Wiesen hin. Der Abendwind trug einen süßen, schläfrigen Heuduft von dort herüber — ganz genau so wie damals, dieselbe Naturstimmung, dieselbe Tagesstunde.

Noch hatte keins von beiden gewagt, jene Erinnerungen zu berühren. Und doch drängten sie sich jetzt gewaltsam heran, mit zwingender Lebendigkeit.

Hier, an dieser Wegbiegung war es gewesen, wo er ihre Hand ergriffen und sie an sich gezogen hatte, so zart und fest, voll leidenschaftlicher Sehnsucht: „Magda — warum, o warum —"

Sie hatte stumm genickt, von angstvoll schwindelnder Seligkeit ergriffen — und dann hatte er ihr alles gesagt, wie er sie liebte, wie sie ihn jammerte.

Und es war eine gefährliche Stunde gewesen. Aber die junge Frau hatte Kraft gefunden, sich zu beherrschen, sich selber und den liebeverzweifelten Mann. Der Gedanke an ihren Sohn — ihr Sohn sollte seine Mutter immer achten können!

Und noch an demselben Abend war sie von Kissingen abgereist.

Vliessen blieb jetzt stehen und schaute sich um.

Magda erwartete, daß er nun irgend etwas Bedeutsames, Inniges sagen würde.

Aber er räusperte sich nur, sah mit einem hilflos verlegenen Blick auf seine braungelben Halbschuhe nieder und schwieg.

Seltsam, er hatte so viel von diesem Wiedersehen erwartet, seine Seele sollte wieder aufblühen in sonniger Jugendfrische, sein Schicksal sollte sich erfüllen. Er hatte sie doch eigentlich immer geliebt, diese Frau, trotz mancher andern Abenteuer und Nömänchen, wie das Leben sie einem liebenswürdigen Garçon nun einmal so entgegenbringt — aber das „Weib seiner Sehnsucht" war sie stets geblieben. Wenn er „Tristan und Isolde" gehört oder bei Vollmondschein am Meeresufer gestanden hatte, war immer nur ihr Bild durch seine Seele gezogen! — Und nun? Wie konnte ihn nur dieses dumpfe Mißbehagen überkommen? Ja, wenn er noch die Geliebte in eine garstige Ruine umgewandelt gefunden hätte! Aber so?

Und er wollte sich auch nicht von dem unerklärlichen Gefühl beirren lassen. Diesmal wollte er sein Glück festhalten. Ganz gewiß.

„Erzählen Sie mir von sich," bat er.

Und sie erzählte die Tragödie ihrer Ehe.

Voll inniger Teilnahme hörte er zu.

Dann ergriff er ihre Hand und zog sie sanft durch seinen Arm. „Liebe, arme Frau!"

Er sah ihr jetzt ganz nahe ins Gesicht. Und da fielen ihm die tiefen Schatten um ihre Augen auf. Augen, die viel geweint hatten.

Und noch etwas fiel ihm auf: als sie jetzt den Kopf halb geneigt zur Seite wandte, bemerkte er, daß die Haut an ihrem Halse schon ein wenig schlaff war — und das störte ihn.

Er war über sich selber empört, daß er auf so etwas Unwesentliches achten konnte, jetzt, in dieser heißerlebten Stunde.

Aber er konnte das peinliche Gefühl nicht wieder los werden.

Während sie ihm von Heinz, ihrem Sohn, erzählte und wie das Mutterglück sie für alles andre entschädigt, wenigstens ihr immer wieder neuen Lebensmut eingeflößt hätte, waren sie auf

Digitized by Google

Photographie-Verlag von Gustav Schauer in Berlin.

Otto Lingner

Lautenschlägerin.

Digitized by Google

Digitized by Google

ihrem Wege wieder umgekehrt und schritten jetzt, am Badehause vorüber, dem Gradierwerk zu.

Hie und da blieben sie stehen und konstatierten irgend etwas, das sich im Laufe der Jahre verändert hatte. Es war ja so eine vertraute Gegend! Als sie an einem Restaurant vorüberkamen, warf Wiessen einen Blick auf die ausgehängte Menükarte.

„Legierte Suppe — Rheinlachs," las er zerstreut und fügte dann in wehmütigem Tone hinzu: „Ja, er ist nur so selten frisch!"

Sie mußte laut auflachen über den melancholischen Ton. Der Wiessen ihrer Erinnerungsträume wäre vor keiner Menükarte stehen geblieben.

Sie stiegen nun die paar Stufen zum Gradierwerk empor und schritten an der struppigen Reisigwand entlang, an der sich von den Ablagerungen des niedersickernden Salzwassers Millionen zierlicher Krystalle gebildet hatten.

„Wissen Sie noch," fragte sie zaghaft, „wenn ich dort auf der kleinen Bank saß und las, während mein Mann badete, und der Zufall Sie herbeiführte, — es war doch ganz hübsch —"

Er lächelte. „Thun Sie dem Zufall nicht zu viel Ehre an, Frau Magda! Gott, ja, wie selig war ich, wenn ich von weitem den schneeweißen Amazonenhut bemerkte, tief über irgend einen Schmöker aus der Kissinger Leihbibliothek gebeugt oder auch über Hedte. Wir schwärmten damals beide für Heine. O, wie schwelgten wir in Seelenzerrissenheit!"

„Dieser Salzgeruch ist doch unerträglich scharf!" bemerkte Magda.

Komisch, früher hatte sie ihn immer so wohlthuend gefunden. So sehr war er vermischt mit ihren süßesten Erinnerungen, daß sie seitdem nie ohne schmerzliche Wonne salzige Dämpfe oder Seeluft eingeatmet hatte. Jetzt hatte er plötzlich allen Reiz verloren.

Sie setzten sich auf die wohlbekannte kleine Bank, musterten zerstreut die vorüberpilgernden, gewissenhaft Salz einatmenden Kurgäste und hingen ihren Gedanken nach. Ein trauriges Bemühen spiegelte sich auf beider Mienen.

Sie wollten so gern den Weg in das gelobte Land wiederfinden, in das sonnenverklärte, rosenduftende Land, das ihr sehnendes Auge so oft von fern geschaut und das jetzt in greifbarer Nähe vor ihnen lag.

Wirklich — so nahe?

Sie suchten jene süßen Schauer, jene wollüstigen Thränen, jene keuschen, zagenden Worte und himmelstürmenden Wünsche, jene leidenschaftliche, schmerzdurchwühlte und doch so selige, selige Welt. Und mußten erkennen, daß diese Welt auf ewig versunken war.

„Wir wollen gehen," sagte Magda.

„Aber doch noch nicht mit dem Dampfboot heimfahren?"

„Nein, wir können ja zu Fuße gehen."

Es war ein schmeichelnd lauer Sommerabend, und doch kam es Magda vor, als ob aus dem Erdboden etwas Kaltes, Dumpfiges aufstiege.

Sie schauderte leise, und eine Thräne wollte sich in ihr Auge stehlen.

Gestorbene Liebe — das ist so traurig.

Sie waren beide hierhergekommen in der sicheren Erwartung, daß sie nur den Faden anzuknüpfen brauchten, da, wo er einst gerissen war, und nun wurde ihnen klar — immer klarer, daß diese Liebe, die sie so schön im Herzen gepflegt und aufbewahrt, nicht mehr für die Wirklichkeit paßte. Ein närrischer Vergleich fuhr Frau Magda durch den Sinn: wie ein Kleid, das einmal sehr schön gewesen ist, das man noch in vollem Glanze weggehängt, sorglich vor Staub und Motten behütet hat, um es nun nach langer Zeit wieder ans Tageslicht zu bringen. Aber schade — das schöne Stück ist aus der Mode, unbrauchbar — unschön geworden.

‚Ich bin zu alt für ihn,' sagte sich Frau Magda, ‚und — seltsamer Widerspruch — er ist auch zu alt für mich.' Irgend einem jungen Mädchen mochte dieser wohlerhaltene, behäbige Neunundvierzigjährige noch liebenswert erscheinen — doch ihr, der Frau, die das Bild des schwärmerischen jungen Mannes im Herzen getragen, ihr nicht!

Sie waren nicht Hand in Hand älter geworden. So hatten sie sich auseinandergelebt.

Wiessen empfand das Schweigen auf die Dauer peinlich. Er begann lebhaft zu erzählen, von den japanischen Theehäusern, vom Berge Fujinoyama und den Schulen in Tokio — auch von der alten, schönen Zeit wagte er jetzt ausführlicher zu reden und erwärmte sich an seinen eignen Worten.

Fast kam es ihm vor, als ob die schlanke Frau mit den Silberfäden im braunen Haar ihm wieder näher rückte.

Als sie auf dem Platz vor Magdas Hotel anlangten, blitzten schon die ersten Lichter in den Fenstern auf. Beide fühlten etwas wie Erleichterung. Eine Verabredung für den Abend zu treffen fiel keinem ein.

„Und nun, meine liebe Frau Magda, hoffe ich, daß wir uns recht viel sehen und treu zusammenhalten als gute Freunde, nicht wahr?"

Sie nickte freundlich, und während sie ihm die Hand zum Abschied reichte, nahm sie sich vor, morgen mit dem Frühesten Kissingen zu verlassen. Noch einmal Flucht vor ihm! Damals vor dem Zuviel, jetzt vor dem Zuwenig.

Freunde? Nein. Sie wollte ihn nicht wiedersehen. Ein Moderduft hatte sie angeweht aus dieser Begegnung, und sie verabscheute den Modergeruch.

Müde betrat sie ihr Zimmer, das noch die Spuren ihrer fieberhaften Eitelkeitsbestrebungen trug. Und sie lächelte — ein trübes Lächeln.

Dann öffnete sie die zierliche Juchtenreisetasche und nahm ein Bild heraus — ein Jünglingsgesicht mit ihren eignen Zügen — und küßte den schönen, unschuldigen Mund. „Du mein Heinz, du meine einzige — einzige Liebe!"

Digitized by Google

Winterbilder aus Gröden.

Von

Otto Siegl.

Mit fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von E. Terschak.

„Rodel heil!“ gellt es mir in die Ohren. Wie der Sturmwind saust eine dunkle Masse vorbei, und als ich mich umwende, sehe ich eben noch Freund R. auf einem Schlitten um die Straßenecke verschwinden. Der Gruß hatte mir gegolten; aber die Raschheit der Erscheinung verblüffte mich derart, daß ich zum Dank keine Zeit fand. Ein teuflisches Ding, dieses Rodeln. Wohl etwas bedenklich, — aber wie flott das dahinschoß! Ich bekam wirklich Lust, einen Versuch zu wagen.

Das Endziel meines Spaziergangs war erreicht, und so kehrte ich langsam nach St. Ulrich zurück, wo man mich zum Abendessen erwartete. Freund R. saß schon dort im Gasthaus und unterhielt sich beim Bier mit den Bürgern des Ortes. Sein Gesicht strahlte vor Wonne.

„Du bist wohl tüchtig erschrocken,“ rief er mir zu. „Ich sah es dir an. Aber verzeih mir. Es galt eine Wette; und damit du als Leidtragender auch etwas davon hast, lade ich dich ein, mit mir später ein Stückchen spazieren zu fahren.“ Das schien verlockend, aber zuvor mußte ich das Ding, das man da „Rodel“ nennt, einmal näher besehen. Es war eine Art Kinderschlitten, aber ungewöhnlich fest und so lang, daß im Notfall auch zwei darauf Platz nehmen konnten. Polierte Bandeisen an den Kufen versprachen eine schneidige Fahrt. Mir gefiel es nicht übel; aber ohne die Bedingung „langsam und vorsichtig“ glaubte ich meine Knochen doch nicht fremder Willkür überlassen zu dürfen. Gegen elf Uhr, als die meisten schon fort waren, rief mich der Freund ins Freie hinaus. Das Gasthaus steht auf einer Anhöhe des Ortes, wobei sich die Straße zu beiden

Digitized by Google

Seiten hinabsenkt. Auf die abschüssige Bahn weisend, stellte mir N. nun die Wahl, wohin ich fahren wollte, und ich wählte links, gegen Waidbruck hinab.

Behutsam setzte ich mich auf Geheiß meines Lehrers rittlings hinter ihn, dann erhielt ich die

Weisung, die Füße hübsch auf die Kufen zu stellen und ja nicht zu bremsen. Mit einem Ruck kam das Gefährt in Bewegung. Es war das erste Mal, daß ich mich in solcher Lage befand; und ich staunte aufrichtig über die tollgewordene Landschaft, die in beschleunigter Bewegung an mir vorbeischoß. Mit geheimem Entsetzen sah ich jetzt, wie der Steuermann in aller Ruhe die Beine an sich zog, den Schlitten seinem Schicksal preisgebend, als hätte er mit dem Schutzengel ein Abkommen getroffen. Und heimlich wie meine Angst, so war mein Beginnen. Aus Leibeskräften bremste ich hinter dem Rücken des Fremdes, und der Schlitten blieb stecken. Heute noch bin ich der Meinung, es sei diesem Umstand allein zu verdanken gewesen, daß wir nicht in ein Kellerfenster gerieten. So endete meine erste Fahrt unter Gezeter und Schimpfen des Lehrmeisters über die schlechten Grödner Rodeln. Aber Geschmack hatte ich der Sache trotzdem abgewonnen, und als der schneidige Freund abgereist

Digitized by Google

war, versuchte ich es allein; anfangs zaghaft und übervorsichtig, nachdem ich aber einige Stürze gemacht hatte, ohne mir wehe zu thun, da war's vorbei mit aller Scheu. Nach vier Tagen schon wetteiferte ich an frohem Wagemut — wenn auch nicht an Können — mit den besten einheimischen Fahrern. Das harmlose Abgleiten über beschneite Wiesen genügte mir nicht mehr. Ich ging nach Wolkenstein, auf die Seiseralpe, nach Cisles, indem ich den Schlitten hinter mir her zog; und wenn ich am Endziel meine Jause eingenommen hatte, dann begann das Hauptvergnügen des Tages, die Rückfahrt per Rodel. Dazu ist die Straße nun wie geschaffen. Von Waidbruck bis Wolkenstein steigt sie an zwölfhundert Meter fünf Stunden lang bald steiler, bald sanfter, nur mit sehr wenigen ebenen Unterbrechungen, deren kaum zehn auf die Riesenstrecke von drei Meilen kommen. Bedenkt man noch, daß bei gutem Wetter oft schon sechs bis acht Grade Gefälle genügen, den Schlitten in Gang zu erhalten, so leuchtet es ein, daß die Rutschfahrt stundenlang währt. Unter so günstigen Umständen ist die Rodel zum wahren Verkehrsmittel geworden. Kein Holzknecht geht in den Forst, ohne sein Schlittzeug mitzunehmen, weil er damit dreimal so schnell wieder daheim ist. Will ein Grödner nach Waidbruck zur Bahn, so fährt er per Rodel, denn sie bringt ihn kostenlos hinaus und viel rascher als Pferd und Wagen. Aber auch Sport und Vergnügen werden dabei nicht vergessen. Freilich findet der Einheimische nicht jenes Interesse an der herrlichen Landschaft, die man da pfeilschnell durchfliegt, wie der Fremde, jedoch sportliches Messen ist auch für ihn ein unterhaltsames Spiel. Ein Rodellub existiert schon seit einigen Jahren in St. Ulrich, und ihm gehören nicht bloß Grödner, sondern auch zahlreiche Fremde aus aller Herren Ländern an. Von den letzteren ist es allerdings nur den wenigsten möglich, im Winter nach Gröden zu kommen, so daß an den alljährlich stattfindenden Wettfahrten fast nur Grödner Mitglieder teilnehmen. Allein die meisten wollen ja doch nur die Sache an sich materiell unterstützen, und da thut es nichts, wenn so mancher darunter noch nie auf einer Rodel gesessen. Damit aber die „Sommermitglieder" wissen, wie so ein Ding aussieht, hängt eine Miniaturrodel im Klublokal von der Decke. Der Schauplatz der Wettfahrten ist das Grödnerjoch mit seinem Abfall gegen Plan. Beim Schutzhaus wird gestartet. Da läßt man in Intervallen die Bewerber los, und nun fahren sie wie der leibhaftige Satan zur Tiefe. Im Wirtshaus zu Plan erwarten sie die Preisrichter und eine große Menge von Zuschauern, und wenn dann der letzte angelangt ist, erfolgt die Zuerkennung der Preise. Die Leistungen sind nun wahrhaft erstaunlich. Die drei Kilometer lange Strecke wurde schon in sechs und einhalb Minuten durchfahren, also fast mit der Geschwindigkeit eines Schnellzugs.

Auch noch für einen andern Sport ist das Grödnerthal besonders geeignet, für das Skilaufen. Rodel- und Skifahrern ist es nicht gleichgültig, wie die umgebende Landschaft aussieht. Wenn man rastet oder während der Fahrt um sich schaut, dann erholt sich der Blick gern an den malerischen Reizen der Natur, und deren Eindruck kann sich selbst der reinste Sportsmann nicht verschließen. Um die enge Furche des Grödnerthals gruppiert sich eine Reihe von endlosen Blattformen, die aus der Region des Baumwuchses hinausragen und mit wenigen Unterbrechungen aneinander anschließen. Darüber erst erheben sich am äußersten Rande die Hochgebirge, weltberühmt durch ihre Schönheit und Größe. Im Angesichte derselben schießt nun der Skiläufer dahin, auf und ab über die Hunderte von Hügeln, die die Plateauwiesen durchsetzen, in reinster, frischer Alpenluft, unter wolkenlosem blauem Himmel, während die südliche Sonne die herrlichsten Farben aus der Landschaft hervorzaubert.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bibliographische Rundschau.

Von

Ludwig Holthof.

Litteraten- und Litteraturgeschichte.

Wertvolle Aufschlüsse über sein Leben und seinen geistigen Entwicklungsgang giebt uns Paul Heyse in dem bei W. Hertz in Berlin erschienenen Buche „Jugenderinnerungen und Bekenntnisse“. Die autobiographischen Skizzen des feinsinnigen Poeten hatten schon vor ihrem Erscheinen in Buchform in weiten Kreisen Aufsehen erregt, als sie in einer Folge von Fragmenten in Rodenbergs „Deutscher Rundschau“ veröffentlicht wurden. Es ist ein eigenartiger Genuß, einen Meister des Stils wie Heyse über sich und seine Jugendtage plaudern zu hören; der mumehr Siebzigjährige entwickelt eine Frische, um die mancher Jüngere ihn beneiden könnte, und mit dieser Frische paart sich eine Ehrlichkeit und eine rückhaltlose Offenheit, wie man sie von einem Bekenntnisschreiber nicht besser verlangen kann. Die Aufzeichnungen über seinen Lebensgang führt Heyse nicht über den Tod des Königs Max von Bayern hinaus. Das Jahr, in dem dieser Monarch seine Augen schloß, war das fünfunddreißigste in Heyses Leben. Die Zukunft lag damals noch in rosigem Scheine vor dem Geiste des jungen Poeten, und das Leben sollte für ihn eigentlich noch erst gelebt werden. Trotzdem widerstrebt es ihm, wie er selbst ausführt, aus mehr als einem Grunde, die Darstellung seiner Lebensschicksale über jenen Punkt fortzuführen. „Von den vielen bedeutenden Menschen, die seitdem an mir vorübergegangen,“ so sagt er, „sind die meisten noch am Leben. Wenn ich mich nicht damit begnügen wollte, ihre Namen zu nennen, sondern der Versuchung nicht widerstehen könnte, auch nur mit wenigen Strichen sie zu charakterisieren, liefe ich Gefahr, vielfach anzustoßen, der magis amica veritas zuliebe manchen mir sonst werten Freund zu verletzen.“ Als Heyse diese Zeilen niederschrieb, sprach er bereits aus Erfahrung. Man wird sich erinnern, daß ein etwas rückhaltlos geäußertes, im Grunde genommen aber ziemlich harmloses Wort über Tingelstedt und dessen Frau ihm und seinem Freunde Rodenberg als dem Herausgeber des „Deutschen Rundschau“ eine Beleidigungsklage seitens der Hinterbliebenen des Tingelstedtschen Ehepaares zuzog, eine Klage, die allerdings ein tragikomisches Ende nahm und den übel beratenen Klägern nichts einbrachte als einen Spott, den sie sich bei vernünftigerem Vorgehen wohl hätten ersparen können. Wenn Dingelstedt, der „Ex-Nachtwächter“, der „gute Franz mit den langen Fortschrittsbeinen“, sich nichts Schlimmeres hätte brauchen nachsagen zu lassen, als was Heyse über ihn zu berichten wußte, dann hätte niemand sich wegen seines Nachrufs zu sorgen brauchen. Heyse ist gewiß kein schroffer Charakter, im Gegenteil, als Mensch wie als Dichter kann nicht leicht wohl jemand konzilianter und verbindlicher sein; Medisance und Lust an kleinen Bosheiten sind vollends nicht seine Sache, aber andrerseits fehlt ihm auch ganz und gar das Weiche, um nicht zu sagen, das Weichliche friedfertiger und nachgiebiger Naturen. Zum Hassen und zum Lieben hat er sich wie jedes gesund und normal angelegte Menschengemüt getrieben gefühlt, und er selbst macht am allerwenigsten ein Hehl daraus und gesteht freimütig ein, daß er zuweilen zu weit darin gegangen ist. So in seinem Verhalten gegen den älteren Kaulbach, das er schlankweg, so antipathisch ihm auch von vornherein der Künstler in seinem ganzen Wesen erscheinen mochte, als eine Unart bezeichnet, und zwar als eine Unart, die am allerwenigsten bei einem jungen Manne gegenüber einem gefeierten älteren Künstler, der ihm mit entschiedenem Wohlwollen entgegengekommen, am Platze gewesen sei. Dieselbe Strenge wie gegen sich wendet der Urheber der „Jugenderinnerungen“, wo es sein muß, auch gegen andre an, in rücksichtsloser Weise unter andern gegen den unglückseligen Heinrich Leuthold. Mag es auch ungewöhnlich schroff und hart klingen, wenn er ihn weder als „verkannt“ noch als ein „Genie“ gelten lassen will, so läßt sich doch nicht leugnen, daß das, was er über seinen hämischen Charakter und sein rachsüchtiges Gemüt anführt, auf leider allzu wahrer Grundlage beruht. Es giebt hier in der That nur einen Erklärungsgrund,

Digitized by Google

den, daß die geistige Erkrankung, die seine reich angelegte Natur unterwühlen sollte, zur Zeit des Verkehrs mit dem Münchener Freundeskreise bereits bedenklich vorangeschritten war. Wahr ist auch, daß die Tragik seines Endes alles, was er damals und früher gesündigt haben mag, in milderem Lichte erscheinen lassen muß.

Fesseln die biographischen Mitteilungen, namentlich soweit darin die Schilderung der litterarischen und künstlerischen Verhältnisse Münchens unter König Max verflochten sind, in mehr als gewöhnlicher Weise, so erregen doch in ungleich höherem Maße die den zweiten Teil des Buches ausfüllenden Bekenntnisse das Interesse des Lesers. Sie zerfallen in zwei Abschnitte, die „Aus dem Leben“ und „Aus der Werkstatt“ überschrieben sind. Dem Leben Heyses sind anscheinend erschütternde Katastrophen ferngeblieben; der Dichter erscheint dem Fernstehenden wie einer der wenigen bevorzugten Sterblichen, dem das Schicksal sich besonders günstig erwiesen: der Weg durch das Dasein ebnete sich ihm gleichsam von selbst, zweimal fand er eine Lebensgefährtin, mit der ihn ein nahezu ideales Verhältnis verband, und bis zur Schwelle des Greisenalters hat er sich körperlich wie geistig eine jugendliche Frische gewahrt, die geradezu erstaunlich ist. Und doch hat er schwere Zeiten des Leidens durchmachen und sich durch Schmerzen der herbsten Art zur Schaffensfreudigkeit durchringen müssen. Zweimal sollte er den Tod blühender, hoffnungsvoller Kinder erleben und er mußte unmittelbarer Zeuge einer Familientragödie werden, durch die ihm zwei der liebsten und treuesten Angehörigen, der Bruder und die Mutter seiner ersten Frau, entrissen wurden. Die Blätter der Bekenntnisse, die der Darstellung dieser trüben Lebenserfahrungen gewidmet sind, würde uns Heyse, wenn wir andres von ihm nichts besäßen, als eine große und vornehme Dichternatur erscheinen lassen, denn einfacher und wahrer, zartflühlender und nachdrücklicher ist selten wohl von Poetenhand ein vom Schicksal verhängtes Menschenleid geschildert worden.

Das Bekenntniskapitel „Aus der Werkstatt“ gliedert sich in drei Unterabteilungen: „Lyrik“, „Meine Novellistik“ und „Mein Verhältnis zum Theater“. Es gewährt einen eigentümlichen Reiz, in diesen kleinen Abhandlungen den Dichter über die von ihm gepflegten Gebiete der Dichtkunst und die von ihm auf denselben ausgeübte Thätigkeit plaudern zu hören, wenigstens soweit die beiden ersten in Betracht kommen. Reich an feinen Ausführungen sind namentlich die Bemerkungen über die Lyrik. Selten ist zu diesem Thema Trefflicheres gesagt worden. „Das Entscheidende für den lyrischen Dichter,“ heißt es unter anderm an einer Stelle, „auch wenn ihm der höchste Zauber des Unbewußten versagt ist, das Erste und Letzte, wodurch er die Berechtigung, überhaupt mitgezählt zu werden, bezeugt, ist, daß er seine Sprache spreche, so oft ein Gott ihm giebt, zu sagen, was er leide, oder das Herz ihm in Augenblicken des höchsten Glücks überfließt. Zu dem feinen Bewußtsein in Betreff des Stils, der eine liebevolle künstlerische Arbeit verlangt, muß noch eine persönliche Klangfarbe hinzukommen, die gleich beim ersten Anklingen ein Gedicht als diesem und keinem andern Dichter gehörig erkennen läßt. Wir brauchen nur eine Strophe eines Goetheschen, Heineschen oder Mörikeschen Gedichts zu hören, um sofort zu wissen, wer diese Strophe gedichtet hat. Daß eine bedeutende Dichternatur sich ohne einen eignen Ton nicht denken läßt, bedarf wohl keiner ausdrücklichen Versicherung. Im Roman oder Schauspiel können auch schon Talente zweiten Ranges etwas Erfreuliches leisten, was sie nicht sofort durch einen persönlichen Stil kenntlich macht, da der Wert des Stoffes, der geistige und sittliche Gehalt an sich schon bedeutend sein kann. Der Stoff und Gehalt des Lyrikers ist seine eigne Person. Wo es aber an charakteristischem Gepräge fehlt, sind ihre Aeußerungen wertlos.“

Ungemein reich an feinen Zügen ist das, was Heyse uns über seine Novellistik zu sagen hat. Was die Technik der Novelle anlangt, so wiederholt er zum Teil das, was er in der Einleitung zu dem „Deutschen Novellenschatz“ vorgetragen, nur ist er ausführlicher in seinen Mitteilungen und betont namentlich, wie wesentlich für den Novellisten die Kunst der Komposition ist. Wie der Musiker, so führt er aus, durch seinen Meister dazu gelange, ein Thema von wenigen Takten zu einem Sonaten- oder Symphoniesatz auszubilden, so müsse auch der Erzähler sich bemühen, aus einem fruchtbaren Motiv die Handlung folgerichtig und geschlossen zu entwickeln. Von einer Novelle, der wir einen künstlerischen Wert zuerkennen sollen, sei wie von jeder wirklichen Schöpfung zu verlangen, daß sie uns ein bedeutsames Menschenschicksal, einen seelischen oder geistigen Konflikt vorführe, uns durch einen nicht alltäglichen Vorgang eine neue Seite der Menschennatur offenbare. Daß dieser Fall in kleinem Rahmen energisch abgegrenzt sei, wie der Chemiker die Wirkung gewisser Elemente, ihren Kampf und das endliche Ergebnis „isolieren“ müsse, um ein Naturgesetz zur Anschauung zu bringen, mache den eigenartigen Reiz dieser Kunstform aus im Gegensatz zu dem weiten Horizont und den mannigfaltigen Charakterproblemen, die der Roman vor uns ausbreite. Daß der Dichter selbst diesen künstlerischen Forderungen in seinen Novellen auf das strengste entsprochen hat, bedarf der weiteren Ausführung nicht. Ist es doch vor allem ihm zu danken, daß bei uns die Novelle zu der künstlerischen Form gediehen ist, die bei den Franzosen Prosper Mérimée, Alfred de Musset, Guy de Maupassant, bei den Russen Turgenjew und viele andre gepflegt haben. Neben ihm, aber auch nur neben ihm stehen bei uns als Meister des Genres Gottfried Keller und, soweit seine letzten Novellen in Betracht kommen, Theodor Storm. Bezeichnend für den Dichter ist das Bekenntnis, daß er nur in ganz vereinzelten Fällen nach einem „Modell“ gearbeitet, daß er zu keiner Novelle einen Entwurf „im Unreinen“ und von keiner eine Abschrift gemacht habe. Er war eben der „geborene Meister“ der Novelle, der sicher und überzeugt seines Weges schritt und darum sein Ziel nicht verfehlen konnte.

Was ihn auf dem einen Gebiete zur Meisterschaft prädestinierte, gereichte ihm auf einem andern zum Unheil: der geniale Novellist vermochte trotz aller Theaterleidenschaft auf dem Felde der Dramatik keine Lorbeeren zu ernten, wenigstens keine nachhaltigen, sehr zu seinem Kummer und zu seinem Herzeleid, obwohl es die natürlichste Sache der Welt war: der Silbersiftst des Novellisten mußte versagen, sobald er sich an die Freskotechnik der Bühnendichtung wagte. Diese Thatsache den

Digitized by Google

großen und genialen Manne klar zu machen, hat indes bis jetzt auch dem liebevollsten seiner Beurteiler nicht gelingen wollen. Daher die Unergiebigkeit der letzten Unterabteilung des Kapitels „Aus der Werkstatt“, die des Dichters „Verhältnis zum Theater“ erörtern soll. Wir begegnen hier lediglich den alten, oft gehörten Klagen und Anklagen, die vielleicht nur insofern eine Variante aufweisen, als sie diesmal auch das Ueberwuchern der „modernen Richtung“ in die Gründe für den Mißerfolg der Heyseschen Bühnendichtung einbeziehen.

•

Ueber die politische Verfolgung der unter dem Namen des „Jungen Deutschland“ auch heute noch zusammengefaßten Schriftstellergruppe der dreißiger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts hat bisher so gut wie nichts verlautet. J. Prölß hat in seinem fleißig gearbeiteten, aber wenig kritisch gehaltenen Buche das Verhältnis der jungen Männer zu Staat und Behörden zu untersuchen gar nicht für nötig erachtet, und Treitschke hat sogar die ganze Sache als eine kleinliche Angelegenheit „jüdischer Schriftsteller“ darzustellen versucht und gemeint, es sei eine Selbstverherrlichung der jungen Deutschen gewesen, wenn sie von ernstlichen Verfolgungen geredet hätten. Zu andern Ergebnissen ist Professor Ludwig Geiger gekommen, dem es zum erstenmal beschieden war, die betreffenden zahlreichen Akten des preußischen Staatsarchivs zu benutzen, und dem auch weiteres archivalisches Material zur Verfügung gestanden hat. Wie er in seinem kürzlich erschienenen Buche „Das junge Deutschland und die preußische Zensur“ (Berlin, Gebrüder Paetel) nachweist, hat es sich in der That um eine ernsthafte Verfolgung gehandelt; die Leiden der von ihr Betroffenen sind groß gewesen, und jedem einzelnen sind empfindliche Schädigungen zugefügt worden.

Eine wirkliche Verbindung der hier in Betracht kommenden Schriftsteller: Laube, Gutzkow, Mundt und Wienbarg, hat niemals existiert; die einzelnen Mitglieder kannten sich kaum, und wenn sie sich kannten, traten sie eher in Eifersucht und Neid einander entgegen, als daß sie durch freundschaftliches Entgegenkommen sich gegenseitig unterstützt hätten. Ihr „Bund“ ist lediglich ein Angstprodukt gewesen, das in den Köpfen blödsinniger Zensoren ausgeheckt wurde. Im ganzen handelte es sich um harmlose, höchstens dreiste, aber durchaus nicht gefährliche Schriftsteller, die unter den Bann Heines und Börnes und der durch die Revolution von 1830 zu neuem Leben erwachten politischen Ideen geraten waren. Zum wirklichen Märtyrer war keiner von ihnen prädestiniert, und wenn sie dennoch dazu gestempelt worden sind, hat das lediglich an der Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit einer Staatskunst gelegen, über die heutzutage das Urteil nicht mehr gesprochen zu werden braucht.

Als Ergebnis der Geigerschen Forschung kann im wesentlichen das Folgende gelten. Nicht durch den so oft citierten und so übel belemmundeten Bundestagsbeschluß vom 10. Dezember 1835, der durch Oesterreich veranlaßt und wahrscheinlich durch Menzels Denunziationen hervorgerufen worden war, sondern einzig und allein durch die preußischen Verfügungen vom 14. November 1835 wurde die Verfolgung des jungen Deutschlands eingeleitet und ins Werk gesetzt. Der Bundestagsbeschluß vom 10. Dezember 1835 wurde von den einzelnen Bundesstaaten nur lässig oder gar nicht ausgeführt. Württemberg hatte sogar gegen seinen Erlaß förmlich Einspruch erhoben. Wenn es seinen Widerspruch auf private Anregung Oesterreichs auch aufgab, hat es doch thatsächlich eine Verfolgung der Schriftsteller in seinem Lande nicht eintreten lassen. In Preußen wurden die drakonischen Bestimmungen gegen Gutzkow, Laube, Mundt und Wienbarg — die einzigen, die bei der Verfolgung des jungen Deutschlands in Betracht kommen, da Börnes Name in den Akten nur einmal begegnet und Heines Verfolgung bereits 1831 begonnen hatte — im Februar 1836 dahin gemildert, daß ihre Schriften nach einer Nezensur in Preußen zugelassen werden sollten, eine Bestimmung, die viele Jahre rigoros gehandhabt worden ist. Die Verfolgung kam keineswegs, wie es vielfach behauptet worden ist, in Vergessenheit, sondern sie blieb auch noch unter Friedrich Wilhelm IV. in Kraft und wurde erst aufgehoben, nachdem die Beteiligten mündlich erklärt oder sich durch einen Revers schriftlich verbindlich gemacht hatten, nichts Feindseliges mehr gegen Moral, Politik und Christentum veröffentlichen zu wollen. Die Befreiung erfolgte nicht aus freier Entschließung, sondern auf wiederholtes und inständiges Bitten der Verfolgten, die sich teilweise an den Minister des Innern, teils an den König wandten. Der einzige, der das nie that und auch öffentlich erklärt hat, er werde einen derartigen Revers nie unterschreiben, war Wienbarg.

„Aus der zuletzt erwähnten Thatsache,“ bemerkt Geiger in einer Voranzeige seines Buchs in der „Frankfurter Zeitung“, „ersieht man, die sogenannten Helden des Gedankens waren keine wirklichen Heroen. Sie krochen, winselten und logen. Die Palme im Lügen trug Heinrich Laube vulgo ‚der schöne Jüngling‘, wie er in dem schwarzen Buche der Mainzer Untersuchungskommission heißt, davon. Wenn man dieses trefflichen Dramaturgen und wirksamen Dramatikers wohlverborgene, im Schlummer der Archive ruhenden Bittschriften liest und sich den knorrigen Alten vergegenwärtigt, der sich vor niemand zu beugen und allem kräftig zu widerstehen schien, so steht man vor einem Rätsel.“ Dieses Rätsel löst sich dem unschwer, der sich die Wandlungen des Politikers Laube vergegenwärtigt und die cynische Art, in welcher der „knorrige Alte“ über dieselben in seinen „Erinnerungen 1841—1881“ berichtet. Man braucht sich daher auch nicht darüber zu wundern, daß Laube die Ausstellung des Reverses förmlich in Abrede gestellt und sie Strodtmann gegenüber als einen Bären bezeichnet hat, den er sich von Heine habe aufbinden lassen: in den Akten befindet sich mindestens ein halbes Dutzend Schmerzensschreie von Laubes Hand aus den Jahren 1835 bis 1842, die nur den Zweck verfolgen, den Schreiber von der Verbannung zu erlösen, und außerdem ein wohlstilisiertes Bekenntnis zur Erklärung des ihm zugemuteten und von ihm unterschriebenen Reverses, daß er sich verpflichte, von nun an nichts mehr gegen Religion, Sittlichkeit und Königtum zu schreiben. Fast ebenso feige benahm sich Mundt. Eine Kriecherei, wie er und seine „auch in diesem Fache ungemein schreibselige“ Frau, Luise Mühlbach, in mindestens zwölf langen und immer länger werdenden Bittschreiben an den

Digitized by Google

Tag legte, war und ist trotz alledem, was sich zu ihrer Entschuldigung anführen lassen mag, bei wenigen deutschen Schriftstellern zu finden. Gutzkow bietet ein erfreulicheres Bild, aber auch dieses ist nicht ohne Flecken. Unterschrieb er auch nicht einen förmlichen Widerruf wie Laube und Mundt, so ist doch das de- und wehmütige Geständnis in einem an Tschoppe, den allgewaltigen Geheimrat, gerichteten Briefe, er sei zu besserer Erkenntnis gekommen, nebst einer langen Erörterung darüber, daß und wie er sich von den Irrtümern seiner Jugend entfernt habe, nicht allzu weit von einem solchen entfernt.

Mit Recht schließt Geiger sein hochinteressantes Werk mit der folgenden Betrachtung: „Es war eine traurige Episode der deutschen Litteratur. Auf keiner Seite gab's Helden, weder unter den Angreifern noch unter den Angegriffenen. Und dennoch erfüllt den nicht voreingenommenen Beurteiler innige Sympathie für die Verfolgten, trotz ihrer oft unbedeutenden Leistungen, trotz ihres oft schwächlichen Charakters. Sie stammt aus dem Bewußtsein von der Zusammengehörigkeit der geistig Arbeitenden, aus der Ueberzeugung, daß geistige Arbeit nicht durch Zwangs- und Gewaltmaßregeln gehindert werden soll. Sie war es, die Gustav Kühne, der weder ein Held noch ein voller Anhänger der Theorien des „Jungen Deutschland" war, bestimmte, sich offen für die Verfemten zu erklären, und sie brachte ihm den schönen Brief Börnes ein, in dem es heißt: ‚Wir sind alle dabei beteiligt — das ganze Deutschland, die gesamte deutsche Jugend wird in den Fünfen geschädigt, mißhandelt, gekreuzigt; darum sollen und müssen wir alle, in denen noch ein Tropfen Jugendblut ist, uns ihnen anschließen, auf daß der Bund eines jungen Deutschland immer weiter und weiter greife.'"

*

In der fünfundzwanzigsten, der Jubiläums-Auflage, liegt A. F. C. Vilmars „Geschichte der deutschen Nationallitteratur" (Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung) vor uns. Nur mit einem eigentümlichen Gefühl läßt sich der Blick auf ein Werk richten, das seit mehr als einem halben Jahrhundert einem heranwachsenden Geschlechte nach dem andern zur Einführung in die Geschichte unsrer heimischen Dichtung gedient hat, und das heute in dem Teile, auf dem sein eigentlicher Wert beruht, noch ebenso frisch und jugendlich anmutet wie zur Zeit seines ersten Erscheinens. Mit Recht durfte Karl Goedeke, als er nach Vilmars Tode die Herausgabe der vierundzwanzigsten Auflage übernahm, das Buch ein Kunstwerk nennen, das viele Mitbewerber überflügelt habe und so, wie es sei, Tausenden Belehrung, Genuß und Erhebung geboten habe. „Es ist," sagte er, „der durchgeführte Gedanke von der Größe und Herrlichkeit der mittelalterlichen epischen Volksdichtung, mit ihrer Ehre und Treue bis in den Tod; es ist die Kraft und Freudigkeit, mit welcher dieser Gedanke aus den Dichtungen selbst entwickelt wurde; es ist ferner die aufrichtige, schöne Gerechtigkeit, mit der die Dichter der neueren Zeit nach ihrem nationalen Gehalte gewürdigt wurden; es ist endlich die begeisterte und Begeisterung weckende Lebendigkeit der Darstellung, was diesem Buche seinen raschen Erfolg und seine dauernde Wirkung gewonnen hat." In aufrichtigerer und schönerer Weise kann wohl ein Meister einen andern, der mit ihm das gleiche Gebiet pflegt, nicht würdigen. Ueber die Art freilich, wie Vilmar die späteren Litteraturepochen behandelt hat, läßt sich streiten, und es wird wohl selten oder nie zu einer vollständigen Schlichtung der Meinungsverschiedenheit kommen. Immerhin ist es nur zu billigen, daß wie in den früheren so auch in der vorliegenden Jubiläums-Ausgabe der ursprüngliche Text Vilmars strikt gewahrt worden ist und der weitere Ausbau desselben sich lediglich auf eine Erweiterung der beigegebenen Anmerkungen erstreckt hat. Seit der zweiundzwanzigsten Auflage hat Alfred Stern, in dessen Hände inzwischen die Herausgabe gelegt worden war, dem Vilmarschen Texte eine Fortsetzung gegeben, der die Geschichte unsrer Dichtung von dem Tode Goethes bis zur Gegenwart behandelt. Mit dem Takte, der von ihm zu erwarten war, hat der feinsinnige Gelehrte die Litteraturentwicklung in dem angegebenen Zeitraum in einer selbständigen, lediglich unter seiner Verantwortung stehenden Darstellung gegeben. Daß durch dieselbe der Wert des ursprünglichen Werkes nicht beeinträchtigt worden ist, dürfte allein schon die rasche Folge der seither erschienenen Auflagen dargethan haben.

Digitized by Google

Daniel Chodowiecki.

Daniel Nikolaus Chodowiecki, der vor hundert Jahren, am 7. Februar 1801, dahinschied, gehört zu den charakteristischen Persönlichkeiten der friderizianischen Epoche, obwohl er merkwürdigerweise unter den zahlreichen Gestalten fehlt, die das Rauchsche Denkmal des großen Königs in Berlin umgeben. Freilich nahm er schon bei Lebzeiten weder im Volke noch bei Friedrich selbst die ihm gebührende Stellung ein. Als er einst den Kriegshelden in der Tracht eines Imperators dargestellt hatte, wurde er zwar fürstlich belohnt, aber die Platten und Stiche ließ der König vernichten. Bei einer andern Radierung wählte Chodowiecki das gleiche Kostüm und versetzte den Herrscher noch obendrein durch den Titel des Bildes „Friedrich im Unglück“. Und doch hat kein Künstler seiner Zeit die Gestalt des „alten Fritz“ so volkstümlich erfaßt wie er. Erst durch Adolph Menzel ist er endlich zu vollen Ehren gekommen. Chodowiecki, geboren am 16. Oktober 1726 zu Danzig als Sohn eines künstlerisch veranlagten Kornhändlers, war anfangs selbst für den kaufmännischen Beruf bestimmt und widmete sich erst von 1754 ab ausschließlich der Kunst. Sein Schaffen erreichte einen außerordentlichen Umfang. Engelmann verzeichnete nicht weniger als 950 Nummern von Chodowieckis Arbeiten, darunter ganze Folgen bis zu zwölf Blatt. Meisterlich hat er insbesondere das bürgerliche Klein- und Familienleben beobachtet, und so haben seine feinen Radierungen einen großen kulturgeschichtlichen Wert. Chodowiecki starb als Direktor der Berliner Akademie. Bald darauf ist die eigenartige Büste entstanden, deren Abbildung wir unsern Lesern vorführen. Die Enkelin des Meisters, Fräulein Maria Chodowiecka, hat das Werk kürzlich dem Verein für die Geschichte Berlins gewidmet. Nach Feststellung von R. Walden ist es eine Arbeit von Emanuel Bardou, der den lebensvollen, scharf charakterisierten Kopf nach der Totenmaske modelliert hat. Kein Geringerer als Gottfried Schadow würdigte diese Skulptur durch eine außerordentliche Anerkennung in seinen „Kunstwerken und Kunstansichten“. Und nicht minder spricht für die Bedeutung der Büste die Thatsache, daß Adolph Menzel sie 1858/59 für ein Porträt Chodowieckis zu Grunde legte und den Kopf auf einem der Nationalgalerie gehörigen Blatte nicht weniger als neunmal in verschiedenen Stellungen gezeichnet hat.

Daniel Chodowiecki. Von Emanuel Bardou.

R. R.

Das Bundesrathaus in Bern.

Das kürzlich vollendete Bundesrathaus der Schweiz ist nicht ein vollständig neues Gebäude; nur der jetzt fertiggestellte Mittelbau, der die beiden von früher vorhandenen Bundesrathäuser verbindet, ist neu aufgeführt. Zuerst wurde (1852 bis 1857) das jetzt den westlichen Flügel bildende Gebäude errichtet, als Sitz der Bundesregierung der Eidgenossenschaft, vor allem mit den Amtszimmern der sieben Bundesräte, dann auch mit den Sitzungssälen für die beiden Kammern, die in der Schweiz Nationalrat und Ständerat heißen und in ihrer Vereinigung die Bundesversammlung bilden. Als die Verwaltungszweige

Digitized by Google

Phot. Gebr. Wehrli, Kilchberg-Zürich.

Das erweiterte Bundesrathaus in Bern.

Digitized by Google

der Eidgenössischen Regierung sich immer mehrten, wurde 1888 bis 1892 der östliche Flügel für die Departements des Kriegs, der Industrie und der Landwirtschaft durch Professor Auer erbaut. Und nun hat derselbe ausgezeichnete Architekt, der sich natürlich an den im ältesten Bundesrathaus gegebenen florentinischen Palaststil gebunden sah, auch das die beiden Flügel vereinigende Mittelgebäude vollendet, welches, da es nun mit prachtvollen Sälen den Beratungen der Bundesversammlung zu dienen hat, das Parlamentsgebäude heißt.

Phot. Franz Hanfstaengl, München.

Nikolaus Gysis.

Nikolaus Gysis.

Im Alter von 59 Jahren verschied in München Professor Nikolaus Gysis, der bekannte Genremaler. Ein Grieche von Geburt — auf der Insel Tinos im Archipel erblickte er am 1. März 1842 das Licht der Welt — erhielt er seinen ersten künstlerischen Unterricht in Athen und setzte seit 1865 in München seine Studien fort. Vier Jahre lang war er Schüler Pilotys. Sein erstes bedeutendes Bild behandelte Joseph in Aegypten als Traumdeuter, woran sich dann noch einige andre Gemälde religiösen Inhalts anreihten. Bald jedoch wandte er sich dem reinen Genrebildezu und erzielte besondere Erfolge mit solchen Werken, deren Gegenstände seiner griechischen Heimat und dem Orient entlehnt waren. Vortrefflich verstand er es, den südlichen Volkscharakter und die nationalen Sitten wie die malerischen Trachten farbenprächtig wiederzugeben. Seit 1882 wirkte Gysis als Professor an der Münchener Akademie der bildenden Künste.

Leopold Ollier.

Leopold Ollier.

Im Alter von siebzig Jahren verschied in Lyon Professor Leopold Ollier, einer der bedeutendsten Chirurgen neuerer Zeit. Ihm gelang es, nachzuweisen, daß die Knochenhaut, das Periost, den Knochen bildet und daß man demnach Knochen ohne Schaden entfernen kann, wenn man nur das Periost bestehen läßt. Des weiteren vertrat er das Prinzip der Resektion, das heißt die bloße Auslösung der erkrankten Gelenkmassen, entgegen der bis dahin allgemein üblichen Abtragung des ganzen Gliedes oder eines großen Teils davon, und selbstverständlich das der Erhaltung des Periostes, als des Organes, dem die Bildung der neuen Knochenteile vor allem zukommt. Diese wissenschaftlichen Entdeckungen führten einen völligen Umschwung in den Ansichten über die Behandlung kranker Knochen herbei. Ollier begründete theoretisch die neuen Methoden und entwarf sogar die Instrumente zur Resektion. Der erste, der die Früchte dieser Bemühungen erntete, war Professor Verneuil an der Pariser medizinischen Fakultät, der die Reihe der Resektionen mit Erhaltung des Periostes durch eine an einem Ellbogengelenke ausgeführte Operation einleitete. Der Erfolg war vortrefflich, und Ollier, inzwischen zum Direktor der chirurgischen Universitätsklinik in Lyon ernannt, widmete sich nun selbst der praktischen Uebung mit ebenso viel Eifer wie Glück. Auf Grund seiner nach mehreren hundert Operationen gemachten Erfahrungen veröffentlichte er ein „Klinisch-experimentelles Handbuch der Lehre von der Neubildung der Knochen und der künstlichen Erzeugung des Knochengewebes". In Deutschland hatten die Anregungen Olliers besonders tiefe Wirkung. Eine große Anzahl bedeutender Chirurgen beteiligte sich an der Befestigung der Theorie und der Ausbildung der Praxis.

Lord William George Armstrong.

Im Alter von neunzig Jahren verschied in seiner Vaterstadt Newcastle Lord Armstrong, der englische „Kanonenkönig". Am 26. November 1810 geboren, studierte er die Rechtswissenschaft und war von 1832 bis 1847 in Newcastle als Rechtsanwalt thätig, beschäftigte sich aber gleichzeitig eifrig mit technischen und physikalischen Studien. Im Jahre 1847 schied er aus der Advokatur aus und widmete sich dem Ingenieurwesen. Er erfand den hydraulischen Kran, gründete die Elswick-Werke, an deren Spitze er bis zu seinem Tode gestanden hat, und erfand die nach ihm benannten gezogenen Geschütze. Im Jahre 1859 wurde er zum

Phot. W. & D. Downey, London.

Lord William George Armstrong.

Digitized by Google

Leiter der Geschützgießerei in Woolwich berufen, welchen Posten er 1863 niederlegte. Fortan arbeitete er mit Erfolg an der Vervollkommnung des von ihm erfundenen Modells, und seine Geschützgießerei versorgte bis auf den heutigen Tag die englische Marine und die englische Armee mit Kanonen. Im Jahre 1887 wurde er mit dem Titel Baron Armstrong of Cragside zum Peer von England erhoben.

Für müssige Stunden.

Buchstabenrätsel.

Die 1 gilt als ein Prüfstein im Gesange,
Und in die sieben Ersten nach dem Range,
Nach Wissen oder Zahlungsfähigkeit
Sieht sich die Menschheit vielfach eingereiht.
2 bis zur 7 ward im Reich der Töne
Der Weiheluß verliehn von der Kamöne.
3, 4, 5, 6 gar wohl'ge Rolle spielen
Und sich in ihrem Kreis als Herrscher fühlen,
Doch hie und da wird plötzlich solche Macht
Von einem Unterthan zu Fall gebracht.
8 bis zur 12 nicht immer schmückt im Leben
Der Liebreiz, den ihm Poesie gegeben.
Vor 9 bis 13 hüte dich im Wald,
Denn Tücke giebt auch kleinem Feind Gewalt.
12, 13 mag die Weiblichkeit verehren,
Doch wird es niemals sich zu ihr bekehren.
Wenn Wandertrieb in deinem Blute liegt
Und dir Europas Welt nicht mehr genügt,
Lernst du vielleicht 13 bis 16 kennen,
Die Stadt und See im fernen Westen nennen.
Und 1 bis 16? Für wie vieler Hoffen
Jahraus, jahrein hält es die Thore offen!
Und der Erwartung Reiz bleibt unverloren
Auch jenen, die zur Täuschung auserkoren. M. Sch.

Worträtsel.

Wenn e i sich in dem Worte findet,
Vernimmt das Ohr es immer gern,
Und Dinge oftmals es verbindet,
Die sonst einander meidenfern.

Doch alles liegt in unserm Worte,
Schiebst a u du statt des e i hinein,
Und wanderst du von Ort zu Orte,
Stets wirst du in dem Worte sein.

Statt a u ein o — und alle Wege,
Sie führen dich zu diesem Ziel,
Es macht der Künstler Sehnsucht rege
Und es enthüllt der Schätze viel.

Und nun mit u: es duftet lieblich,
Und manchem schmeckt es gar zu gut,
Und recht genüsch, so wie es üblich,
Durchdringt es dich mit seiner Glut. B. L.

Rätsel.

Ein äußeres Herrscherattribut,
Das vornehmste, mir nennt,
Und einen Schmuck der Geistlichkeit,
Die sich zu Rom bekennt.

Die Lettern beider nun vermengt
Zum Orte einer Schlacht,
In der das Polenbanner wich
Des Doppeladlers Macht. M. Sch.

Charade.

Du mußt natürlich recht studieren,
Worin die Erste sich versteckt,
Und leider kann es auch passieren,
Daß Tücke dabei wird entdeckt.

Als Perle sich die Letzten zeigen
Am Strom, dem herrlichsten, der heut
Gastlos so sicher unser eigen,
Wie wir's ersehnt in früherer Zeit.

Der Wissenschaften Leuchten halten
Hier hoch und wert im deutschen Land;
Als eine Stätte für ihr Walten
Ist auch das Ganze wohlbekannt. M. Sch.

Silbenrätsel.

Wie hat, mit jeder Eins geschmückt,
Sie früher manchen Mann berückt;
Man mochte sie nur immer schauen,
Sie war die schönste aller Frauen.
Doch wird man mit den Jahren alt,
Dann „schwindet Schönheit und Gestalt".
So ist sie nun, von Gram zerstört,
Die Zweite jeder Eins (verkehrt);
Einsam, das Wort, gebeugt von Leid.
Denkt sie der goldnen Jugendzeit. B.

Umstellrätsel.

Des Dichters Liedern ist's gelungen,
Daß sie in seinem Heimatland
In Schloß und Hütte eingedrungen
Und auch bei uns sind sie bekannt.

Form aus dem Namen deutsche Worte
Und sey dazu die Lettern um.
Nur eine an der Ausgangspforte
Bleib' unbenutzt und völlig stumm.

Schlecht wirft der Mühe Lohn du finden,
Ersteht doch ein fataler Wicht,
Der ohne Rücksicht andrer Sünden,
Vielleicht gar fälschlich, zieht ans Licht.

Nimm nur das letzte Zeichen wieder,
Sobald ein n dafür verbannt,
Und stelle nochmals um die Glieder,
Bis neue Deutung du erkannt.

Ob sie dir besser wird gefallen?
Wohl schwerlich, wenn du glücklich bist,
Und doch nennt sie ein Ziel, das allen,
Ob früh, ob später, sicher ist! M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 6:

Des Wechselrätsels: Skala, Skalp.
Des Umstellrätsels: Rückert — Reuter.
Des Silbenrätsels: Grammatik.
Des Buchstabenrätsels: Spargeld, Spargel.
Der Charade: Gelehrsamkeit.
Des Worträtsels: Einfall.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe VII.

Von W. A. Schinkmann in Grand Rapids. („British Chess Magazine".)

Schwarz.

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe IV:

W. 1. Sd4—b3
S. 1. Ke5×Sb3
W. 2. Td5—d2 matt.

A.
S. 1. Se3×d5
W. 2. De6—e2 matt.

B.
S. 1. Le4×b3
W. 2. Td3×f3 matt.

C.
S. 1. Le4×b3
W. 2. Td5—d4 matt.

D.
S. 1. Se3 bel. anders
W. 2. Td5—e5 matt.

E.
S. 1. Sf1 beliebig
W. 2. Sb3×d2 matt.

F.
S. 1. Taß beliebig
W. 2. Sb3×a5 matt.

Digitized by Google

Aufgabe VIII.

Von **F. X. Lederle** in Hof.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe V:

W. 1. Lf6—d4
S. 1. f7—f6
W. 2. e2—e4
S. 2. f6×e4
W. 3. Ld4—e3
S. 3. f6—f5
W. 4. De8—h5
S. 4. e6—e5
W. 5. Dh5—e2†
S. 5. e5—e4
W. 6. De2—d3
S. 6. e4 oder e4×d3 matt.

Aufgabe IX.

Von **G. Chocholous** in Prag. („Listy Sachove".)

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe VI:

W. 1. Td4—b4
S. 1. Te5—e4(5), T, B oder L)(b4 oder beliebig anders
W. 2. Sa7—c6
S. 2. T—e7(f7 oder beliebig
W. 3. Sb3—c5, Tg7—a7 matt.

Sofort 1. Sa7—c6 führt wegen b6—b5 nicht zum Ziele.

Notizblätter.

Kunst.

Kecker Humor lacht dem Beschauer aus dem Buche „Reiterinnen und Radlerinnen" entgegen, in dem Käthe Schirrmacher eine größere Anzahl heiterer Scenen aus dem Berliner Sportleben vereinigt (Berlin, Verlagsgesellschaft Harmonie). Junge und ältliche Damen, hübsche und minder anziehende sehen wir im Sattel sowohl des Stahlrosses wie des lebendigen Reittieres, doch nein, manche auch daneben, denn beide haben ihre Tücken, wie selbst sattelfeste Leute aus Erfahrung wissen. Nun, hier laufen die Unfälle gnädig ab, und der Künstlerin ist es trefflich gelungen, das Tragikomische allein von der ergötzlichen Seite aufzufassen und wiederzugeben. Auch in den Begleitworten zu den flotten Bildern findet sich manch hübscher Scherz.

— Die Firma „Illustrato Luzern" hat sich die Aufgabe gestellt, eine Folge Ansichtsalbums von den interessantesten Gebieten der Schweiz herauszugeben, die in Auswahl der Sujets und der technischen Ausführung warmes Lob verdienen. Jedes Heft behandelt ein Gebiet als ein für sich abgeschlossenes Ganzes, und die Gebiete sind so von einander getrennt worden, daß die dem ersten Hefte folgende Serie die Fortsetzung desselben bildet, und so fort. Eine Vereinigung sämtlicher Hefte ergiebt ein schönes Prachtwerk mit den hervorragendsten Ansichten der Schweiz. Bisher sind erschienen Luzern und Vierwaldstättersee, Gotthardbahn, Engelberg, Furka- und Grimselpaß, Berner Oberland, Gemmipaß und Zermatt.

Medaillierkunst.

China-Gedenkmünzen bringt die Berliner Medaillenmünze Otto Oertel in den Handel. Zu Ehren der tapferen Blaujacken vom „Iltis" ist eine halbergroße Gedenkmünze in Silber geprägt worden. Die Vorderseite zeigt das Kanonenboot „Iltis", an dessen Rumpf

Für Orchester, Schule und Haus.

Musikinstrumente

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Geschäftsläger: St. Petersburg, Moskau, London.

Neu erschienene Preisliste frei.

Vereinigte Fabriken **C. Maquet**

Heidelberg u. Berlin W., Charlottenstr. 63

Fahrstühle

für Kranke in den neuesten Konstruktionen.

Ruhestühle, Schlafsessel, mech. Kopfkeilkissen, Closetstühle Betttische.

Falten-Tasche

Leicht. Praktisch. Solid. Preiswert.

Von kaffeebraunem Rindleder mit eingenähtem, kräftigem Bügel, sicherem, vierfachem Verschluss, mit Drell gefüttert, innen Riemen und auf dem Unterschiede eine grosse Tasche.

Nr. 1138.	48 cm Bügellänge	. . . . .	Mark 38.—
„ 1139.	54 „	. . . . .	„ 36.—
„ 1140.	60 „	. . . . .	„ 42.—

Mädler's Patentkoffer,

D. R.-Pat. Nr. 85676.

Illustrierte Preisliste gratis und portofrei.

Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.

Verkaufslokale: **BERLIN, LEIPZIG, HAMBURG,**

Leipzigerstr. 101/2. Peterstr. 8. Neuerwall 84.

Höchste Auszeichnung: Leipzig 1897, Königl. Sächsische Staatsmedaille.

Digitized by Google

deutlich die Beschädigungen durch das Bombardement der Taku-Forts erkennbar sind. Auf der Rückseite erblickt man die Forts zu beiden Seiten des Peihoflusses. Als Inschrift steht: „Bombardement der Taku-Forts 1900." Ferner gelangt in 5 Markgröße eine Waldersee-Münze zur Ausgabe mit dem en face-Portrat des Generalfeldmarschalls. Die Kehrseite dieser Münze zeigt den Dampfer, der den Grafen mit seinem Stabe nach Ostasien trug. Die Inschrift lautet: „Fahrt nach China auf dem Dampfer Sachsen 1900." Originell ist schließlich eine Silbermünze in Thalergröße mit den Bildnissen des Kaisers von China auf der einen und der Kaiserin von China auf der andern Seite. Um die Porträts sieht man außer dem chinesischen Drachen, dem Wappen Chinas, die Namen des Kaisers und der Kaiserin in chinesischer und lateinischer Schrift. — Ueber Moderne Kunstmedaillen hat die Münzenhandlung von Sally Rosenberg in Frankfurt a. M. einen mit drei Lichtdrucktafeln ausgestatteten Katalog herausgegeben, der fast 300 Werke der bedeutendsten Wiener und Pariser Medailleure aufzählt und beschreibt.

Briefmappe.

B. H. in Cleveland, Ohio. Die Zeitschrift „Ueberall", offizielles Organ des Deutschen Flottenvereins (Berlin, Bong & Comp., Abonnementspreis ℳ 15,60 jährlich).

F. A. W. in G., Oesterreich. Ihre Einwände sind uns nicht verständlich. Wir haben denselben Standpunkt wie Sie, aber wichtige Vorgänge, gleichviel, in welchem Lande sie sich ereignen, dursen wir, dem Charakter unsers Blattes entsprechend, nicht außer acht lassen.

C. in Triest. Mit Dank angenehm.

Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen senden wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto beigefügt ist. Die nachträgliche Einsendung hat keinen Zweck, denn die nicht verwendbaren Eingänge ohne Porto versenden sofort dem Papierkorb.

Verantwortlicher Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart.
Nachdruck auf dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Regierungs-Kommissar.
Technikum Altenburg S.-A.
für Maschinenbau, Elektrotechnik u. Chemie. — Lehrwerkstätte. — Progr. frei.

Foulards-Seidenstoffe
neueste gewählteste Farbstellungen in unerreichter Auswahl, als auch schwarze, weiße und farbige Seide mit Garantieschein für gutes Tragen. Nur erstklassige Fabrikate zu billigsten Engros-Preisen, meter- und robenweise an Private porto- und zollfrei. Tausende von Anerkennungsschreiben. Proben umgehend. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.
Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie., Zürich (Schweiz).
Kgl. Hoflieferanten.

Schweizer Stickereien liefert direkt an Private zu Fabrikpreisen in Prima-Qualität
Frau H. Koller-Grob, St. Gallen.
Man verlange Katalog oder Musterkollektion.
Reichhaltige Auswahl. Für **Braut-** und **Kinder-Ausstattungen** speziell empfohlen.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.
Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut
KALODERMA
KALODERMA-GELÉE ✻ KALODERMA-SEIFE
KALODERMA-PUDER.
F. WOLFF & SOHN, KARLSRUHE
Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Kronen-Quelle
zu Obersalzbrunn i. Schl.
wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, Diabetes** (Zuckerkrankheit), die verschiedenen Formen der **Gicht, sowie Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe.
Die **Kronenquelle** ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.
Brief- und Telegramm-Adresse: **Kronenquelle Salzbrunn.**

HERMANN JACOB & BRAUNFISCH,
BERLIN O., Alexanderstr. 27a, 2. Hof, 4 Min. von Bahnhof „Alexanderplatz".
Direkter Verkauf an das *Privatpublikum* nur im Fabrikgebäude, 2. Hof, kein Laden.

Illustrierte Preisliste gratis und franko. Alle Lieferungen von M. 500.— an bis auf 300 Km. von M. 1000.— an frachtfrei durch ganz Deutschland.
Spezialität: Wohnungs-Einrichtungen.

Digitized by Google

Wer's nicht glaubt, bezahlt 'n Thaler.

Wenn man die Inseratenteile der Zeitungen und Journale durchblättert, stösst man alle Augenblicke auf Annoncen sogenannter Zwiebackfabriken. Vergleicht man aber einen Jahrgang mit dem andern, so findet man in jedem Jahre neue Firmen. Wo sind die alten geblieben? Sie haben ein Haar im Annoncieren gefunden. Warum? Wieso? Sie haben geglaubt, wenn sie nur tüchtig Reclame machten, würden sie auch einen grossen Umsatz machen. Ja, wenn es mit der Reclame möglich wäre, auch der Qualität der angebotenen Ware aufzuhelfen, würde man die alten Zwiebackinserenten wohl immer wieder antreffen.

Der Victoria-Zwieback behauptet dagegen sein Feld jetzt und alle Zeit, Fürsten und Könige haben ihn auf ihrer Kaffeetafel, denn er ist und bleibt der beste Butterzwieback der Welt.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Briefe und Sendungen nur: An die **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** — ohne Personenangabe — zu richten.

Digitized by Google

F. Andreotti

„Wohl bekomm's!“

Sydera cordis.

Ein Roman aus Friaul.

(Schluß.)

Von **Otto von Leitgeb.***)

Bertrand Sacchia entfaltete das Pergament und neigte mit hartgerunzelten Brauen seine Stirn darüber. Auf geraume Zeit vertiefte er sich in die Schrift, wie kurze und knappe Sätze sie auch enthielt, woran kein äußeres Merkmal verriet, von welch bedeutsamer Quelle sie stammte.

Dem Bertrand Sacchia, welcher der Republik auch bisher schon manchen Dienst eines treuen und gehorsamen Unterthans erwiesen, versprach der Senat Entschädigung und Lohn, falls es ihm gelingen möchte, die Festung Maran zu besetzen und für die Republik zu halten. Tausend Dukaten alljährlich sollten ihm bezahlt werden. Mit einem Geschenk von dreitausend Scudi soll ihm der Grafentitel verliehen werden. Ueberhaupt will sich die Republik seiner und der Seinen auf das gnädigste annehmen, auch allen seinen Helfern ihre Dankbarkeit erweisen. Welche Dinge ihm nicht nur in den Staaten des heiligen Markus, sondern in aller Welt Munde zum höchsten Vorteile gereichen müßten, da alle Welt seine Tapferkeit und Treue würde mit Lob erheben, also, daß ihm aus so ruhmvollem Unternehmen Ehren und Gewinn ohne Ende erwachsen werden. Sollte hinwiederum bei solchem Unternehmen sich andres erweisen, als die Republik bezüglich besagter Festung wünschen muß, und Bertrand Sacchia sich ungetreuer Haltung schuldig machen, wovor Gott seine Einsicht bewahren möge, so müßte dies als schwere strafwürdige Kränkung angesehen werden. Es würde aber in einem solchen Falle nicht bloß Bertrand Sacchia als verräterischer Rebell in die Acht erklärt und ein Preis auf seinen Kopf gesetzt, sondern, wie es die Wichtigkeit des Falles und das Exemplum erheischen, dessen Eltern und all die Seinen mit dem Tode heimgesucht, er selbst aber, wenn er gleich entkommen sollte, an keinem Flecken der Erde mehr seines Lebens sicher sein.

Otto von Leitgeb.

*

Es begann eine ruhelose Zeit für Bertrand Sacchia. Seine Geschäfte standen still. In tagelangen Wanderungen, zu Pferde oder in leichtem Gefährte, durchzog er das Land an der Küste. Jetzt drängte, nach leidenschaftlich gefaßtem Entschlusse, alles zur Vorbereitung. Da zeigte sich, daß die Fäden schon seit langer Zeit gelegt waren, zum Gespinste des werdenden Planes. Sie waren bloß mit entschlossenen Händen zu ergreifen und so zu verknüpfen, daß sie fest zusammenhielten.

Nur selten kehrte er in diesen Sommerwochen in sein Haus zu Udine. Dann war es zu langen geheimen Zwiesprachen, bei denen del Castro und Cipriani nicht fehlten, und andre, deren Namen er bis dahin kaum gekannt, und die auf einmal mit ihm verbunden schienen. In Freundschaft, die doch verstecktes Mißtrauen tränkte, darein die Verwegenheit des Anschlags in den Herzen pochte,

*) Otto von Leitgeb, dessen großer historischer Roman „Sydera cordis" in diesem Hefte schließt, gehört zu den aufstrebenden Talenten unsrer Litteratur. Der am 24. Oktober 1860 in Pola geborene Autor ist den Lesern dieser Blätter keine neue Erscheinung mehr; unsre Zeitschrift hat in der letzten Zeit schon zwei Erzählungen aus seiner Feder veröffentlicht: „Das Gansemännlein" und „Der verlassene Gott", die mit dem größten Beifall aufgenommen worden sind. Im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt erschienen ferner während des letzten Jahres Sammelbändchen von ihm herrührender Novellen, „Psyche" und „Um Liebe", denen sich gleichfalls die Gunst des Publikums in den weitesten Kreisen zugewandt hat. Leitgebs Stärke liegt in der überaus feinen psychologischen Zergliederung seiner Probleme und einer glänzenden, farbenprächtigen Tatsellung.

Digitized by Google

wie lauernde Erwartung im Jäger, der gefahrbedrohte Wege schleicht. Um den Dank der Republik eiferte bald, ins Vertrauen gezogen, eine Schar, die ihm Gefolge leisten wollte. Den Plan, den er selber ausgeheckt, kannte niemand, mit Ausnahme des Mönchs. Der kommende Winter sollte ihn reifen.

Und der Sommer schwand dahin. Die Heide an der Küste bräunte sich, am Walde verfärbte sich das Laub. Gewitter und Herbststürme zogen über das Land. Und Tage mit fliegenden Wolkenschatten, schwer und dunkel, und Nächte, wo Nebelheere miteinander im Kampfe lagen über der Heide und dem ebbenden Meere.

Nun kannte er alle die Wege dort unten, durch den einsamen Wald, und alle die Leute in den rauchgeschwärzten Hütten von Muzzana, und alle die wartenden Freunde längs der Grenze, die von San Gervasio und von San Giorgio und von Carlino. Und Pascutta, die einsame, kannte er, wie er sie nie früher gekannt.

Dies Leben änderte vieles an Bertrand Sacchia. Er hatte weder Zeit noch Laune mehr, seine Kleidung wie früher zu pflegen und seinen Bart. Die Sonne verbrannte sein Gesicht auf langen, unsteten Wegen; seine Wangen verwitterten. Ein wildes, fahriges Feuer kam in seinen Blick. Keine Feste und Geselligkeiten hielten ihn zu Udine.

Manchmal erhellte auf einsamem Wege ein Blitz der Erinnerung, wie nun alles in seinem Dasein gewechselt. Da konnte es seltsam klingen und tönen um ihn her. Vielleicht auf der langen, verlassenen Straße; vielleicht auf dem lautlosen Heidewege, wo das Sommergras verfaulte und die letzten Blumen starben; vielleicht in der Einsamkeit des Waldes, wo Schatten zwischen den Stämmen huschten und nichts zu vernehmen war als das Wimmern des Windes in den Zweigen und das Schnauben des Pferdes und das Geschrei eines Raubvogels.

Oft konnte ein grausamer Mut seine Seele fassen, daß sie sich bäumte und wand, und daß er in die Schatten schreien mochte, wie er mit blutigem Riß das Blendwerk seiner Liebe von sich geschleudert, nieder auf den Boden, hinweg in den verwehenden Wind. Ein Blendwerk der Hölle, ein hohnlachendes Teufelswerk, dem er sich entrungen. Die Verdammnis über alle Ohnmacht, woraus es geboren! Wie eine Kette von Blei hatte er es getragen an den Fesseln. Aber zerrissen lag sie nun, und er zerstampfte sie mit dem Fuße. Und er zerstampfte die Blumen des Sommers und all die albernen Träume, und er riß sich die Weichheit aus dem Herzen und wollte lachen, daß der Wald wiederhallte, über den Ekel und die Feigheit von Menschen.

Aber es konnte auch wiederkehren, wie ein wirres und haltloses Leid, wie ein Wehschrei, wie ein Taumel, wie ein Entsetzen ... Oder es konnten sich Worte, die Fra Nicasio gesprochen, in sein Herz bohren, als wären sie zu glühenden Dornen geworden, die tief in seine Brust gruben, daß die Gedanken wie in Flammen standen ...

Geraume Zeit führte Bertrand Sacchia keine Boote mehr in den Hafen von Maran. Doch als auch der Herbst sich neigte, kam er wieder. Thomas Kropp und seine Leute am Wasserthor waren es zufrieden. Herr Bertrand kargte nicht mit Geschenken, wo sie Gelegenheit fanden, ihm an die Hand zu gehen.

Als der Winter anbrach, drängten sich seine Fahrten. Bertrand Sacchias Reisen waren geschäftiger geworden als je in früherer Zeit. Zwar hielt sich der Emsige nie mehr lange in der Festung auf, aber den Leuten war er wieder vertraut geworden, und wieder pflegten, wie früher, die Barken des Udinesers in regelmäßigen Zwischenräumen nach mühsamer Fahrt durch das Thor des Hafens in die Festung zu kehren.

*

Es war am Neujahrstage des Jahres 1542, im Dörfchen San Giorgio di Nogaro, um die Mittagsstunde. Der helle Sonnenschein, so lieblich, daß er die Jahreswende trotz der entlaubten Bäume um ihr Winterrecht täuschen wollte, hatte jung und alt aus den Häusern gelockt. Allenthalben standen die Leute froh und plaudernd beisammen, oder sie hockten an den Thürschwellen in der Sonne und kosteten so recht den Feiertag aus, jetzt, nachdem der Mittagstisch wohl oder übel auf allen Herden des Ortes ausgekocht und aus den Schüsseln gelöffelt war. Kinderscharen, sorgloser, fröhlicher Nachwuchs der Armut, tummelten sich auf den Straßen. Eine besondere Unterhaltung aber ging auf dem Plätzchen vor der Kirche los, und allmählich schien sich ganz San Giorgio dort zu versammeln. Inmitten der in weitem Kreise stehenden Zuschauer hatten dort fahrende Leute ihren Scherz zu zeigen begonnen. Ein junges Ding mit schwarzem, lockigem Haar, den feinen, schmiegsamen Körper in einem verschossenen Sammetleibchen, in grellrotem Rocke und verschnürten Sandalen sang, schlug mit den kleinen weißen Händen ein Tamburin dazu und bewegte manchmal tänzelnd ihre zierlichen Füße. Ein Sackpfeifer war ihr Gefährte. Der Mann mochte um vieles älter sein als das Mädchen; so zeigte es seine dürre, etwas gebeugte Gestalt, das faltenreiche, gelbliche Gesicht, der lange, dunkle Bart und die ergrauenden Haarsträhnen, die unter dem zerrissenen Filze wüst um seine Schläfen hingen. Er hatte einen Buckelsack abgethan und trug eine zerrissene Joppe aus Schaffell um die spitzigen Schultern. Seine Stirn hielt er während des trübseligen Pfeifens seines Instrumentes tief gesenkt und ließ ein Hündchen nicht aus den Augen, das, als gehorche es bloß der Musik, auf den Hinterbeinen vor ihm tanzte und wenn der Mann spaßig und aufmunternd mit dem Kopfe wackelte, in heiseres Gebell ausbrach. Dabei hüpfte es possierlich nach rückwärts, was um so drolliger ließ, als das weiße Tierchen

Digitized by Google

ein Mäntelchen trug und es mit seinen fechtenden Pfoten ergötzlich bewegte. Die Alten lachten hellauf über solches Schaustück, die Kinder kicherten und jubelten, und es war ein wahrer Festtagsspaß, solches zu sehen. Endlich setzte der Mann seine Pfeife ab und bettelte mit hingestrecktem Hute um ein paar Heller. Einige Bursche drängten sich um das Dirnlein. Sie aber schwieg, als verstände sie keine Silbe von den frechen Schäkereden, und blickte gleichmütig und schläfrig um sich, fast als ob sie niemand von den Leuten sähe. Dann warf der Mann seinen Sack wieder auf den Rücken, das Hündchen stürzte sich mit erneutem Bellen durch die Leute fort, und die zwei Wanderer machten sich wieder auf den Weg. Dabei blies der Mann scharf auffallende, abgerissene Töne aus seinem Dudelsack und ging mit kurzen, festen Schritten davon, fast wie Soldaten einherschreiten, einem wehenden Banner nach. Noch eine ganze Strecke weit gab ein Zug von halbwüchsigen Kindern dem seltsamen Paare aus dem Orte hinaus das Geleite, bis nach und nach alle zurückblieben und die zwei selbander fortwanderten. Nun ließ der Mann seine Pfeife ruhen. Stumm gingen sie ihres Weges. Nur einmal ächzte das Mädchen auf.

„Wie weh sind meine Füße!“.

Ihr Begleiter warf einen raschen, mitleidigen Blick auf sie und sagte tröstlich:

„Es ist nicht mehr weit bis Carlino! Dort wollen wir ein wenig verziehen, armes Ding! Hab Geduld! Nur daß wir noch zu Nacht den Strand erreichen. Ich muß es sehen, wie der morgige Tag über den Mauern von Marano aufgeht. Ich hab's gelobt! — Raste hier ein Weilchen. — Sieh, wenn du dort unten auf den Himmel schaust — ist's nicht wie eine Ahnung in seinem blässeren, durchsichtigeren Blau, daß sich kein festes Land mehr darunter erstreckt, nur das Meer mit seiner Weite? So nahe sind wir immerhin. Carlino ist der letzte Ort am Wege. Dann noch ein wenig frischen Mutes. Wir kommen durch den stillen Wald, auf einsamer Straße, dann in die Heide. In einer Hütte, die ich kenne, bleiben wir.“

Das Mädchen hatte sich auf den Straßenbord ins dürre Gras gesetzt und streichelte ihre Hände, als betrachtete sie mit Wohlgefallen die zarten weißen Finger.

„Wer ist die Frau, bei der ich bleiben soll, wenn du mich morgen verläßt? Werden wir gleich zu ihr gehen?“

„Wir sehen sie erst morgen,“ entgegnete er. „Doch laß ich dich nicht lange allein. Ich habe eine Botschaft zu entrichten, die ich zu hören hoffe, lange ehe die Sonne hochgekommen. Nicht länger als drei Tage soll es währen, bis ich dich wieder hole.“

„Warum gehen wir nicht in die Festung?“

„Es wird Nacht, bevor wir sie erreichen. Man möchte uns nicht durchlassen am Thor.“

„Vor Zeiten sind wir dort gewesen,“ sann sie. „Ein gütiges Fräulein hat mich gegrüßt und mich beschenkt. Sie hatte helle, seltsame Augen, so voller Glanz. Sie hatte schönes Haar, es schimmerte wie Gold und Blut. Und sie hatte ein Lächeln um den Mund — ich habe es niemals so lieblich gesehen. Sie hat um meine Mutter gefragt, und plötzlich war mir, als hätte ich weinen müssen . . .“

Ihr Begleiter drängte; sie erhob sich, und wieder schritten sie wie früher stumm nebeneinander. Jetzt schien sich ihre Laune zu wechseln. Sie blies in die leise frierenden Hände, sah mit leichtem Blick auf den Himmel, lächelte ein wenig und rief aus:

„Ich will die Sterne sehen, heut nacht! Den stillen Wald und die Heide. — Nicht wahr, sie spiegeln sich im Meer, die Sterne? Ich will mich auf den Rücken in das Gras legen. Ich spüre keinen Frost. Und in den Himmel will ich schauen, bis ich schlafe. Nichts ist so schön! Alles ist Frieden! Es ist wie eine Kirche . . . Dann kann man beten, unter den Sternen!“

Der Mann ging unruhig voraus.

„Dort sehe ich den Turm der Kirche in Carlino. Laß uns nun steiger gehen. Die Tage sind kurz, und die Entfernung täuscht in diesem flachen Lande.“

In dem Dörfchen drin war es wieder dasselbe. Das Mädchen rührte ihre Finger am schallenden Tamburin, das Hündchen hüpfte und bellte, die Sackpfeife schnurrte und summte, und als die Spielersleute nach kurzer Rast jenseits des Ortes hinauszogen, folgte ihnen eine Kinderschar, und der Mann spielte eine eckige, unruhige Marschweise, solange noch jemand hinter ihnen drein war. Dann wurde es stiller und stiller um sie her. Links und rechts begann der Wald, niedriges Holz, Krüppeleichen mit lederbraunem Winterlaub und erfrorenes Halmwerk. Die Sonne neigte sich, der Himmel begann zu glühen. Immer längere Strahlen ergossen sich durch seinen Dom.

Es wurde Abend. Die Wolken erbleichten; feiner, kühler Wind raschelte in den Blättern.

Es wurde Zwielicht. Der Wald lichtete sich, die Heide that sich auf. Der Weg verlor seine scharfen Umrisse und wurde weich und sandig. Ein Käuzchen schrie vom toten Wipfel eines Baumes.

Es wurde Nacht. Und die Sterne wollten noch nicht erwachen. Noch flatterte der schwarze Mantel bloß über der Erde. Kein Licht mehr, weit und breit. Nur jetzt, am Wegrande, ein einsamer Bildstock, ein düsteres Oelflämmchen davor. Die beiden Wanderer bekreuzten sich schweigend und schritten daran vorüber und weiter in das Dunkel hinein.

Dann blinkte ein weiter, unsicherer, bleierner Schein vor ihren Augen. Fast hatten sie den Strand erreicht. Sie verließen den Weg und gingen eine Strecke weit über die Wiese fort, durch das Gras, das sie naß und eisigkalt an ihren Füßen fühlten. Ein schwarzes, kümmerliches Rohrdach streckte sich auf.

Digitized by Google

Digitized by Google

Königin Viktoria von Grossbritannien und Irland †. (Text Seite 238.)

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Kälte und Müdigkeit hatten das Mädchen stumpf gemacht; sie dachte nicht mehr an eine Sommernacht. Im Dunkeln zog der Mann ein Tuch aus dem Sacke und machte im Heu, womit die Hütte gefüllt war, hastig ein Lager zurecht. Dann hüllte er das Mädchen mit Sorgfalt ein, sie streckte sich aus, schlang einen Arm um seinen Hals und drückte ihre Lippen flüchtig auf seine Stirn. Sofort neigte sie darauf ihren Kopf und schloß schlaftrunken die Augen.

Der Alte blieb ein Weilchen regungslos an ihrer Seite stehen. Seine Hände zitterten. Es zitterten auch seine Lippen, wie von plötzlicher, tiefer Empfindung bewegt. Dann wandte er sich rasch ab und trat wieder hinaus ins Freie.

Die Nacht war nun ganz herabgesunken. Nur ein schwacher Wiederschein des entflohenen Tages schimmerte noch zögerud am westlichen Himmel.

Jetzt löste sich von der Rohrwand unter dem verwüstet herabhängenden Dache der Hütte ein Schatten los. Ein Mann trat mit raschen Schritten weg, stand aber in einiger Entfernung still und wartete. Der Pfeifer folgte ihm sogleich und zog ihn schweigend noch etwas weiter fort.

„Alles ist richtig, Scarabiti!“ flüsterte er dann. „Saget Pascutta, daß das Mädchen bei mir ist; ich hätte sie sonst nirgends lassen können. Ihr beide stehet mir ein für sie. Pascutta muß sie behalten, bis ich wiederkehre. Ihr aber merket wohl, was ihr zu thun habt! Was immer jedoch geschehe, der Mann mit den Pferden hat meiner vom ersten Morgenlichte an zu warten, unter den drei Eichen. Wir könnten bei eingebrochener Nacht Venedig fast betreten. Nun macht, daß Ihr fortkommt. Ihr möchtet es brauchen, diese Nacht noch unverkürzten Schlaf zu genießen.“

„Gebt mir einen Segen, Fra Nicasio!“ sagte der andre. „Wir haben schwere Prüfung im Gedächtnis!“

Der Mönch berührte ihm die Stirn mit zwei Fingern der Rechten und sprach langsam:

„Ziehet alle hin im Schutze des gerechten und vergeltenden Gottes und zur Ehre des heiligen Markus!“

„Amen!“ setzte Scarabiti leise hinzu. „Lebet wohl auch Ihr!“ und er verschwand in den Schatten.

Fra Nicasio fand in dieser Nacht keine Ruhe. Von Traumschrecken geplagt, wälzte er sich im duftlosen, harten Strandheu der Hütte. Nur abgerissener Schlaf erquickte seine Augen. Zeitweise lag er weit offenen Blickes, sinnend und horchend auf dem Rücken und starrte in die Finsternis. Der nimmermüde Schrei des Käuzchens jammerte durch die Nacht, oder ein geheimnisvoller Luftzug fuhr durch die Ritzen des Daches wie leises Wimmern. Nichts vernahm er sonst, ob sich auch sein Ohr bis zu Schmerzen spannte. Nur sein Herz klopfte laut, und ab und zu vernahm er den stillen, friedlichen Atemzug des schlafenden Mädchens. Dann wieder faßte ihn jähe Erregung. Er richtete sich atemlos auf, bereit, ins Freie zu stürzen, seine Blicke in die Nacht zu bohren, ob noch kein Zeichen des aufsteigenden Tages komme, kein Schimmer am Himmel stände. Aber nichts als Schwärze und Stille ringsumher. Mühsam den ringenden Atem dämpfend, warf er sich wieder hin und zwang sich, die brennenden Augen zu schließen.

*

In dunkelm Flammenrot begann im Osten das Wolkenbett der Morgendünste zu glühen. Die Sonne regte sich in ihrem Lager, schob ihre Decke an den Himmel fort und goß feuriges Gold auf ihren Weg voraus, noch lange, ehe sie selbst hervortreten sollte. Der kalte Winterhimmel begann sich zu entschleiern. Hoch am Zenit schossen lichtschimmernde Pfeile. Unten, auf der kalten Erde, trieb der wehende Nebelatem der Nacht und wanderte und zerfloß in der Morgenbrise an der Küste über rauschenden Meereswogen. Noch waren der Wald, die Heide und der fahle Strand in stummer Dämmerung, schwer und trunken mit dem Ende ihrer Träume beladen, worein die wankende See und der Nachtwind sie gewiegt.

Noch wanden sich die Nebellaken um die graue Festung. Im Wasser der Lagune, worauf sie blickte, war weit und breit noch nichts Lebendes als drei schwere Barken, die langsam von Lignano hereinkamen, und ein paar Möven, die sie geleiteten. Zaghaft und müde schienen rechts und links von den Booten die Ruder einzutauchen; mit leisem Plätschern glitten die Fahrzeuge durch die gelbliche Flut. Kein Laut regte sich auf den Verdecken. Und nur eines der Boote, das erste, hatte das dreieckige rotgelbe Segel an dem Maste behalten, als sie, wo die gewundenen Kanäle der Lagune begonnen, zu den Rudern hatten greifen müssen. Auf jenem einzigen Segel aber entfaltete sich nun ab und zu in riesiger Größe, schwarz gemalt, ein hochstämmiges Kreuz. Und wenn der Windhauch ruhte und die Leinwand schlaff am Baume niederhing, wand sich der schwarze Kreuzesstamm wie der Leib einer Schlange in den beweglichen Falten des feuchten Zeuges.

Die Boote waren mit Strohmatten bedeckt, wie es die Schiffer machten, wenn sie Fischbeute oder von Handelswegen Waren zu Lande brachten. Vorn, am Steven des ersten Fahrzeuges, lag ein Mann in seinen Mantel gehüllt, lang ausgestreckt auf der Matte, den Kopf auf beide Hände aufstützend und bemüht, mit seinen scharfen, glänzenden Augen in dem trügerischen Lichte, das über dem seichten Gewässer lag, den richtigen Weg für die Zufahrt einzuhalten. Ab und zu erhob er sich ein wenig und wandte das Gesicht zum Steuermann zurück. Ohne zu sprechen, begnügte er sich dabei, eine Handbewegung zu machen als Verständigung, und auch die beiden rückwärtigen Boote beachteten genau seine Zeichen. Zeitweilig hielten auch, auf sein Geheiß, die Ruderschläge gänzlich inne. Leise rann dann das Wasser

Digitized by Google

an den gleitenden Schiffsleibern vorbei. Nun tauchte zur Rechten ein langgestreckter, oder Dünensaum aus dem Nebel, nur wenige Schritte entfernt. Der Führer machte eine ungeduldige Gebärde und lugte scharf geradeaus. Aber der schlammige Streifen begleitete sie noch eine geraume Strecke weiter. Endlich begannen sich die Dünste rascher zu zerteilen, und röthlicher Morgenlichtschein begann über dem Wasser zu glänzen. Plötzlich enthüllte sich zinnenbesäumtes Mauerwerk, und ein niedriger Wachtturm zeigte sich vorn an der Stirn der Insel. Die Ruder zögerten wieder, alle gleichzeitig, als verbände sie ein unsichtbares Tau.

In jenem Gemäuer ward nun ein großer, dunkelroter Fleck sichtbar. Kurzschlagende Wellen klopften daran. Das Wasser spiegelte den Fleck wieder, daß es einer großen, auseinanderlaufenden Lache Blutes glich.

Es war das Hafenthor der Festung.

Einer der Männer stieß nunmehr einen langgedehnten, schrillklingenden Ruf aus, der klagend über dem Wasser hinstarb.

Indessen waren alle drei Fahrzeuge nahe gekommen. Das erste schwankte mit seinem Schnabel unmittelbar an den eichenen Bohlen des Thores und scharrte daran. Nochmals ertönte der Anruf. Tiefe Stille folgte. Endlich eine Antwort von der Mauer herab. Thomas Kropp, der Feldweibel, fragte, wer da sei.

Herr Bertrand Sacchia erhob sich erst jetzt von der Matte, wendete sein Gesicht nach oben und schrie scharf zurück:

„Sacchia — des Hauptmanns Freund und Gevatter, den Ihr kennt, Thomas Kropp!"

„Was führet Ihr?"

„Drei Boote, zwölf Leute!"

„Und die Ladung?"

„Mehl und Gemüse. Wir kommen aus Triest. Macht rasch! Eine Brise erhebt sich und treibt uns ab. Wir haben allzu schwere Arbeit gehabt, sind müde von der Nacht und halb erfroren!"

„Herr Bertrand!" rief der Alte über seinem Haupte nun mit schläfernder Stimme, „Ihr wisset, ich sollte Euch so ohne weiteres nicht einlassen. Die Sonne ist noch nicht heroben. Und wenn's mir gefiele, könnt' ich Euch wohl auch noch ein ganzes Stündlein zappeln lassen, möget Ihr nun kaputmüde sein oder nicht!"

„Schwätzet nicht, Meister Thomas!" sagte Sacchia ungeduldig. „Ich muß vor der Sonne die Boote leer haben. Wir sind halb erfroren, sag' ich Euch! Es soll mir nicht darauf ankommen, Euch für die frühe Störung zu entschädigen, Schlafmützen, die Ihr seid! Ziehet nun endlich die verdammten Balken zurück und spntet Euch doch, ins Teufels Namen!"

„Sachte, sachte!" rief der von oben.

Nun aber drehten sich die Bolzen drinnen ächzend los. Vor dem Anprall des schweren Bootes wichen die Thorflügel im Wasser rauschend zur Seite. Langsam und schwer, mit den Rudern geschoben, rückten die Fahrzeuge in das enge Hafenbecken hinein und legten sich am Steindamme zur Ruhe an. Die Leute von der Wache halfen mit, die Taue zu versichern. Herr Bertrand war ein alter Bekannter, und wenn es sein Vorteil empfahl, hatte er immer die Hand offen.

Kaum lagen jedoch die Boote still, als Unerwartetes geschah.

Sacchia sprang ans Ufer und rief mit donnernder Stimme:

„Heraus nun mit der Ladung!"

Da wurden die Strohmatten auf allen Verdecken lebendig und flogen von der Stelle. Eine Schar von Bewaffneten erhob sich wie durch Zauberschlag in den Booten, sprang den Damm hinauf und drängte die wenigen Leute der Hafenwache in die Mitte. Julian Cipriani war darunter, Bernhardin del Castro und noch andre, die nicht zum erstenmal die Festung betraten.

Der graubärtige Thorwächter wich bestürzt und fassungslos zurück. Aber er besann sich sogleich.

„Blut und Feuer!" schrie er laut, „das ist Verrat!"

Sacchia faßte ihn an der Brust beim Koller und zückte den Dolch gegen seine Kehle.

„Kein Laut, oder Ihr seid des Todes! — Erinnert Ihr Euch, Thomas Kropp, wie freundschaftlich auch Ihr Euch beim Vitusfeste gegen mich betragen? Ich könnte abrechnen mit euch allen —"

Der Alte schlenderte ihn mit blitzschneller Faust von sich.

„Schurkenhund!"

„Wollt Ihr einen neuen Herrn Marans erkennen oder nicht?" keuchte Sacchia.

„San Marco! San Marco!" rief del Castro.

„Elender! Mein Herr ist der Kaiser!" schnaubte Kropp.

Einem der Wächter war es gelungen zu entspringen.

„Verrat! Verrat! Zu den Waffen!" heulte er und stürzte zwischen die Häuser hinweg.

„Macht fertig!" schrie Sacchia.

Er wandte sich ab, als wollte er selber nichts damit zu thun haben. Bernhardin del Castros Klinge fuhr im Augenblick durch die Luft, und Thomas Kropp brach verstummt im eignen Blute zusammen. Die Wache ergab sich.

Schon war es indessen innerhalb der Festungsmauern lebendig geworden. Schon schrie die Glocke vom Turm. Es regte sich in allen Häusern. Aus dem Schlummer aufgescheucht, stürzten Leute der Besatzung herbei, halb bekleidet, die Waffe in der Hand. Mancher wurde schneller des Lebens fertig, als der Tag den Schlaf in seinen Augen besiegt.

Laufend stürmte Sacchia mit einer Schar gegen das Haus des Hauptmanns. Er mußte ihrer werden, noch ehe er sich besonnen.

Cipriani eilte mit den Seinen an die Landbrücke. Noch stand alles zu verlieren. Die Verbündeten vom Lande mußten herein.

Digitized by Google

Ein kurzer, blutiger Kampf wühlte um das Thor. Mitten hinein dröhnte das Krachen eines Feldrohres, das Cipriani selbst gelöst. Es war das verabredete Zeichen für die nahe Wartenden. Die Thore öffneten sich. Ciprianis Leute drangen ein. Michael Scarabiti führte hundertsechzig Muzzanesen über die Brücke, blut- und beutegierig, alte Rache im Herzen und in den Augen.

Eine seltsame kleine Schar folgte diesen auf dem Fuße. Es führte sie Fra Nicasio, der Mönch, in seiner Kutte angethan, verzückten Angesichts, mit der fleischlosen Rechten ein Kruzifix gleich seiner Wehr hoch über dem Haupte schwingend, und ein verwildertes Weib mit fliegenden Haaren, Feuerbrand in den sprühenden Augen. Hinter diesen zweien drängte ein Häuflein älterer Männer. Es waren drohende, schrecklich gezeichnete Gestalten. Die sonnenbraunen, verwitterten Gesichter waren alle verstümmelt. Ihre Wangen waren von alten, tiefen Brandmalen in Kreuzesform verwüstet. Einige darunter führten ihre Waffe in der Linken und reckten den rechten Arm, blutrote, der Hände beraubte Stümpfe, drohend über den Köpfen. Der letzte von ihnen war ein großer, schwerer Mann mit schneeweißem, flatterndem Haar. Einer seiner Gefährten zerrte ihn unterm Arme mit sich fort, und der also Geführte hielt beide Hände, als wollte er sich den Weg durch die Menge tasten, mit weitgespreizten, sehnigen Fingern vor sich hin. Seine Augen waren geblendet. — Dies waren die letzten der Unglücklichen, an denen Christoph Frangipan blutige Justiz geübt hatte, in jener vergangenen Zeit. Mit dem nie gestillten Rachedurst im Herzen kamen sie, am Tage des Gerichtes Vergeltung zu üben.

Auf dem Kirchenplatze hatten sich einige Arkebusiere Sacchia entgegengeworfen. Die Feuerbüchsen krachten. Ober ihnen heulten die Glocken. Hilferufende Frauen und Kinder flüchteten vor Verfolgern durch die Straßen her.

„Sacchia! Sacchia!“ tönte das Geschrei der Sieger.

Del Castro war auf den Brunnentrog gesprungen und versuchte eine bereitgehaltene Standarte zu entfalten. Er warf einen drohenden Blick auf die Rufer und schrie mit Löwenstimme:

„Für die Republik San Marco! San Marco!“

In Wogen des Tumultes, im Stahlgeklirr und im Gekrache der Feuerrohre versanken die Rufe, verhallte manch ein schneidender Todesschrei.

Indessen hatte sich ein Haufe gegen das Thor der Behausung des Hauptmanns geworfen. Axthiebe dröhnten. Voraus waren einige der Gezeichneten, mit wilden Gebärden und gierigem Heulen den Einlaß erwartend. Dies alles war, seit die Verschwörer im Hafen ans Land gesprungen, in wenigen Minuten nur geschehen.

Im Augenblicke befiel Bertrand Sachia geheime Angst.

„Ihr bleibt!“ rief er dem herbeieilenden Cipriani befehlend zu, „und trachtet, diese Meute im Zaum zu halten!“

Er sprang gegen das Haus. Eben barsten die Flügel des Thores entzwei. Aber auch stürmte schon die entfesselte Horde die Treppe hinan. Einen oder zwei konnte er an den Schultern packen und zurückreißen. Die andern hörten seinen drohenden Befehl nicht mehr, seinen Schritt weiter zu wagen.

Hermann Grünhoffer ward im Augenblicke betreten, als er aus seinem Schlafgemache springen wollte. Auf der Schwelle hemmte er seinen Schritt. Flammend vor wehem Zorn, stumm, mit festgeschlossenen Lippen, schwang er ein langes deutsches Schwert in der Faust, mit dem breiten Rücken sein weinendes Eheweib verdeckend. So gewaltig, so schrecklich und drohend war seine Erscheinung, daß sein Anblick allein für die Dauer von ein paar Atemzügen die blutdürstigen Feinde plötzlich stutzig machte, ehe sie sich auf ihn stürzten.

Bertrand Sacchia stand ihm nicht gegenüber.

Ein letzter aufglimmender Funke seiner eitlen Liebe, rachsüchtiger Triumph und wild aufflackerndes, schnödes Verlangen, — das hämmernde Bewußtsein, daß Ruhm und Gold und Leben und alles auf dem Spiele stand, die stürmische Aufregung der Gefahr, das Tröhnen seines eignen Herzens und das wüste Toben da draußen — das alles riß seine Sinne wie in einem Taumel fort, und er suchte bloß einen Weg.

An der Schwelle von Reneas Zimmer — er wußte, daß es des Hauptmanns Stube zunächst gelegen — zögerte er. Doch nur einen Augenblick. Ein wilder Entschluß stieß ihn hinein. Aber das Gemach war leer. Er eilte sofort weiter. Daß nur jetzt ihm keiner folgte! —

Renea war von dem unerklärlichen Lärme in Verwirrung aus dem Schlafe geschreckt worden. Wie Jagen und Stöhnen hörte sie das Gewühl. Ahnungslos, was es bedeute, hatte sie rasch ihr Gewand umgeworfen und war nach des Vaters Stube gegangen, von wo man auf den Platz hinabsehen konnte. Nun lehnte sie ratlos, von bebendem Entsetzen geschüttelt, am Fensterpfeiler und starrte mit weitgeöffneten Augen hinunter.

Nirgends anders konnte sie sein.

Sacchia eilte durch den dämmernden Gang. Dann riß er ungestüm die Thür auf, schob hinter sich den Riegel vor und blieb jählings unbeweglich. Ihr geisterbleicher Anblick rührte stark an seine Seele.

Sie standen sich gegenüber.

„Sacchia!“ rief sie schneidend und bestürzt durch sein Erscheinen aus. „Was geht hier vor?“

Er wendete seinen verräterisch verwirrten Blick von ihr ab. Kurz atmend entgegnete er jedoch mit Härte:

„Marano, die Festung, ist in unsre Hände gefallen —“

„Mein Vater!“ schrie Renea auf.

Er vertrat ihr den Weg und sagte hastig:

„Noch ist nichts entschieden! Ein Wort von mir, und nichts von allem ist geschehen — “

„Horcht!“ stöhnte sie und griff mit beiden Händen nach den Schläfen.

Digitized by Google

„Renea!“ fuhr er eilig fort. „Dies alles hängt an einem Atemzuge! Mein sind die Leute, die es unternommen; mein das Gold, und mein der Wille —“

Flammen aus ihren Augen schlugen in die seinen; nach Atem rangen ihre weißen Lippen.

„Seid Ihr —?! Ihr habt an uns Verrat —?!“

Ein Aufschreien, das das Haus durchgellte, schnitt ihre Worte ab.

Bertrand Sacchias Wangen wurden weiß. Er faßte sie am Arme und keuchte mehr, als daß er sprach, Worte, die bebend von seinen zitternden Lippen fielen.

„Weißet meine Liebe nicht von Euch! — Ich frage Euch zum letzten, allerletztenmal! Seid mein Weib, Renea! — Eilt! Eilt! Sprecht das einzige Wort, und dann — Gott wolle es so! — es ist von allem nichts . . . von allem noch nichts — geschehen!“

Sie stieß seine Hand von sich.

„Hinweg! — Auch nicht ein Fleckchen meines Kleides soll diese Hand berühren!“

„Gedenkt Ihr?!“ stieß er hervor. „Wie wir uns in Sankt Mark getroffen? Es weiß es der Allmächtige, welche Zweifel mein Herz gepeinigt! Ich fragte Euch! — Hättet Ihr gesprochen, statt mich vor Gott zu schicken, um Entscheidung! — Gott hat geschwiegen!“

Am Platze unten schwoll in diesem Augenblicke der Lärm zu wilder Brandung an, als habe der Sturm mit einem Male all seine unheimliche Kraft gesammelt, und es schlügen seine Wellen über besiegte Trümmer.

Bertrand Sacchias Herz klopfte in Hammerschlägen. War es zu spät? — Zu spät?

Es schoß das Blut in seine Augen und Raserei in seine Adern. Ein ganzes Leben fühlte er auf einem einzigen Augenblicke schwanken. Wie in rotem Nebel sah er Reneas Gestalt vor sich. Ein wahnsinniger Taumel peitschte seine Seele. Alles begehrend oder alles verlierend umschlang er mit beiden Armen wild entschlossen die Schwankende.

„Und dennoch bist du mein! Mein, wie jetzt alles hier! Hörst du! — Mein!“

Vor ihren Augen ward Nacht. Sie sank besinnungslos von seiner Brust in die Kniee.

Wie von Sinnen riß er sie empor und zerrte sie vom Flecke.

Er ließ sie wieder aus seinen Armen fallen, beugte sich über die Leblose und preßte sein Gesicht gewaltsam an das ihre.

Harte Schläge dröhnten an die Thür.

„Sacchia! Sacchia!“

Bertrand Sacchia richtete sich mit einem Fluche auf.

Die schwache Thür brach ein.

Zu Häupten einer Rotte, die das Gemach erfüllte, war Pascutta.

Sie maß den Mann mit lodernden Augen, dann faßte sie hart an Bertrand Sacchias Schulter.

„Nur hier bist du? Verblendeter! Indessen hängt inmitten der führerlosen Bande Sieg oder Untergang an einem Spinnenfaden! Fort und hinab, wenn Ihr die Beute retten wollt! — Und ihr!“ rief sie, sich reckend, und schwang mit ausgestrecktem Arm das Beil, das sie als Waffe führte, „fort mit euch allen, wo ihr Arbeit habt! Hier bin ich allein genug!“

Flackerndes Rot lag auf ihren Zügen und ihre großen Augensterne leuchteten erschreckend. Sacchia hatte sich durch die andern geworfen, die Treppe zu erreichen; tobend folgte ihm die Schar. Pascutta aber kniete am Boden vor dem Mädchen, das noch wie leblos lag. Sie streichelte ihre Schläfen mit einer scheuen, fast furchtsamen Bewegung der Hand, murmelte halblaute Worte dazu und hatte alle Wildheit aus dem Blicke verloren, mit dem sie auf Reneas bleiche Stirn und die geschlossenen Augen sah.

Nach einer Weile richtete sich das junge Mädchen wie aus tiefem Schlafe auf und sah entsetzt auf das knieende Weib. Plötzlich aber rüttelte der Lärm von außen ihr Bewußtsein wieder auf. Von ihren Lippen brach ein wimmernder Laut. Sie sprang auf, horchte und stürzte dann aus der Stube fort. Pascutta folgte ihr auf dem Fuße.

An der Schwelle des elterlichen Gemaches wurzelte Reneas Fuß.

Das Zimmer war leer und verwüstet, der wenige Hausrat durcheinander geworfen und zum Teil in Trümmern.

Mit stockendem Atem stand Renea. Frostige Angst erfüllte ihre Brust.

Und plötzlich zog ein Fleck auf der Diele ihren Blick an sich, daß er daran erstarrte.

Da riß das Grauen durch ihre Glieder.

Es war eine glänzende Lache von Blut.

Renea fuhr sich mit beiden Händen nach den Schläfen und raufte ihr Haar.

„Mutter! — Vater!“ schrie sie gellend auf. Pascutta legte ihr die Hand auf die Schulter.

„Beide leben —“

„Wo sind sie?“ schrie das Mädchen.

„Ich habe es gewehrt!“ entgegnete das Weib. „Er ist nur verwundet.“

„Pascutta! Wo sind sie?“

„Nur gefangen —“

Renea stieß an das Weib, als müßte sie sich ihrer Bewachung erwehren. Ihre Brust wogte. Ihre Seele rang, auf irgend einem Pfade Fassung zu erreichen.

Da sprach Pascutta mit fliegendem Atem:

„Richte dich auf! Mache dich hart wie Eisen, worauf der sausende Hammer keine Spur belassen kann. Wehe, daß dich eine verwegene Faust ergreifen wollte, mitten im Sturm, der sich um dich erhoben! Aber fasse dich mit einem Willen von Eisen! Und solange Atem durch meine Brust geht, soll mein Arm dich schützen!“

Renea sah sie kurz an. Das Glühen wilder Verzweiflung erwachte in ihren Augen. Ihre Hände griffen krampfhaft und ziellos in die Luft, als suchten sie nach einem Halt.

Digitized by Google

„Wo sind sie?“ stieß sie nochmals heraus.

„Dort drüben!“ entgegnete Pascutta. „Auf heiligem Boden. In der Kirche haben sie sie eingeschlossen. Kein Tropfen Blut wird in Gottes Hause vergossen werden. So lange sind sie sicher —“

„Laß mich zu ihnen!“

„Warte! Das Getöse zieht vom Platze weg. Den Bewaffneten sollst du dich nicht zeigen. Wir finden später den Weg —“

Renea horchte auf. Wirklich entfernte sich die lärmende Woge; stiller ward es unter dem Hause. Nur hie und da erhob sich ein Wehruf aus Frauenmund; in der Ferne brauste wüstes Tosen.

Pascutta warf einen finsteren und mitleidigen Blick auf sie.

„Mache dich hart wie Eisen!“ sagte sie neuerdings eindringlich. „Ja, selbst Blut gießt das Leben auf unsern Weg. — War es aber so friedevoll wie immer — keiner ist sicher, daß nicht die Stunde kommt, wo alle Schleier zerreißen. Alles verändert sich in uns und um uns! Und das Leben wirft vor dich hin, was erfordert, daß du auf einmal erkennst, dies und sonst nichts mehr harret deiner! — Bebe nicht! — Ich hab' es erlebt! Einst war mir alles eitler Sonnenschein — dann hatte ich nichts mehr für all die Liebe — als das blutende Haupt des Gemordeten —“

Gellend schrie Renea auf. Sie stürzte Pascutta entgegen, hatte ihr, ehe sich diese besann, das Beil aus der Hand gerissen, flog an ihr vorüber, die Treppe hinab, aus dem Hause, auf den Platz, durch die Menge, nach der Kirche.

Das Thor war verschlossen.

Da hob das Mädchen mit beiden Armen die Art zu weitem Schwunge. Dumpf hallende Streiche fielen nieder. Die Bohlen krachten. In der Luft blinkte der fliegende Stahl. Und die kalte Morgensonne, die sich nun erhoben, blitzte darauf und mengte flammende Strahlen wie Blut und Gold in das wehende Haar des Mädchens, das hochgestreckten Leibes vor der Kirchenpforte stand. Die Schläge der Art dröhnten über den Platz hin. Sonst ward ringsherum für einen Augenblick das tiefste Schweigen.

Unweit lehnte, an die Mauer gedrückt, einer von den Verstümmelten, die gekommen waren, den Sturm und den Sieg mitzuerleben, ihres Schicksals späte Vergeltung zu feiern. Es war der schwerfällige Greis mit den weißen Haaren. Sein Antlitz war erhoben, seine Stirn gegen die Sonne gekehrt, die seine geblendeten, glanzlosen Augensterne nicht mehr zu schmerzen vermochte und deren Licht er nicht mehr sah. Sein Gesicht zuckte fortwährend, und seine breiten, schlaffen Lippen bewegten sich lächelnd und schlürfend. Horchend nur vermochte er noch mitzuleben. Jetzt schlug ein naher Ruf an sein Ohr.

„Des Hauptmanns Tochter pocht an das Kirchenthor, wo ihre Eltern gefangen! Laßt uns sie holen! Wer ließ sie frei?“

Der Greis zuckte zusammen. Blutröte übergoß seine Wangen. Er griff mit der einen Hand rasch nach dem Gürtel, in dem sein Messer stak, und begann sich an der Mauer fortzutasten, dorthin, wo die dröhnenden Streiche erklangen.

Als Reneas Hände mit einem Male wie ohnmächtig niedersanken, hatte Pascutta sie wieder erreicht. Sie schlug beide Arme sanft und fest um die Schultern des wankenden Mädchens, und verzweifelt ihre Stirn an der Brust des Weibes bergend, ließ sich Renea von hinnen führen.

Der weißhaarige Alte stand still und starrte ratlos lauschend um sich, ohne den Kopf zu regen. Unverständliche Laute schwirrten um ihn her, und sein Gefühl hatte sich plötzlich verloren, daß er nicht mehr wußte, wohin den Schritt zu wenden.

*

Marano war von den Verschwörern genommen. Der Widerstand der kaiserlichen Besatzung war gebrochen, viele Leute von dieser zu den Siegern übergegangen. Auf der Johannisbastei hatte Bernardin del Castro die Staatsfahne der Republik gehißt. Julian Cipriani enthüllte, daß er und hunderttundfünfzig, die ihm folgten, im Dienste des Königs von Frankreich ständen. Im Namen seiner Königlichen Majestät solle die Festung gehalten werden; reichster Lohn sei ihnen allen versprochen. Nicht könne die Republik, mit dem Kaiser in Frieden, den Platz behaupten; daraus müßten die schwersten Wirren erfolgen; es gäbe keinen Ausweg. Drohend fügte er hinzu, es stünden Truppen bereit, lange vor einem kaiserlichen Entsatze herbeizueilen, falls Widerstand sich zeigen sollte.

In dem Ratsstübchen, das der Schulze und Gino Paradin eiligst geräumt hatten, um an den eignen Herd zu fliehen und ihre Habe zu schützen, waren die drei Hauptleute beisammen. Schwere und feindselige Worte fielen. Sie stritten um den Raub.

Bertrand Sacchia bloß saß einstweilen stumm, mit verschränkten Armen auf einem Schemel in der Ecke. Noch hatte er sich nicht geäußert. Spannung und unsicherer Mut lagen auf seinem brennenden Gesichte. Und nun maßen sich diese drei Männer, die von der geheimnisvollen Kraft verborgener Pläne aneinander gekettet worden, lauernd, mit mißtrauischen, spähenden Blicken. Bernardin del Castro hatte einmal um das andre das graue, widerspenstige Haar aus der perlenden Stirn gestrichen. Jetzt wandte er sich heftig an Sacchia.

„Ihr seid es, dem die Republik Führung und Verantwortung zugelegt! Was schweigt Ihr? Sprecht!“

„Die Flagge des Heiligen weht auf der Johannisbastion,“ entgegnete Sacchia zögernd, „die kaiserliche Standarte liegt in Fetzen!“

„Und regungslos vermöchtet Ihr den Abfall Julian Cipriannis anzuhören?“ schrie Del Castro. „Wißt Ihr, was es bedeuten kann? — Sprecht!“

Sacchias Lippen schwangen sich stolz, fast lächelnd.

Digitized by Google

„Ich warte!“ gab er zur Antwort.

„Ihr wartet, Mann!“ rief Del Castro und öffnete vor Staunen weit die Augen. „Bertrand Sacchia! — Worauf wartet Ihr?“

Neu erstarkendes Getöse erhob sich in diesem Augenblicke auf dem Platze unter den Fenstern. Hunderte von Rufen verschmolzen brausend zu einem einzigen.

„Sacchia! Sacchia! — Bertrand Sacchia, Herr und Graf von Marau!“

„Darauf hab' ich gewartet!“ sagte Sacchia nun. Er hatte sich erhoben, stand aufrecht neben dem Stuhle, dessen Lehne seine Hand umklammert hielt, und blickte mit finsterer Entschlossenheit auf die beiden Genossen. „Von Euren hundertfünfzig, Julian Cipriani, stehen jetzt schon hundert in meinem Solde! Ihr kamt mit leeren Händen; das Gold, das unsre Mühle trieb, ist mein! Auch die übrigen fünfzig werdet Ihr nicht allzu lange behalten. Den tapferen Savorgnan selber verließen einst die Truppen, weil die Signorie sie nicht zahlten. Ihr macht mir keine Sorge, ohne Geld! So ist der Anschlag zerstört, den Ihr in meinem Rücken plantet. Für die Mithilfe seid Ihr meines Dankes sicher, doch wollt Ihr bleiben, so ist es nur in meinem Namen, auf mein erkämpftes Recht! Auch Euch sage ich Dank, Bernardin del Castro! Und ich trage die Hoffnung im Herzen, daß Ihr Euch richtig besinnet. — Horcht! Horcht! Ihr hört die Wahrheit von hundert Lippen! Bertrand Sacchia ist der Herr der Festung. Feierlich ergreife ich vor euch als Zeugen von diesem Orte Besitz und lege mir den Namen bei eines Grafen von Marau! Mein war die Sorge, die Arbeit und das Wagnis; mein will ich auch den Lohn — nur mein! Mein ist das Gold, dem diese Mannschaften gehorchen, mein sei der Ruhm, den ich, und niemand ohne mir, errungen! — Auf der Johannisbastei weht für einen Augenblick die Fahne der Republik; — ich will sie nicht einmal sogleich entfernen. Die des Königs wage niemand zu entfalten. Und nicht jener, noch diesem bin ich willens zu gehorchen! So wahr ein Gott ist, will ich leben oder sterben für den Entschluß, den ihr soeben gehört!“

Immer lauter, immer näher drangen die stürmischen Rufe; sie schlugen gleich Wogen an die Mauern des Hauses.

„Sacchia! Bertrand Sacchia, Herr von Marau!“

Cipriani und Del Castro standen verblüfft und wechselten ratlose Blicke.

Indessen hatte Sacchia sein Wams aufgerissen und löste eine Schärpe, die er darunter um den Leib getragen. Er entfaltete sie; das Tuch war mit seinen eignen Farben bedeckt.

„Nicht der Löwe von Sankt Mark, noch die Lilien von Frankreich!“ sagte er hart und entschlossen. „Dies soll das Banner sein, das Marano schützt, und Gott helfe mir in meinem Werke!“

Er eilte an das Fenster, hob das Tuch mit den Armen hoch und schwenkte es hinaus.

Donnernde Zurufe grüßten ihn.

Hinter ihm eilten Del Castro und Cipriani hastig aus dem Gemache und hinab in die Menge, von ihren eignen Leuten das Unglaubliche zu hören.

Johannes Nimis warf sich ihnen entgegen.

„Ich habe mich dem Senate verbürgt, daß er nicht lebend die Stunde beendet, in der er ihm das Wort gebrochen! Von einer Hakenbüchse ein Schuß, fast ohne zu zielen, und der Verblendete stürzt am Fenster dort zusammen!“

Cipriani lächelte kalt und gezwungen.

„Zu früh! — Zu viel von seinem Gelde ist unter den Leuten. Wir verlieren nichts! Er fällt von selbst, in wenig Tagen!“

Sacchia hatte sein Flaggentuch herabgeworfen. Von seinen Getreuen fingen es einige auf, und bald flatterte dies neue Zeichen über den Mauern der Festung, aus der Glockenstube des Turmes.

Und die Glocken erhoben ihre Stimmen. Gino Paradin war rasch mit sich ins reine gekommen. Solch neuer Herrschaft war kein Trotz zu bieten.

Kräftiger als je zuvor trieb er die Stränge, daß beide Glocken des Turmes mit aller Macht zu rufen anhuben.

Am Platze aber knieeten die Leute hin und entblößten das Haupt. —

Die Glocken klangen noch, als Fra Nicasio zu Bertrand Sacchia in das Zimmer trat. Die Wangen des Mönchs waren fahl; hager und faltenreich ragte sein bärtiger Kopf aus der Kutte hervor. Auf seiner Stirne lag es wie düstre Trauer. Aber seine Augen flammten, seine Lippen zuckten, und lange hielt er einen durchdringenden Blick auf Sacchia gerichtet, der mit den Händen auf dem Rücken den Raum durchmaß, als habe er den Eintretenden noch nicht wahrgenommen.

„Wehe Euch!“ hub der Mönch mit dumpfer Stimme an. „Besinnet Euern Wahnwitz, ehe er Euch verschlinge!“

Nun stand Sacchia still. Er hob beide Hände auf seine Brust, blickte fest auf Fra Nicasio und sagte finster:

„Ich habe Euch erwartet —“

„Dann wußtet Ihr auch, was mich herführen müsse!“ sagte der Mönch.

„Verwundert seid Ihr über meinen Willen!“ rief Sacchia. „Vielleicht vermögt Ihr nicht, die Dinge zu begreifen?“

Gaccio schüttelte kaum merklich den Kopf.

„Kaum das!“ entgegnete er. „Ich wußte, daß Euch der Windhauch einer Stunde leicht wie ein schwankendes Rohr bewegen könne. Dies hab ich Euch vorausgesagt! — Nun komme ich als Warner. Denn was Ihr hier beginnt, ist eitler Frevel! Wie dächtet Ihr nur, Euch zu halten? Zwietracht wird das Verlangen unter den Verbündeten gebären. Kein Gold und keine Worte steuern ihrer Fäulnis. Nur zu bald werden die Kaiserlichen wissen, die Festung sei in keiner Macht, die man zu fürchten hat. Nur eine Rotte von Abenteurern hat sich ihrer bemächtigt. Ehe

Digitized by Google

die Republik die Hand zu strecken vermag, seid Ihr vertrieben. Kaiserliche Truppen werden zum Entsatze eilen. Auf die Dauer könnt Ihr nicht einmal die gefangene Mannschaft hüten. Hinaus müßt Ihr sie treiben. Und Ihr selber — Ihr fallt entweder im unausweichlichen Kampfe oder Ihr fallet als Flüchtling, vertrieben, geächtet, wie es Euch der Senat auf das Haupt gesprochen —"

Sacchia verharrte unbeweglich in seiner Stellung.

„So wundert Ihr Euch nicht! — Und habt es mir vorausgesagt! — Wohlan, es ist wie Ihr behauptet, Fra Ricasio! — Ihr habt es mir vorausgesagt! — Ja, Ihr habt mit glutgetränkten Worten meine Seele angestachelt. Ich weiß Euch Dank! Ihr habt zerdrückt, was in mir schwankte; Ihr habt geweckt und großgezogen, was in mir werden sollte. Unvergessen tönt in mir fort, was Ihr geredet! — Ich will nicht sein wie der geborstene Fels, der keine Kraft mehr hat, die Flut zu dämmen. Ich will aufrecht stehen; aufrecht — und wär's allein! Nicht dürstend will ich zwischen springenden Quellen stehen, weil ich nicht wüßte, wo zu schöpfen. Nicht mehr zittern will ich, wenn das Licht meinen Weg offenbart. Dient' ich dem Könige, so wär' ich unserm Staate der Verräter; dient' ich diesem, so hätte ich jenen hintergangen. Nur ein Weg stand mir offen, mich zu befreien. Den einen geh ich —"

„Um auf ihm zu fallen!" ergänzte der Mönch. Ein kaltes, spöttisches Lächeln umspielte seinen Mund; er nickte bekräftigend. „Euch hat im Augenblicke, da Ihr zu Hohem berufen schienet, ein Irrlicht in den Sumpf gelockt... Euch schienen die Geschicke als letzten in den Kreis zu stellen, damit ihr eherner Ring sich schließen könne. Ihr sträubt Euch, zu gehorchen. Nun muß das Unabwendbare ins Leben treten. Die letzte Woge spült Euch selbst hinweg!"

„Halt!" rief Sacchia. „Nicht so weit, als Ihr glaubt, reichen Eure kraufen Lehren! Hört, was ich Euch sage, Fra Ricasio! Meine Hand ist stark und entschlossen; meine Sterne haben mich bis zum heutigen Tage nicht verlassen. Den Ring, von dem Ihr spreche, will ich mir selber schmieden. Wie wolltet Ihr voraus erkennen, an welchem Punkte er sich schließen muß? — Seht diese meine Hände! Ich preise die Stunde, wo es mir klar im Herzen wurde! Ihr selber habt geholfen, daß es so werde, und nicht anders! Hier, in meinen Händen, will ich den Ring zusammenbiegen und behalten!"

Er erhob seine Blicke und streckte den Arm aus, als wollte er seine Worte beeiden.

Fra Ricasio schlüpfte aus dem Gemache. —

Es ließ sich im Augenblicke nicht überdenken, was Del Castros und Ciprianis Aeußerungen bedeuten mochten. Und Bertrand Sacchia fühlte sich zu stolz, auch zu sicher, zu zeigen, als hielte er dafür, sie möchten ganz wahrhaftig gewesen sein.

Er ging hinab und durch die Lente, er beorderte die Verteilung der Mannschaften, die Wachen am Hafen und am Landthore, er musterte die Geschütze in den Bastionen, Waffen und Munitionsvorräte. Eine große Anzahl der Maranesen hatte ihre Heimstatt zu verlassen. Die Festung war zu enge für all die Menschen. Am Nachmittage öffnete sich das Thor, und ein langer Zug von Heimatlosen verließ ohne Ziel Marano; Männer, Weiber und Kinder, beladen mit Habseligkeiten, die sie vom Flecke nehmen gedurft. Sie zogen stumm über die Heide fort; wie eine schwarze Herde sah man sie in der Ferne am Walde verschwinden.

Als Bertrand Sacchia mit seinen Ersten die Wälle und Befestigungen zu prüfen ging, forderte er auch die beiden Hauptleute auf, ihm zu folgen. Sie gehorchten willig, als wäre nichts geschehen. Aber wie auf Verabredung verhielten sie sich schweigend und wartend.

Der Abend kam, und es zeigte sich, daß niemand darauf bedacht gewesen, wo Sacchia sein Quartier aufschlagen sollte. Del Castro und Cipriani hatten für ihre Unterknnft gesorgt, ohne sich um ihn zu bekümmern. Er schwankte und gedachte Grünhoffers verlassenen Hauses. Aber andres schien ihm sicherer, und er nahm vorlieb mit dem Kämmerchen bei jenem seiner Bootsleute, wo er früher die Kleidung zu wechseln gepflegt, wenn er von einem Seewege heimgekehrt war, seine Waren im Hafen auf Wagen zu verladen und ins Land zu führen. Unwillig richtete er sich in der Eile ein, so gut es ging. Vor das Haus aber befahl er ständige Wache; nicht für sich — aber eine gewichtige, eisenumschlagene Truhe hatte er in die niedrige Stube bringen lassen, und sie enthielt Geld die schwere Menge.

Schlaflos war diese erste Nacht, und mit einem sonderbar fremden Gefühle hatte er zu kämpfen. Wiederholt schreckte er horchend davon auf. Dann vernahm er das leise Pfeifen des Nachtwindes oder die schweren Tritte der Männer auf den Steinfliesen vor dem Hause, oder er sah durch das unbedeckte, schmale Fensterchen schattenhaft die Bewegung ihrer Gestalten.

Die Sorge wurde wach: wer war von nun an sein Vertrauter? Niemand war ihm gleich Del Castro und Cipriani verbunden gewesen. Jetzt klammerte sich seine Zuversicht an Fra Ricasio. Er sandte nach ihm in der Frühe des Morgens. Nicht völlig allein konnte er der Zukunft gegenüberstehen.

Nach geraumer Zeit erst kam befremdliche Botschaft: der Mönch war aus der Festung verschwunden.

Indessen schien es, als hätten die Reden der beiden Hauptleute nichts zu bedeuten gehabt. In keiner Weise mischten sie sich in Sacchias Anordnungen, sogar Befehle nahmen sie entgegen und führten sie aus. Alles schien geordnete Wege zu nehmen, als wäre das Neue das natürliche Gesicht der Dinge in der Festung Maran. Solch merkwürdige Ordnung, daß es wie ängstliche Stille darüber hing.

Digitized by Google

In Bertrand Sacchias Seele aber schnellte die Spannung zurück, wie die Kraft in zu straffer Bogensehne. Unerklärliche Bedrängnis schob sich lähmend durch all den Thatendrang. Und hatte sich für alles früher Bedacht und Führung in einem Hirn, in einer Hand gefunden, jetzt schien es zu entschlüpfen. In schreckhafter Sorge heftete sich das Gedächtnis ihm an, daß Fra Nicasio ihn geheimnisvoll verlassen.

Und die zweite Nacht verrann.

Nichts schien sich anzulassen, als würde seine Sicherheit gestört. Vielleicht konnte es, so wie jetzt, immer gewesen sein, immer in Zukunft fortgehen. Er, wahrlich, war der Herr von Maran. Was er wollte, geschah. Selbst heute, auf den unerwartetsten Befehl, wozu eine plötzliche Laune ihn bestimmte. Er gebot, daß der verwundete Hauptmann Grünhoffer, sein Weib und Marthe Fink aus der engen Haft befreit und in ihre eigne Behausung gebracht würden. Es geschah auch dies; kein Widerspruch wurde laut.

Geheimen Verbündeten, die in Udine seiner Botschaft harrten, bereitete er die Nachricht vor, daß er von der Festung Besitz ergriffen. Noch einen Tag wollte er zögern, die Kunde fortzusenden.

Und als der Abend zum dritten Male sank, wurde seltsame Unruhe Herr über den ehrgeizigen Mann. Keiner der Hauptleute suchte ihn. Wie ging es, daß er nichts zu schlichten, nichts zu ordnen, kaum zu befehlen, kaum zu verbieten bedurfte? Nirgends erhob sich Lärm, nichts fiel vor, das seiner Hand bedurfte. Willenlosen Menschen schien eine neue Herrschaft aufgelegt. Kein Lauschen und Spähen gab es mehr; keine Erwartung, unbekannter Gefahr entgegen.

Er begann über das Unternommene seinen Geist zu bemühen, wie um den Lauf verwickelter Geschäfte, deren Fäden er früher gesponnen, geknüpft, verwoben hatte. Aber die geheimnisvolle Ordnung, die jetzt zu herrschen schien, war doch nur Leere, worein erst ein Wesen zu schaffen.

Er entwarf eine Proklamation seiner neuen Herrschaft, Worte für Gesetze, die ihren ersten Fuß zu bilden hätten. Vor seiner Phantasie gaukelten Gedanken einer fremden Welt. Hunderte von Menschen mußte, wie im Staat, Gesetz beherrschen. Unendliche Arbeit lag vor ihm. Er bedurfte aller derer, auf deren Beistand er gerechnet.

Wer war um ihn?

Er bedurfte alles dessen, was der kaiserliche Hauptmann in Verwahrung gehabt.

Das Weib Pascutta hatte mit den Ihren Grünhoffers Haus in Bewachung genommen.

Kurz entschlossen, übersandte er ihr den Befehl, um seine Aufträge vor ihm zu erscheinen.

Und Pascutta sandte Antwort, Bertrand Sacchia möge kommen, da sie das Haus des Hauptmanns nicht verlassen wolle.

Schweigend vernahm er den seltsamen Bescheid.

Vielleicht hatte Pascutta, die umsichtige, die gewichtigsten Gründe?

Auch nicht Pascutta!

Nein; er konnte sie zu nichts zwingen, wie jeden einzelnen von denen, die seinem Golde gefolgt waren. Pascutta nicht.

Julian Cipriani erschien ungerufen. Plötzlich sah Sacchia den Schatten eines Mannes in der Thüre. In der Dämmerung, die das Gemach füllte, erkannte er den Genossen nicht sogleich, und da jener schweigend stillstand, fuhr Sacchia unwillkürlich etwas zusammen, als erschreckte ihn die unerwartete Erscheinung. Cipriani entging es nicht.

„Ihr brauchet mich nicht zu fürchten!“ sagte er und verkniff höhnisch seinen Mund. „Es drängte mich, zu sehen, was Ihr treibt? Oder hättet Ihr die Männer nicht mehr nötig, deren Händen Ihr vertrautet, daß sie Euch zu diesem Handstreich halfen? Vielleicht könntet Ihr ebensowohl zu Udine bleiben, in Eurem wohleingerichteten Hause, und von dort die Herrschaft leiten, Graf von Maran! Hu, wie ungemütlich und enge ist dies Gelaß, mit dem Ihr fürlieb nehmet, trotz Eures Ehrgeizes! Mir deucht, die Feuchtigkeit schimmert an den Wänden. Müßte ich mich hier versperren, es käme mir vor, als säße ich in einem Kerker!“

Er ging durch das Zimmer, blieb vor der Truhe stehen und klopfte mit der Scheide seines Degens auf deren Deckel.

„Voll Gold wird diese Kiste sein, vermeine ich! Und doch nicht zu allem, wie Ihr denkt, hilft bloß dieses, Bertrand Sacchia! — Was wollet Ihr mit dieser Festung im Besitz? Wo denket Ihr mit Eurer Ueberlegung hin? — Wollt Ihr Euch daran, wie ein Kind an einem Spielzeug eine Zeit erfreuen? Glaubt Ihr, es läßt sich ein eroberter Platz sorglos wie ein Landgut verwalten? Wohin das Ende? — Wahrlich, brächtet Ihr uns nicht alle in die verdammnisvolle Lage, daß wir samt und sonders gleich Rebellen unser Schicksal zu erwarten haben, — ich könnte lachen über Euch! Gleichviel für diesen Augenblick! Ich wollte Euch herausfagen, wie gut ich kenne, was Euch zu dem verzweifelten Entschlusse treiben will. Ihr macht mir Mitleid, wahrhaftig Mitleid! — Wie die gefangene Maus in ihrem Käfig, rennt Ihr in diesem Loche auf und ab. Schrecken Euch die Schatten in den Ecken, das Schweigen ringsumher, der Schritt der eignen Wache? Fahrt Ihr nicht jählings auf aus dem Schlummer, wenn Ihr denkt, was morgen werden soll und übermorgen? — Denn ein Held, Sacchia, seid Ihr nicht! Nicht Mut noch Ehrgeiz will Euch zu einem tollkühnen Wagnis treiben. Nur eine Furie ist hinter Euch her. Die Furie der Angst! Angst, hört Ihr? — Ihr wisset wohl, die Rache Venedigs ist ein fürchterliches Schreckbild, und heute schon seid Ihr von Rechts wegen ein vogelfreier Mann. Nicht minder wird die Hand des Königs, in dessen Dienst Ihr schwanktet, Euch erreichen. Auf beiden Seiten Acht und Tod. Da habt Ihr nicht heraus-

Digitized by Google

gefunden. Die Angst hat Euch mit Blindheit geschlagen. Ich denke mir, sie muß aus allen Winkeln zu Euch kriechen! Kein Zufall auf Erden kann es fügen, daß Ihr Euch lang behauptet —"

Bertrand Sacchia zwang sich, verächtlich die Schultern zu zucken.

„Das wird die Zukunft lehren. Hattet Ihr mir sonst nichts zu sagen?"

„Es sollte genügen!" entgegnete Cipriani trocken. „Denkt an mein Wort. Noch vermögt Ihr Euch zu retten. Nur Frankreich kann in offenbarer Fehde den Platz für sich in Anspruch nehmen. Zieht seine Fahne auf. In einer Woche ist reichliche Besatzung hier —"

„Nimmermehr!" rief Sacchia.

„Euer letztes Wort?"

„Mein letztes!"

Cipriani holte einen tiefen Atemzug.

„Wenig Schlaf, denk' ich, läßt sich in solchen Nächten genießen. Ueberdenket bis zum Morgen, daß ich Euch gewarnt —"

„Wie Aufsehnung klingen Eure Worte!" rief Sacchia.

Geringschätzig entgegnete Cipriani:

„Aufsehnung nicht. Ich schätze Euch keine Spanne höher als mich selber. Was sich auflehnt, wird in Euch selbst erwachen —"

Sacchia wendete sich heftig nach ihm. Aber Cipriani war gegangen. —

Es kam die Stille der Nacht. Nur der Wind regte sich, und auf den Steinfliesen vor den Fenstern schallten die Schritte der Wache.

Ueber den Tisch gebeugt saß Sacchia und vollendete die geheime Botschaft, die er nach Udine zu senden gedachte. Ehe die Republik zu zweifelloser Kenntnis gelangte, welchen Weg die Dinge gegangen, sollte nach Maran eilen, wer sein Partisan zu sein gedachte. Unabänderlichem gegenüber bleibe dann der Signorie nichts andres übrig, als wohl oder übel um den Besitz der Festung zu unterhandeln, die sie unmöglich sich entschlüpfen lassen konnte. Mit zitternden Fingern hatte er diese Worte niedergeschrieben. Zum ersten Male stand klar vor seinen Augen, welches Ziel er sich gesteckt. Nachdenklich betrachtete er die Schrift. Jetzt oder nie mußte Willen und Kraft der Geschicke sich über seinem Haupte erweisen.

Michael Scarabiti sollte morgens früh vertrauliche Botschaft an geheime Freunde zu Udine überbringen.

Die Lichter waren tief auf den Grund der Halter gebrannt, das Wachs quoll darüber hinab, und heiße, große Tropfen fielen auf die Tischplatte. Endlich verlöschte sie Sacchia.

Aber der Schlummer wollte nicht kommen. Zwei starke Gefühle kämpften über dem Nachklange von Cipriani's Worten. Entbehren aber konnte er ihn nicht.

Und er sann und sann.

Sei es auch allem Rachedurst zum Trotze — die Republik würde dennoch gezwungen sein, mit ihm zu verhandeln. Denn kein Schein eines Verdachtes, als handelte es sich um ein abgekartetes Spiel, durfte den Ratgebern des Kaisers die Wahrheit verraten. Knirschend vielleicht, aber dennoch mußte die Republik die Rolle spielen, die er ihr zudachte. So lange wollte er trotz allem des Platzes Herr verbleiben. Nicht als ein bescheidenes Werkzeug im Dienste der Herren von Venedig hat er das Große unternommen. Nicht um den fragwürdigen Lohn, den man ihm zugesagt und dessen Verwirklichung ihm nichts verbürgen konnte, wollte er auf das Errungene verzichten. Die Republik sollte mit ihm verhandeln, als dem wahren Herrn von Maran. So lange würde vielleicht auch Bernardin del Castro mit ihm verbunden bleiben. Was sollte Del Castro sonst?

Einen Augenblick schwellte stolzes Bewußtsein sein Gefühl, einzustehen für eine eigne That. Doch eine neue Sorge zerdrückte die Empfindung.

Wohin war Fra Nicasio?

Hitze schoß in Sacchias Stirne.

Er richtete sich auf und starrte in das Dunkel um ihn her.

Weshalb war der Mönch verschwunden?

Und wie, wenn diese Nacht noch, wenn im Frühschein des Morgens, wenn zu irgend einer Stunde eine einzige Hand sich gegen ihn erhob; wenn nicht ein neuer Anschlag Maran bedrohte und nichts geschah, nur daß ein einziger Mensch ums Leben kam, nur Bertrand Sacchia?

Ums Leben! — Um das eigne Leben!

Nicht alles leistet Gold. Feuer und Krieg, Verrat und Blut kann es erkaufen. Nur eines nicht. Die Treue.

Er sprang auf und horchte.

Seinen Atem anhaltend, saß er aufrecht auf dem Lager und lauschte.

Da schien es mit einem Male, als würden hundert zaghafte Geräusche in der Dunkelheit lebendig.

Lautlose Schatten kreuzten das Zwielicht am Fenster. Manchmal verdunkelte es sich ganz. Am Tische bewegte sich ein weißer Fleck. Er zitterte und schillerte.

Etwas knackte; ein leises Pochen hub an.

Aus jenem Winkel rührte sich etwas. Er fühlte, wie es sich näherte. Durch die Luft des Gemaches ging eine summende Bewegung. Und etwas Großes und Schweres, das langsam immer tiefer rückte, mußte von der Decke herabsteigen.

Dann war das alles nicht zwischen den Mauern; es bewegte sich draußen, durch die Nacht, über das Meer, über die Heide. Es kroch etwas durch die verlassenen Gäßchen, im Dunkel der Häuser heran, es tastete sich an den Mauern fort, es stand plötzlich, Aug' in Auge, vor ihm. —

An das Fensterkein riß ein ächzender Windstoß. Etwas Flammendes durchzuckte die Dunkelheit. Zwei glühende Augen.

Bertrand Sacchia sprang auf den Fußboden und streckte seinen Arm weit aus. Seine Faust ballte sich krampfhaft.

Digitized by Google

Ein Donnerschlag erschütterte die Mauern; spät war er dem Feuerschein fernen Gewitterleuchtens gefolgt.

Und alle Stimmen der Nacht wurden laut; sie schrieen und lachten, stöhnten, gellten, klafften und heulten. Schwarze, in Fetzen gewehte Wolken veitschte der Wind über Maran hinweg. Hoch aus dem nächtigen Himmel scholl unheimliches Tosen und zog vorüber über Wald und Heide.

Von Bertrand Sacchias Stirne troff der Schweiß. Er warf sich wieder auf das Lager und grub seinen Kopf in das Kissen.

Und die Angst hockte sich grinsend auf seine schwer atmende Brust, umschlang ihn mit den langen, zähen Armen und drückte ihn fest an ihren dürren, kalten Leib. —

Rotbrünstiger Morgenschein kam gegangen, nach einer langen Winternacht und ihrem schrecklichen Ungewitter.

Da drängten der Geschicke herrenlose Geister, Bertrand Sacchia aus dem Weg zu stoßen.

In dem Ritte nach Udine hatte sich Michael Scarabiti bereit gemacht. Er harrte reisefertig jenseits der Brücke Sacchias, der ihm außerhalb der Festung die letzten Weisungen zu geben gedachte. Sein Roß am Zügel haltend, wartete der Mann des Befehlshabers. Auf Umwegen, durch die Wälder und über Muzzana hinauf, den Boden der Republik nicht verlassend, sollte er die Stadt erreichen.

Als Sacchia am Landthore Durchgang heischte, befahl der Hauptmann Cipriani selbst, die Brücke neuerdings niederzulassen, denn er war es, der seit dem ersten Tage am wichtigsten Zugange der Festung seine Leute behalten. Die Augen der beiden Männer begegneten einander. Herrn Bertrands Gesicht verriet, bleich und abgespannt, die Müdigkeit der gequälten Nacht. Cisprianis verschlossene Miene war kalt und unbewegt. Leichthin nickte er einen Gruß.

„Johannes Nimis! Stellet Leute an die Brücke, solange wir das Thor hier offen halten. Sputet Euch!“

Es begab sich, daß Bertrand Sacchias Fuß, als sei er müde, über eine der eisernen Nieten in den Bohlen stolperte und Sacchia sich mit Mühe vom Falle zurückhielt.

Durch Ciprianis dunkle Augen, die ihm mit einem Blicke folgten, bis er jenseits die Straße betreten, zuckte ein wildes Leuchten.

Im Augenblicke, da Bertrand Sacchia dem Botschafter das geheime Schreiben eingehändigt und begonnen hatte, ihm mündlich nötige Weisung einzuschärfen, krachte ein Schuß.

Die beiden Männer fuhren herum.

Knapp vor ihren Füßen, wo eine Kugel in den Boden geschlagen, stob ein Wölkchen Sand in die Höhe.

Bertrand Sacchia sprang, sich zu decken, hinter den Leib des Pferdes.

Ein Blick nach der Brücke hatte ihn belehrt, daß kein Zweifel sich jetzt regen durfte.

Vier Arkebusiere standen dort im Anschlag.

Johannes Nimis erhob seinen Arm.

„Der Tod um den Treubruch!“

Vier Schüsse krachten.

Staub spritzte von der Straße auf.

Hoch empor bäumte das scheugewordene Pferd.

Um Bertrand Sacchias Brust klammerte sich Eiseskälte.

Aber ohne weiteres Besinnen riß er das Tier am Zügel nieder, schwang sich in den Sattel und hieb dem Hengste die Hacken in die Weichen.

Hinter ihm ein lauter Schrei.

Schneidend pfiff eine Kugel an seinem Ohre vorüber.

In langen Sätzen flog das Tier von dannen.

Wieder krachten die Büchsen.

Vom Thore aus sah man den gelben Sand vom Boden fliegen, wohin das Blei getroffen.

Aber schon war die Entfernung zu groß.

Der Flüchtige entkam.

Da sah Johannes Nimis — als wäre es von der letzten Kugel, die er selbst ihm nachgesandt — den Rossesleib in wildem Satz sich bäumen. Der Mann im Sattel aber knickte tief auf den Hals des von dannen rasenden Tieres zusammen. —

*

Nach der letzten Unterredung mit Sacchia hatte der Mönch nicht länger gezögert. Er war nach Venedig geeilt, Alessandro Contarini, und durch diesen dem Rate, vom Geschehenen ungeduldig erwartete Kunde zu überbringen.

Kaum war der Rat der Zehn in Besitz der Botschaft gelangt, so erhielt durch den bestochenen Nicolo Cavazza auch Guillaume Pellicier, des französischen Königs Gesandter, die Nachricht vom Falle Marans und den Verwicklungen, die in dessen Folge heranzuziehen drohten. Schritt vor Schritt waren die geheimen Machenschaften der Republik dem feinen Staatsmanne verraten worden. Er triumphierte. Denn mit Gelassenheit konnte er einstweilen zusehen, wie die Verlegenheit für die Republik sich häufen mußte. Bertrand Sacchia, der Gegenpart im Spiele, das sie ausgesonnen, war gestürzt und vertrieben; kein andrer wußte seine Rolle. Dem kühnen, kaltverwegenen Rottenführer Julian Cipriani, der in französischem Solde stand, waren zwölftausend Dukaten überdies in die Hände gefallen, die jener bei sich gehabt.

Merkwürdige und bedeutsame Botschaften folgten sich rasch. Einen wahren Rattenkönig von Verwicklungen hatte die Republik gegen sich heraufbeschworen.

Nun hatten sich die Eroberer in Maran wohlbefestigt und erwarteten hinter den sicheren Mauern, wie die Dinge gehen wollten.

Der Kaiser sandte eiligst Christoph Madruccio, Bischof von Trient, nach Venedig zum Dogen, diesem harte Vorwürfe zu machen. Die Verhandlungen spannen sich hin, gleich einem Possenspiel. Der Abgesandte des Kaisers hielt mit nichten an sich, den Verdacht auszusprechen, als hätten die Signorie selbst den Handstreich an-

Digitized by Google

gezettelt. Auch war Bertrand Sacchia und alle seine Leute Unterthanen der Republik. Mit Entrüstung verwahrten sich die Räte von Sankt Mark gegen sothanen Anwurf. Nichts liege ihnen aufrichtiger am Herzen, als daß der Kaiser das entwundene Gut in Bälde wiedergewinne. Als ein Zeichen, wie ehrlich sie es meinten, wollten sie seinen Truppen freien Durchzug über republikanisches Gebiet einräumen. Freilich wußten sie, daß Nikolaus von Thurn nicht allzu rasch die nötigen Leute anzubringen vermöchte, und so war jenes Zugeständnis leidlich billig.

Endlich rüstete der kaiserliche Befehlshaber Juan Godinez mehrere Kriegsbarken und begab sich damit aus dem Golfe von Triest gen Marano auf den Weg, es von der Seeseite zu entsetzen. Peter von Toledo, Vizekönig von Neapel, sandte den tapferen Roderich von Loes mit etlichen Galeeren, dem Godinez beizuspringen. Aber Pandolfo Contarini, Admiral der Republik, eilte herbei, verwehrte den ersten die Durchfahrt durch venetianisches Gewässer, hielt die letzten zurück und blockierte sie zu Zara im Hafen.

Indessen waren dies nur Auskünfte für den Augenblick. Recht kluger Rat in solch zweideutiger Stellung der Republik wollte sich nicht rasch genug entdecken lassen. Und doch lag ihr alles daran, wie man es wohl zuwege brächte, sich Marans zu bemächtigen und dennoch nicht begangenen Treubruchs gegen den Kaiser schuldhaft zu werden. Die Dinge lagen verwickelt und voll Schwierigkeiten. Durch Sacchias Vertreibung war das vorbereitete Werkzeug verloren. Die Verlegenheit zu mehren, kam noch Botschaft aus der Festung, daß sie sich nicht lange halten könnte, wenn Verstärkungen nicht bald erschienen. Solche aber wagte die Republik um des Kaisers willen nicht zu senden. Offenbar wurde sonst, daß der verwegene Streich von allem Anfang im Palast des Dogen ausgeheckt gewesen. Guter Rat war teuer für die Herren in Venedig.

Von allem diesen Treiben entging kein Fädchen dem verschlagenen Pellicier. Aber er eilte nicht; erst besser reifen mußten solche Dinge. Wohl hätten sich die Räte des Dogen verwundert angesehen, wenn sie erfahren, daß ihr ganzes Spiel wie offene Karten vor ihm lag. Da statt dessen alles des weisen Zehnerrats tiefes Geheimnis hätte bleiben sollen, war König Franz außer Gefahr der Zumutung, als sollte er die Pläne der befreundeten Republik wissen und darum ungehindert lassen. Inzwischen ersah Pellicier, es möchte sich seinem Herrn prächtige Gelegenheit ergeben, einen empfindlichen Streich gegen den kaiserlichen Erzfeind auszuführen. Der venetianischen Staatsklugheit drohte dieses eine Mal ein bitterer Strich durch ihre Rechnung. Hart und sicher hielt Pellicier die Hand dafür angesetzt und begann langsam und scharf durch alle Klügeleien diesen Strich zu ziehen. Mochten die Kaiserlichen und die Republik einstweilen in Verhandlungen noch ein Weilchen wettlaufen, sich die Dinge zu erklären! In zweier Hader freut sich der dritte! Weder Nikolaus von Thurn, noch der wilde Hauptmann Hannibal von Zoppola, der gleichfalls Scharen gegen Marano rüstete, konnten so schnell die Nuß zerknacken, an der Hieronymus von Savorgnan selber umsonst herumgebissen.

Die ersten Jahreswochen gingen hin.

Indessen stieg die Verwirrung zu Maran stets höher. Zwei Parteien standen sich gegenüber und waren doch auch wieder von der Not vereint. Bernardin del Castro, Johannes Nimis, Scarabiti und andre wollten niemand als die Republik zum Herrn erkennen; Cipriani, Moro della Cornia, Baptist von Salò suchten drohend und überredend Herrschaft im Namen des Königs von Frankreich aufzurichten. Einig waren aber alle darin, um kein Blut den Kaiserlichen im Besitz zu weichen. Von der Bevölkerung lagen die stärksten und jüngsten noch immer in der engen Martinskirche gefangen. Die übrigen waren waffenlos und in Schrecken gejagt, willenlos auf den Ratschluß Gottes wartend.

Des Königs Berater zu Paris entschlossen sich zu handeln.

Im Lenzmonate gelangte an den Feldobersten Piero Strozzi der Befehl, die Festung Maran, auf daß sie ob des langwährenden Diplomatenzwistes nicht an die Kaiserlichen zurück oder gar gefährlicherem Feinde anheimfalle, mit regulärer Truppe zu besetzen, des Königs Banner auf ihre Mauern zu pflanzen und den Platz für die Krone von Frankreich in Besitz zu nehmen. Den Bedenken der Republik brach Pellicier die Spitze, indem er dies als ein edles Opfer darstellte, das der König zum allgemeinen Wohle zu bringen gedachte. Denn wehe, wenn es den Türken gelänge, im Schutze solchen Bollwerks an der Adria sich festzusetzen!

„Eine Aufgabe, nur eines Mannes würdig, wie Ihr es seid, Piero Strozzi!“ sagte der Gesandte. „Hier habt Ihr die Gelegenheit, an den Kaiser etwas wieder von der Vergeltung abzutragen für die treulose Beschlagnahme Mailands — und nur einen Hauch von Vergeltung, nicht zu vergessen, für sein blutiges Unrecht an Florenz! Ein Pfahl ins Fleisch dem kaiserlichen Feinde! Marano bedeutet festen Fuß am Nordstrand der Adria. Und unsre allerchristlichste Majestät erringt damit noch eine Wehr gegen muselmannische Gelüste. Aller Segen sei mit Euerm Unternehmen!“

Piero Strozzis Herz glühte. Endlich kam neue Befreiung aus quälender Unthätigkeit, aus langer Unwissenheit, in der man ihn gehalten. Endlich erklang ein Ruf zu Thaten wieder, und ein Tropfen Balsam konnte fallen auf die Wunde empörten, unverwindbaren Rachegefühls.

Da mengte sich mitten unter die Gedanken, die das Neue weckten, seine Erinnerung. Stunden und Tage stiegen in ihr empor, worüber wenig mehr als ein kurzes Jahr vergangen war, aber unendlich viel, das seine Seele über das holde

Digitized by Google

Alfred de Bréanski

Im Hochland.

Digitized by Google

Mädchenbild gedeckt hatte, fast als hätte er sich seiner zu wehren gehabt und habe es gewaltsam verwischen wollen.

Er gedachte, wie unberechenbar des Zufalls Wege sich erfinden müßten, sollte er Reneas im Kreislauf seines ruhelosen Lebens wieder ansichtig werden. In stiller Tiefe seiner Brust regte es sich wie Warnung oder Sorge.

„Solch gewichtige Angelegenheit liegt nun in Euern Händen!“ sagte Pellicier. „Ihr werdet mit Kraft und Klugheit den Faden von der Spule wickeln.“

„Manches wird reiflich zu bedenken sein,“ erwiderte Strozzi. „Dem Senate kann die Einmischung meiner Person nicht gerade freundlich sein, sollte die Republik von ihrer Seite planen, sich irgendwie ins Mittel zu legen. Denn Marano war dereinst von ihr Besitz.“

„Nichts wissen wir von Plänen der Republik,“ warf Pellicier rasch ein. „Auch wißt Ihr, daß sie durch die Liga gebundene Hände hat, des Kaisers Interessen gegenüber. — Ihr und die Euren habt Gastfreundschaft zu Venedig genossen. Denkt Ihr an das? Wohlan, es wird der Weg sich finden, die Venetianer nicht ohne Zwang zu verletzen. Ich gebe überdies einen bewährten Rater an Eure Seite. Das Dekret, das mir der Hof gesendet, stellt den Seigneur de Sinen unter Euern Befehl. Ihr kennt ihn!“

Strozzi sann.

„Ich sehe Schwierigkeiten wachsen. Doch voll Dank für den königlichen Ruf werde ich in meinen Kräften das Beste zu finden eifrig sein. Wo steht Sinen?“

„Er wartet Euer hier. — Mit eingeschlossen in Maran ist jener Julian Cipriani, den wir vor geraumer Zeit schon zu unserm Dienst gewonnen. Wie die Sachen liegen, denke ich, daß Eure Sendung sich vollzieht, ohne daß eine Klinge sich aus der Scheide rührt. Die Kaiserlichen ausgenommen, die so unerklärlich zaudern, werden die von der Festung jeden Entsatz mit Jubel grüßen. Verwirrung und Mangel sollen täglich höher steigen in Maran.“

„Mangel, sagtet Ihr?“

„So lautet meine letzte Kundschaft. Ein Teil der Bevölkerung liegt gefangen.“

„Grünhoffer hieß der Hauptmann in der Festung?“

„Er ist verwundet und gefangen. Mit Recht hat man ihn lebend festgehalten. Es könnten Umstände ergeben, daß Ihr ihn und die Seinen zu Geiseln verwendet. Sie sind in des Hauptmanns früherer Behausung eingeschlossen.“

Eine Blutwolke verdüsterte Strozzis Stirne. Er zog die Brauen finster zusammen. Sein Herz begann schwer zu schlagen.

„Vieles zu bedenken!“ nahm er nach einer Pause wieder auf. „Falls die Republik . . . Ich weiß ja nicht im Augenblicke, wie die Gestalt der Dinge sich erweisen wird. Durch das Dekret bin ich der Träger des königlichen Willens. So oder so wird die Republik zu verhandeln suchen. Denen des Kaisers darf kein einziges Wort zugestanden werden.“

„Ihr werdet Euch klar; habt keine Sorge!“ rief Pellicier. „Denkt einstweilen nicht daran, Staatskunst mit Eurer Aufgabe zu vermengen. — Wie? Entsinnt Ihr Euch? Ihr pflegtet so wenig davon zu halten! — Ja! Ich erinnere mich selbst in diesem Augenblicke mit Schärfe. Hier war es, auf demselben Flecke. Mich drängte damals, so weit ich durfte, Euch den Schleier von einigen Fragen zu lüften. Entsinnt Ihr Euch nicht, Strozzi? So leidenschaftlich hab' ich Euch noch niemals werden sehen im Gespräch. Nichts wolltet Ihr erfahren! Staatskunst habt Ihr feile Winkelzüge tituliert, und was weiß ich! Um Gottes willen gebotet Ihr mir zu schweigen; Euch genügte der trockene Befehl zum Handeln. — Ganz richtig indessen, wie ich damals gut lehren hatte! Man hat nicht minder zu bedenken, was aus allem wird. Ha! Staatskunst macht aus Spinnfäden Tane, wenn der richtige Seiler sie zusammendreht. Drängt sich Euch nun selber auf: erstürmen, siegen, fallen ist noch nicht alles? Hatte ich nicht recht?“

„Ihr hattet recht!“ nickte Strozzi. „Weiser trachten uns die Erlebnisse zu machen. Erstürmung, Sieg und auch der Tod sind grobes Aeußerliche. Schon weiß ich . . .! Was ein Ganzes zu vollenden durchs Leben zieht, dem zeichnet weder Schwert noch Feder seinen Weg . . . Gleichviel nun! Ich werde nicht allzu lange überlegen. Mein Weg ist dennoch klar.“

Pellicier blickte fragend.

„Woran denket Ihr?“

„Ich? — An meine Pflicht, natürlich! — Sinen ist hier, sagtet Ihr?“

Pellicier bejahte.

„Auch legt die Republik kein Hindernis, zu werben. An dreihundert sind, wie ich weiß, auf den ersten Ruf beisammen. Hier alles, was Euch dienlich sein kann!“

Und der Gesandte breitete Schriften auf dem Tische aus, worein beide Männer sich vertieften.

Die Republik gewährte den Durchzug über ihr Gebiet. Wie immer es sich gestalten wollte, sie sah sich gebunden und zugleich befreit, wenn die Festung vorläufig in stärkere Hände kam als die der abenteuernden Besatzung, deren Kraft von Tag zu Tage fraglicher zu werden drohte. Immer noch freundschaftliches Einverständnis voraussetzend, waren gefährliche Entschlüsse von seiten Oesterreichs zum Glücke bis zur Stunde unterblieben. Jede Spanne Zeit konnte die Republik zu verhängnisvoller Wahl drängen, offene Feindschaft oder der Verzicht.

Piero Strozzi entschloß sich, vorläufig Venedig noch nicht zu verlassen. Der Seigneur de Sinen und Francesco dei Pazzi führten seine Truppe durch Friaul. Am dritten Tage standen sie vor den Mauern Marans.

Ohne Schwertstreich öffneten sich die Thore.

Digitized by Google

Wehende Feldzeichen zogen ein, Trommler und Pfeifer voraus, neue Söldnerschar füllte die engen Gassen.

Eine halbe Stunde später flatterten vom Turme und den Basteien die blauen Banner mit den goldenen Lilien von Frankreich. —

Die Besetzung Marans war kaum vollzogen, als die Republik auch mit dem Gesandten des Königs Verständigung suchte. Da nun Oesterreich nichts mehr zu erreichen hoffen durfte, konnte Venedig gar noch eine ehrliche und unverfängliche Rolle zu spielen bekommen.

Aber binnen kurzem begab sich, daß die Dinge abermals ein neues Gesicht annahmen.

König Franz beschenkte Piero Strozzi mit Festung und Herrschaft Maran. Der Gesandte Pellicier säumte nicht, dem Dogen eine Abschrift des königlichen Gnadenaktes zu übermitteln. Noch unsicher, wie diese neue Gestaltung zu nehmen sein möchte, trug der Prokurator Alessandro Contarini dem Zehnerrate diese Urkunde vor. Der alte Alvise Priuli kritzelte nachdenklich die Phrase, womit sie begann, auf ein Blättchen Papier, das vor ihm lag — „Donatio Serenissimi Regis christianissimi loci Marano nuncupati facta Magnifico Domino Petro Strozzi.“ Priuli schüttelte sein Todenköpfchen; vielleicht wollte ihm das Pariser Latein nicht genug klassisch erscheinen.

Aber er war der erste, ein lebhaftes und ermunterndes Wort zu finden, nachdem Contarini mit den letzten Sätzen des königlichen Handschreibens geschlossen: „und wir schenken, überlassen und übergeben ihm und verzichten zu seinen Gunsten darauf, für ihn, seine Erben und Nachfolger rechtens, Land, Kastell, Platz und Herrschaft von Maran, gelegen am Grenzsaume von Dalmatien und der venetianischen Staaten.“

Tausend kleine Fältchen fuhren über Priulis bleiches Gesicht hin; seine Aeuglein begannen lebhaftes Licht zu sprühen.

„Herrschaften!“ rief er vergnügt. „Dank sei dem allerchristlichsten Könige Franz für seine weise That! Er hätte es gar nicht besser machen können, selbst wenn er als Rat in diesem erlauchten Kollegium der Zehne säße! Begreifet ihr? Der kaiserlichen Majestät ist ein empfindlicher Hieb versetzt worden, aber der König zieht den Kopf aus der Schlinge und — gepriesen sei sein Witz! — er zieht den unsrigen mit heraus. Maran ist ein Privatbesitz geworden, und wenn wir es ernstlich wieder haben wollen, wird es unser sein. Begreifet! ein Mann wie der edle Piero Strozzi weiß doch nichts anzufangen mit jener Festung, ferne vom Schauplatze der Thaten, die er träumt. Ihm genügt, daß sie dem Herrn, der sich ihrer bisher rühmte, aus der Hand gerissen ist. Wir aber vollbringen ein dankenswertes Opfer für die ganze christliche Menschheit, wenn wir verhindern, daß Marano andrer Hoheit unterworfen würde als der eines geordneten Staatswesens. Ich gestehe, jener Bertrand Sacchia wollte mir anfangs nicht übel gefallen, wie ich ihn seinerzeit zu Sankt Hiob gesehen. Aber ihm mangelte der Firnis tieferer Feinheit. Schließlich konnte es mich nicht verwundern, daß er in plötzlicher Tollheit einen Affensprung versuchte. Nun überlegt, welch böseste Anstände hätte uns ein Mann wie er bereiten können! Schade, daß ihm gelungen, sich durch Flucht gerechter Strafe zu entziehen. Nun ist er uns entgangen, längst! Es ist kein Zweifel, daß er, verborgen auf einer griechischen Barke, von Triest aus entkommen ist. So viel wir wissen, hat ihn der Sultan bei sich aufgenommen. Eine Natter wäre Bertrand Sacchia geworden, die sich an unserm Busen nährt! — Nun hingegen scheint sich mir mit einem Schlag die Lage zu erhellen. Nichts als etwas Gold wird uns Marano kosten. Darauf aber waren wir von allem Anfang vorbereitet. Als der Senat vor Jahren den Messer Dolfino zum Kaiser sandte, waren wir bereit, ihm eine tüchtige Summe für die Festung zu zahlen. Die Verspreschungen, die Sacchia mit auf den Weg bekommen, wogen nicht minder schwer. Zum Glück war alles erst versprochen ... Wenn wir Piero Strozzi das fürstliche Geschenk nicht knauserig ablösen, wird er es willig geben, sollte ich meinen! Er ist der Republik zu manchem Dank verpflichtet. Und was ist Gold für unsern mächtigen Staat? Wir kaufen noch so manches Stück der Welt, wenn wir es wünschen. — Für mich steht nicht der kleinste Zweifel. Herrschaften! Gebt Alessandro Contarini, Sagredo und mir die Vollmacht, mit dem edlen Strozzi zu unterhandeln!“

Es geschah.

Und Piero Strozzi erfand sich noch geneigter, sein Besitztum abzutreten, als Priuli erwartet hatte. Dem greisen Senator erbot sich sogar nur spärliche Gelegenheit, seine feine Ueberredungskunst zu entfalten. Der Vertrag wurde entworfen. Um fünfunddreißigtausend Dukaten überließ damit Piero Strozzi der Republik des heiligen Markus die Festung Maran. Nur eine kurze Bedenkzeit erbat er sich noch und wechselte während dieser mehrmals Botschaften mit dem Seigneur de Sinen.

Bloß eine Bedingung stellte Strozzi sodann und bestand auf ihrer Festigung im Vertrage. Dem kaiserlichen Hauptmanne Grünhoffer und allen, die zu seinem Hause gehörten, heischte er freien Abzug, wann immer es ihm belieben sollte und mit aller seiner Habe. Sollte er an dieser geschädigt worden sein, so sei ihm jeglicher Ersatz zu leisten.

Strozzis Forderung erweckte erklärliches Verwundern, aber sie war nicht schwer, und schlangenklug nannte sie geradezu Alvise Priuli mit lächelnder Befriedigung. Auch diese Schonung des kaiserlichen Hauptmanns war leicht verdienstlich für die Signorie auszumünzen!

Von ihrer Seite erhob die Republik keinerlei Bedingung, als daß der endgültige Vertrag

Digitized by Google

innerhalb der Mauern Marans selbst unterfertigt und Piero Strozzi in eigner Person und binnen Monatsfrist seine Leute aus der Festung führen solle. Denn die Räte des Staates verlangten den günstigsten Schein für Venedig zu wahren, wie immer sich nur finden ließ, was dazu verhalf. Die Wiederkehr nach dem langersehnten Maran sollte in unantastbarer Ordnung geschehen.

Piero Strozzi zögerte. Gern hätte er sich eine Prüfung gespart. Allein gegen so begründete Frage bloßer Form ließ sich kein Einwand erheben. Es mußte sein. Er mußte auch dies eine Mal Herr werden einer Stimmung, die unsicher, wie sein kraftvolles Gemüt sie nie gekannt, ihn zu beschleichen drohte.

Die Republik fertigte Bernardo Sagredo und Giulio Montevecchio mit drei Galeeren ab, Lignano zu besetzen, das den äußeren Eintritt in die Lagune von Marano beherrschte. Zwei rechtskundigen Räten, Antonio Cappello und Francesco Contarini, war die Vollendung des Vertrages mit Piero Strozzi anvertraut. Dieser verließ zur gleichen Zeit mit fünfzig Berittenen Venedig auf dem Wege nach Marau.

Durch die blühende Landschaft des hochgereiften Sommers ging die Fahrt. Rein stand der Himmel und hehr die Sonne. Die Hecken blühten; Blumenduft stieg von den Wiesen. Durch Waldfrieden und Ackerland zog der kriegerische Hauje, Wehr und Waffen blitzten durch das Grün, Harnische und blinkende Helme.

Piero Strozzis Herz war schwer. Es schlug nicht laut und stürmisch, wie dem Schlachtruf entgegen. Aber deunoch socht es einen stummen Kampf aus in seiner Tiefe. Düsteren Sinnes ritt er den langen Weg. —

Aus der Festung waren Kundschafter ausgestellt, sein Nahen rasch zu melden.

Zu einem festlichen Empfange hatte der Seigneur de Sinen die Besatzung geordnet. Von der Landbrücke bis in das Herz der Festung war sie in Spalieren aufgestellt. Trommler und Bläser harrten, den Eintritt des Feldherrn zu begrüßen. Neugierig waren auch Leute der Bevölkerung herbeigekommen.

Unter diese hatte sich Marthe Fink gedrängt, so nahe ans Thor, als man es geschehen ließ. Und nun, wahrhaftig, mochte sie die Reiterschar erschauen, wie sie über die Brücke daherkam. Da wurde große Unruhe unter. Waffenklirren und Pferdegetrappel, Menschenstimmen und das anhebende Wirbeln der Trommeln. Jetzt wurde sie Herrn Piero Strozzis gewahr! Da verschleierten sich Marthes Augen. Ueber ihre Wangen, die abgehärmt und mager geworden, stürzten die Thränen. Hochaufgerichtet im Sattel saß Piero Strozzi. Sein Brustharnisch war von gedunkeltem Stahl, schwärzlich der Helm; ein paar lange blaue Federn nickten daran. Und der Helm und die Schultern, die ganze Gestalt des Reiters und das Pferd waren bedeckt von Staub. Nur die Augen unter dem aufgeschlagenen Visiere glänzten, wie ernst und dunkel sie auch vor sich hingerichtet waren. Es schien, als suchte des Reiters Blick hoch über den Köpfen der Menge weg nach etwas in der Ferne.

Als Piero Strozzi sich unter dem Fallgatter bücken mußte, sah Marthe Fink ein ungütiges Zeichen geschehen. Sein Helm streifte an die Pfahlspitzen über seinem Haupte, und eine der blauen Federn ward davon weggeknickt und fiel zu Boden.

*

Auf dem Herde in der Hütte der Pascutta brannte ein absonderliches Feuer. Lauter grüne Zweige waren zusammengeschichtet, aber ihr Laub war hart und spröde von der langen Sommerglut, die es gedörrt, daß jedesmal, wenn eine Feuerzunge ein Blatt erreichte, sofort die Flamme den ganzen Zweig umschlang, daß er in einer Lohe aufging, prasselnd barst, sich krümmte und auseinanderfiel. Schneeweiße, feine Asche lag von dem grünen Brande auf der Herdfliese. In deren Mitte stand ein hoher Kessel auf drei schwarzen Füßen. Daraus stieg in weißlichem Qualm Rauch auf und zwängte sich oben zwischen die roten Maiskolben, womit die ganze Decke der Hütte behangen war. Von außen aber schien das grelle Sonnenlicht in einem flachen, scharfgeränderten Strahle zu dem kleinen Fenster hinein, schnitt den Rauch aus dem Kessel durch, mischte seine goldene Reinheit mit dem wilden Rot der Flammen und zeichnete einen hellgelben, flimmernden Strich mitten auf den Boden des Gelasses über die Lehmdiele hin. Die Pascutta erhob sich in kleinen Zwischenpausen von dem Schemel, auf welchem sie an der Bank hockte, nahm wieder ein paar Zweige von dem Bündel auf dem Boden auf und schichtete sie an, um das Feuer zu unterhalten. Aus einem Napfe holte sie zuweilen Beeren vom Wacholder hervor und streute sie in die Flammen. Sie barsten knisternd, und starkwürziger Geruch füllte den Raum davon immer dichter. Von den Stechpalmen aber löste sie die blutroten Beeren behutsam ab und warf sie in den Kessel. Dann ging sie wieder zu ihrem Schemel zurück.

Unweit des Herdes saß Renea auf der Bank. Sie hielt beide Hände um die Knie geschlungen und starrte nachdenklich in das Feuer und in den Sonnenstreifen, der sich mit den Flammen mischte. Ab und zu senkte sie den Blick. Dann haftete er am Boden, oder er kam entlang ihres Fußes herauf, ging über ihre Hände und wanderte über ihr Kleid. Es war das rötliche Gewand, das sie im vergangenen Jahre beim Vitusfeste getragen. Gerade jetzt erinnerte sie sich dessen. Aber eigentlich dachte sie die ganze Zeit über, wie sie heute von Ferne die fremden Reiter gegen die Festung hatte ziehen sehen. Und einer davon war Piero Strozzi gewesen. Zu der Kindheit einmal, vor vielen Jahren, hatte sie lauschend

Digitized by Google

am Rande des Waldes gestanden, bemüht, sich zu erdenken, sie hörte Pferdegetrappel über den dürren Waldboden nahen, und wie es sein müßte, wenn eine feindliche, bewaffnete Reiterschar plötzlich hervorbräche, die Festung zu bestürmen. Auch dies hatte das wirkliche Leben gebracht. Und Piero Strozzi war unter den Reitern. — Sie erhob beide Hände und berührte ihr Haar, denn jetzt dachte sie daran, daß sie einen feinen seidenen Schleier darauf getragen, als er sie zum letzten Male gesehen. Sie bewahrte den Schleier noch in ihrer Truhe. Das war in einer prächtigen, von vielen Lichtern durchglänzten Halle gewesen. Alle Menschen dort waren in kostbare, seidene Gewänder gekleidet. Es stürmte draußen durch die Nacht. Aber innen war es warm und still, und aus den Saiten einer Laute klang ein träumerisches Lied. Hier saß sie in der schwarzen Hütte der Pascutta, blickte mitten an diesem Sommersonnentag in ein knisterndes Herdfeuer und wartete, was das Weib ihr wohl sagen werde. Mit der Hand nahm sie nun den Saum ihres Kleides auf und musterte ihn. Er war verfärbt und etwas abgestoßen. Sie ließ ihn wieder auf den Boden fallen und sah gleichgültig fort.

In kurzer Zeit würden es volle zwei Jahre, die vergangen, seit sie von Maran nach Venedig hinübergefahren war. Zwei Jahre schon! Das schien unendlich lange. Denn unendlich viel hatte sich in diesen zwei Jahren ereignet; unfaßbar viel! Darum schien es ein so ganz großer Zeitraum zu sein. Und doch wieder ein ganz winziger. Denn alles, was damals geschehen, hatte im Gedächtnis solche Kraft behalten, als wären es Begebenheiten von gestern. Das pochte und regte sich, weinte und lächelte von wahrhaftigem Leben. Aber doch hatten es die Zeiten, die darauf gefolgt waren, in ein andres Licht gerückt, und manchmal war es durch die Entfernung bloß so, als sähe man in der Erinnerung noch ein Winken, und man hörte, verhallend, den letzten Gruß von jemand, dessen Hand man zum allerletzten Male gedrückt. Ihr Sinn war härter geworden. Manchmal aber erweichte er sich plötzlich, und dann konnte sie Gott danken, daß er sie so Schönes hatte erleben lassen. Ihre Gedanken hatten sie ja bis an die Pforten des allersüßesten Geheimnisses getragen. Davon freilich war sie ängstlich zurückgewichen, denn wenn solche Pforte aufsprang, dann mußte ihr ganzes Dasein haltlos zu wanken beginnen vor seliger Verwirrung; so wenig ließ sich begreifen, welchen Willens ihr Geschick gewesen. Sie rettete sich davor und kehrte wieder in die gelassene Härte, mit der sie nun warten wollte. Denn nur Erwartung mehr schien es zu geben; Wünsche und Hoffnungen, und auch die Gedanken, die Fragenlöser, hatten sich müde gelebt; ihre Seele wartete nur. Sie wartete wie in dieser Stunde auf die Rede der Pascutta.

Und einmal, in der Zeit des Beisammenseins, während alle Gestalt des Daseins sich verändert hatte, hatte die Pascutta erzählt: so werde es in den stärksten Menschenherzen, die das Leben prüfen will. Von der Stunde an, wo sie selbst das Haupt des toten Mannes vom Pfahle gerissen, von diesem Augenblicke an hatte auch sie nichts mehr vermocht, als zu erwarten. Des Lebens Wendepunkte lassen sich nicht rufen; sie kommen von selbst. Sie kommen nicht, wenn der Mensch sich am stärksten und gewandtesten fühlt, daß er vielleicht den Kampf mit ihnen siegreich bestände. Sie kommen, wenn sie es wollen; keiner weiß es voraus. Aber die Auserwählten hält stummes Vertrauen aufrecht, daß sie ihre Kräfte in geduldiger Spannung sammeln, zum Leiden oder zum Handeln, je nachdem ihr Geschick es beschlossen hat. Und nur mit diesen Starken zählt das Schicksal; die übrigen sind Staub, den es am Wege zertritt mit ehernem Fuße. Mut von Helden, heilige Opferfreude, des Menschen höchste Kraft liegt darin, daß man erwarten kann und nicht im Staube den Weg verliert. Vielleicht erblaßt alles umher, und vieles vergehet ganz und gar; Thränen versiegen, Lächeln erstirbt; Wünsche verstummen und Sorgen schwinden in der Kraft der Erwartung. Und in jener Stunde auch, wo das Beil der Pascutta an der Kirchenpforte gedröhnt und Reneas Arm mit aller Stärke seiner Muskeln die Streiche gegen die eichenen Bohlen geführt, hinter denen ihre Eltern gefangen gelegen, war solche Kraft in ihr erstanden. Alles hatte sich seither in ihrer Seele gewandelt, und es war geblieben, daß sie erwartete. Etwas Besonderes, etwas, das sie beinahe beruhigte, weil es alles müßige Sinnen schweigen hieß, war ihrer Herr geworden. Als könnte ein Augenblick gewaltsamen Umsturzes wie Klärung und Vollendung Jahre des Lebens auffangen und zu einem einzigen Punkte machen, war es geworden; darin hatte sich alles gesammelt, um dereinst aus diesem einzigen Punkte Strahlen zu ergießen, wie das Licht des Weltalls in der Sonne seine Mitte hat. Unabänderliches war in harter Klarheit Wirklichkeit geworden; aber ihre Seele wartete, wie sich das Unabänderliche vollenden werde. Vieles war in Trümmer gefallen und versunken um sie her: da war die Erwartung erwacht, dunkel und stumm, doch in heilender Kraft, stolz und bereit. Raub und Mord, Gefangenschaft und Freiheit hatten sich begeben. Zu welchem Ende reift sich, was geschieht? — Wochenlang war die Pascutta nicht von ihrer Seite gewichen. Dann war neue Herrschaft über die Festung gekommen. Dann war das Weib gegangen; in des Hauptmanns Hause zögerten die Heimatlosen, um sie her wechselten alle Dinge; sie aber erwartete.

„Was sinnst du?“ fragte die Pascutta jetzt. Sie hatte die letzten Zweige vom Boden aufgenommen und in die Glut gesteckt.

„Ich warte, daß du mir sagst, was du erforschen konntest,“ entgegnete Renea. „Als wir vorm Jahre an dem Bildstock saßen, hießest du mich kommen, wenn mein Herz in Nöten ist. Darum habe ich dich befragt.“

Digitized by Google

„Hier bist du heute, um es zu erfahren," sagte Pascutta. „Denn ich bin keine Hexe, wie die Albernen glauben wollten. Nicht in unheimlicher Nacht am Kreuzweg hockend, mit triefenden Augen, sag' ich dir, was mir die Zeichen, die ich lesen kann, verkündet haben. Nein scheint die Sonne; am hellen Tage sollst du es hören ... Ich wußte wohl, daß du dereinst kommen würdest. Vielen Menschen bist du draußen im Getriebe begegnet. Da hat auch dein Herz empfunden und erlitten. Nun hat sich alles geändert; ferne und verlassen bist du; ich weiß nicht, wohin deine Sehnsucht drängt ... Hat sich unser Leben erfüllt, dann kommt, was wir nicht mehr begreifen ... Der Stunde, wo die Festung den Räubern entrissen würde, hab' ich mein Leben lang geharrt, wie ein Verdammter der Erlösung. Was hab' ich gethan seit jenem großen Tag? An deiner Schwelle bin ich gelegen wie ein Hund, dich zu bewachen ... Was ist genommen worden von mir? Ich weiß es nicht. Vorher war es wie lodernder Brand, der mir am Herzen gezehrt; und doch hab' ich gelebt davon. Nun ist alles in der eignen Glut erstickt. Was hat an mir gerührt?"

Sie wischte mit beiden Händen an ihrer Stirne und schwieg. Am Herde zischte es aus dem Kessel.

„Sieh! Sieh dorthin!" rief das Weib.

Vom Kessel heraus stiegen schäumende Wellen und liefen brodelnd an ihm herab. Fauchend starb die Glut darunter, vom Faume erstickt. Pascutta sprang auf, schob die letzten Kohlen unter die strömende Flut und wartete, bis die Flamme völlig erloschen war.

„Das ist das Feuer!" sagte sie dann und sammelte die Asche mit beiden Händen zu einem Häuflein. Rasch knetete sie diesen heißen Teig, daß eine seltsame Form daraus entstand, und rückte den Kessel zur Seite. „Es tötet sich selbst. In der eignen Wut erschöpft es sich und löscht sich im Sterben ... Zieht fort aus Maran! ... Meine Kraft wird stumpf und lahm. Ich fühle, wie sie zu nichts versinkt. Ich fühle, wie sie keinen Halt mehr hat. Es ist, als sei das Herz mir ausgebrannt. Wie viele Jahre hat es wild geschlagen! Geschürt war seine Glut, geschürt! Ich stand in Flammen ... Nur noch Asche! Mir bangt. Leer wird es ringsherum, leer! Einst war mein Leben voll. Doch dessen ich harrte in zitternder Geduld, das hat sich erfüllt. Wozu lebe ich? Nichts andres kann noch kommen! Leer wird es, hörst du? Bis in den letzten Winkel meiner Seele leer ... Mach dich fort, mach dich fort aus Maran! Es ist öde, Kind; ringsum ist alles öde! Hörst du noch auf mich? Du warst hell wie ein Sommertag; was hat sich nun auf deine Stirn geschrieben und in deine Augen? Du warst froh wie die Lerche, die singend über der Heide gegen den Himmel fliegt. Nun bist du stumm, und deine Wangen haben die Farbe verloren, die sie getragen."

„Was du mir sagen möchtest, wird in mir wiederklingen," unterbrach sie das Mädchen. „Dies erwarte ich; laß es mich wissen."

„Zu nichts ist fürder mein Dasein!" fuhr die Pascutta fort. Sie hockte wieder auf den Scheunel nieder und vergrub das Gesicht in beiden Händen. „Ich lebte von der Flamme. Sie hat sich selbst gelöscht; nun ist alles ruhig. Zu nichts mehr ist der Mensch, dessen Sendung sich erfüllt; keine Stunde länger ist er dem Geschick vonnöten. Vertrand Sacchia hat sein Leben verwirkt in Eitelkeit und Untreue; auch seiner aber bedurfte das Geschick, um zu werden. Es hat sich trotz allem erfüllt; und dann hat es ihn weggeschleudert wie ein unnützes Werkzeug. Wie manche Nacht habe ich den schleichenden Schritt des Mönchs gehört, wenn er hierher gekommen. Wie kein andrer hat er es verstanden, den Brand mit stachelnden Worten zu schüren ... Da hab' ich alles schon lange vorher in meinem Herzen erlebt, bis es wirklich geschehen. Auch seine Sendung ist erfüllt, nichts weiß er mehr. Er winselt wie ein Tier an meiner Pforte und frägt, wohin denn das Mädchen gekommen, und frägt wohl hundertmal und starrt um die Antwort ins Leere und geht wieder fort, ehe ich ein Wort gesprochen. Seine Kraft ist verloren ... Die meine auch. Worauf warte ich noch?"

„Laß mich wissen, was du erfahren!" drängte Renea.

„Ja, das willst du wissen!" rief das Weib. „Voll Liebe ist dein Herz. Darum bist du gekommen und hast gefragt, welch ein Zeichen vor dem erscheinen müßte, der dir mehr gilt als alle übrigen Menschen, damit sein Geschick ein lichtes und gnädiges werde ... Ich habe nicht die Hexensuppe gekocht, wenn es Mitternacht geworden am Himmel. Keine schwarze Henne habe ich geschlachtet, und nicht ein einziges Tröpfchen Blut habe ich aus deinem weißen Arm genommen. Nicht das Knöchlein eines Toten hab' ich gebraucht, noch Haut noch Haar, noch Nägel von seinen Fingern. Was der Himmel uns erweisen will, steht alles dort oben geschrieben oder unsern ratlosen Häuptern. Gott giebt uns, es zu erkennen oder nicht ... Ich habe mich an den Rand des Waldes gelegt und habe hinaufgeschaut zu den Sternen. Mein Ohr hab' ich an den Boden gedrückt, und tausend Geräusche hab' ich vernommen, jeden Atemzug der schlafenden Erde. Ich habe im Grase geschlummert; der Tau von seinen Halmen hat meine Wangen gebadet. Da waren absonderliche Zeichen um mich. Meine Seele hat den Körper verlassen, und Wunderbares hab' ich erlebt, denn alles Dunkle hab' ich hell gesehen ...

„Ich will es dir sagen.

„Drei Nächte war es, und dreimal wurde die Nacht zum Tag. Besiegt entflohen alle Schatten; es war der hellste Sonnentag. Nicht ein Pünktchen einer Wolke verunreinigte das Himmelszelt, blau und glänzend und rein spannte es sich aus ... Es war eine weite Heide, voll von blühenden Blumen; sie lagen wie Sternen-

Digitized by Google

funken gefaßt über dem Boden . . . In der Ferne nahte das Menschenwesen, von dem du wissen willst, weil dein Herz es liebt . . . Er sah einen Lichtschein, der kam ihm entgegen. Weiß schwebte, was er sah. Und eine Gestalt wurde aus dem Lichte. Es war die Gestalt eines Mädchens, von keiner Hülle bedeckt; darum leuchtete so ihr reiner Leib. Kein Menschenauge hatte das je erblickt; nun durfte es nur die Sonne sehen vom makellosen Himmel . . . Solches Wunder offenbarte sich dem, der in der Ferne kam . . . Da wurde solche Kraft und solche Weihe in seinem Herzen, wie niemals eines Sterblichen Brust empfangen . . . Das Bild zerfloß; aber unvergänglich floß das erschaute Licht fortan über alle seine Wege, und all sein Beginnen begleitete der Segen, daß es wohlgelang. Ich will es dir sagen, denn nun weiß ich es! Ein Zeichen mußte geschehen, das reinste und wundervollste, daß je eine Sternennacht mir offenbar gewiesen! Dem, den du liebst, soll solches Bild erscheinen, dann ist er vor allem Argen gefeit und sein wird, alle Ziele zu erreichen. An schattenlosem Sonnentag muß eine Jungfrau unversehens seinen Blick erscheinen; niemals hat eines Mannes Arm sie berührt noch ein Hauch von eines Mannes Lippe, und schattenlos, wie den lauteren Sonnenhimmel selbst, verlangt das Zeichen ihre Seele. Und keine andre Hülle als der Sonne goldgewebtes Licht darf ihres Leibes Reinheit umfangen."

Pascutta schwieg.

„Sprich weiter!" begehrte das Mädchen.

„Nichts weiter weiß ich," entgegnete Pascutta und schüttelte den Kopf. „Dreimal wurde so die Nacht zum Tag. Ich harrte in der vierten, da wälzte sich grauer Nebeldunst über die Heide und den Wald. Ich weiß nichts weiter. Meine Seele ist stumpf und müde."

Sie starrte ein Weilchen vor sich hin, trat dann wieder zum Herde, fegte Asche und Kohlenreste weg davon und öffnete nun das Fensterchen. Langsam bog sich der Qualm aus dem Gelasse dagegen und drängte, sich mit der freien Luft zu mengen.

Renea war unbeweglich auf ihrem Sitze verblieben. Sie hatte wie früher beide Hände um ihre Kniee gekreuzt, und nun haftete ihr Blick schon so lange an den flimmernden Sonnenflecken der Diele, daß ihre Augen brannten und sich verschleierten. Da erhob sie sich und sah in Nachdenken zerstreut umher.

„Zieh fort!" mahnte die Pascutta wieder. „Alles hat sich geändert. Du kannst dich nicht mehr wie früher durch Heide und Wald ergehen; fremde Menschen sind um dich, und kommst du einst wieder an die Hütte, da ist die Thür vielleicht verschlossen, und innen regt sich kein Laut. Vor der Madonna im Bildstock wird die Lampe nicht mehr brennen, denn niemand füllt sie mit Oel. Ich aber habe mein Gelübde gelöst. — Mein Haar ist grau; ich habe alles erlebt, worauf ich warten mußte. Alle gehen, die nichts mehr zu erwarten haben. Auch die Gezeichneten von Mirzana sterben hinweg. Sie haben die Stunde erlebt, deren sie bedurften, damit ihre Herzen sich versöhnten. Niemals war ich früher allein, denn alle meine Gedanken lebten und bewegten sich um mich her, gleich Gestalten mit Gliedern und Sprache. Nun höre ich sie nicht mehr. Alles ist öde und verlassen."

Das Mädchen stand noch immer unbeweglich. Auf ihre Wangen hatte sich die Röte erregten Blutes gehoben; ihre Augen blickten noch immer zu Boden, aber sie hatten sich weit geöffnet, und ein lebhafter Glanz lag darin. Jetzt wendete sie sich gegen die Pascutta und betrachtete das Weib mit geheimem Staunen, als sänne sie über Rätselvolles. Und plötzlich unruhig werdend, als fiele die beengte Luft der Hütte jetzt drückend auf ihre Brust, nahm sie Abschied.

„Hat sich etwas auf meine Stirne geschrieben und in meine Augen?" fragte sie. „Ich weiß es nicht. Aber ich möchte, wie du, fassen können und erleben, was die Geschicke bringen. Auch ich habe nichts gethan, als ihrer warten —"

Pascutta ließ sie zur Thür hinaus und warf der entschwindenden Gestalt einen langen, dunkeln Blick nach. Dann seufzte sie auf, trat zurück und kauerte sich wieder auf ihren Schemel.

*

An diesem Nachmittage war in dem Gemache, worin der Hauptmann Grünhoffer viele Jahre lang als des Kaisers Befehlshaber der Festung seinen Geschäften obgelegen, Piero Strozzi mit dem Seigneur de Sinen beisammen und beendete soeben ein Gespräch mit Julian Cipriani. Mit bereitwilligem Eifer hatte dieser über alles, was er wußte, Bericht abgelegt und dabei angesichts des stolzen und verschlossenen Florentiners durch das eigne grobgeschliffene Wesen nicht geringe Verlegenheit gehabt. Oft hatte auch Strozzi mit ungeduldiger Geste dem dienstwilligen Manne das Wort abgeschnitten, wo dieser zu ausführlich oder kleinlich zu werden drohte. Darüber war der Landsknechthauptmann, statt zuversichtlich und bedeutungsvoll zu bleiben, wie er anfangs sich bemüht hatte, ganz bescheiden und kleinlaut geworden. Wechselten aber Strozzi und Sinen untereinander Reden, so war Cipriani davon ausgeschnitten, und er konnte bloß, ohne viel vom Zusammenhange zu entdecken, brockenweise erfangen, daß es sich um bedeutende Angelegenheiten handelu mußte. Denn Messer Piero Strozzi wollte mit dem Kaufschillinge der Republik sofort ein Soldheer in Mirandola auf die Beine stellen und sprach mit Zuversicht davon, daß Roberto Malatesta, der Herzog von Somma und Giorgio Martinengo sich mit ihm verbinden wollten. Vereint sollten sie sodann zu den Truppen des Grafen von Enghien stoßen, der in neu geplantem Lozuge das von den Kaiserlichen behauptete Mailand anzugreifen sich rüstete. Endlich heftete Strozzi seine ernsten Augen mit einem so finsteren

Digitized by Google

und prüfenden Blicke auf Julian Cipriani, daß der Hauptmann beinahe verwirrt darüber wurde. Ueberdies war es unbehaglich, daß er die ganze Zeit über, der nötigen Förmlichkeit nicht sicher, dagestanden hatte, während die beiden Edelleute bequem in ihren Sesseln saßen.

„Ihr gefallet mir nicht übel," sagte Strozzi nun. „Wenn Ihr von hier aus in meinem Dienste mitziehen wollt, soll es mir recht sein. Haltet Euch bereit. Sobald ich die Papiere unterzeichnet, breche ich auf, ohne eine Stunde weiter zu zögern. Es wird wohl morgen, längstens übermorgen sein."

Ohne Zaudern näherte sich ihm Cipriani hocherfreut und streckte, etwas vertraulicher werdend, die Hand aus.

Strozzi berührte sie flüchtig mit der seinen.

„Nun Dank! Für diesen Augenblick bedarf ich Eurer nicht länger."

Sinen blätterte in den Papierschaften auf dem Tisch. Und als Strozzi das Schweigen vorerst nicht brechen wollte, sah er sich gelangweilt im Gemache um. Ein Bücherspind stand an der einen Wand, an der andern hingen etliche Waffen. Zwischen ihnen eine große, vergilbte Landkarte, von Strichen mit dem Rötelstift durchkreuzt. Ein zerschlissenes Ruhebett lehnte darunter. Durch das einzige Fenster sah der blaue Sommerhimmel herein.

Piero Strozzi saß in einem weitarmigen Lehnsessel, der auf der Fensterfuse stand. Er hatte den Kopf abgewandt, drehte ihn jedoch jetzt herum, als Sinen hörbar gähnte.

„Ihr seid schlafbedürftig! Ihr habt Euch wohl allzu frühe um unsre Ankunft angestellt. Es ging nicht rascher vom letzten Nachtquartier. Der Morgen war heiß, und alle Wege lagen in tiefem Staub. Uebrigens zu viel der Umstände habt Ihr um uns gemacht. Wozu der Lärm? Den Jubel hätt' ich lieber nicht gehört. Bin nicht als Sieger eingezogen. Im Ernst: lasset Euch durch meine Gegenwart nicht hindern, Euch zurückzuziehen. Morgen oder übermorgen brechen wir auf; da müßt Ihr frisch bei Laune sein, Sinen! Ich gedenke den Marsch nach Kräften zu beeilen. — Dort also liegt die Heide von Maran! Ein friedlicher Blick aus diesem Fenster."

„Fast könntet Ihr von hier des Hauptmanns Tochter wandeln sehen," erzählte Sinen. „Ein seltsames Geschöpf! Sie pflegt tagtäglich aus und ein zu gehen, als gäbe es keine Gefahr für ein junges Ding in erobertem Lande."

„Weshalb wehrt ihr's niemand?" rief Strozzi.

Sinen zuckte die Achseln und meinte: „Die Leute sind einander alle freund und fast wie Glieder einer einzigen Familie. Und was im Leben geschieht, mag es sich noch so heftig ereignen, nehmen sie hin wie den Glockenschlag zur Vesper oder den Tod am Ende des Lebens. Den Hauptmann kannten alle der Leute Sacchias, Ciprianis und der übrigen. Heute noch bieten sie ihr den Gruß, wo sie sich zeigt."

„Und der kaiserliche Hauptmann?"

„Jetzt wird er wohl nicht länger zögern, nach Eurem menschenfreundlichen Zugeständnis. Uebrigens sind wir in seinem Hause."

„Hier in seinem Hause!" rief Strozzi aus. „Er schleppt sich, wie ich höre, im Zimmer bloß auf Krücken," sprach Sinen weiter.

Eine Pause folgte.

„Ihr gähnt zum zweitenmal," sagte Strozzi. „Laßt Euch nicht länger halten. Ich selbst bin müde und will einstweilen hier zurückbleiben. Vielleicht strecke ich mich auch ein Weilchen, dort, auf jenem Lager. Wie ich die Unwändlichkeit der Venetianer kenne, werden sie ohnehin heute nicht damit fertig, die Fassung ihrer Schriften auszuhandeln."

„Nun denn!" entschloß sich Sinen. „Verübelt es nicht! Die dicke Luft der Lagune hat sich mir wochenlang wie Blei in die Glieder gelegt."

Kaum daß sich die Thüre hinter ihm geschlossen, sprang Piero Strozzi erregt von seinem Sitze auf und durchmaß den Raum mit unruhigen Schritten. Ein warmer Glanz stieg auf in seinen Augen; öfter strich er mit zitternder Hand über die Brauen hin, als wollte er den finsteren Ernst in seinen Zügen verwischen. Fast unerträglich war die wehmütige Spannung in seinem Gemüte unter dem Scheine der Gelassenheit geworden. Und früher, als seine Blicke dort hinausgewandert — war es nur der blendende Sonnenschein gewesen? Ihm brannte es unter den Wimpern. Und jetzt wußte er — hier unter diesem Dache war ihr Heim. Hier, an diesem Tisch, in jenem Stuhl hatte sie gesessen, dort den Blick hinaus gethan in die grüne Ferne, zu Wald und Heide, von denen sie oft gesprochen, der Heimat gedenkend. — Warum war ihr Bild über seinen Weg geschritten? Warum mußte das Geschick sie einmal noch zueinanderführen? — Frei in seinem Herzen, hatte er verlangt, nach den Zielen zu streben, die ihm die Pflicht aufgerichtet. Unfreiheit aber ist die Liebe! Herrisch und gewaltsam, voll Stolz und Neid allein zu herrschen ist sie, nichts oder alles . . . Aus seiner Brust sollte gelöst sein, was lockend und friedlich und lähmend zugleich in einer Menschenseele Wurzel schlagen kann; nichts durfte seine geheiligte Leidenschaft ersticken; — jenen Schmerz, den er geliebt, weil er sich emporgerichtet an ihm wie der Märtyrer am Stamme des Kreuzes: weil er rein und größer daran geworden, weil seine Kraft sich stolz erhoben hatte im Feuer tiefbrennender Wunden; weil er nur alleinstehend die Freiheit errungen, zu siegen oder zu sterben unter der Last des Kreuzes, das er aufgenommen und das er tragen wollte, ob auch glühender Boden seine Sohlen verletzte. Denn kalt wie Stahl und hart wie Stahl hatte das Schicksal seinen Willen geschmiedet. Nicht trauter Heimatgeist noch Liebeswort, nicht die Bande des Friedens und ergebener Schickung sind als sein Los gefallen. Verwirrend, süß, wie traumberauschter

Digitized by Google

Taumel und doch nur unheilschwere Fügung hatte mit zähem Schimmer sein Herz erreicht, damals, damals — in kurzen, verlorenen Augenblicken, gegen die er harten Kampf geführt, damals, ja: wo im Vorüberzittern einer flüchtigen Stunde der holdeste Zauber, wie der Duft von prachtgefärbten Blumen mit giftigen Kelchen seine Sinne fälschte und betäubte. Unheilschwangere Stunde, wo ein andres Wesen auch nur mit seinem Schatten sich zu ihm gesellte! Zu ihm, der mit niemand Rast und Frieden zu teilen hatte — und auch für niemand des eignen Herzens Tiefe zu Tage stellen konnte, auf daß sie eine Warnung würde . . . Er, der auch um das größte Opfer nichts verschenken durfte; denn zitternd hat er sich zu hüten, auch nur ein Steinchen aus dem Stein zu schlagen, worüber er den Eid geleistet für sein Leben; aus dem Felsen, den das Schicksal höhnend auf ein geliebtes Grab geschleudert . . .

Zitternd hast du dich zu hüten, heißes Herz! — Denn in deiner Tiefe zieht schwer und glühend ein Strom von Leben; nur gestaut, nur gedämmt, mühsam in Fesseln geschlagen hat ihn dein Willen. Wehe, wenn er den Damm durchbricht! Von Licht und Schönheit ist seine Flut gesättigt; in Fenergarben kann er Farbenwogen um sich gießen durch alle Schatten dieses Lebens, in tausend Wonnen eine Menschenseele mit Trunkenheit um ihre Kraft betrügend. Denn dein ist die hehre Kunst, den Geist des Glückes zu verstehen. Und nach nichts von seinen Schätzen darfst du die Hände strecken. Andres heischt im Eid beschworene Pflicht!

Hinweg! — Schreit es nicht auf in deinem Herzen? Wühlt die Sehnsucht nicht am Grund des Stromes? Daß eine himmelhohe Woge sich bäumt, das Wehr zu brechen —

„Hinweg! — Haltet ein, Gedanken, heißatmige Versucher!"

Er blieb an dem Tische stehen und schob zerstreut, was auf ihm lag. — Und weiter wollte es im Herzen klingen. Wie reich an Sonne kann ein Menschenleben sein! Was lastet sonst wie ehernes Gebot auf seinem Weg? Ist es ein Segen — ist's ein Fluch?

Ein Fluch, daß du ewig ruhelos in der Sorge grauen Armen nur mit Träumen von Gewalt und Kampf selbst deinen Schlummer füllen sollst? Kein Heim und keine Rast! Nur als ein Träger abndender Geschicke sieh und handle; denk an nichts, als wie du alle Klugheit, alle Arbeit, alle Spannung deiner Kräfte, Wunsch und Hoffnung auf das eine stellst, als Rächer den Frevlern die Vergeltung abzuringen. Zerschellt liegt Macht und Name der Strozzi. Beraubt und aus dem Vaterland vertrieben sind die letzten ihres Stammes. Im Kastelle zu Florenz sind Filippo Strozzis Glieder unter der Folter zerbrochen; mit der letzten Kraft hat er sein Leben selbst geendet, den Peinigern zu fliehen. Beim heiligen Gedächtnis an den blutgetränkten Leichnam des Vaters hatte Piero den Eid geleistet, kein andres Ziel zu kennen, als den unsäglichen Frevel an Feind und Feindesgut zu rächen. Schon stand der nächste Schritt vor seiner Seele. Wollte es Gott, so sollten unter den Mauern Mailands sieghaft die Würfel fallen in neuem Kampfe mit des Kaisers Heer. Und schlägt ihm selbst dereinst die letzte Stunde — nirgends anders durfte der Tod ihn finden als im Felde, den Schwertgriff in der Hand.

Er nahm ein Buch vom Tische auf. Da sprang ein andrer Funke von Erinnerung aus der Lohe dieser wühlenden Gedanken. Ein Blatt schlug sich auf. Es war bedeckt mit Sternenbildern. Ein Wort stand darüber, Sydera, die Himmelszeichen.

Wie war es, das Blättchen, das sie damals in der Hand gehalten und ihm gezeigt, an jenem fernen Herbsttag, im Landhaus Gabriellos?

„Des Herzens Sterne! Winket nicht! — Für mich müßt ihr verlöschen!"

Ein Schritt zögerte in diesem Augenblicke vor der Thüre. Sie öffnete sich. Und vor Piero Strozzi stand die lebendig gewordene Gestalt seiner Gedanken.

Er wich zurück, wie fürchtend, es könnte ein trügendes Gesicht seiner gespannten Sinne sein. Dann aber fiel, zweifelnd und leise, ihr Name von seinen Lippen.

Dort, ja, dort stand sie vor ihm!

Sie hatte die Thüre hinter sich zugezogen und lehnte in ihrem Rahmen, die bleiche Hand an die Wand gelehnt, als stütze sie sich. Er warf einen erstaunten Blick auf sie; sie schien ihm sonderlich verändert, und er empfand, daß es nicht bloß war, weil sie sich anders trug, als er sie zuletzt gesehen. Schlank und zart schien ihre Gestalt geworden, fast hager ihr Gesicht; tiefe Blässe hatte die gebräunte Färbung ihrer Wangen überwunden. Und unter den schweren Brauen sprach aus den großen, in eignem Feuer glänzenden Augen ein Ausdruck, so gemischt von Spannung und hartem Ernst innerlich gewandten Denkens, daß es ihn beinahe fremd anrührte. Aber ihr Blick faßte so stark in den seinen, als wollte er ihn mit Ungestüm fortreißen, weit hinaus aus dieser Gegenwart — daß zwei wandernde Seelen sich erhoben über Schatten und Licht, darin die Körper standen und in wesenloser Höhe sich begegneten.

Da verwischte seine tiefe Bewegung alle Grenzen der Zeit, die zwischen ihnen beiden abgelaufen. Wann war es, daß er im Landhaus zu Murano ihre Hand in der seinen behalten? — War es jetzt, daß er wieder Abschied nehmend, wie in jener Nacht in Tizians Hause, ihr gegenüber stand? Hatte er, was sich eben noch in seinem Herzen gewälzt, laut zu ihr gesprochen, nicht zu sich selbst? — Des Herzens Sterne! Die über unser aller Häuptern unverrückbar nach ihrem eignen Ziele gehen . . .

Als setzte er seine Gedanken in lauten

Digitized by Google

Worten fort, und als knüpften sie sich eben nur wieder an das Letzte, das zwischen ihnen damals gesprochen worden, rief er:

„Es steht etwas in meinem Leben, Renea! Hart und groß ist seine herrische Macht! Das mußte uns trennen und mußte uns auseinandertreiben, denn seine Kraft ist größer als friedliche Sehnsucht ... Es hätte mich ferne halten sollen von Euch, daß ich mein Herz aus der Bedrängnis risse, daß es sich nicht bethörte, als könnte es teilhaftig werden friedevoller Güter dieses rätselhaften Menschenlebens ... Ihr standet in herrlichem Sonnenlichte, während mich nur frostige Schatten umgaben. Da hat mich nur die Ruhe geblendet. Meine Seele wollte sich verlangend wehren gegen ewigen Verzicht — begehrend, was den andern allen als der einzige Rest von Göttergunst erscheint! — Nichts davon darf mein sein! ... Nicht in jener Nacht, wo lauer Sturm draußen die Wolkenherde gegen die Sterne trieb, mußt ich Euch lassen! — Erst heute, hier in dieser Stunde ... Grausame Prüfung ist es für mich! Laßt sie mich bestehen! Hier! — Warum habt Ihr gezögert, das verlorene Heim zu verlassen? Noch steht Ihr inmitten von Gefahren. Auch dies liegt quälend auf meinem Herzen. Verlasset Maran! Ich möchte darüber ruhig zu sein vermögen. Ich möchte, wie ich es vermag, zu Eurer Hilfe sein. Welches Ende gedenket Ihr —"

„Ich weiß es nicht," entgegnete sie, „das Ende —"

„Seltsam sprecht Ihr dieses Wort!" rief er voll Unruhe. „Noch hat das Leben sich erst für Euch zu öffnen, Renea! Der rohe Schicksalsgang, wie er in unsrer wilden Zeit uns hierhin oder dorthin schleudert, soll Euch nicht vom Ufer tragen. Die Eurigen und Ihr selbst müßt überlegt haben und bedacht —"

„Nichts von alledem; — doch sorgt Euch nicht!" unterbrach sie ihn, und ihre Mienen vermischten einen festen Zug um ihren Mund mit dem traumhaften Schimmer ihrer Augen. „Nicht früher habe ich gekannt, mit welchem Griff Erlebnisse das Innerste in uns zu fassen wissen. Jetzt, wisset, hat keine Sorge, keine Angst mehr Herrschaft über mich. Ja, es sank und sank ... Wie in ein schwarzes Meer ist viel versunken, das meine Seele einst getragen ... Fort! Fort! — Ihr seid hier! Wie wunderbar hat es sich ereignet ... Nun möchte ich im Augenblick nichts andres denken können. — Wie hätte ich je erwartet, Euch, Piero Strozzi, zwischen diesen Wänden wiederzusehen! Von Kindheit auf war es mein Heim. Dort, im alten Stuhle auf der Fensterstufe saß ich oft. — An diesem Tische schrieb ich einst ein wichtiges Schreiben; der Vater sagte es mir in die Feder. Ihr dächtet nicht, wie schwer es wog. Er warnte des Kaisers Gesandten, die Festung möchte von den Venetianern begehrt werden." Ihre Brauen schlossen sich finster. Sie schwieg ein Weilchen. „Seht, dieses Buch! Ich blätterte als Kind darin und staunte groß ob seinen Wundern. Da steht ein fremdes Wort — Jahre darnach waret Ihr es, der es mir erklärte. Wißt Ihr noch, in Murano —"

„Des Herzens Sterne!" sagte er bewegt. „Wohin weist der meine?! O, wollet nicht wecken, was allzu licht sich unterscheidet von dieser schroff gewordenen Gegenwart!"

„Mit nichten!" entgegnete sie, verwunderlich sich fassend. „Ich wünschte nichts in diesem Augenblick, als zu vergessen, wie die Gegenwart geworden."

„Wie ist mir?" rief er schmerzlich aus. „Verlangte etwas in uns beiden noch eine Spanne Rast? Als könnten wir das Unerwartete, das Gewaltsame dieser Umstände vergessen?"

Sie erwiderte sinnend und eifrig: „Laßt es so sein! — Auf einmal denke ich, wie viele kleine Dinge ich Euch weisen wollte, hier herum, wie viel ich zu erzählen wüßte. Niemand noch konnte ich es sagen. Ich wies Euern Blick dort ferne hinaus, und ich erzählte Euch —"

„Und Ihr erzähltet? — Renea! Was klingt in Eurer Stimme! Ihr seid es, und wieder seid Ihr es nicht! Ihr scheint mir fremd, und doch begegnet sich etwas in uns, als hätten uns Tage bloß getrennt. Ihr erzähltet?"

„Manches! — Und ich möchte die düsteren Gedanken für eine Weile von Eurer Stirne bannen können. — Seht Ihr die Heide dort und den Wald? — Ich dachte oft, wie ich Euch führen wollte, wäret Ihr vom Zufall einst hierher versetzt. Es gehen so viele Wege dort; ich kenne sie alle. Dort, an der Straße, steht ein Bildstock; nehmt Ihr ihn aus? Und dort, die großen Bäume in einsamer Gruppe. Drei Eichen sind es; ihre Borke ist dick und voller Runzeln vom hohen Alter. Dort glänzt der Bach, ein tiefes rätselvolles Wasser. Und all die Blumen in der Heide; — habt Ihr das farbenreiche Heer gesehen, als Ihr kamt? Und durch den Wald seid Ihr gekommen. Habt Ihr all die Geheimnisse gehört, die leises Rauschen aus seiner Tiefe raunt? Sind Eure Gedanken je hierhergewandert — nun wollen sie Euch auch von hier geleiten!"

Sie schwieg, als bedächte sie noch Besonderes. Und Piero Strozzi gewahrte nun, daß sie etwas fest umschlossen in ihrer Hand hielt. Es schien ein Tüchlein oder ein Stück dünnen Zeuges. Und da sie des öfteren mit unschlüssigem Blicke darauf hinabsah, war es, als müsse es mit ihren Worten oder Gedanken einen Zusammenhang haben.

„Horcht!" begann sie dann wieder, und ein lichter Zug belebte ihre Miene. „Oft hab' ich mit meinen Blicken getrunken, wenn ich dort vom Fenster ins Land hinausgesehen. Wollt Ihr von hören? Ich habe auch gelernt, wie der Frühling kommt ... Es war ein holder Knabe mit einem Augenpaar, voll von himmlischer Schönheit. Er kam ins Land geschritten; kein Fleckchen hat er vergessen. Er kam auch herab in unsre Heide. Alle die Blüten streute er aus

Digitized by Google

seiner Hand; da erwachte das Leben allenthalben. Er warf Blüten an das Thor der Festung. Es that sich auf. So stark ist der Frühling. Alle Kräfte der Geschöpfe rührt und weckt er. — Der Wald erwachte, die Erde putzte sich, Vogellieder erklangen, und eine Weite wurde im Herzen, daß kein Leid und kein Schatten es bezwingen können. Ich hab' den Frühling ganz und gar verstanden, und nun weiß ich — das hat mich gefeit vor allem, was wechselvolle Zeiten mit sich schleppen können. Solch ein großes, kostbares Gefühl ist mir offenbar geworden. Jetzt ist mir, als hätte ich Euch gerade dieses noch von mir zu sagen gehabt ... Nun ist Maran in fremde Hand gefallen. — Ich fürchte dennoch nichts. Alles wird sich schicken, nicht wie die Menschen den Weg bereiten, nur nach dem ewigen Willen, der alles werden läßt, wie das Leben der Erde, vom Frühling aus."

„Dürr liegt der Sommer," nickte Strozzi trüb. „Ihm folgt der Herbst und bleicht die lichten Farben."

„Mitten in seinem Schlummer weht vom Süden der Sturm!" rief sie eifrig. „Weich und warm kommt er über das Meer, aus einem Sonnenlande. Ich kenne ihn! Im Hause Tizians ... die Nacht war gekommen. Am Fenster lehnte ich und horchte dem Sturme, der draußen vorüberzog mit lautem Brausen. Nie hab' ich solche Stimmen klingen gehört!"

„Renea!" hemmte Strozzi ihr Wort, beinahe mit bittendem Ausruf. „Hat dies grausame Spiel der Fügung doch auch diese Stunde zuwege bringen wollen? Vermögen wir niemals die Absicht der Geschicke zu begreifen?"

„Niemals!" wiederholte sie sinnend. „Und jetzt? Geht Ihr nicht neuen Plänen entgegen, Piero Strozzi, neuen Werken, die verlangen, daß alle Eure Kräfte sich rein und freudig in Euch zu Einem sammeln? — Seht, dies meinte etwa mit solcher Fügung das Geschick! — Ich habe erkannt: in Einem nur kann sich ein Leben erfüllen und niemals sich genügen, wenn es nicht treu am Wege bleibt dazu ... Ich weiß, was das Eure bestimmt ... Sorgt nicht um mich! Ich fühle Kraft. Kein Sturm reißt mich vom Ufer."

„O, hörte nicht mein Ohr allein diese Worte, hörte auch meine Seele, daß wir teilen, sie zu begreifen!" rief er leidenschaftlich aus. „Wohlan, dann habt die Kraft und laßt, daß ich begreife ... Ich schlürfte einen süßen Trank, Renea! Noch nie hat ähnlicher die Lippen mir genetzt! Und daß ich Durst gelitten, fühlte ich erst da, und daß es dürr gewesen in meinem Herzen ... Ich trank und trank und habe mich berauscht, bis trügende Verwirrung mir zum Rand die Seele füllte ... Holder Trug, Renea, der Harmonien in mir klingen ließ und sanfte Worte, wie einer Mutter Schlummerlied dem Kinde in der Wiege. Bis ich plötzlich, angstvoll, mich wie verloren sah im Irrgang meiner Träume ... Mir ist es nicht gegönnt! Kein Traum und kein Vergessen darf an den Banden meines Eides rütteln! ... Zu opfern heißt mich Gott. Wohlan — so sei auch mein schwerstes, größtes Opfer noch gebracht!"

Renea sah fest auf seine starkbewegten Züge. Stolz und Freude belebte ihre Wangen. Sie hielt die Stirne etwas vorgeneigt, lauschend, als wollte sie von keiner Silbe den Ton verlieren, den er ihr gegeben. Jetzt hob sie abwehrend ihre Hand.

„Was wollt Ihr sagen, Renea?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Nichts. — Ein Wort ging durch meinen Sinn ... Ich kenne ein schwaches Weib; ihre Liebe hat sie groß gemacht. Wir wandeln von aller Ewigkeit bestimmten Pfad. Ja, ich fühle Kraft in mir ... Einst habt Ihr etwas zu mir gesagt. Es war, da wir uns kennen lernten. Ich habe es nie mehr vergessen. Ihr sagtet, wir alle müßten gebeugten Hauptes durch das Dunkel gehen, nur die Kunst führt den Menschen empor zur Höhe, der Glaube und die Liebe. Zur Höhe möchte ich Euch schreiten sehen, Piero Strozzi, denn Euer war die heißeste Liebe, der Ihr das Leben weihen wollt; — Euer sei auch der stärkste Glaube, daß voll Gerechtigkeit das Ziel gelegen. Gegen Mailand, hört' ich, zieht Ihr von hier. Habt Ihr den Tag gewählt?" Sie sah zu Boden, und wieder zuckte jener anmutige Stolz um ihre Lippen. „Sagt mir den Tag und wie es sich begeben wird."

Er sammelte sich mit Ueberwindung.

„Morgen weilen wir noch hier. Und übermorgen, so früh am Tag wie möglich, verlasse ich Maran."

„Wie wird es geschehen?"

„Wie? — Die Mannschaft alle, die zu mir gehört, räumt die Festung. Ich habe drauf zu achten. Alle verlassen Maran, ich als der Letzte ... Werde ich noch ein Wort von Euch vernehmen?"

Nachdenklich entgegnete sie: „Scheiden ist doch nur ein ängstlicher Gedanke des Hirns vielleicht... Was wissen wir? Geschah nicht eben jetzt so Wunderbares? — Nein, man scheidet nie! Hundertfacher Zufall führt Menschen immer neu zusammen. Sie trennen sich, in Haß, in Liebe ... und ein Augenblick am Lebensweg vereint sie wieder —"

„Haltet ein, Renea, ich beflehe Euch!" —

Da mit einem Male veränderte sich der Ausdruck ihrer Miene, und ihre Stimme nahm einen harteuschlossenen Klang an.

„Vergeßt nicht — ja, es steht etwas in Eurem Leben, Piero Strozzi! Hebt Euch hoch empor daran! Und Ihr seid stark und auserwählt, denn ohne Zagen, ohne Wanken habt Ihr es erwartet! Nichts sei, dem Raum wird in Eurer Brust, als bloß das eine — ! Wißt Ihr noch? Einst habt Ihr mir ein Münzlein gegeben. Ich trage es stets bei mir —"

Piero Strozzi fuhr auf, als packe ihn auch diese Erinnerung mit schüttelnder Hand.

Ihre seltsamen Worte, die Kraft der Stunde,

Digitized by Google

die er hier erleben mußte, aller Zwiespalt seines Herzens schlugen über ihm zusammen. Dort stand sie aufrecht und still. Seine glühenden Blicke umschlangen sehnsüchtig, wie sein beherrschtes Herz es nie erlebt, dies Antlitz mit dem unfaßbaren Ausdruck, diese Gestalt, deren Gedächtnis ihn nie verlassen und die er dennoch ewig fliehen sollte.

Er faßte jäh nach ihrer Hand und breitete den Arm, wie um sie ungestüm an sich zu ziehen. Doch sie wich rasch zurück; er ließ die Arme sinken und wandte sich ab. Mit eisigen Händen entfaltete Renea nun das Tüchlein in ihrer Hand. Es war der Schleier, den sie auf dem Haupte zu tragen gepflogen, bei allen Anlässen, wo sie einander zu jener Zeit in Venedig gesehen hatten.

Ihre Wangen färbten sich dunkel, und rasch bat sie:

„Gedenket Ihr noch? — Als das Blut von Eurem Arme floß, da Ihr beim Kampfe auf der Brücke verwundet worden, da bot ich Euch diesen Schleier zum Verbande. Ihr wieset ihn zurück. Erfüllet mir jetzt die Bitte: nehmet ihn an! Nehmet ihn mit Euch fort. Ich habe mein Gebet daran geheftet, auf daß Ihr gehütet bleibet in jeder Fehde. Ich habe den Schleier der Madonna zu Füßen gelegt, und ich habe gesehen, daß ihr Gnadenblick sich darauf richtete.

„Gebt!" sagte er. „So tiefe Zuversicht wie Eure muß die Kraft besitzen, daß ein zweiter ihrer teilhaft werde. Doch will ich bloß ein kleines Stück —"

Und mit beiden Händen das Gespinst erfassend, riß er entschlossen einen schmalen, langen Streifen davon ab.

„Habet tausend Dank!" sprach er. „Dies will ich um den Arm mir knüpfen, wenn ich ziehe — Ich weiß, es ist von einem treuen Wunsch geweihtes Angebinde —"

In diesen Worten meisterte er mit so festem Willen seine Stimme, daß sie fast hart im Tone wurde.

Aber mit einem Male brach die Kraft, die er sich angethan.

„Prüfe mich nicht weiter, Gott, nicht weiter, nicht weiter —!" stieß er hervor, nach Fassung ringend. „Bewahret Ihr mich, Renea! O, bewahret mich! — denn ist das Wort in tausend Schmerzen auch getränkt, tausendmal auch ist sein die Herrschaft über all mein Leben! — Es dreht sich in meiner Seele ein Wirbel von grauenvoller Abgrundtiefe . . . Prüfet mich nicht weiter . . . bewahret mich —!"

Sie streckte die Hand nach der Thüre.

Er warf einen scheuen Blick nach ihr.

Wie ein Leuchten von Verklärung ging es aus von ihrer reinen Stirne.

„Ich bewahre Euch, Piero Strozzi —"

*

Glanzvoll erwachte der Sonnenmorgen. Früh wurde es rege in Maran. Die Truppen Strozzis rüsteten zum Aufbruch. Lange vor ihnen verließ Renea die Festung. Sie hatte ein lockeres Gewand umgeworfen und schürzte es nun, zögernd durch die benetzten Gräser und Blumen schreitend, denn die Heide glitzerte im Tau. Finkenschlag klang vom Walde herüber. Eine Drossel mischte tiefe Töne in dieses Lied.

Ein seltsames Klingen und Tönen wurde auch wach im Herzen des Mädchens; immer klarer und stärker und köstlicher klang es. Sie fühlte ein feines Wehen und Treiben um sich, ein Hauchen und Zittern, ein Flüstern und Regen, ein Beben und Atmen und stummes Drängen.

Das war der hehre Sonnentag.

Und höher als je eine Stimme steigt aus Wasser und Wald, erhob sich ihre Seele, erwartungsvoll. Das machte ihre Füße leicht, und ihren Gliedern benahm es jedes irdische Gewicht. So getragen war sie von unsichtbarer Macht, daß ihr der Gang ein Schweben schien. Freiheitsvoll hoch gerichtet war ihre Stirne, verzückt vom Leuchten verheißungsvoller Ferne blickten ihre Augen.

Jetzt hob sie beide Hände auf die Brust.

Ja, das stärkste ist die Kraft der Erwartung!

Alles um sie schien weggenommen. Nun aber war es eröffnet in ihrer Seele, messen sie zu harren gehabt, getreu und mutig, durch Bangen und Schmerzen.

Sie lauschte. Denn es war so deutlich, als spräche lebendige Stimme zu ihr.

. . . Es ist am hellen Sonnentag. Kein einziger Schatten trübt den Himmel. — Da naht der eine in der Ferne. Ihm erscheint ein Licht . . . Kein Menschenauge hat je den hüllenlosen Leib erblickt; es sieht ihn nur die Sonne, vom makellosen Himmel. Sie webt aus ihren goldenen Strahlen den feinsten Schleier, die Gestalt zu kleiden . . . Und keines Mannes Arm, und keines Mannes Lippe hat sie je berührt. Schattenlos ist ihre Seele, wie die Tiefe des Himmels über dem kryställenen Sonnentag . . .

Ein leises Zittern floß hinab an ihrem Körper.

. . . Frage nicht, begehre nicht vorauszuwissen, wie sich das Wunderbare vollendet in der Lösung! Nur mit den Starken zählen die Geschicke; sie brauchen nur, wer sie erwarten konnte! Sieh, alles ringsumher ist Licht und Leben, kein Menschenwesen stört die heilige Einsamkeit der Natur . . . Verblaßt und versunken ist alles übrige — Sorgen und Thränen, Wünsche und Lächeln. — Dein aber ward der Segen zu warten, daß sich das Geschick erfülle. Und er trägt deine Seele empor, du schwebst in einer Flut von Sonnenlicht, so leicht und mutig, und so einig ist alles geworden in deinem Herzen . . . Und die Gnade, die du erringst, soll *seinen* Weg begleiten, denn dich wollte das Zeichen zu seiner Trägerin, deshalb hat es von Anfang an jegliches gelenkt und geführt, so selig und köstlich, wie es gewesen . . .

Sie ging am Bache hin und längs des Ufers seinem Lauf entgegen. Von hier aus konnte sie die Brücke und das Thor im Auge behalten und

Digitized by Google

mit ihren scharfen Blicken jede Bewegung auf der Straße erkennen, lange bevor sie nahe kam. Hier mußte endlich ihrer ansichtig werden, wer die Festung verließ.

... Was war deine Liebe? Ja, selig und köstlich, und ganz einzig hat Gott sie gemacht, und dein ganzes Leben lang hat er die feinsten und stärksten Gefühle deines Herzens gepflegt und gehütet, und hat sie groß werden lassen und gesammelt, auf daß du würdig seist, sie zu erfüllen. Darum hast du den Frühling verstanden, wie er über das Land gekommen und hast des Herbstes laue Stürme von süßen Märchen brausen gehört und herrlichen, fremdartigen Träumen. Nun komm, du heiliger Augenblick, wo du dich erfüllst, du einziges und letztes Ziel aller Liebe! — Kampf heißt du und Entsagung, Sehnsucht und Gewährung, und ein Sieg bist du, weil deiner die Kraft ist, ein Opfer zu werden. —

Sie wartete, hochklopfenden Herzens.

Da drang ein Geräusch kommender Bewegung von Maran herüber. Am Thore bewegten sich Schatten. Ein Helm blitzte in der Sonne.

Nahe dort stand ein Strauch. Er war in üppiger Fülle bedeckt von Tausenden feiner weißer Blüten. Wie eine weiße Blätterwolke stand der Strauch im grünen Rasen. Sein dichtes Wachstum konnte sie vor jedem Blicke schützen. Nun barg sie sich dahinter und drückte sich tief in die dichten Zweige. Sie wußte, Piero Strozzi würde als der letzte die Festung verlassen.

Ein Häuflein Berittener passierte die Brücke. Gleich darauf zerrissen scharfe, kurze Töne die Luft mit hartem Schalle. Pfeifer und Trommler folgten den Reitern. Unwirsch wirbelte das grollende Marschlied. Nun kamen Fußmannschaften. Wehrgehänge und Sturmhauben blinkten, Speerschärfen blitzten wie zuckende Lichter über den Köpfen der nahenden Menge. Ein Banner wehte; es trug ein rotes Kreuz. Federn schwankten in der Ferne, vom Licht getroffen. Farben wurden lebendig. Eine bunte Menschenwoge entfaltete sich immer länger die Straße heran; Hunderte kamen gegangen. Schon vernahm man den Hufschlag der Pferde, das Geräusch hundertfacher Schritte. Leise begann der Boden zu dröhnen. Das Spiel wurde immer lauter und greller; die ganze Luft begann davon zu zittern. Eine kräftige, entscheidende Bewegung warf ihre Wellen über den Himmel. Etwas Verwirrendes und Seltsames zog an ihm dahin.

Näher und näher sah Renea den Troß sich bewegen.

Jetzt kam er jenseits auf der Straße an ihr vorüber.

Dies schien ihr von unendlicher Dauer. Sie schmiegte sich fest in die drängenden Blütenzweige des Strauches und lugte gespannt hindurch. Ihr Atem ging schwer.

Schrittedröhnen, Pfeifenklang und Trommelschlag zogen vorüber. Aber weit noch schleppte ihr Wiederhall nach und wälzte sich klingend in der blauen Luft.

Endlich entschwanden die Gestalten alle und die Farben und die zuckenden Lichter.

Plötzlich wurde es wieder stille. Die Straße lag verlassen.

Und Renea hörte nichts mehr, als das Beben des eignen Herzens. Ein Schleier drängte sich vor ihre Augen. Sie schloß sie und ließ sich auf den Rasen nieder.

Aber sogleich sprang sie wieder auf.

... Frage nicht! — Gott hat dich bestimmt für das eine! Hast du nicht geahnt von der Kindheit her, wie eines jeden Aufgabe in der Ewigkeit des Himmels feststeht? Hat er dir nicht da und dort immer ein Stückchen seiner Geheimnisse gelüftet? Das hat dich begleitet, dein Leben lang. Eines und nicht mehr ist eines jeglichen unverrückbare Bestimmung. Und darnach setzt sich von selbst das Ende, denn erfüllt ist, wozu du berufen. —

Sie löste die Spange ihres Gewandes; das Oberkleid glitt von ihrem Körper. Noch einmal drückte sie sich, wie schutzsuchend, in die blühenden Arme des Strauches. Dann schien ihre Gestalt herauszuschweben aus dem üppigen Strauße der weißen Zweige, als hätte eine Woge von den Blüten ihren Leib umkleidet. Mattweiß floß das Linnen von ihren Schultern.

Sie entblößte ihre Füße, schritt vorsichtig an den Bach heran und blickte in das Wasser. Ihr Bild sah sie von seinem Spiegel widerscheinen. Weiße Perlen stiegen aus der Tiefe darumher auf; Wasserblumen ließen rosenrote Blätter darüber fließen.

Sie tauchte ihre Füße in die klaren Wellen, als müßte sie sie baden, um nun geheiligten Boden zu betreten, auf den kein Schritt den Staub der Erde vertragen dürfe.

Da fühlte sie die Schnur mit Piero Strozzis Münze an ihrem Halse. Auch diese durfte nicht an ihr bleiben, das Zeichen zu erfüllen. Sie streifte sie hastig ab und umschloß die Münze fest in ihrer Hand. Später wollte sie sie dort versenken, wo das Wasser am tiefsten stand. Später. —

Ein Reiter erschien im Thore von Maran. Er kam langsam und allein über die Brücke. Nach geraumer Zeit erst folgte ihm ein zweiter.

Sie erkannte Piero Strozzi. Nur von einem Diener begleitet, der in Entfernung folgte, verließ er nun als letzter die Festung.

Nun drängte Reneas ganzes Herz in den bebenden Blick ihrer Augen. Vielleicht, als wollte sie doch noch den Nahenden zurückbeschwören. Noch nicht, noch nicht! — Noch ein Weilchen! —

Mit stürmender Sehnsucht rief es nun in ihr. Er war es! Er zog dorthin; auch er von Einem nur erfüllt, für diese ganze Spanne unerfaßlichen, flüchtigen Lebens; auch er das ganze Herz erfüllt von dem Einen, das ihm das Geschick bestimmt.

Lebwohl! Lebwohl! Dein sei geheiligte Kraft und gesegnetes Gelingen! —

Sie schluchzte heftig auf, bezwang aber sofort ihre Schwäche.

Digitized by Google

Kraft! —

Eine traumhafte Stimmung umfing sie.

Sie befreite entschlossen ihr Haar im Nacken und schüttelte leise den Kopf, daß es wie ein Mantel nach vorn um ihre Wangen fiel, Hals und Brust verhüllend. Dann streckte sie die Linke, ihren zaghaft schaudernden Leib von seiner letzten Hülle zu befreien. Und im äußersten und höchsten Schwunge spannte sich ihr Menschenherz, das Vollmaß seiner Kräfte opfernd auszugießen.

In diesem Augenblicke zuckte ein Gedankenblitz jäh und entsetzlich auf sie nieder und zerriß mit furchtbarer Klarheit höhnend das Beben ihrer Seele. Ein Sturmhauch heulte auf und packte sie, seine Beute zu fällen. Erstarrt wurzelte ihr Fuß, Eiseskälte rann an ihren Gliedern.

Nicht sie kann seines Schicksals demütiges Werkzeug sein, — nicht sie! — Hat nie ein Mann den Arm um sie geschlagen? Nie seine Lippe heiß die ihrige berührt? Was hat den grausen Augenblick in Nacht vergraben, wo die Glocken heulten in Maran, und der Verräter sie an seine Brust gerissen?! —

Sie fuhr mit beiden Armen nach ihren Augen. Es loderte darin wie Wahnwitz. —

Oeffnet sich ein Abgrund ihr zu Füßen? Schlägt die Nacht nach ihr mit schwarzen Fängen? Grinst eine schauerliche Menschenfratze sie an aus Höllenbrodem? —

Verwirkt und verloren!

Dort . . . Dort! — Kennst du das Gesicht? Kennst du das Glimmen jener Augen? Siehst du, wie die schnöde Glut das Antlitz dort verzerrt? —

„Bertrand Sacchia!“ —

Sie schrie den Namen gellend in die Luft.

In seinen Armen hatte sie gelegen! —

Verscheucht, gebrochen, unerreichbar fortgerissen ist das Zeichen . . .

Flieh! Flieh! —

Ihre weißen Füße sanken tief ein in dem quellenden Rasen. Ihre weißen Arme haschten nach einem Halt. Unter ihr entwich der Boden. Die Wellen trugen sie fort, zwischen dem Röhricht und den feuerfarbenen Lilien, die das Ufer besäumten. — Und höher stieg das goldene Morgenlicht, und weiter zog der Bach mit seinem Rauschen, und vorüber floß eine Spanne Zeit und Leben — — —

Piero Strozzi hatte, zu Pferde auf dem Markte haltend, den Abmarsch seiner Leute überwacht.

Als der letzte über die Zugbrücke hinüber war, zögerte er und ließ seine Blicke wie zum Abschiede über die Häuser gleiten.

Doch das Antlitz, dessen er gedachte, erschien ihm nicht. — Wie war es doch so wundersam, daß er gehen sollte, ohne es wiederzusehen! Ihre Wege konnten sich doch nie mehr auf dieser Erdenwanderung begegnen! —

Aber ein Zeichen trug er von ihr; es sollte ihn geleiten. Er trug es an seinem Arme, wie er gelobt. Und gleich stark mochte keine sein, wie die Fürbitte so lauteren Herzens.

Weit und offen steht nun der Weg, und voller Rätsel die Zukunft. In seiner Brust brannte ungeduldiger Durst, an erträumten Thaten sich zu löschen.

Einer unbewußten Bewegung seiner Hand gehorchend, setzte sich jetzt sein Tier in Gang und trug in langsam hinaus und fort über die Brücke. So verließ er Maran, gleichsam ohne eigene Wahl.

Schon war in der Ferne das letzte Geräusch der Truppe verklungen.

Da lag das grüne, blühende Land vor seinen Blicken, in so sonderbarer Weite, in solcher Stille, in so hellem Sonnenglast, daß ihn ankam, als schwänge sich etwas aus seiner Seele zu unfaßbarer Höhe auf. Es mußte doch hinter all den Drangsalen dieses Lebens ein Reich des Friedens stehen, so königlich und weit wie dieser Himmel, und so voll des Lichtes, wie dieser güldene Sonnenschein.

Seltsame Weichmut rührte an das gestählte Herz des kriegerischen Mannes. In ganz eigenem Sinnen verloren, zog er langsam seines Weges.

Vor dem einsamen Bildstocke auf der Landstraße hielt er mit einem Male still. Ihm war, als hielte ihn hier eine unsichtbare Hand zurück, sein Herz zu sammeln. Er stieg vom Pferde, entblößte sein Haupt und beugte die Kniee auf die Stufen vor dem Bilde der schmerzhaften Gottesmutter. Dann zog er sein Schwert aus der Scheide, legte es zu ihren Füßen nieder und schien lange versunken in tiefes Gebet.

Endlich drängte sein Gefolgmann.

„Herr, zögert nicht länger! — Wir sind einsam, weit voraus sind Eure Leute und mögen nicht ohne Sorge Euer harren.“

Die Rosse wieherten und stampften ungeduldig den Boden.

Piero Strozzi versorgte langsam seine Waffe. Sodann erhob er sich und schwang sich wieder in den Sattel. Er streifte dabei unversehens das Schleierfetzchen von seinem Arm und merkte nicht, wie es verloren ging. Wenige Minuten darauf waren beide Reiter schon weit entfernt und verschwanden am Rande des Waldes. —

Als die Sonne dieses Tages versank, ließ sie die Mauern von Maran in roten Gluten flammen.

Auf der Straße, vor dem Bilde der Madonna, faßte der Abendwind spielend in den tiefen Sommerstaub und wirbelte und hob ihn leise in die Höhe.

Er fand das Streifchen von Reneas Schleier auch und blies es aus dem Staube. Da flog es weißschimmernd durch die Luft dahin und ließ sich entführen. Manchmal sing es ein Zweig am Strauchwerk auf, daß es ein Weilchen stille hielt, zitternd und flatternd. Dann erhob es sich wieder, ward davongetragen und verschwand.

Digitized by Google

Königin Viktoria †.

(Zu dem Porträt Seite 212 und 213.)

Mit Kummer im Herzen ist sie heimgegangen, die mächtige Beherrscherin des Vereinigten Königreiches Großbritannien und Irland, Kaiserin von Indien. Gewaltig dehnte sich unter ihrer fast vierundsechzigjährigen Regierung die britische Herrschaft aus, ungezählte Kriege, welche die Söldnerheere Albions gegen wilde und halbwilde Völkerschaften unternahmen, wurden siegreich zu Ende geführt, ganze Reiche, wie sie nach europäischem Maßstabe gar nicht zu bemessen sind, unter die Botmäßigkeit Englands gebengt, und auch den gefährlichsten Krieg, die schauerliche Anarchie in Irland, die Jahre hindurch den Bestand des gesamten Reiches ernstlich zu gefährden schien, sah die Königin durch einen glimpflichen Frieden beendet. Als vor vier Jahren mit unerhörtem Pomp ihr Regierungsjubiläum gefeiert wurde, huldigten Angehörige aller Weltteile der Königin und Kaiserin, und in rauschendem Gepränge wurde der staunenden Welt zum Ausdruck gebracht: das Reich Alexanders des Großen, das Reich Kaiser Karls, in dessen Gebieten die Sonne nicht unterging, sie sind ein verschwindendes Nichts gegen das gewaltige Weltreich der Königin und Kaiserin Viktoria.

Und der Schluß dieses Lebens, dieser Regierung! Es scheint verbürgt zu sein, daß die Königin Viktoria in ihrer milden Gemütsart ernstlich der Vergewaltigung der südafrikanischen Burenstaaten widerstrebt hat, aber der Widerstand der achtzigjährigen Frau reichte nicht aus, den von langer Hand gesponnenen Ränken eines schnöden Mammonismus zu wehren. Es kam der Krieg — und so sehr die Verhältnisse sich voneinander unterscheiden, ein Vergleich drängt sich doch auf. Im Jahre 1870 verlangte die Kaiserin Eugenie ihren „kleinen Krieg", sie erhielt ihn und hatte das frivole Gelüste zu büßen. Die Königin Viktoria hat nun aus eignem Impulse niemals nach einem Kriege verlangt, aber doch schließlich ihre Zustimmung gegeben zu den Entschlüssen, in deren Folge die Burenstaaten ein Schauplatz der Zerstörung und Vergewaltigung geworden sind. Aber aus dem „kleinen Kriege", mit dem man spielend fertig zu werden glaubte, wurde ein großer, sehr ernsthafter Krieg, dessen Ende vorläufig noch nicht abzusehen ist und der die Wehrmacht des weltbeherrschenden Albion fast der Lächerlichkeit aussetzt. Man darf wohl sagen, daß die Wechselfälle dieses ungerechten Krieges ihren starken Anteil an der Erschütterung des Gesundheitszustandes der Königin hatten. Mit bitterem Schmerz sah sie, wie schwere Opfer die Kämpfe in Südafrika forderten, und auch einer ihrer Enkel, den sie zärtlich liebte, ward ihr dort entrissen. Und alle diese Verluste, diese Opfer wegen einer Sache, um derentwillen England den Haß der ganzen übrigen Welt auf sich geladen hat — wie hätte dieses schmerzliche Bewußtsein seine Einwirkung auf die Greisin verfehlen können!

Mit der direkten Erbfolge im Hause Hannover, das mit Georg I. auf den englischen Thron gelangt war, sah es 1818 übel aus. König Wilhelm IV., dem geschichtlich zehn illegitime Sprossen nachgewiesen sind, besaß aus seiner Ehe mit der Prinzessin Adelheid von Sachsen-Meiningen keine Kinder (ein Töchterchen starb bald nach der Geburt), und seine Brüder waren teils unvermählt, teils morganatisch verheiratet. Man sagt, daß der Herzog Eduard von Kent, vierter Sohn des Königs Georg III., weniger aus Liebe denn aus Staatsraison sich im einundfünfzigsten Lebensjahre mit der verwitweten Fürstin Viktoria von Leiningen, geborenen Prinzessin von Sachsen-Coburg, vermählte. Damit das zu erwartende Kind auf englischem Boden geboren werde, siedelte das hohe Paar, das bisher aus Sparsamkeitsrücksichten auf dem Kontinent gelebt hatte, nach London über, und im Kensington-Palast wurde am 24. Mai 1819 die Prinzessin Viktoria geboren. Der Vater starb schon nach acht Monaten, aber in ihrer trefflichen Mutter fand die Prinzessin eine treue Behüterin, die auf Geistes- und Gemütsbildung ihrer Tochter den besten Einfluß ausübte. Man ließ die Prinzessin in glücklicher Unbefangenheit aufwachsen, und erst wenige Monate vor dem Tode ihres königlichen Ohms wurde sie über den hohen Beruf, der ihr bevorstand, unterrichtet. Am 20. Juni 1837 bestieg Königin Viktoria den Thron, und am 10. Februar 1840 verheiratete sie sich mit ihrem Vetter, dem Prinzen Albert von Sachsen-Coburg. Welch glückliches Eheleben sie mit ihm geführt hat, ist weltbekannt, nicht zum wenigsten aus ihren Tagebüchern, die so herzgewinnende Beweise zärtlicher Gatten- und Mutterliebe erbringen — wir verweisen besonders auf „Neue Blätter aus meinem Tagebuche in den Hochlanden" —, und was man immerhin gegen die Politik einwende, die England unter ihrer Regierung verfolgt hat, in rein menschlichem Sinne steht die Königin Viktoria als ein Muster weiblicher Tugend da.

Vor ihr haben mehrere englische Könige über ein halbes Jahrhundert regiert, im zufälligen Zusammentreffen solche Herrscher, die den Beinamen des Dritten führten: Heinrich, Georg und Eduard, aber keiner von ihnen hat auch nur annähernd ähnlicher Erfolge sich rühmen können, als sie unter der Regierung der Königin Viktoria erreicht worden sind. In allen Erdteilen, abgesehen von Europa und Amerika, hat sich die britische Weltherrschaft gewaltig ausgebreitet, — und nun mußte es geschehen, daß ein „kleiner Krieg", angestiftet durch einen verächtlichen Haufen goldgieriger Individuen, das große Reich in eine Lage brachte, die nicht anders als schimpflich zu bezeichnen ist. Und in Kummer ist sie dahingeschieden, die Königin von Großbritannien und Irland, Kaiserin von Indien.

E. Sch.

Digitized by Google

Der östliche Fels mit Chani; in der Tiefe die Grundmauern des Gymnasion.

Ein Besuch in Delphi.

Ich hatte die hohe Freude, die drei archäologischen Gesellschaftsreisen mitzumachen, die Professor Dörpfeld, der hochverdiente erste Sekretär des deutschen archäologischen Instituts in Athen, alljährlich veranstaltet: die Peloponnesreise, die Inselreise und die Trojareise. Der Besuch von Delphi sollte die Krönung der Peloponnesreise bilden. Als ich eines Morgens an Deck unsers Dampfers „Poseidon" kam, lenkten wir schon in nördlicher Fahrt in die Bucht von Itéa, der Hafenstadt von Delphi, ein, im Rücken die Berge des Peloponnes, vor uns die des westlichen Mittelgriechenlands. Von Itéa führt eine Fahrstraße in vielen Windungen in stark $2^1/_2$ Stunden nach dem 573 Meter über dem Meere gelegenen Delphi. Auf dem steilen Wege verlassen wir öfter unsre Wagen, um zu Fuß auf stark kürzenden Richtwegen diesen vorauzueilen. Wir kommen an dem von den französischen Archäologen neu erbauten Dorfe Kastri vorbei, das ehedem fast den ganzen heiligen Bezirk bedeckte und vor dem Beginn der Ausgrabungen abgebrochen und verlegt werden mußte.

Der heilige Bezirk selbst stellt sich von der Straße aus dar als die stumpfe Ecke zwischen den beiden fast senkrecht aufsteigenden „Glanzfelsen" (Phädriaden), in der eine enge und unzugängliche Felsschlucht steil ansteigt. Am Fuße dieser Schlucht entspringt mit reichlichem, klarem, aber nicht besonders kühlem Wasser die Kastalia, etwas unterhalb an der Straße in eine Brunnenanlage gefaßt. Unterhalb an der Straße steil abfallendes Terrain zum Pleistosthale; jenseits düstere, kahle, nicht besonders hohe Berge.

Von den Bauwerken des heiligen Bezirks ist von unten fast nichts sichtbar. Mit wunderbarer Raumausnutzung ist der Platz für diese dem scheinbar ganz steil abfallenden Abhange des westlichen der beiden Felsen abgewonnen worden. Von der Kastalia aus eine kurze Strecke unter dem westlichen Fels ansteigend, gelangen wir an einen gepflasterten Weg, mit Basen von Weihgeschenken besetzt, die zur Linken meist zerstört sind. In diese Postamente sind vielfach, meist in kleiner Schrift, urkundliche Bezeugungen, vornehmlich über Freilassungen von Sklaven, eingehauen. Man benutzte die heilige Stätte wie ein Zivilstandsregister; was hier stand, war verbrieft und konnte nicht angefochten werden. Weiter hinauf stehen, ebenfalls zu beiden Seiten des Weges, die Schatzhäuser der Städte. Durch eine Stützmauer aus sorgfältig gefügten vieleckigen Steinen ist die Terrasse hergestellt, auf der der Apollotempel liegt. Eine Rampe führt zum Tempel. Derselbe war in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts erbaut, nachdem ein älterer Tempel im Jahre 548 durch Feuer zerstört war. Erhalten ist von diesem Tempel nur der Fußboden. Das Geheimnis der Orakelstätte ist durch die Ausgrabungen ebensowenig aufgedeckt worden wie der Weiheritus der eleusinischen Mysterien oder das Geheimnis der Wunderquelle von Epidauros. Nach den Angaben der Alten lief unter dem Tempel das Wasser der Kassotisquelle her, von der betäubende Dämpfe aufstiegen. Von diesem Wasser ist nichts gefunden worden. Vielleicht haben die Erdbeben, die den Tempel zerstörten, es verschüttet.

Digitized by Google

Theater in Delphi.

Von der Tempelterrasse führt eine große Steintreppe aufwärts zum Theater. Vom Szenengebäude ist hier nur wenig erhalten. Die Orchestra ist mit vieleckigen Steinen gepflastert, die Sitzreihen steigen an der Felswand auf. Als wir hier angekommen waren, stellte sich eine Mädchenklasse von Kastri unter Leitung der Lehrerin in der Orchestra auf und sang ein Lied. Leider war dieser Gesang mehr schreiend als melodisch, und die den Griechen eignen Nasentöne machten sich mit elementarer Gewalt geltend. Hierauf trugen mehrere Schülerinnen mit lauter, vernehmlicher Stimme in guter Aussprache, aber mit etwas unkindlichen, eingelernten theatralischen Gesten einige patriotische Gedichte vor. Welche Dorfschule in einem andern Lande hat wohl eine solche Aula aufzuweisen? Es war ein Nachklang des Befreiungsfestes, zugleich aber auch eine Begrüßung für die deutsche Reisegesellschaft, die wir dankbar entgegennahmen.

Am Fuße des östlichen Felsens befindet sich an der Straße nach Arachowa ein Chani (Wirtshaus), vor dem unter schattigen Bäumen einige Holztische standen. Nachdem wir uns hier und an den Abhängen unterhalb der Straße gegen das Pleistosthal zu gelagert hatten, wurde uns von den bekannten hilfreichen Geistern das herkömmliche Frühstück serviert. Hierauf konnten wir noch, abermals durch das Ruinenfeld emporsteigend, das darüber gelegene wohlerhaltene große Stadion besichtigen. Dieses liegt auf einer höheren, ebenfalls künstlich hergestellten Felsterrasse und hat weite Aussicht bis zum Meere. Von dort erfolgte der Abstieg zum Museum, das mit seinen Schätzen zu längerem Verweilen einlud. Hier befinden sich die berühmten Notentafeln mit dem Apollohymnus, mehrere sehr archaistische Statuen und Giebelgruppen, die schöne Statue, die durch eine glückliche Kombination mit großer Wahrscheinlichkeit als der Agias des Lysipp erkannt worden ist, sowie einige schöne Grabstatuetten. Doch erkennt man hier, daß in Delphi, wie in Olympia die höchsten Hoffnungen der Archäologen nicht in Erfüllung gegangen sind. Auch hier ist das Werk der Ausraubung und Zerstörung durch Barbaren und Nichtbarbaren in gründlicher Weise besorgt worden. Endlich blieben uns noch die Reste des unterhalb unsers Frühstücksplatzes am Hange des Pleistosthales angebrachten Beratungshauses und Gymnasions zu besichtigen. Dann führten uns unsre Wagen unter beständigem herrlichem Vorblicke wieder dem Hafen zu, und bei recht bewegter See brachten uns die Boote des „Poseidon" an Bord.

Die kastalische Quelle.

Während der Nacht fuhren wir über den korinthischen Busen und durch den Isthmuskanal dem Piräus zu.

H. Döring.

Digitized by Google

Der Wartesaal des New Yorker Zentralbahnhofs. (Text Seite 248.)

Digitized by Google

Ausklang.

Wie lang ist sie, wie lang, wie lang,
Daß ich die letzten Lieder sang
Und mir der Federkiel, — ich weiß ob Traum,
Wie ist, als wär' mir Zauberkraft,
Nun steh' ich wie ein fremder Mann
In jenen vergilbten Zeilen da.

Die melden mir von Lust und Leid
Aus längst vergangener Jugendzeit,
Von mancher Hoffnung Morgenrot,
Von manchem Lenz- und Jugendtod,
Von manchen Feldern, Meerfahrten,
Von manchen lieben Landsleuten,
Von einem Hohen Liederlied
Und einem Mädchen, treu und mild.

Still stehn ich nun die Zeilen an,
Ein fremder Mann, ein andrer Mann.
Daß ich geliebt, daß ich gehaßt,
Wie dies Geschlecht ist's mir entfallen;

Digitized by Google

Hermann Allmers.

Was ich gethan, was ich gewollt,
Im Zwielichtsdrang ist hingerollt,
Und geschichtlich ein Schatten nur.
Was Dauer empfand — lässt uns nicht.

Hermann Allmers.

Digitized by Google

Dorfstrasse in Rechtenfleth.

Hermann Allmers, der Marschendichter.

Sein achtzigstes Lebensjahr vollendete am 11. Februar Hermann Allmers, einer der eigenartigsten und vornehmsten Poeten, deren das deutsche Schrifttum sich erfreut. Zwar ist er über die Grenzen seiner Heimat im nordwestlichen Deutschland lange nicht so bekannt, als er es verdiente, aber über den engen Bereich hinaus finden sich doch seine Hauptwerke in der Bücherei vieler Gebildeten, und wer diesen Dichter einmal kennen gelernt hat, dem ist er ein Freund geworden für alle Zeit, ja dasjenige Buch, das ihm seinen ehrenden, im Titel angegebenen Beinamen verschafft hat, muß geradezu als klassisch gelten.

Hermann Allmers entstammt einem uralten friesischen Geschlechte. Seit undenklichen Zeiten besaßen seine Vorfahren den Hof Rechtenfleth im Marschenlande Osterstade an der unteren Weser, südlich von Bremerhaven, und hier erblickte er am 11. Februar 1821 das Licht der Welt. Am liebsten hätte er sich den Naturwissenschaften gewidmet, aber dem Wunsche der Eltern folgend, die das durch Jahrhunderte treu behütete Erbe nicht in fremde Hände wollten übergehen lassen, wurde er Landwirt, und wie schwer ihm auch das Opfer gefallen sein mag, in der Folgezeit hat er es gesegnet, denn ihm dankte er die Unabhängigkeit von den materiellen Sorgen dieser Welt. Die väterliche Scholle blieb die Wurzel seiner Kraft, ihr hatte er sein bedeutendstes Werk zu danken, und zu ihr kehrte er immer wieder von seinen Wanderungen zurück, um in der Stille des lauschigen Heims die in der Fremde gewonnenen Eindrücke zu sammeln und in poetischer Gestaltung wiederzugeben.

Ihm ward es gut vor vielen andern Dichtern. Im Besitze einer stattlichen Habe konnte er, seinem Wander- und Bildungsdrange folgend, frei die Welt durchstreifen, und wenn er genug hatte vom lärmenden Getriebe der Fremde, dann winkte ihm zu traulicher Zurückgezogenheit sein baumumrauschtes Rechtenfleth, das er herrlich zu schmücken verstand mit den mannigfaltigen Reiseerinnerungen. Seinen ersten größeren Ausflug machte er 1845 durch Mittel- und Süddeutschland bis nach Oberitalien, und die Eindrücke dieser Reise legte er in Schilderungen nieder, die er in Bremer Tageszeitungen veröffentlichte. Damit war er unter die Schriftsteller geraten, aber noch mehr als zehn Jahre sollte es währen, bis er Bedeutendes schuf. Inzwischen unternahm er weite Reisen, die ihn durch ganz Deutschland führten, und in den Hauptzentren der litterarischen und gelehrten Welt knüpfte er Verbindung mit den erleuchteten Geistern an. An der Universität Berlin trieb er wissenschaftliche Studien, sein Aufenthalt in Schwaben brachte ihn in Berührung mit Ludwig Uhland, dem er die ersten Gesänge seines Epos „Die Stedinger“ vorlesen durfte, und in München wurde er in jenen glänzenden Dichterkreis eingeführt, den König Maximilian II. von Bayern an seine Hauptstadt zu fesseln gewußt hatte.

Doch während er in der Fremde umherschweifte, war in seiner Seele bereits der Plan zu jenem Werke gereift, das ihn mit einem Schlage berühmt machen sollte. Die Vorarbeiten lagen allerdings weit zurück. Angeregt durch das Werk des Bremer Geographen Kohl über die Marschen und die Inseln Schleswig-Holsteins, hatte Allmers schon im Beginn der fünfziger Jahre in ausgedehnten Fußwanderungen die Landstriche zwischen den nordwestlichen Hauptströmen Deutschlands durchstreift und hierüber manches in Tagesblättern veröffentlicht,

Digitized by Google

aber in der Ordnung zu einem wohlgerundeten Ganzen erschienen diese Beobachtungen und Erfahrungen erst 1857 unter dem Titel „Marschenbuch, Land- und Volksbilder aus den Marschen der Weser und Elbe“. Das Buch erschloß den deutschen Lesern förmlich eine neue Welt. Wie Immermann zwanzig Jahre zuvor, dank der Schilderung der westfälischen Bauernart in seinem „Münchhausen“, als ein großer Entdecker gefeiert worden war, so bot jetzt Hermann Allmers mit seiner Beschreibung der Marschen und ihrer Bewohner etwas ganz Neues, Ueberraschendes. Treffend schrieb er, der ein so großes Stück Welt gesehen hatte, in der seinen Landsleuten gewidmeten Vorrede: „Hinter den Bergen wohnen auch Leute, und wenn ihr wüßtet, wie unbekannt bei diesen wie im ganzen andern Deutschland unsre Marschen sind, und welch falsche, zum Teil ganz abgeschmackte Begriffe dort, ja oft selbst noch in den nächsten Städten über unser Land und seine Zustände herrschen, dann würdet ihr gewiß nicht mehr lächeln und kopfschütteln, sondern — so denke ich mir — euch von Herzen freuen, daß ich versucht habe, ihnen einmal ein Bild unsrer Heimat zu entwerfen.

Hermann Allmers ist nie ein Vielschreiber gewesen, und so vergingen abermals fünf Jahre, bis er seinen zweiten großen Wurf that, mit den 1862 veröffentlichten „Römischen Schlendertagen“. In einer Zeit, da der Büchermarkt mit den Reiseeindrücken der Italienfahrer förmlich überschwemmt war, erregte das Werk Aufsehen — gewiß kein geringes Zeichen für den innern Wert —, und im Laufe der Jahre gelangte es bis zur neunten Auflage. Dies könnte befremden, da ja die Schilderungen den heutigen Zuständen Roms nicht mehr entsprechen, aber gerade in der Vorführung des älteren, von der barbarischen „Verschönerungssucht“ der neuesten Zeit noch nicht vergewaltigten Roms beruht der eigne Reiz des Buches. Wer heute die Alpen übersteigt, der sieht die ewige Roma bereits verwandelt in eine moderne Großstadt, aber Allmers zeigt sie uns noch unkleidet von dem alten romantischen Schimmer, der in des Dichters Schilderungen und Liedern so herrlich wiederstrahlt.

Ja, auch als Liederdichter erhebt Hermann Allmers Anspruch auf hohe Anerkennung. Unter seinen Gedichten befindet sich manche Perle edler Lyrik, und nicht wenige sind in Musik gesetzt worden; so die von Johannes Brahms komponierte „Feldeinsamkeit“, „Ich kannt' einen Stern“, von Theodor Hentschel, und „Wandertreue“, von Hermann Spielter komponiert. Auch auf der Bühne hat er sich versucht, mit dem 1872 erschienenen Drama „Elektra“, das erfolgreich auf verschiedenen Theatern gegeben wurde, und von seinen kleineren Schriften erwähnen wir noch „Hauptmann Böse“, eine Biographie jenes Bremer Patrioten, der 1813, als der Sturm losbrach, auf eigne Kosten eine Compagnie Jäger zum Kampfe gegen Frankreich ausrüstete. Sehr bedauerlich ist es, daß Allmers nicht zur Vollendung seines Epos „Die Stedinger“ gelangte. Hier befindet er sich auf dem Boden seiner Heimat, der ihm die beste Kraft verleiht, und schon das Fragment der Dichtung erscheint bedeutend. Freilich können nur diejenigen sie voll würdigen, die des Niederdeutschen mächtig sind, denn seine Friesen läßt er in der heimatlichen Mundart reden. Für den Kundigen liegt hierin eine ganz besondere Gewalt; es mutet ihn an wie der frische Erdduft der Scholle. So hat Hermann Allmers das alte Wort: „Frisia non cantat“ glänzend widerlegt. Er gehört nicht zu den Modepoeten, deren leichter Klingklang auf kurze Weile weithin gehört wird, bis ihn andre Weisen verdrängen, sondern er darf sich rühmen, Bleibendes geschaffen zu haben, das auch für die kommenden Tage seinem Namen eine dauerbare Erinnerung sichert.

Ernst Schubert.

Allmers' Wohnhaus in Rechtenfleth.

Aufn. von J. Reineck, Hannover.

Digitized by Google

Die andre Saite.

Eine Anzeige und zwölf Briefe.

Von **A. Osterloh.**

Ein Musiker, Komponist einer mit Erfolg aufgeführten komischen Oper, sucht flotten Text zu einer abendfüllenden Operette. Gefällige Anerbieten unter C. C. 17 an die Expedition dieses Blattes.

1. H. Landrer an Robert Rubati, Herzoglicher Hofopernsänger in Dessau.

Leipzig, den 27. März.

Amico carissimo! Dein Rat war schlecht. Die Annonce hat mir zwar einen Berg von Operettentexten eingebracht — orthographischen und andern; — aber was für Schund! Heilige Helmina von Chézy, ich bin bald so weit, Dir alle Deine Sünden zu verzeihen. Ich habe mich bereits in Rückporti ruiniert; denn ich finde es schofel, unfrankiert zurückzusenden. Wird mir aber bald nichts andres übrig bleiben.

Dein betrübter H. L.

2. A. Berndt an H. Landrer.

Weimar, den 29. März.

Geehrter Herr!

Auf Ihre Anzeige in der Musikzeitung bin erlaube ich mir, Ihnen beiliegend den Text zu einer dreiaktigen Operette einzuschicken. Ich bemerke, daß, falls der Stoff Ihren Beifall findet, ich zu etwaigen Aenderungen gern erbötig wäre, da das kleine Werk mein erster Versuch auf diesem Gebiete der Schriftstellerei ist. Hoffentlich trifft meine Sendung nicht zu spät bei Ihnen ein. Ihre Anzeige ist mir erst gestern zu Gesicht gekommen.

Ihrer Antwort entgegensehend, zeichnet

hochachtungsvoll A. Berndt.

3. H. Landrer an A. Berndt.

Leipzig, den 9. April.

Geehrter Herr!

Für einen ersten Versuch eine riesige Leistung! Alle Achtung! Ihre Verse komponieren sich ganz von selbst. In scenischer Beziehung bleibt freilich noch manches zu thun. Den dritten Akt müßten Sie vollständig umarbeiten. Ich kenne die Anforderungen des Theaters, seitdem ich aufgeführt worden bin, ziemlich genau und wäre in der Lage, Ihnen die geeigneten Winke zu geben. Schreiben Sie mir bald, ob Sie darauf eingehen wollen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

H. Landrer, Komponist.

4. A. Berndt an H. Landrer.

Weimar, den 13. April.

Geehrter Herr!

Ich freue mich, daß mein Werk Ihren Beifall gefunden hat, und bin gern bereit, zu ändern, was Ihnen wünschenswert erscheint. Können Sie mir nicht gelegentlich eine Ihrer Kompositionen schicken?

Hochachtungsvoll A. Berndt.

5. H. Landrer an A. Berndt.

Leipzig, den 18. April.

Verehrtester!

Hier haben Sie opus 7, Lied für Baß. Hoffentlich haben Sie eine Baßstimme und können es sich in stillen Stunden vorsingen. Wenn nicht, schicke ich Ihnen die Ausgabe für Tenor. Auf dem beiliegenden Zettel habe ich Ihnen nach Akt und Scene bezeichnet, was ich zunächst umgearbeitet haben möchte. Dann, bitte, streichen Sie doch die etwas zu pikanten Witze im ersten Akt. Unter uns Männern geht das ja. Aber in unsrer Zeit der Familienromane und Weihnachtsmärchen besteht das Theaterpublikum zunächst aus Frauen. Gefällt es denen, so schicken sie ihre Männer herein. Wenn wir aber zu unverblümt vorgehen, dann bangt ihnen für das Seelenheil der Gatten. Also lieber hübsch vorsichtig. — Die erste Sängerin muß noch eine gute Solonummer haben; so was

Digitized by Google

Prickelndes, Sie verstehen mich. Ich mache eine Walzermelodie dazu, daß es den Lenten in den Zehenspitzen kribbelt. Am besten wär's, wir besprächen uns mündlich. Könnten Sie nicht in den nächsten Wochen einmal nach Leipzig kommen? Mir wäre es vor Schluß des Sommersemesters unmöglich, Sie aufzusuchen. Ich muß büffeln, weil ich nächstens promovieren will. Mit Händedruck

Ihr
H. Landrer, Komponist und stud. phil.

6. A. Berndt an H. Landrer.

Weimar, den 2. Mai.

Geehrter Herr!

Also Student sind Sie? So jung und schon bühnenlorbeergekrönt! Wie reimt sich denn Philologie und Operette zusammen? Für Ihr Lied besten Dank. Es gefällt mir sehr gut; eine Baßstimme habe ich aber leider nicht. Die Solonummer erhalten Sie demnächst. Zu Ihnen zu kommen, wird mir aber kaum so bald möglich sein, denn auch ich bin durch meinen Beruf gebunden. Wozu auch? Ich verstehe Ihre Winke vollkommen und halte es mit Professor Joseph Kürschner: schriftlicher Verkehr dem mündlichen vorgezogen.

Wegen der Witze sind Sie doch wohl zu ängstlich. Für Mädchenpensionate braucht man eine Operette nicht einzurichten, und die sind — na, kurz und gut —

Mit besten Grüßen A. Berndt.

7. H. Landrer an A. Berndt.

Leipzig, den 14. Mai.

Geehrter Herr!
oder — sehr verehrtes Fräulein!

Im Kürschner, auf den Sie so unvorsichtig waren, mich aufmerksam zu machen, finde ich unter den Schriftstellern Weimars Ihren Namen mit einem Stern versehen. Der Stern bezeichnet — wie sollte es anders sein? — die holde Weiblichkeit. Ist A. Berndt aus dem Schriftstellerlexikon eine Verwandte von Ihnen? Oder sollten Sie es selbst sein, verehrter Herr Mitarbeiter?

In der qualvollsten Ungewißheit, einstweilen noch mit männlichem Händedruck

Ihr H. Landrer,
Student der Musikgeschichte.

Sie sehen, die Musik und das Studium reimt sich ganz gut zusammen. Uebrigens bin ich leider gar nicht mehr so jung und studiere schon — viel zu lange; wenigstens behauptet das meine Mutter.

8. A. Berndt an H. Landrer.

Was nützt alles Leugnen? Was man schwarz auf weiß besitzt, und so fort. Ich bin wirklich A. Berndt mit dem Stern.

Hier ist das gewünschte Lied für die schöne Spanierin.

1.

Ich liebe dich, wenn ich im wilden Tanze
In deinen Armen fliege durch die Reihn;
Wenn sich bei Sang und Klang und Lichterglanze
An meine Wange schmiegt die Wange dein;
Solang der Töne Gluten
Uns umfluten,
Lieb' ich dich!
(plötzlich mit ganz verändertem Ton sehr kokett)
Doch länger nicht.
Wenn der Tanz verklingt.
Flieht leichtbeschwingt
Die Liebe auch.

2.

Ich liebe dich beim lust'gen Knall der Pfropfen.
Wenn der Champagner alle Bande sprengt.
Wenn aus dem Becher steigend Tropf' um Tropfen
Mit süßem Rausche meinen Sinn umfangt;
Solang vom Schaum die Lippen
Schlürfen, nippen,
Lieb' ich dich!
— Doch länger nicht.
Wenn der Schaum zergeht.
Ist die Lieb' verweht.
Die Lieb' dahin.

Ich denke, das Lied wird sich in der ausgelassenen Ballszene gut ausnehmen.

Mit bestem Gruß Anna Berndt.

9. H. Landrer an A. Berndt.

Leipzig, den 27. Mai.

Verehrtes Fräulein Anna!

Das Lied ist entzückend. Ich habe schon angefangen, es zu komponieren. Vorspiel Cello. Wissen Sie, so weich, so gedämpft, so einschmeichelnd, wie wenn man jemand was ins Ohr flüstert. Cello ist für die Damen; verwende ich sehr gern. Zum Refrain kommen Violinen pizzicato. Erst wollte ich ein bißchen Triangel dazu nehmen; ist aber abgedroschen und wirkt leicht banal.

Fräulein Anna, das Lied wird ein Schlager! Ich sehe Rosenlippen, ein Köpfchen mit kurzen, schwarzen Locken und dunkeln Augen, leuchtend, sprühend, funkelnd. So muß man aussehen, um das Lied zu singen und — um es zu schreiben. Sie müssen doch ein lustiger Käfer sein!

Wider Erwarten führt mich mein Weg um die Pfingstzeit in Ihre Gegend. Vielleicht mache ich dann einen Abstecher nach Weimar, damit wir mündlich die Umarbeitung des dritten Aktes durchsprechen können.

Mit herzlichem Gruße

Ihr ergebenster Landrer.

10. H. Landrer an Robert Rubati.

Leipzig, den 31. Mai.

Teuerster Freund!

Unmöglich, Dich als Bärenhäuter zu bewundern. Erstens kann ich überhaupt nicht reisen, weil ich gänzlich abgebraunt bin; und zweitens, wenn ich reise, reise ich anderswohin. Meine Operette wird großartig, Text zum Küssen; und mein Dichter ist eine Dichterin.

Dein glücklicher Haus.

11. A. Berndt an H. Landrer.

Geehrter Herr!

Nur ein paar Worte, um Sie zu bitten, daß Sie mich nicht ohne vorherige Anmeldung aufsuchen. Ich bin sehr oft abwesend und möchte auch nicht, daß man hier von diesem besonderen

Digitized by Google

Zweige meiner Schriftstellerei erführe. Ich habe Rücksichten zu nehmen.

In Eile A. Berndt.

P. S. Das Bild, das Sie sich von mir machen, entspricht nicht der Wirklichkeit. Und ob ich lustig bin? Die Komiker, sagt man, seien meist außerhalb der Bühne die schwermütigsten Menschen. In dem, was wir schreiben, tönt nur zu oft die Saite unsers Wesens wieder, die im Leben nicht ausklingen darf. A. B.

12. H. Landrer an Robert Rubati.

Weimar, den 5. Juni.

Teurer Freund!

Nicht wahr, Du kannst begreifen, daß man den Wunsch hegt, ein Mädchen, das so reizende Verse macht und so nette Briefe schreibt, von Angesicht zu Angesicht zu sehen?

Natürlich wollte ich sie nicht bloßstellen. Eltern wahrscheinlich sehr sittenstreng. Anna darf keine Operette sehen, aber schreibt selbst welche. So was kommt vor. Also mich unter einem Vorwande ins Haus schlängeln; Weinreisender oder dergleichen. Gänzlich ungefährlich; es kauft ja doch niemand. Zunächst konsultiere ich das Adreßbuch: „A. Berndt, Lehrerin." Schade, daß sie Lehrerin ist. Man hat gleich so ein Vorurteil. Das Haus sieht nicht sehr vertrauenerweckend aus. Reichlich viel Menschen in jedem Stockwerk. A. Berndt scheint zur Aftermiete zu wohnen. Werde mich als Zimmerherr vorstellen. — Ich klingle. Alles still. Ich klingle noch einmal. Desgleichen. Ich klingle zum dritten Male, aber heftig. Drinnen geht eine Thür. „Ist denn niemand da?" ruft es. — „O ja, ich," antworte ich von draußen.

„Sie wünschen?" Dabei wird die Thür geöffnet. Eine Frauensperson zwischen dreißig und sechzig; Kleid ohne Farbe, Haar ohne Farbe, Augen ohne Farbe; Brille auf der Nase.

Ich käme wegen des Zimmers, sage ich. — Sie wisse nichts davon, daß eins frei werde; doch sei die Wirtin zur Zeit abwesend. Ich gebe mir einen gewaltigen moralischen Ruck.

„Vielleicht könnte ich Fräulein Berndt sprechen?"

„Das bin ich selbst."

Mensch! Das war sie selbst!! — und so was schreibt Operetten.

„Wenn vom Schaum die Lippen —" — Proste Mahlzeit! Dein reingefallener H. L.

Ich habe den Text noch einmal durchgelesen. Er ist doch stellenweise recht altjüngferlich.

Der Wartesaal des New Yorker Zentralbahnhofs.

(Zu der Abbildung Seite 241.)

Der jüngst eröffnete neue Wartesaal des New Yorker Zentralbahnhofs ist der größte der Welt. Der Hauptraum, den unsre Abbildung wiedergiebt, hat eine Länge von 201 und eine Breite von 175 Fuß bei einer Höhe von 40 Fuß. Die Wände sind mit Marmor bekleidet, die Beleuchtung ist elektrisch, und die Heizung erfolgt durch Dampf. An diesen Hauptsaal schließen sich ein großes, mit allen Bequemlichkeiten versehenes Rauchzimmer — in der kleinen Abbildung wiedergegeben — und ein eleganter Damensalon an. Auch ein Telephon- und ein Telegraphenraum sind vorhanden.

Digitized by Google

LIBRARY
UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

Ueberbrettl-Empfang in Wolzogens Wohnung.

Wolzogens „Buntes Theater".

Seit etwa zwei Jahren hörte man von Zeit zu Zeit bald hier bald dort Wolzogens „Ueberbrettl" nennen, ohne daß es je genaue, erschöpfende Erklärungen dafür, wie dieses „Ueberbrettl" beschaffen sein würde, gegeben hätte. Man wußte nur, der geistreiche und vielgelesene Schriftsteller habe die Absicht, etwas „ganz Verrücktes", noch nicht Dagewesenes zu schaffen, ein künstlerisches Unternehmen ins Leben zu rufen, das — durch und durch neurasthenisch-modern —, das Wesen des Tingeltangels in den Dienst junglitterarischer Bestrebungen stellen sollte. Man dachte hierbei an das Pariser Cabaret, das Wolzogen vorgeschwebt haben soll; Wolzogen verwahrte sich aber von allem Anfang dagegen, derartiges zu beabsichtigen. Wohl soll das „Ueberbrettl" sich zum „Paukboden der jungen Brauseköpfe und Stürmer" gestalten, wie er es selbst aussprach, es soll aber trotzdem oder vielleicht gerade deshalb durchaus originell sein und in keiner Weise irgend einem französischen Muster nachgebildet werden.

Heute wissen wir bereits ganz genau, was Wolzogen beabsichtigt. Und wahrlich, es ist nicht Geringes, was er will. Die große Kunst den kleinen Leuten —, das ist die Devise des „Ueberbrettls", die edle, veredelnde Kunst in den Dienst des Handwerks stellen. Was die Malerei und Bildnerei vermocht haben, das sollen auch darstellende und bildende Künste versuchen. Das moderne Variété der Großstadt entspricht nur in sehr geringem Maße künstlerischen Anforderungen. Was uns das „Brettl" bietet, ist durchgehends Kunstfertigkeit, soweit es sich um die sogenannten Spezialitäten, die Akrobaten, Luftgymnastiker und sonstigen Angehörigen des „fahrenden Volkes" handelt, — kommen aber die musikalischen, gesanglichen und deklamatorischen Leistungen der Chansonetten, Liedersängerinnen, musikalischen Clowns, Humoristen und

Digitized by Google

so weiter in Betracht, so sind alle diese Darbietungen samt und sonders mehr oder weniger Blödsinn. Die wenigen Ausnahmen, die man hie und da trifft, bestätigen nur die Regel. Und dem soll in gründlichster Weise abgeholfen werden; wenn große Maler Tapetenmuster entwerfen und berühmte Bildhauer Zeichnungen für Fruchtteller schaffen, warum sollen nicht wirkliche Dichter Couplets schreiben, wirkliche Tonmeister sie komponieren und wirkliche Künstler sie singen?!

Das „Ueberbrettl" wird somit thatsächlich ein „litterarisches Variété" sein, ein „Tingeltangel" für Leute, die künstlerisch empfinden und an zierlicher, liebenswürdig-gefälliger Kleinkunst ihre Freude haben. Dabei soll alles durchaus stilisiert sein und diese aufwärts strebende Richtung kennzeichnen, denn beim „Ueberbrettl" werden Aeußerlichkeiten mit dem inneren Wesen des Ganzen in harmonischen Einklang gebracht. So gedenkt auch Wolzogen sein zukünftiges Heim in Berlin ganz eigenartig einzurichten und auszustatten; es soll ein intimes Theater der vornehmen Eleganz und genialen Verrücktheit sein, wo alles durch seine heitere Schönheit stimmungsvoll wirkt. Farben, Beleuchtung, Draperien, Anordnung der Sitze, Speisen, Bedienung, Programmbuch, Theaterzettel, — alles soll ein Symposion von gefälliger, liebenswürdiger Kunst für heiter genießende Menschen sein, die in der Laune sind, Kunst ohne schweres Kopfzerbrechen und tiefes Nachdenken zu genießen.

Getreu dem Titel „Buntes Theater" wird das „Ueberbrettl" ein recht krauses Programm bieten. Dies liegt übrigens im Wesen des Variétés als etwas Selbstverständliches. Eine kleine Probe dieses Programms bot kürzlich Wolzogen in seinem Heim, wohin er so ziemlich das gesamte litterarische Berlin eingeladen hatte. Litteraten von Namen und Bedeutung, Künstler, Maler, Bildhauer waren der Einladung gefolgt, um endlich das „Ueberbrettl" kennen zu lernen. Und wahrlich, wenn Wolzogen all das hält, was er bei Gelegenheit dieser „Probe" versprochen, dann hat das „Ueberbrettl" nicht nur eine Berechtigung, sondern auch eine Zukunft.

Auf unsern Illustrationen sind einige Momente dieser Probevorstellung festgehalten. Was diese Bilder aber in erster Reihe zeigen, das ist der Stil des „Ueberbrettls", der äußerlich in den Kostümen der Mitwirkenden recht deutlich dokumentiert wird. Dieser Stil mag vom Standpunkte der präzisierenden Schule vielleicht stillos erscheinen, aber gerade darin liegt ein eigenartiger Reiz, eine gewisse Originalität, für das Ganze bezeichnend. Ein solches „Ueberbrettlkostüm" tragen nicht nur die Mitwirkenden, auch Herr von Wolzogen selbst präsentiert sich darin, und man muß gestehen, dieser braune, „altmodische" Frack mit den goldenen Knöpfen kleidet ihn recht gut.

Das eine Bild zeigt uns eine Regiesitzung des „Ueberbrettls", der Herr von Wolzogen präsidiert. Zwanglos gruppieren sich um ihn seine Künstler, von denen jeder sein eigner Regisseur sein muß, — Oberregisseur ist Wolzogen.

Nachdem jeder seine Meinung geäußert, trifft er seine endgültige Entscheidung und läßt gleich die Probe arrangieren, die er selbst leitet. Nichts geschieht auf dem „Ueberbrettl", das nicht unter Wolzogens Augen bis ins kleinste und feinste Detail durchgeführt würde. Er bestimmt die Einzelvorträge (Couplets, Deklamationen, Lieder und so weiter), die aufzuführenden Scenen, Tänze, Parodien, wie auch Pantomimen, für die er neben der liebenswürdigen, graziösen Olga Wohlbrück den letzten Schüler des berühmten Roose, den Pierrotdarsteller Luigi Spontelli, gewonnen, der auch in der modernen Pantomime mitthun wird. Den Beschluß der Vorstellung wird dann immer eine „Revue" bilden, — ein gesprochenes politisch-satirisches Witzblatt mit verteilten Rollen.

Indem dieser Artikel erscheint, hat bereits die öffentliche Première des „Ueberbrettls" auf den Brettern der Berliner Sezessionsbühne stattgefunden, und nach den übereinstimmenden Berichten der Tagespresse war der Erfolg glänzend. Oscar Geller.

Wolzogen. Olga Wohlbrück auf dem Ueberbrettl.

Eine Probe auf dem Ueberbrett: Wolzogen ſtudiert mit E. Koppel und Kapellmeiſter Strauß ſein eignes Lied ein.

Im März.

Von

Auguſt Friedrich Krauſe.

Es klopfte mir zur Nacht ans Fenſter
Wie eine harte Knochenhand ...
Ziehn heute dunkle Nachtgeſpenſter
Auf ſchwarzen Roſſen durch das Land?

Die Wälder ſchauern zitternd bang
Und ſtöhnen wie tief im Leide ...
Es iſt ein ſeltſamer, weher Klang:
Der Tauwind geht über die Heide.

Die welken Blätter wirbeln empor
Und knirſtern wie rauſchende Seide ...
Es klingt und klingt ein wilder Chor:
Der Tauwind geht über die Heide.

Dann wieder klingt's wie Jubelſang,
Als ob der Winter ſcheide ...
Die Wälder ſchauern fröhlich bang:
Der Frühling geht über die Heide.

Sachte, nur ſacht! ...
Hörſt du die jungen Knoſpen ſpringen,
Sacht in der Nacht
Die heimlichen Glocken des Frühlings klingen?

Schweige nur, ſchweig!
Mit verhaltenem Atem ſingt ſchüchtern und leiſe
Im dunkeln Gezweig
Der ſiegende Lenz ſeine lockende Weiſe.

Und heimlich erwacht
In den ſchlummernden Aeſten beklommenes Staunen,
Und ſachte, ſacht,
Hörſt in den Wipfeln die Antwort du raunen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nikolaus Gysis

Eine Dorfschule in Griechenland.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Peterlein auf Freiersfüssen.

Eine heitere Geschichte

von **Gertrud Triepel.**

Wenn ich von Peterlein spreche, so meine ich nicht etwa solch einen Dreikäsehoch, dem der Hemdenzipfel keck aus den Höschen hervorguckt. Nein, das Peterlein, von dem hier die Rede ist, war wohlbestallter Landbriefträger für die Umgegend von Wehrlin und waltete schon seit schier undenklichen Zeiten seines verantwortungsreichen Amtes. Eigentlich hieß er Peter Hammer, der Hammer-Peter, wie er anfangs genannt wurde, aber da er immer freundlich und gefällig war und für jeden ein gutes Wort hatte, so kannte man ihn schließlich überall nur noch unter dem Namen Peterlein. Und er ließ es sich gern gefallen und schmunzelte vergnügt, wenn die Kinder, sobald sie aus der Ferne sein Pfeifen hörten, aus Leibeskräften schrieen: „Peterlein kommt!“ oder wenn die Alten wohlwollend fragten: „Na, Peterlein, was bringt Ihr Gutes?“

Ja, am Pfeifen war das Peterlein schon von weither zu erkennen, und nicht etwa planlos und unüberlegt pfiff er vor sich hin, sondern mit Methode und so recht aus dem Herzen heraus. Des Sonntags hatten Choräle und ernste Lieder die Oberhand; an vaterländischen Gedenktagen herrschten patriotische und Kriegsgesänge vor, und es war spaßig anzusehen, wenn Peterlein seine krummen, dünnen Beinchen nach dem Takte der Musik zu strecken und einen strammen militärischen Gang anzunehmen suchte. War trübes, regnerisches Wetter, so ging er wohl ins Lyrisch-Sentimentale über und konnte sich nicht genug thun an schwermütig langgezogenen Tönen und klagenden Trillern. Aber das kam nicht eben allzu häufig vor; Peterlein war im Grunde eine heitere und zufriedene Natur, und sein Lieblingslied, das er mit ganz besonderer Hingabe pfiff und mit allerlei zierlichen Schnörkeln und Variationen auszuputzen wußte, war: „Freut euch des Lebens“.

Peterlein hatte die beiden Dörfer Kremmen und Klippersdorf, die Erlmühle, die Spinnerei Casper und die Bruchmühle zu „belaufen“, wie es in dortiger Gegend heißt. In den beiden Mühlen, die ziemlich zu Anfang und Ende seiner Tour lagen, machte er regelmäßig Station, saß in der Küche bei den lachenden und schwatzenden Mägden, ließ sich ausfragen und necken und trank gemächlich seinen Kaffee oder sein Dünnbier dazu.

Nur mit seinem Junggesellentum ließ er sich nicht gerne foppen; das war der wunde Punkt in Peterleins Leben. Fünf- oder sechsmal hatte er zwar den Anlauf dazu genommen, sich zu beweiben, aber immer hatte ihm ein andrer die Erwählte vor der Nase weggeschnappt. Nun war er nahe an den Fünfzigen und hatte allen Ehegedanken Valet gesagt. Und wenn die Sehnsucht ihn ja noch einmal übermannte, — denn Peterlein hatte bei aller Lustigkeit ein gar weiches und liebebedürftiges Herz, — so schwang er seinen Knotenstock wie der jüngste Wandergeselle und pfiff, daß es weithin schallte:

„Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne . . .“

Das beruhigte ihn immer wunderbar.

Aber kein Mensch kann seinem Schicksal entgehen.

Die Spinnerei Casper lag zwischen der Erlmühle und Klippersdorf, mitten in einem hochstämmigen Kiefernwalde. Zur Seite lief ein munteres Flüßchen, das die Maschinen trieb und das Wohnhaus vom Fabrikgebäude schied. Das Haus hatte den Wald zur Linken; mit der Front sah es auf hohe Mais- und weite Kleefelder, zwischen denen sich der schmale Weg hinschlängelte, auf dem Peterlein von der Erlmühle herkam. Meist standen die beiden Casperschen Jungen am Wohnstubenfenster und warteten, bis die blaue Mütze mit dem roten Rande drüben unter den Kiefern, die sich hinter den Feldern nach der Mühle zu wieder ausdehnten, auftauchte, um dann mit Indianergehenl dem geliebten Peterlein entgegenzustürzen.

Peterlein brach dann sein Pfeifen mit kunstvollem Triller ab, gab den Bürschchen die Zeitung zu tragen, lieh seinen Stock als Steckenpferd her, ließ sich von der braunen Diana und den weißen „Nipels“

Digitized by Google

berichten und haspelte dabei mit seinen krummen Beinchen über die Brücke, dem Fabrikgebäude zu. Ins Wohnthaus kam Peterlein nicht; das war erst aufgebaut worden, als der junge Herr Casper geheiratet hatte, und Peterlein war ein Gewohnheitsmensch! Solange er denken konnte, hatte er alle Briefe und Postsachen, Päckchen und Kistchen drüben im Comptoir abgegeben, und trotzdem er die junge Frau ganz besonders zärtlich in sein Herz geschlossen hatte, konnte er es nicht über sich bringen, eine Aenderung in seiner Geschäftsordnung eintreten zu lassen. Nicht einmal ihre Bitte vermochte ihn hierin umzustimmen.

„Nee, Frau Caspern, sagen Se, was Se wollen, aber die Briefe, die gehören nu mal seit jeher ins Cumptor, und da trag' ich se ooch weiter hin!"

So war also nichts zu machen, und Peterlein strafte das Wohnthaus nach wie vor mit Verachtung.

Doch, wie gesagt, seinem Schicksal kann niemand entgehen!

Zum ersten April war bei Caspers ein neues Mädel angezogen, ein strammes, rotbäckiges Ding mit blitzblanken Augen und krausen, blonden Haaren, — so recht nach Peterleins Geschmack! Er hatte sie getroffen, wie sie das Frühstück ins Comptoir trug, und sein leichtentflammtes Herz hatte sofort Feuer gefangen. Und Lina war auch nicht gleichmütig geblieben bei seinem Anblick; ein helles Rot war über ihre Wangen gelaufen, und die Lippen öffneten sich halb, als wenn sie das Wort an ihn richten wollte. Aber die Gegenwart der jungen Schreiber genierte sie wohl; sie preßte den Mund fest zusammen, warf den Kopf hintenüber und tänzelte hinaus und übers Brückchen dem Wohnhause zu.

Peterlein sah ihr andächtig nach, schob sich die Mütze aus der Stirn, als wäre ihm plötzlich ungeheuer heiß geworden, obgleich ein ziemlich kühles Lüftchen wehte, und kraute sich hilflos in seinen dürftigen blonden Haarsträhnen.

„Gutts Donner!" war alles, was er hervorbringen konnte.

Dann aber fiel ihm seine Pflicht wieder ein; er zog die Hornbrille aus dem schwarzen Pappfutteral, setzte sie auf seine große Hakennase und begann seine Brieftasche umständlich und sorgsam zu entleeren.

Die Schreiberlehrlinge kicherten verstohlen hinter ihren Pulten, und auch Casper junior, der jetzige Inhaber der Firma, schmunzelte vergnügt in seinen Bart.

„Na, Peterlein, Feuer gefangen, was?"

„Nee, Herr Casper, so was gieb's nich! 's war nur das Ungewohnte, weil doch sonsten immer die olle Christel hier rumfegte."

„Glaub's schon, Peterlein, aber so was Junges ist auch nicht zu verachten, und Christel ist nun bei Muttern in der Stadt."

„J, was Sie sagen, Herr Casper," murmelte Peterlein; aber bei der Sache schien er doch nicht recht zu sein.

Seitdem traf sich's in den nächsten Tagen öfter, daß Lina seinen Weg kreuzte, und immer hatte sie das verräterische Rot auf den Backen und einen lächelnden Gruß auf den Lippen.

„Nichts für mich, Herr Peter?" fragte sie freundlich, um so ein harmloses, kleines Gespräch anzuknüpfen.

„Lina Hoff, nich wahr?" fragte Peterlein zurück und krauste zum Scheine in seiner Tasche.

„Nee, Jungfer Lina, diesmal nischt! Aber 's wird schon kommen."

„Wollen's hoffen, Herr Peter," und die blauen Augen blitzten ihm lustig an.

Acht Tage nach Linas Einzuge war die junge Frau Casper zur Bahn gefahren und hatte ihre Pensionsfreundin zu längerem Besuche abgeholt.

Alice Fromm war Schriftstellerin; groß und schlank und ein wenig blaß und schmalwangig. Sie sollte sich in der frischen Landluft auserruhen und ihre Nerven gründlich kräftigen, so hatte klüre Casper in liebevoller Sorge an sie geschrieben, und Alice, die Vielgeplagte und immer Fleißige, hatte nur zu gern in den Plan eingewilligt.

Aber es ging auch ihr wie so vielen im Leben:

„Es kann der Frömmste nicht in Frieden bleiben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt."

und in diesem Falle gefiel es ihm offenbar nicht!

Schon am dritten Tage nach ihrer Ankunft entdeckte Peterlein beim Sortieren der Briefe in Wehrlin drei von ansehnlichem Umfange, die in schön geschwungenen Linien

Fräulein Alice Fromm,
Schriftstellerin.
z. Zt. Spinnerei Casper
b. Wehrlin i. d. Mark.

als Aufschrift zeigten.

Peterlein versenkte sie harmlos in seine weite Ledertasche und wanderte los.

Aber schon vor der Erlmühle kam ihm ein großartiger Gedanke, so daß er schneller zuschritt und sein „Freut euch des Lebens" schmetternder denn je in die klare Frühlingsluft hinauspfiff und das blü—h—üt mit einem schier endlosen Geranke von Trillern und Schnörkeln umgab.

Auch machte er diesmal nicht Rast in der Mühle, zum großen Erstaunen der Mägde, die ihm seinen Kaffee schon zurechtgerückt hatten.

„Mann nich, kann nich," wehrte Peterlein ab; „wichtige Geschäftsbriefe!" und er haspelte eilig über den Hof, durch das Kiefernwäldchen und auf den Feldweg hinaus, der nach dem Caspericken Hause führte.

Schon von weitem hörte er Linas frischen Gesang, die mit heller Stimme in ihrer Küche

„Der Rock ist des Königs,
Der Reiter ist mein!"

jubelte.

Peterlein hatte die Melodie bald begriffen und pfiff sie leise mit.

Als er unter den Fenstern vorbeimarschierte, brachen oben die Töne jäh ab; Linas fröhliches Gesichtchen guckte heraus, rosiger und lockender denn je, und wie Ungeduld und Sehnsucht lag

Digitized by Google

es in ihren Worten: „Na, Peterlein, wieder nichts für mich?“

Peterlein hob sein gutes, falziges Gesicht steif in die Höhe, so daß die Hakennase kerzengerade zum Himmel hinaufspießte: „Nee, Linchen, nee, aber 's kommt noch!“

Lina schlug das Fenster zu, ob vor Zorn oder aus Neckerei, vermochte Peterlein im Augenblick nicht zu enträtseln, entschied sich dann aber für das letztere und bog schlürfend um die Hausecke.

Vor dem hölzernen Gartenthore blieb er unschlüssig stehen. Gewohnheit und Verlangen kämpften einen harten Strauß in seinem ehrlichen Herzen. Schon wollte er wie seit Jahren vorbeigehen ohne Blick und ohne Gruß für das weinumrankte Häuschen, da schallte oben Linas Stimme über den Flur:

„Fräulein Fromm, soll ich 'rüberlaufen und sehen, ob was für Sie da ist?“

Kurz entschlossen schwenkte Peterlein um, drückte die Klinke auf, daß sie laut kreischte, warf der braunen Diana, die sich bemüßigt fühlte, seine Ankunft durch wütendes Gebelle zu melden, einen tieftraurigen Blick zu und schritt dann über den knirschenden Kies ins Haus, die Treppe hinauf und in den sonnigen Flur hinein.

„'s könnte was Wicht'ges sein,“ murmelte er wie zur Entschuldigung vor sich hin, „was Wicht'ges, wer weiß!“

„Herrje, Peterlein!“ schrie Lina erschrocken auf, als er plötzlich glühend rot, ob vor Scham oder vor Hitze, bleibe dahingestellt, vor ihr stand, „was wollen denn Sie hier?“

„Eilige Geschäftssachen für Fräulein Fromm,“ stotterte Peterlein, hastig in der Tasche wühlend, „da, drei Stücker!“

Lina nahm sie mit spitzen Fingern und trug sie ins Zimmer. Als sie zurückkam, stand Peterlein noch auf derselben Stelle, die Mütze im Nacken, und wischte sich mit dem großen, zitronengelben Taschentuche die hellen Schweißtropfen von der Stirn.

„Na—a?“ fragte Lina lachend, „wollen Sie nicht nähertreten, Peterlein? So ein Weilchen nur zum Verpusten?“

„Wenn's vergönnt ist,“ lächelte nun auch der kleine und trat, über die große Zehe gehend, vorsichtig in die blitzblank gescheuerte Küche hinein.

„Kaffee gefällig oder lieber ein Bierchen?“ fragte Lina wieder und schob den weißen Küchenstuhl beanem an den Tisch.

„Nu—n, wenn's Kaffee gäb', wär mir's gerade recht,“ schmunzelte Peterlein, der sich eben nach einem sicheren Platz für seine Mütze umsah.

„Tahin — auf die Wasserstande,“ entschied Lina und streckte den runden, weißen Arm, der frisch und drall aus dem rosa Puffärmel herauswachsen schien, dicht an Peterleins Nase vorbei.

Dem armen Kerl wurde dabei ganz sonderbar zu Mute: am liebsten hätte er zugefaßt und ein ganz klein wenig in das feste Fleisch gekniffen, aber das wagte er doch noch nicht. So stieß er nur einen leisen Pfiff aus und sagte sein beliebtes „Gutts Dunner!“

Lina hatte unterdessen schon eine schöne, blaue Emailtasse aus dem Küchenschranke gelangt und that, als hätte sie nichts gehört. Nun dampfte der Kaffee einladend vor Peterlein auf dem Tische, eine goldgelbe Semmel fand sich auch dazu, und indem sich Lina mit beiden drallen Armen auf die weiße Holzplatte lehnte, ihm gerade gegenüber, so daß er die rosa Puffärmel und was daraus hervorguckte so recht beanem vor Augen hatte, lud sie ihn stillschweigend, aber doch deutlich genug zum Schmausen ein.

Und Peterlein ließ sich's nicht zweimal sagen. Der fehlende Imbiß aus der Erlmühle machte sich allmählich bemerkbar, und Durst hatte er auch bekommen in der staubigen, warmen Frühlingsluft.

„Na, schmeckt's?“

„Hm, und wie!“ kaute Peterlein, der eben mit Behagen in die aufgeweichte Semmel gebissen hatte, so daß sein Schnurrbart rechts und links wie eine Dachrinne tropfte, „fein, Linchen, fein.“

„Sagen Sie mal, Peterlein,“ fing Lina wieder an, indem sie die weißen Arme so recht behaglich noch weiter auf dem Tische vorschob, „wann können denn die Briefe aus Klein-Dumbach hier sein, hm?“

„Klein-Dumbach — Dumbach — Gutts Dunner, Linchen, wo steckt denn das Nest? Keen Schimmer nich, wo's liegen kann“.

„Na, so im Schlesischen, bei Liegnitz etwa; 'ne kleine halbe Stunde davon ab.“

„Süh so, denn is das 'ne andre Choje, Linchen, denn bin ich fein beschlagen mit 's Wissen. Aus Liegnitz, ja, da kommt grad Glock' acht am Abend der Zug, und um zehne 'rum am andern Morgen is hernach der ganze Kram hier. Sin wohl zu Hause dort, was?“

„Herrjeh, die Frau ruft,“ fuhr Lina auf, ohne ihm Antwort zu geben, „da muß ich gleich mal laufen.“

„Na, nu ich zieh' auch wieder los; schön' Dank, Linchen, und vielleicht hab' ich morgen was von Muttern für Sie.“

Damit langte er nach seiner Mütze und stieg, genau wie vorhin vorsichtig über die große Zehe gehend, über die schneeweiße Schwelle in den sonnigen Flur hinaus. Tapp, tapp, ging's die Treppe hinunter, über den Kies, durchs Gitterthor aufs Brückchen und von da weiter aufs Comptoir.

„Schön,“ sagte Herr Casper, der die Briefe in Empfang genommen hatte und eben die Quittung über eine Geldsendung unterschrieb, „ist nichts für Fräulein Fromm dabei?“

Peterlein ward es abwechselnd heiß und kalt in seinem blauen Rocke; krampfhaft lockerte er den Halskragen, obgleich sein dünnes Hälschen ganz gut Platz darin hatte.

„Je ja, freilich wohl, Herr Casper — Stücker drei war'n dabei — — und weil ich dacht', 's könnte eilig sein, und weil doch 's Fräul'n zu Gaste hier is — na, da hab' ich se man gleich drüben abgegeben; nu wenn Herr Casper nichts dagegen

Digitized by Google

Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.

Arnold Boecklin

Selbstporträt.

Digitized by Google

haben, könnt' ich schon so kulant sein un immer den Sprung 'rauf machen, solang das Fräul'n hier is, mein ich!"

„Mir recht, Peterlein," lachte Herr Casper; „das Fräulein gefällt Ihnen wohl, daß Sie mit einem Male so ganz von Ihrer Gewohnheit abgehen? Aber bringen Sie nicht zu viel geschleppt, verstanden? Fräulein Fromm soll Ruhe hier haben; arbeiten kann sie zu Hause."

„Je ja, Herr Casper," sagte Peterlein geknickt; „aber was da is, muß ich doch bringen."

„Freilich, da haben Sie wieder recht," nickte Casper belustigt, tauchte die Feder von neuem ein und erklärte somit die Unterredung für beendigt.

Nachdenklich stolperte Peterlein hinaus, und nachdenklich blickte der Zurückgebliebene hinter ihm drein.

„So ein Fuchs," murmelte er vor sich hin, „so ein alter Schlaumeier, will mich dumm machen! Ha, ha!"

Peterlein hatte indessen seine gute Laune wiedergefunden; schmelzend pfiff er beim Wandern „Nennchen von Tharau" vor sich hin, und dazwischen hielt er wieder einmal inne, lachte stillvergnügt und brummte: „Gutts Dunner, so'ne Arme; so'n Nackerchen, die Lina."

Das Nackerchen wußte es von jetzt ab so einzurichten, daß sie sich schon des Morgens mitten im Felde trafen. Seit ein paar Tagen wanderten die beiden Jungen, die neuen Tornister auf dem Rücken, stolz zur Schule nach dem zunächstgelegenen Klippersdorf, und da der Weg, der durch Wald und Felder führte, für die Bürschchen immerhin ein weiter war, so mußte Lina sie bringen, während die Mutter oder Tante Fromm sie des Mittags heimholten.

Ueber Klippersdorf marschierte nun Peterlein auch, und wenn er um die Ecke und ins Kiefernwäldchen einbog, sah er schon Linas helles Kleid hinter den Bäumen schimmern. Sie saß meist auf einem bemoosten Stamm, den der Sturm irgend einmal zu Boden geworfen hatte, und der dort liegen geblieben war, und wartete auf ihn.

Peterleins Herz hüpfte über der ledernen Brieftasche, und seine Lippen pfiffen die einschmeichelndsten Weisen, unter denen die bekannte

„Mein Herz, mein Schmerz, mein Zuckerpapier,
Wenn ich dich sehe, freu' ich mir..."

eine hervorragende Stelle einnahm. Sie drückte am treffendsten aus, wie dem kleinen Peter zu Mute war.

Lina fragte schon längst nicht mehr, ob etwas für sie dabei sei; sie brauchte ja nun keinen Vorwand mehr, um ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Sie sah ihm nur so recht sehnsüchtig und verlangend entgegen, daß Peterlein seine krummen Beinchen reckte — unheilbar krumm blieben sie nun einmal — und männlich fest über den Waldboden dahergeschritten kam. Er war so sicher im Besitze ihrer Liebe, daß es sich bei ihm nur noch um Tage handeln konnte, bis er die wichtige Frage an sie stellen würde, ob sie seine Frau, die Frau Landbriefträger Hammern werden wolle. Und dann hatte er das Recht, die roten Lippen und die frischen Backen zu küssen und wohl auch einmal verstohlen in die runden Arme zu kneifen, die noch immer sein höchstes Entzücken waren.

Eben jetzt gaukelten sie wieder so recht appetitlich und verführerisch vor seinen Augen herum, und er spitzte die Lippen und stieß einen schmelzenden Pfiff aus.

„Ach, Peterlein, lassen Sie doch das dumme Pfeifen sein," sagte Lina, die auf dem schmalen Feldweg rüstig vor ihm herschritt und rechts und links die grünen Kornähren durch ihre Hände gleiten ließ; „erzählen Sie mir lieber was!"

„Hm, was denn, Linchen? Von Wehrlin drüben, und wie nett sich's da lebt?"

„Nee, Peterlein; erzählen Sie mir lieber mal was von der Landwirtschaft, und wie lange wohl so 'n Inspektor, wie der Grolmann in Klippersdorf, noch warten muß, ehe er heiraten kann."

Peterlein spitzte die Ohren.

Sapperlot, stand es so? Hatte sie sich in den langen Grolmann verguckt? Oder war's nur Weiberschlauheit, um ihn eifersüchtig zu machen und zu einem entscheidenden Worte zu drängen? Sollte sie haben, das Nackerchen!

„Na?" fragte Lina ungeduldig.

„Ich der," meinte Peterlein mit verächtlichem Achselzucken, „der is ja man Zweit-Inspektor, da kann es immer noch 'n Stücker drei Jahre dauern, bis er so weit is. Und denn muß er auch noch 'n bißchen was Eignes in der Tasche haben, sonst sieht das man windig mit 'ner Heirat aus."

„Drei Jahre —" sagte Lina nachdenklich; „aber wenn er von Haus aus was hat, geht's am End' doch noch schneller."

„Linchen, Linchen," stotterte da Peterlein erschrocken, „was geht denn Ihnen der Grolmann an?"

„Der — mich?" lachte Lina hell auf; „nicht so viel," und sie schnippte mit den Fingern dicht unter seiner Nase ein Stäubchen fort.

Da strahlte Peterlein übers ganze Gesicht; so'n Schlaumeierchen! Und eben wollte er sachte von hinten her seinen Arm um ihre Hüften legen und sie mit seiner Liebe und seinen Küssen überrumpeln — da traten sie aus dem Feldweg auf die Chaussee und prallten beinahe mit der Semmelfrau zusammen, die auch nach der Erlmühle und der Spinnerei wanderte und sich ihnen für den Rest des Weges anschloß.

Also Nachmittag!

Das Glück war ihm hold; es fand sich in Wehrlin ein Schreiben, sogar mit dem Vermerk „Eilig", an Fräulein Fromm vor, und Peterlein hatte somit Aussicht auf ein Nachmittagsschwätzchen in Linas hübscher, heller Küche. Da wollte er denn alles klipp und klar machen! Viel Zeit hatte er ohnehin nicht zu verlieren; heute war Freitag, und am Sonntag hatte er Ablösung und für eine Woche Stadtdienst in Wehrlin. Und eine Woche ist eine lange Zeit, zumal für einen, der so lichterloh brennt

Digitized by Google

wie Peterlein und nebenbei noch ein ganz klein wenig von der Eifersucht gezwickt wird.

Der Nachmittag war schön und sonnig; Peterlein hatte sich extra blank gemacht, sogar die Knöpfe an seinem Dienstrock geputzt, daß sie nur so spiegelten, und seine alte Ledertasche durch einen Lacküberzug aufgemuntert. Auch ein frisches Zitronengelbes hatte er eingesteckt, und ein Zipfel davon guckte neugierig hinten aus dem Taschenspalt heraus und wippte bei jedem Schritte, so daß es ganz verfänglich aussah.

Also ausgerüstet schritt Peterlein eilig fürbaß und suchte sein ängstlich pochendes Herz durch lautes Pfeifen zu beruhigen.

Als er in die Nähe von Linas Küchenfenstern kam, warf er sich in die Brust, die eigentlich gar nicht vorhanden war, zog den Rock stramm und ging mit einigen zierlichen Passagen in die Melodie:

„Mein Herz, das ist ein Bienenhaus,"

über.

Fest entschlossen, wenn auch mit schlotternden Knieen, stieg er die Treppe empor; aber o weh, aus der Küche schallte ihm fröhliches Lachen und Schwatzen entgegen, und als er eintrat, sah er Frau Casper am Tische stehen, die eben eine Sandtorte einrührte, und Fräulein Fromm, die mit hochroten Backen den Eierschnee schlug, und die Jungen, die einträchtig aus einer Schüssel leckten, und Lina — ja, wo war denn Lina? Ach so, dort unten am Ofen hockte sie und legte eben neue Kohlen auf.

Nein, hier konnte er sein übervolles Herz nicht ausschütten, das sah er gleich.

Fräulein Fromm las inzwischen ihren „Eiligen" und rief schon nach den ersten Zeilen: „Denk nur, Kläre, der ‚Weckruf' hat meinen Roman für dreitausend Mark angekauft; hurra, das ist fein!"

Dann flüsterten die beiden, und die Kinder schrieen dazwischen, und Lina schürte mit dem Haken im Ofen herum — es war ein Höllenlärm!

Peterlein wollte sich eben enttäuscht und bescheiden zurückziehen, da wandte sich Frau Casper nach ihm um.

„Nun, keinen Kaffee heute, Peterlein?" fragte sie freundlich.

Gehorsam kam Peterlein wieder näher; Lina nahm den Kaffee vom Herde und schob ihm als einzige Sitzgelegenheit, die heute zu haben war, die Fußbank hin.

Da hockte nun das trübselige Peterlein wie ein Häufchen Unglück, und der schöne heiße Milchkaffee tropfte vom Barte herab auf die frischlackierte Tasche und die blanken Knöpfe; und er sah es mit heimlichem Groll und dachte: ‚Nur zu, nur zu; 's geht ja heut doch alles verquer!' Aber morgen, da sollte ihn nichts mehr hindern!

Und der nächste Morgen kam, hell und sonnig, wie nur ein Aprilmorgen sein kann. Peterlein stand in der Briefträgerstube und sortierte die Posteingänge.

„Klippersdorf — Bruchmühle — Kremmen — Spinnerei — Erlmühle!" klang es eintönig durch den großen Raum, und auf dem Tische häuften sich die Briefe, Karten und Zeitungen zu kleinen Bergen auf.

„Für Fräulein Fromm is heute nischt — fatal! Aber hier — süh, süh 'ne Karte für Linchen Hoff. Von wem bloß — aber nee, nich nachsehn, Peter — pfui, schenier dir!"

Und die Karte wanderte ungelesen in die abermals auflackierte Tasche.

Aber sie brannte wie Feuer auf seinem Herzen, als er die Chaussee dahinschritt; alle Augenblicke brach sein Pfeifen ab, und er versank in Nachdenken. Für sein Leben gern hätte er gesehen, was darauf stand, und ob Linchen von ihm und ihren Hoffnungen schon was nach Hause geschrieben hatte. Die Karte war wohl vom Vater, eine Männerhand hatte die Adresse sicher geschrieben; — aber nein, hatte Linchen ihm nicht gleich am Anfang einmal erzählt, daß sie keine Eltern und keine Geschwister mehr habe, nur eine alte, halbblöde Großmutter, die auf Gemeindekosten im Spittel lebte?

Peterlein ward es siedend heiß.

‚Gutts Dunner nochmal, wer kann ihr denn da zu schreiben haben?'

Schon zuckte seine Hand nach der Tasche hin, da fiel ihm ein, daß ja der Amtsvorsteher der Absender sein könne; vielleicht war die Alte gestorben, und man teilte es ihr mit.

Das arme Ding, dann stand sie ganz allein. Aber nun war er ja da, der sie lieben und schützen wollte, und er war doch noch ein andrer Kerl als so eine alte, halbverrückte Großmutter. Und vergnügt pfiff er wieder vor sich hin und ging munter fürbaß.

Drüben sah er ein helles Kleid leuchten; hastig strebte er vorwärts, aber es war Fräulein Fromm, die heute die Kinder wohl zur Schule gebracht hatte.

Peterlein blieb mit offenem Munde stehen, dann schlug er sich vor die Stirn; richtig, ja, heut war ja Sonnabend, da hielt das Linchen Scheuertag, da mußte er eben in die Küche gehen.

Wenn sie sich nur nicht zu sehr erschreckte über die Nachricht! Es war wohl besser, er gab ihr die Karte erst, wenn sie einig miteinander waren! Sonst ging die gute Gelegenheit vielleicht wieder ungenutzt vorüber.

„Wann ist sie denn abgestempelt?" brummte Peterlein, „muß doch gleich mal sehen."

Und schon hatte er sie in der Hand und prüfte den Stempel.

„Am Dreizehnten abends, und heut haben wir den Fünfzehnten. Stimmt!"

Nun hätte Peterlein die Karte wohl wieder in die Tasche stecken können, aber sie hielt ihn magnetisch fest, und so trug er sie in der Hand und pfiff dazu:

„Du mei herziges Diandl,
I hab' di so gern."

„Wau, wau!" kam es da von der Erlmühle her; das war Strolch, der Dackel, mit dem Peterlein sich immer neckte.

Digitized by Google

Auch heute fuhr ihm der Hund mit Freudengeheul zwischen die Beine und sprang und zerrte an seinem Rocke.

Peterlein ließ sich's lachend gefallen, kitzelte ihn mit der Stockspitze auf dem Bauch, daß er sich mit wohlgefälligem Rrrrr am Boden wälzte, warf Steinchen, die er apportieren mußte, und trieb allerlei Kurzweil mit ihm.

„So, nun ist's aber genug," sagte er nach einer Weile, klopfte sich den Staub von den Hosen und ging weiter.

Strolch war aber noch nicht gewillt, den Ehrpußligen zu spielen; kläffend umkreiste er seinen Freund, und ehe dieser sich's versah, sprang er wieder an ihm in die Höhe und schnappte nach der Karte, die Peterlein noch immer in der Hand hielt.

„Strolch, Strolch, hierher!" rief Peterlein, zu Tode erschrocken; „hierher, mein gutes Tierchen! Willst du wohl, verdammtes Vieh!" Die Schweißperlen standen ihm auf der Stirn, wie er sich so mit dem Hunde herumjagte. Der meinte natürlich, das sei ein neues Spiel, und sprang in großen Sätzen vor ihm her, die Karte lustig um die Ohren schlagend.

Endlich ging Peterlein die Luft aus; erschöpft blieb er stehen, unfähig, noch zu springen oder zu rufen.

Strolch sah sich ein paarmal erwartungsvoll um, als aber nichts mehr erfolgte, verlor das Spiel auch für ihn den Reiz, er ließ die Karte fallen, zog das Schwänzchen ein und stürzte mit lautem Gekläff einem Kaninchen nach, das leichtfüßig über die jungen Saaten setzte.

Peterlein war wie der Wind an der Stelle, wo die Karte lag, und bückte sich, um sie aufzunehmen. Aber wie erstarrt blieb er stehen, den Arm noch ausgestreckt — ein Bild des Schreckens und des Jammers.

„Liebster Schatz!" stand da auf der Karte, gleich obenan.

Liebster Schatz!

Mechanisch nahm Peterlein die Karte auf und las weiter; was galten ihm jetzt noch Dienstverletzung und Ehrfurcht vor fremdem Eigentum, jetzt, da sein liebendes Herz den Todesstoß empfing!

„Liebster Schatz! Seit drei Wochen bin ich nun schon in Klein-Dumbach, was aber ein großes, prächtiges Gut ist. Ich wollte Dir schon immer mal schreiben und Dir sagen, daß es mir gut geht und in der neuen Stellung gefällt. Aber ich muß mich erst einarbeiten, drum schick' ich Dir auch heute nur eine Karte. Lieber Schatz, der Oberinspektor ist sehr freundlich zu mir, und gestern sagte er zum Herrn, ich sei ein tüchtiger Kerl! Das wird Dich auch freuen. Hoffentlich gefällt es Dir in Deiner neuen Stelle auch gut. Mir ist's lieb, daß Du nun gleich ein bißchen von der Landwirtschaft lernen kannst, denn ich denk' doch, in zwei Jahren werden wir heiraten können. Nächstens mehr! Sei nicht böse, daß ich heut erst schreibe, aber es ging nicht anders. — Leb wohl, liebster Schatz; ich denke immer an Dich.

Dein treuer Hermann."

Peterlein hatte zu Ende gelesen; nun stand er da mit schlaff herabhängenden Armen und zitternden Lippen.

Also darum! Und er alter Esel hatte geglaubt, sie habe seinetwegen alle Morgen im Felde gewartet! Nach einem Briefe vom Liebsten hatte sie ausgeschaut; nun sie Nachricht hatte, würde sie gewiß nicht mehr ihm entgegenkommen. —

In dumpfem Brüten schritt Peterlein aus dem Thor der Erlmühle auf den bekannten schmalen Pfad hinaus.

Gott sei Dank, daß sie gestern die Semmelfrau getroffen und nachmittags bei Caspers die Sandtorte gebacken hatten, da war er wenigstens nur vor sich selber blamiert und konnte sich nach wie vor an Linas frischer Schönheit erfreuen.

Mit dem Heiraten hatte er nun einmal kein Glück, das stand fest! Und wenn er ehrlich war — und dabei seufzte das arme Peterlein tief auf —, konnte er's dem Linchen nicht mal verdenken, wenn sie sich einen Jungen, Hübschen aussuchte.

So wollte er denn seine Wünsche in der tiefsten Tiefe seines Herzens begraben und sich mit dem begnügen, was von dem Tische des andern für ihn abfiel. Aber mit den gemütlichen Plauderstündchen in der Küche war's nun auch vorbei; das würde über seine Kraft gehen.

‚Hätt' ich man bloß an meiner Gewohnheit festgehalten,' brummte Peterlein in sich hinein und stieß mit dem Stocke so heftig auf, daß er in der Erde stecken blieb, ‚denn wär' das alleens nich so gekommen.'

Schweigend und möglichst geräuschlos drückte er sich unter den Fenstern vorbei; oben in der Küche rumorte Lina mit Fässern und Töpfen herum, und am Fensterkreuze hingen die schneeweiß gescheuerten Bretter und Brettchen, die im warmen Sonnenschein trockneten.

„Ne fixe Dirn," sagte Peterlein wehmütig und ging ohne Aufenthalt am Garten vorbei, über's Brückchen und direkt ins Comptoir.

Als Herr Casper unter seinen Sachen die Postkarte an Lina Hoff entdeckte, fragte er neckend:

„Na, Peterlein, lassen Sie sich das entgehen? Waren Sie nicht drüben?"

„Nee, Herr Casper, das wird so was Wicht'ges nich sind, und heute stör' ich das Mädel man bei ihrer Scheuerei. Un — nichts für ungut, Herr Casper, ich mein', ich bring' man lieber wieder allens hierher ins Cumtor; was die Lina is, die schwatzt gern so 'ne Naht fort, na, und denn is die Zeit schwer einzuholen!"

Peterlein wurde rot bei dieser Lüge, aber ihm fiel im Augenblick keine bessere Ausrede ein, und im Herzen bat er dem Linchen auch sofort die häßliche Verleumdung mit tausend guten Worten ab.

„Mir recht," nickte Herr Casper, „das Schwatzen überlassen Sie nur den Weibern allein!"

Lange, nachdem Peterlein gegangen war, zog Herr Casper die Zeitung heran, dabei fiel sein Blick auf die Karte, die jetzt, mit der Schriftseite nach oben, balag.

Digitized by Google

Junge Frau, einem Gladiator zuhörend.

„Liebster Schatz!“ las auch er, wie vorhin das Peterlein im Felde, und plötzlich ging ihm ein Licht auf über dessen veränderte Gesinnung.

Er lachte hell auf, so daß alle Schreiber verblüfft nach ihm hinsahen, und griff dann wieder zur Zeitung.

Ob er mit seinen Gedanken wohl so recht dabei war, bei dem, was er las?

Das Lachen war allmählich aus seinem Gesicht geschwunden, ein mitleidiger Glanz lag in seinen Augen, und als er die Blätter beiseite legte, murmelte er kopfschüttelnd:

„Armer, dummer Kerl!“

Und der dumme Kerl mit den blanken Rockknöpfen und der frischlackierten Ledertasche ging unterdessen rüstig die sonnenhelle Chaussee dahin. Ueber der Schulter lag ihm jetzt der Knotenstock, und ein einsames Kistchen schaukelte melancholisch daran hin und her.

Die Lippen pfiffen gewohnheitsmäßig die alten, lieben Lieder: „Im Wald und auf der Heide“, „Das Wandern ist des Müllers Lust“, „Freut euch des Lebens“ und wie sie alle heißen. Als er aber „Ein freies Leben führen wir“ anstimmte, da klang die Stimme bedenklich unsicher; die kleinen Tonverzierungen schienen in der Luft zu zittern, schließlich brachen sie ganz ab, und das Zitronengelbe fuhr schnell ein paarmal über Peterleins Augen und Hakennase. Dann verschwand es wieder in der heimatlichen Rocktasche, und in tiefem Schweigen wanderte das arme Peterlein weiter.

Die Fresken von Boscoreale.

Von

G. Hoff.

Der Aschenregen, von dem bei dem denkwürdigen Ausbruch des Vesuv im Jahre 79 die Stadt Pompeji verschüttet wurde, erstreckte sich mit seiner unheilvollen Wirkung in weiter Ausdehnung über deren Weichbild hinaus und begrub unter seiner steinigen und schlammigen Masse unter anderm auch eine Anzahl in dem Stadtgebiet gelegene größere und kleinere Landhäuser. Die Ausgrabungen haben sich bis jetzt vorwiegend auf den engeren und eigentlichen Stadtbezirk beschränkt, von dem zurzeit etwa zwei Drittel wieder bloßgelegt sind. Erst in neuerer Zeit hat man von Altertumsfunden gehört, die in der Umgebung der Stadt gemacht worden sind, und es hat dabei das Dorf Boscoreale eine gewisse Berühmtheit erlangt wegen des dort entdeckten Silberschatzes, der sich jetzt als ein Geschenk des Pariser Barons von Rothschild im Museum des Louvre befindet.

Eigentliche Fundstätte dieses Schatzes war nicht Boscoreale selbst, sondern ein in seiner nächsten Nachbarschaft in oder bei dem Oertchen Pisanelli gelegenes ländliches Anwesen des Sindaco von Boscoreale, de Prisco. Dieser hatte sich in der richtigen Voraussetzung, daß der Boden in der Umgebung des alten Pompeji jedenfalls eine lohnenswerte Ausbeute von Fundstücken ergeben müsse, im Jahre 1894 von der italienischen Regierung die Erlaubnis zu Ausgrabungen auf seinem Grund und Boden erteilen lassen. Der Zufall war ihm besonders günstig; er fand, als er an die Durchforschung seiner Grundstücke ging, die wunderbaren Silbergeräte, die später um den Preis von 400 000 Franken aus seinem Besitz in den des Barons von Rothschild übergingen und von diesem dem französischen Nationalmuseum geschenkt worden sind.

Mit diesem Funde war eine interessante Entdeckung verbunden. Man fand die Silbergeräte in einem Brunnenschachte und zwar in dem obersten Teile desselben, fast unmittelbar unter der Erdoberfläche. Nicht weit davon entdeckte man eine gekrümmte menschliche Gestalt, deren Abdruck, wie

Digitized by Google

man es ja mehrfach auch in Pompeji gefunden, sich vollständig in der sie umgebenden, zu einer festen Masse verdichteten Aschenschicht erhalten hatte. Wahrscheinlich war der Eigentümer des Schatzes bei den Anzeichen des drohenden Unheils nach dem Brunnen geeilt, entweder um das Silbergerät dort zu verbergen oder es wieder von dort fortzunehmen, und hatte bei dem einfallenden Aschen- und Steinregen nicht mehr Zeit zu seiner Rettung gefunden.

Im Oktober des vorigen Jahres verbreitete sich die Kunde von neuen in Boscoreale gemachten Funden; diesmal, hieß es, sei eine umfangreiche römische Villa mit prachtvoll erhaltenen Freskogemälden aufgedeckt worden. Das Gerücht hatte Richtiges gemeldet, nur war der wertvolle Fund nicht erst damals, sondern bereits acht Monate zuvor gemacht worden. Fundstätte war wiederum nicht Boscoreale, sondern das bei diesem gelegene Pisanelli oder noch genauer der Bonagrund bei Grotta Franchini. Der Sindaco von Boscoreale, de Prisco, der den Silberfund auf seinem eignen Besitztum gemacht, hatte dort ein Grundstück erworben und auf demselben Nachgrabungen veranstalten lassen. Im Januar 1900 führten diese zur Entdeckung einer römischen Landhausanlage großen Stils mit prachtvoll erhaltenen Mosaikfußböden und Wandgemälden. Die Sache wurde einstweilen mit dem größten Geheimnis behandelt, und es würde wohl noch jetzt kaum Näheres über sie verlautet haben, wenn nicht das Gerücht aufgetreten wäre, das Berliner Museum oder vielmehr Kaiser Wilhelm II. habe Professor Kekulé von Stradowitz nach Boscoreale entsandt, um mit dem Sindaco de Prisco in Unterhandlungen wegen Ankaufs einer Anzahl der Fresken zu treten.

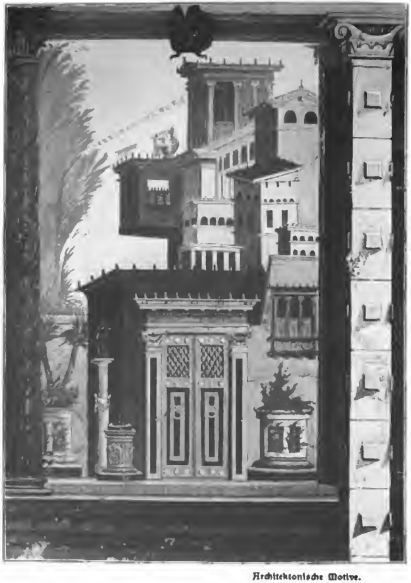
Das Gerücht ist dementiert worden, und es scheint auch, wenigstens in der Form, in der es aufgetreten, grundlos gewesen zu sein. An einen Verkauf ins Ausland muß aber wohl der glückliche Finder der seltenen Kunst- und Altertumsschätze gedacht haben, denn er hatte, bevor noch das geringste über das Ergebnis seiner Nachgrabungen in die Oeffentlichkeit gedrungen war, den schönsten der Mosaikböden mit der prächtig ausgeführten Gestalt eines Drachen ausheben und die hauptsächlichsten der 78 aufgedeckten Fresken von den Mauern ablösen und in feste Umrahmungen fassen lassen. Er hatte dadurch die wertvollen Fundstücke aus „Immobilien" in „Mobilien" verwandelt und sie so der Wirkung der gesetzlichen Bestimmungen entzogen, nach welchen der italienische Staat sie durch ein Enteignungsverfahren in seinen Besitz hätte bringen können (für Mobilien besteht nur die gesetzliche Vorschrift, daß sie dem Staat zum Ankauf angeboten werden müssen, worauf sie, falls der Staat ablehnt, beliebig, auch in das Ausland, veräußert werden dürfen). Ob dieses Vorgehen von der italienischen Regierung als im Einklang mit den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen stehend erachtet werden wird, muß abgewartet werden. Einstweilen hat sie einen Untersuchungsausschuß nach Boscoreale oder vielmehr nach Torre Annunziata, wo die abgelösten Fresken sich jetzt unter sicherem Obdach befinden, entsandt, der an Ort und Stelle die Sachlage untersuchen soll. Auf die Anklage, daß er einheimische Kunstschätze dem Auslande habe überantworten wollen, hat de Prisco im italienischen Parlament, dem er als Abgeordneter der zweiten Kammer angehört, erklärt, daß sein Vorgehen sich streng an die vom Gesetze vorgeschriebenen Formen gehalten und er alles gethan habe, um der Regierung die Ausübung ihres Vorzugsrechtes zu ermöglichen.

Die Fresken, die als archäologische Fundstücke sämtlich den höchsten Wert beanspruchen können, stehen künstlerisch nicht alle auf der gleichen Höhe, wie sie sich auch dem Gegenstande ihrer Darstellung nach sehr voneinander unterscheiden. Ein großer Teil behandelt ornamentale und architektonische Motive, während andre Figuren und Figurengruppen zur Anschauung bringen. Letztere sind durchweg realistisch gehalten und besonders deswegen merkwürdig, weil sie einen Rückschluß auf die Natur der römischen, beziehungsweise der römisch-hellenistischen Staffeleimalerei verstatten. Vier von den schönsten und eigenartigsten der Fresken sind wir in der Lage, unsern Lesern in getreuer Nachbildung vorzulegen, eine äußerst fein stilisierte Architektur, die Zitherspielerin mit der ihr zuhörenden Freundin, die der Erzählung eines Gladiators lauschende Frau und die sogenannte Frau mit dem Schilde.

Ein hohes Interesse darf auch das vollständig intakt erhaltene metallene Röhrennetz einer Wasserleitung in der ausgegrabenen Villa beanspruchen. Das Wasser trat in dem Peristyl, dem von Säulen umgebenen hinteren Hofraum, in das Haus ein und hatte, nachdem es fast das ganze Gebäude durchzogen, an der entgegengesetzten Seite seinen Abfluß. Die Röhren sind sämtlich noch in so gutem Zustande, daß sie jeden Tag wieder zu ihrem ursprünglichen Zweck benutzt werden könnten. L. B.

Junge Frau mit Schild.

Digitized by Google



Architektonische Motive.

Zitherspielerin.

Die Fresken von Boscoreale. (Text Seite 260.)

Digitized by Google

Der goldene Lotus.

Eine japanische Legende.

Deutsch von **H. Hensel.**

Als der gnadenreiche Schaka*) noch unter den Menschen wandelte, hatte er einmal den Berg Dan-doku bestiegen, um sich mit Muße ernsten Betrachtungen hinzugeben. Wie nun die Nacht herannahte, trat er den Heimweg zur Stadt an, hinab den felsigen Bergpfad. Tiefe Schatten breiteten sich schon über die Erde, und kein Ton störte die feierliche Ruhe.

Als er auf seinem Wege den letzten Felsabhang erreicht hatte, vernahm er plötzlich eine gewaltige Stimme, welche die Worte sprach: „Shiogiyo mujiyo“ (das äußere Wesen ist nicht immer ein Kennzeichen der natürlichen Anlage).

Voll Staunen und Verwunderung dachte Schaka: ‚Was für ein Wesen ist das? Ich muß es befragen und mehr zu erfahren suchen.‘

Und er trat an den Rand des Abgrundes heran, indes die Stimme die wunderbare Sentenz wiederholte. Wie er hinabblickte, gewahrte er einen furchtbaren tatsu (Drachen), welcher drohend zu ihm emporschaute.

Schaka setzte sich auf den Felsrand und redete das Ungeheuer also an: „Wie kommst du zu der Kenntnis der höheren Mysterien des Buddhismus? Zehn Jahre habe ich schon eifrig nachgedacht, aber zu diesem Satze bin ich noch nicht gekommen. Gewiß weißt du noch mehr. Sage es mir.“

Der Drache wand sich um den Fuß des Felsens und sprach mit Donnerstimme: „Ze-shio metsu-po!“ (Alle lebenden Dinge sind Widersacher des Gesetzes Buddhas.) Dann schwieg er, und Schaka entgegnete: „Das ist sehr gut; doch nun rede weiter.“

„Shio-metsu metsu-i!“ (Alles Lebende muß sterben), klang es von unten herauf.

Schaka verneigte sich und antwortete: „Der Satz ist besser als der vorige, laß mich aber noch mehr hören.“

Das Ungeheuer betrachtete ihn mit gierigen Blicken und sprach: „Die nächste Wahrheit ist die letzte und wertvollste, doch ich kann sie nicht aussprechen, bevor nicht mein Hunger gestillt ist. Seit Tagesanbruch habe ich nichts zu mir genommen, und ich bin völlig erschöpft. Gieb mir Nahrung, und du sollst den letzten der tiefsinnigen Sprüche hören.“

„Ich gebe dir, was du willst,“ entgegnete Schaka. „Du verräst so große Weisheit, daß ich dir nichts weigern könnte. Was verlangst du?“

„Menschenfleisch!“ war die Antwort.

Mitleidig betrachtete ihn Schaka und versetzte: „Meine Religion verbietet mir, das Leben zu vernichten; aber weil ich um des Volkes willen den letzten Satz hören muß, will ich mich selbst dir opfern. Nun sage mir alles, was du weißt.“

Das Ungeheuer that seinen unendlichen Rachen auf und sprach dabei: „Jaku-metsu J-raku!“ (Das größte Glück widerfährt dir, wenn die Seele den Leib verlassen hat.)

Schaka lauschte begierig, dann neigte er sein heiliges Haupt und sprang in den gähnenden Schlund des tatsu.

Kaum aber hatte er die Kinnladen des Drachens berührt, da schieden sie sich in acht Teile und verwandelten sich in acht Blütenblätter des goldenen Lotus.

Wie Schaka sich dem furchtbaren Ungeheuer überantwortet hat, so müßt ihr euch seiner heiligen Lehre in die Arme werfen, das ist die Deutung, welche Buddhas Priester diesem Bilde geben.

*) Satyamuni, der Stifter der buddhistischen Religion, bei den Japanern Shakani-yorai genannt, wird von seinen Bekennern gewöhnlich auf einer goldenen Lotusblüte sitzend dargestellt. Ueber den Ursprung dieses Bildes erzählen die Priester die vorliegende Legende.

Digitized by Google

Arnold Boecklin †.

(Hierzu die Kunstbeilage vor Seite 257.)

Ein Fürſt im Reiche der Kunſt iſt mit Arnold Boecklin dahingegangen, nicht nur ein großer Maler, ſondern auch ein großer Dichter. Ein Dichter von wundervoller Geſtaltungskraft und Farbenpracht und ein Maler vom innigſten und tiefſten poetiſchen Empfinden. Und von einer Eigenart, die ihn weit abhebt von den übrigen Meiſtern der Palette, ſo bedeutend ſie ſein mögen. Ganz aus ſich ſelbſt ſchuf er ſein eignes Reich, lange Jahre nicht nach Gebühr gewürdigt, und als er endlich Anerkennung und Förderung fand, da bedurfte er kaum noch ihrer, denn feſt hatte er bereits ſeine Kunſt begründet und überlegen konnte er auf die herabblicken, welche glaubten, in ihm ein neues Genie entdeckt zu haben. Arnold Boecklin iſt zwar außerhalb der Grenzen des Deutſchen Reiches geboren, aber wir nehmen ihn doch für uns in Anſpruch, ebenſo wie wir ſeine ihm im Tode vorausgegangenen Landsleute, die großen Dichter Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer, für unſre Kunſt reklamieren. Auch ſeine ganze Art war urdeutſch, und die edle Blume der Romantik, an deren ſüßem Duftе wir gern Erquickung ſuchen in dieſer Zeit eines kalten Materialismus — niemand hat ſie herrlicher erblühen laſſen als Arnold Boecklin.

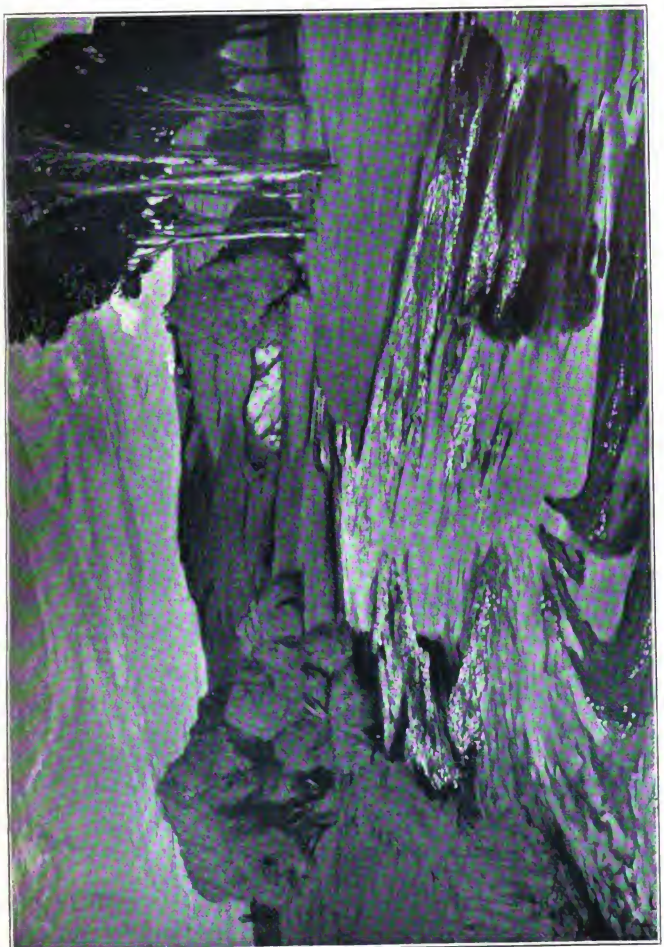
In Baſel am 16. Oktober 1827 als Sohn eines Seidenfabrikanten geboren, beſuchte er das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, das er mit ſiebzehn Jahren verließ, ohne den Studiengang ganz zurückgelegt zu haben. Die Bekanntſchaft mit Homer war für ihn entſcheidend geworden. Berauſcht von der Schönheit der klaſſiſchen Dichtungen, beſchloß er, der ſchon in früher Jugend ein artiges Zeichentalent bekundet hatte, ſich der Malkunſt zu widmen, und es gelang ihm, den Widerſtand des Vaters zu überwinden. Im Jahre 1845 bezog er die Akademie in Düſſeldorf, und obwohl nur mit kargen Mitteln ausgeſtattet, ſetzte er es doch durch, während der folgenden Jahre die alten Niederländer in den Muſeen zu Brüſſel und Antwerpen zu ſtudieren. Im Winter 1847/48 weilte er in Genf, wo er fleißig Landſchaften malte, aber er fand zunächſt keine Käufer, ſo daß er in der Not ſchon daran dachte, ſich für das Heer zur Bekämpfung des Sonderbundes anwerben zu laſſen, und nur Erkrankung hinderte ihn an der Ausführung des verzweifelten Entſchluſſes. Da lächelte ihm ein Sonnenſtrahl des Glücks. Etliche ſeiner Bilder fanden Abnehmer, und mit dem Erlös reiſte er im Februar 1848 nach Paris, nun jedoch mitten in die Revolution hineingeraten. In der aufgeregten Zeit konnte hier ſeines Bleibens nicht lange ſein; ſchon im Auguſt kehrte er nach Baſel zurück. Nach anderthalb Jahren glückte es ihm, die große Sehnſucht zu ſtillen, die jedes echte Künſtlerherz empfindet, nach der ewigen Roma überzuſiedeln. Hier verheiratete er ſich 1853 mit Angela Pascucci, einem jungen Mädchen aus guter, doch armer Familie. „Er war ein Maler, und ſie hatte auch nichts," ſo ſoll Boecklin ſelbſt einem Freunde gegenüber den etwas leichtfertigen Sprung ins Eheleben ironiſiert haben. Aber der Bund ſchlug dem Künſtler zum Heile aus. Er fand in der jungen Römerin eine treue, aufopfernde Gefährtin, die in allen Nöten des Lebens, die dem Paare noch reichlich beſchieden waren, den Kopf oben behielt, ihm eine feſte Stütze war und auch ein gutes Verſtändnis für ſeine Kunſt hatte.

Beſſere Daſeinsbedingungen kamen dem jungen Haushalt im Jahre 1856 durch die Bekanntſchaft mit dem damaligen Freiherrn, ſpäteren Grafen Adolf Friedrich von Schack. Dieſer erwies ſich nun keineswegs, wie man früher geglaubt hat, als ein überaus freigebiger Mäcen, der den Künſtler aller Sorgen enthob, aber er kaufte doch die Bilder des bisher unbekannten Meiſters, erteilte ihm Aufträge und zahlte im Laufe der Jahre auch erhöhte Honorare. So fanden wir in der Galerie, die vom Grafen Schack dem Kaiſer Wilhelm II. vermacht, von dieſem aber in München belaſſen wurde, Werke Boecklins vereinigt, die ſich auf einen Zeitraum von faſt zwanzig Jahren ausdehnen, darunter viele der berühmteſten Bilder.

Inzwiſchen war Boecklin, nachdem er von 1860 bis 1862 an der Weimarer Kunſtſchule als Profeſſor gewirkt, wieder nach Rom übergeſiedelt, um 1866 abermals nach ſeiner Vaterſtadt Baſel zurückzukehren, wo man ihn jetzt ganz anders ſchätzte als ehemals. Doch das unruhige Künſtlerblut trieb ihn bald wieder von dannen, zunächſt nach München (1871), dann von neuem nach Italien (1874). Seinen Aufenthalt nahm er jetzt nicht in Rom, ſondern in Florenz, von wo aus ſein Ruhm höher und höher wuchs und zugleich auch die goldene Ernte ſeiner Kunſt. Nochmals, 1885, kehrte er zu Gunſten ſeiner Söhne, die in deutſchen Schulen unterrichtet werden ſollten, nach ſeiner Heimat zurück und ließ ſich in Zürich nieder, wo er in vertrautem Verkehr mit Gottfried Keller trat. Geſundheitsrückſichten nötigten ihn 1892, wieder ein wärmeres Klima aufzuſuchen, und nachdem er erſt in San Terenzo am Golf von Spezia gewohnt, bezog er 1895 die herrliche Villa in Fiesole, dem lieblichen Vororte von Florenz, wo jetzt der Tod den großen Farbendichter dahingerafft hat.

Fr. Colberg.

Digitized by Google



Robert Weise
Badlandsdhaft.

Digitized by Google

Das neue Stadthaus in Zürich.

Dem schöpferischen Erbauer des schweizerischen Landesmuseums in Zürich, Professor Gustav Gull vom eidgenössischen Polytechnikum, verdankt die Stadt Zürich ihr hübsches neues Stadthaus. In grauem, einheimischem Sandstein aufgeführt, erhebt es sich an Stelle des ehemaligen Fraumünsteramtes zwischen dem Neubau der Hauptpost und der Kirche zum Fraumünster am linksseitigen Quai der Limmat, ein mit seinem Frontgiebel und seinen Erkertürmchen leicht aufstrebendes Gebäude, dessen rotes Ziegeldach dem Ganzen einen frohen Ton beifügt. Die von den Erkern flankierten Flügel treten hinter dem Mittelbau etwas zurück, durch dessen gewölbte Eingangspforte hindurch wir auf einigen Stufen in das Innere gelangen, die glasüberdeckte, rechteckige Zentralhalle, die sich als ein in Form und Maß trefflich durchgeführter Arkadenhof mit übereinander laufenden Galerien darstellt. An den Bogensäulen sind die farbigen Wappen der Zürcher Zünfte angebracht, die Bogenfelder der mittleren Galerie mit teppichartig wirkender Ornamentmalerei verziert; in den Lünetten der Glasdachwölbung sehen wir zwei Ansichten der Stadt in früheren Jahrhunderten. Um die Galerien des Erdgeschosses und der drei Stockwerke gruppieren sich die Zimmer und Säle, an 250, von denen einige eine besondere Ausschmückung erfuhren. Die großen Säle liegen im Mittelbau, wohin auch der aus der Barockzeit stammende sogenannte Musiksaal mit schöner Stuckdecke übertragen wurde. Während das neue Stadthaus nach drei Seiten hin an Straßen liegt, ist es von der Fraumünsterkirche nur durch einen für Fußgänger bestimmten, zum Teil überbauten hofartigen Durchgang getrennt, wobei die noch vorhandenen Kreuzgangreste der ehemaligen Fraumünsterabtei sinnige Verwendung gefunden haben. So hängt die Gegenwart doch noch mit der Vergangenheit zusammen. a. s.

Phot. Gebr. Wehrli, Kilchberg-Zürich. Das neue Stadthaus in Zürich

Die transportable schmalspurige Feldbahn.

Unter den Fortschritten der Neuzeit auf militärischem Gebiet nimmt die Einrichtung der transportablen Feldbahn einen hervorragenden Rang ein; ihr fällt die Aufgabe zu, Munition, Kleider, Nahrungsmittel und so weiter rasch herbeizuschaffen. Da nun die einzelnen Teile, wie eiserne Schwellen, Schienen,

Digitized by Google

Aufn. von Hofphot. G. Jacobi, Metz.

Transportable schmalspurige Feldbahn.

Transportwagen sowie auch die kleinen Lokomotivchen fix und fertig wie im Baukasten des Knaben vorrätig sind, so geht das Legen der Schienen verhältnismäßig sehr rasch von statten. Die schmalspurige Feldbahn benutzt meistens zwei Lokomotivchen für einen Zug. Auf unserm Bilde sieht man eine derartige schmalspurige Feldbahn, quer durch einen Acker gelegt, mit Munition beladen.

Das neue Meraner Theater.

Ein neues Theater wurde unlängst in Meran eröffnet, wodurch dieser beliebte Kurort einen neuen Anziehungspunkt gewonnen hat. Der Erbauer des Hauses ist der Münchener Architekt Martin Dülfer, der sich auch durch diesen Bau als einer der Führer in der modernen Stilbewegung erweist. Ohne ängst-

Das neue Stadttheater in Meran.

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Das Unterseeboot „Morse"

Digitized by Google

Das Untersee-Torpedo „Narval", zum Untertauchen bereit.

Die neuen französischen Unterseeboote. (Text Seite 271.)

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Das Unterseeboot „Morse"

Digitized by Google

Das Untersee-Torpedo „Narval", zum Untertauchen bereit.

Die neuen französischen Unterseeboote. (Text Seite 271.)

Digitized by Google

liche Vermeidung älterer Architekturformen ist das Ganze völlig modern gedacht, und wahr giebt sich auch das Material als das, was es ist. Der vorwiegend verwendete Kalkmörtelputz ist in seiner Formbehandlung deutlich unterschieden von dem vielfach gebrauchten Marmor, aus dem zum Beispiel die Vorhalle mit teilweise gewaltigen Blöcken erbaut ist. Der Aufbau ist ebenso echt: er ist streng aus der Anordnung der umschlossenen Räume entwickelt und verzichtet auf die bei Theatern so häufige Palastfassade. Die Dekoration durch Reliefs und Figuren ist der Bestimmung des Hauses entsprechend leicht und heiter; besonders zierlich und fein sind die durch lichte Farben und Vergoldung gehobenen Stuckornamente des Innern. Für die Bequemlichkeit und Sicherheit ist natürlich in weitestem Maße Fürsorge getroffen. Der sehr stimmungsvolle Vorhang ist ein Werk des Münchener Malers A. Brandes. Der Direktor der neuen Bühne, die besonders das Schauspiel und die Spezioper pflegen will, ist der frühere Meininger Regisseur Meyerdorfer.

Giuseppe Verdi †.

Nicht nur Italien ist durch den Tod des größten seiner neueren Tonmeister in tiefe Trauer gehüllt, sondern auch die ganze übrige Welt nimmt innigen Anteil an dem schmerzlichen Verluste, der um so herber erscheint, als mit dem Künstler zugleich ein edler Mensch von lauterer Herzensgüte und selbstloser Opferfreudigkeit dahingerafft ist. Giuseppe Verdi ist eines jener leuchtenden Beispiele, die beweisen, daß Menschen, aus den kleinsten Verhältnissen hervorgegangen, das Größte erreichen können, wenn sie starken Willen, zähe Ausdauer und natürlich auch den Funken des echten Genies besitzen.

Giuseppe Verdi.

Als Sohn armer Eltern wurde Verdi am 9. Oktober 1813 in dem Flecken Roncole bei Busseto im ehemaligen Herzogtum Parma geboren. Seine musikalische Begabung verriet sich frühzeitig; als Ghorknabe üel er durch seine klangvolle Stimme und sein gutes Gehör auf, und auch der Kantor seines Geburtsortes, der ihn in die ersten Geheimnisse des Klavierspiels einweihte, erkannte, daß hier ein großes Talent der Entwicklung und Ausbildung harre. Aber die bedrängten Vermögensverhältnisse der Eltern wiesen ihn auf einen schlichten Beruf hin, und so wurde er bei einem Kaufmann im benachbarten Busseto in die Lehre gegeben. Bedrückten Herzens fügte er sich dem elterlichen Beschlusse, doch bald lernte er diesen segnen. Denn sein Lehrherr war ein begeisterter Musikfreund, und zählte das Städtchen Busseto damals auch nur etwa 6000 Einwohner, so ward doch die Tonkunst daselbst eifrig gepflegt, und der Leiter der Philharmonischen Gesellschaft, Giovanni Provesi, verkehrte im Hause seines Prinzipals. Mit Zustimmung des letzteren wurde der alte Kapellmeister der erste wirkliche Musiklehrer Verdis, und der heranwachsende Jüngling machte so große Fortschritte, daß ihm der Gemeinderat ein Stipendium zur weiteren Ausbildung auf dem Mailander Konservatorium bewilligte. Die Leiter desselben lehnten jedoch die Aufnahme ab, und wieder schlug, was zunächst als ein Unglück erschien, zum Heile aus. Der Kapellmeister des Scala theaters, Vicenzo Lavigna, nahm Verdi als Schüler an, und nachdem dieser seine Studien vollendet hatte, acceptierte er die ihm angetragene Stellung als Stadtmusikdirektor in Busseto. Nunmehr in gesicherten Verhältnissen, führte er die Tochter seines früheren Lehrherrn als Gattin heim.

Für die erste Oper, die er 1837 schrieb, „Rocester", fand er keine Abnehmer, und das Werk ist auch nie zur Aufführung gelangt, aber er ließ sich nicht entmutigen, arbeitete in der Stille weiter und hatte die Freude, seine Musik zu dem Melodrama „Oberto, conte de San Bonifazio", das 1839 in der Scala zur Aufführung kam, durch ungeteilten Beifall ausgezeichnet zu sehen. Zwar hatte die Oper „Un giorno di regno", die im folgenden Jahre ebenfalls die Scala brachte, einen Mißerfolg, aber er weckte die Scharte 1842 durch die Oper „Nabucco" aus, die den Grund zu seinem Ruhme legte. Es folgte nun in kurzen Zwischenräumen eine große Anzahl von Opern, auf deren Aufführung im einzelnen wir um so eher verzichten können, als ein beträchtlicher Teil in Deutschland unbekannt geblieben ist, und so beschränken wir uns auf die Hauptwerke. Unverkennbar ist, daß Verdi in der ersten Zeit seines Schaffens vornehmlich bestrebt war, dem eben nicht verfeinerten Geschmack seiner Landsleute zu dienen, mit täuschenden Weisen ihrem Ohre zu schmeicheln, aber auch unter dieser leichten Ware befindet sich, wie jeder Musikfreund weiß, manche echte Perle von schimmernder, nie verbleichender Pracht. Der große, universelle Künstler, der mit der Macht seiner Töne die ganze Welt eroberte und auch die kritischen Fachgenossen zu nimmerendender Anerkennung zwang, wuchs allerdings erst mit den späteren Schöpfungen hervor. In Kürze nun ein Ueberblick über die erfolgreichsten, künstlerisch bedeutendsten und auch in Deutschland

Digitized by Google

häufiger aufgeführten Werke: „Ernani“ (1844), „Macbeth“ (1847), „Rigoletto“ (1851), „Trouba-dour“ und „Traviata“ (beide 1853), „Sizilianische Vesper“ (1855), „Maskenball“ (1859), „Aida“ (1870), für die Oper in Kairo zur Eröffnung des Suez-kanals geschrieben, „Othello“ (1887) und „Falstaff“ (1893). Nicht vergessen sei endlich das herrliche Requiem, das Verdi zum Gedächtnis des großen, 1873 verstorbenen Dichters Manzoni komponierte, und das seitdem auch in Deutschland oft zu Gehör gebracht worden ist; bei der allgemeinen Trauer-feier, die jetzt in allen Städten Italiens veran-staltet wurde, ist es dem dahingeschiedenen Meister selbst erklungen. Und endlich noch ein Wort über die großartige Stiftung, die der Verewigte dem vaterländischen Kunstgenossen gewidmet hat, das Musikerheim in Mailand, dessen Abbildung vor etwa Jahresfrist unsre Zeitschrift brachte. Nach-dem Verdi für den Bau bereits über eine halbe Million Lire geopfert, stattete er dieses schöne Ruhehaus noch mit einem Kapital von weiteren zweieinhalb Millionen aus — eine edelmütige Stiftung, wie sie kein Tonmeister der Welt vor ihm errichtet hat. E. R. G.

Unterseeboote.

(Zu den Abbildungen Seite 264 und 269.)

Wenn wir in unsrer Jugend mit gierigen Augen und verhaltenem Atem Jules Vernes Werke lasen, mit Spannung Michael Strogoffs Irrfahrten verfolgten, die Kinder des Kapitäns Grant auf ihren abenteuerlichen Reisen begleiteten, so pflegten unsre Eltern halb überlegen, halb mit Neid zu sagen: „Glückliche Jugend! Ihr Leben ist Traum, ihre Wirklichkeit Illusion.“ Es würde uns schwer fallen, unsern Kindern in Bezug auf Jules Vernes Bücher dasselbe zuzurufen; denn vieles, was in des französischen Meisters Geschichten als Chimäre angesehen wurde, ist heute längst überwundener Standpunkt und manches andre gerade im Begriff, es zu werden.

Die Abenteuer jenes heldenmütigen Kapitäns, der mit seinen mutigen Begleitern Tausende von Meilen tief unter dem Meeresspiegel in einem eigens ausgedachten Unterseeschiff durchmißt, ge-hören heute nicht mehr in das Reich der Fabel. Unterseeboote sind in der That da, und in über-raschend kurzer Zeit hat diese Erfindung ihre Kinder-krankheiten überwunden und darf heute keineswegs mehr als „quantité négligeable“ angesehen werden. Daß es sich hier in erster Linie nur um Kriegs-zwecke handeln kann, ist von vornherein ziemlich klar. Denn der Tourist oder Geschäftsreisende hat schließlich gar kein Interesse, auf dem Grunde des Meeres, umgeben von undurchdringlicher Finster-nis, herumzurollen. Als Angriffsinstrument aber, das unhörbar und unsichtbar, überall und nir-gends zugleich, einen Schiffskoloß in die Luft zu sprengen im stande wäre, ist das Unterseeboot fürchterlich.

Die Idee, Unterseeboote zu bauen, ist beinahe so alt wie die Dampfschiffahrt; aber es kam nie-mals über kindische Versuche hinaus, denn der Dampfschlot mußte doch immer über den Meeres-spiegel hinausragen, und unruhige See oder gar hoher Wellengang machten nicht nur die Be-wegungsfähigkeit eines solchen Bootes illusorisch, sondern bildeten für dessen Insassen eine eminente Lebensgefahr. Erst die Elektricität als Bewegungs-mittel gab neuen Antoß zur Lösung der Frage über Unterseeboote. Das Verdienst und die Ehre, diese Lösung gefunden zu haben, gebührt Frankreich. Man hörte über die Vorversuche so wenig, daß es mit ziemlichem Erstaunen erfüllte, als man plötzlich vernahm, die am 7. Januar 1899 zu Hyères vor-genommenen Versuche mit dem Untersee-Torpedo-boot „Gustave Zédé“ hätten ein glänzendes Resultat ergeben. Die Pariser Zeitung „Le Matin“ ergriff hierauf die Initiative zu einer patriotischen Sub-skription, die in kürzester Zeit 425000 Franken er-gab und dem Marineministerium erlaubte, mit dem Bau von zwei neuen Unterseebooten, „Français“ und „Algérien“, zu beginnen. Am 1. Juli des-selben Jahres wurde der Untersectorpedo „Morse“ in Cherbourg vom Stapel gelassen, am 19. und 28. Oktober 1900 im selben Hafen die Boote „Narval“ und „Goubet“, so daß Frankreich gegen-wärtig sechs Untersectorpedos besitzt.

Anfangs Januar waren die Versuche so weit gediehen, daß eine Vorführung vor dem Kriegs- und Marineminister stattfinden konnte. Diese be-gann damit, daß die beiden Minister auf einem Kriegsschiffe Platz nahmen, das beauftragt wurde, die in Bewegung befindlichen Untersectorpedos „Morse“ und „Narval“ zu suchen. Das Manöver gelang insofern glänzend, als es ganz unmöglich war, die Torpedos zu finden, trotz Anwendung aller zu Gebote stehenden Mittel, und trotzdem sie sich immer in nächster Nähe des Kriegsschiffes be-fanden. Den nächsten Tag, am 7. Januar, unter-nahm der Kriegsminister, General Andrè, in Be-gleitung des „Figaro“-Redakteurs Calmette eine Fahrt mit dem „Morse“, und einigen Vertretern der Presse war gestattet, die Einrichtungen der Untersectorpedos in Augenschein zu nehmen, info-weit dies überhaupt im Interesse der Geheim-haltung möglich ist.

Der Eindruck, den ein Unterseeboot macht, ist ein höchst eigentümlicher. Man späht zunächst ver-gebens nach dem Fahrzeug und wendet sich nach mehreren vergeblichen Versuchen an einen der höheren Marineoffiziere, die — wenn man nicht allzu neugierig ist — von einer bestrickenden Liebens-würdigkeit sind. Mit einer leichten Handbewegung werden dem Fragenden zwei Gegenstände bezeichnet, die man im ersten Augenblick für eine Holzplatte und eine größere Leuchtboje gehalten hat. Also das ist das fürchterliche Instrument, gegen das die tüchtigsten Panzerschiffe nichts auszurichten im stande sind! Eine gewisse Enttäuschung bemächtigt sich unsrer, aber sie hält nicht lange vor der Ueberlegung stand. Daß man so wenig sieht und bald gar nichts mehr sehen wird, das eben ist

Digitized by Google

das Wunderbare und Neue. Aber auch die Platte und die Boje haben eine Bedeutung. Erstere dient der Luftneuerung, wenn das Schiff auf die Oberfläche des Wassers kommt, und ist gleichzeitig der einzige Ein- und Ausgang des Schiffes. Die Boje hingegen, die eher einer Riesenpickelhaube von einem halben Meter Höhe gleicht, dient dem Kapitän als Lugans. Sie ist von kleinen Fensterchen umgeben, die aus ungewöhnlich dickem und widerstandsfähigem Glas bestehen und vollkommen luft- und wasserdicht schließen. Es genügt, daß sich die Spitze des Helmes nur 10 bis 15 Centimeter über den Wasserspiegel hebt, damit der Kapitän im stande sei, alles zu überseben, was ringsumher geschieht. Die Oeffnung, die zum Hinunterſteigen dient und durch eine hermetische Fallthür geschlossen wird, ist so eng, daß korpulente Menschen nur mit Mühe hindurch gelangen können; der Raum ist so ökonomisch ausgenutzt, wie nur überhaupt möglich, und außer der aus zwölf Mann bestehenden Besatzung können kaum noch zwei Personen Platz nehmen, ohne die andern in ihrer Bewegungsfähigkeit zu hemmen. Wie sollte dem auch anders sein, da der gesamte freie Raum des Unterseebootes aus einem 30 Meter langen Conloir besteht, der kaum 2 Meter hoch und 60 Centimeter breit ist.

Das ganze Schiff, dessen Form lebhaft an diejenige einer Zigarre erinnert, zerfällt in drei Teile. Der erste, der sich in der Spitze befindet, dient zum Abschießen der Torpedos und funktioniert mit einer geradezu mathematischen Genauigkeit: das stärkste Panzerschiff kann mittels dieser Vorrichtung auf 600 Meter Distanz in die Luft gesprengt werden. Die entgegengesetzte Seite der Zigarre wird von der Schraube, sowie von den Motoren eingenommen, welche die Kraft der mächtigen Accumulatorenbatterie in Bewegung umsetzen. In der Mitte befindet sich die Kommandobrücke des Kapitäns, von der aus er alle Teile des Schiffes übersieht und gleichzeitig auch kontrollieren kann, was auf der Oberfläche des Meeres vorgeht; dies wird ihm durch ein eigentümliches Instrument ermöglicht, das „Periskop" genannt wird und seinem Wesen nach aus einem Spiegel- und Linsensystem besteht, das unbemerkt auf der Oberfläche des Wassers schwimmt und jeden Augenblick zurückgezogen werden kann. Eine matte Glasplatte, die auf dem Tisch des Kapitäns liegt, zeigt nun alle Vorgänge der Außenwelt in verkleinertem Maßstab, und eine ganz genau festgelegte Skala erlaubt dem Führer des Schiffes, die einzelnen Distanzen festzustellen.

Unterhalb des Raumes, in dem sich Mannschaft und Maschinen bewegen, liegen die sogenannten „Water-ballasts", riesige Wasserbehälter, die mit Hilfe der elektrischen Maschinen gefüllt oder geleert werden können. Soll das Unterseeboot untertauchen, so wird Wasser in die Kasten gepumpt, und das Schiff sinkt im Verhältnis zur Gewichtmenge des Wassers; sind die Behälter aber leer, so steigt das Fahrzeug vermöge seines Auftriebes an die Oberfläche. An der Außenseite des Schiffes hängen außerdem gewaltige Bleimassen, die von innen losgemacht werden können und für den Fall dienen, daß die Accumulatoren ihren Dienst versagen sollten. Letzterer Fall wäre aber immerhin für das Schiff von unberechenbaren Folgen, weil es dann als tote Masse auf der Meeresoberfläche schwimmen und alle seine Bewegungs- und Angriffsfähigkeit verloren haben würde. Um dieser Eventualität vorzubeugen, ist nunmehr ein neues Motorensystem gebaut worden, das die Accumulatoren auf der Stelle wieder ladet. Die beiden im Bau befindlichen Unterseetorpedos „Français" und „Algérien", von denen schon weiter oben die Rede war, werden dieses neue System zum erstenmal in Thätigkeit zeigen. Die vorschriftsmäßige Tiefe, in der das Unterseeboot zu schwimmen hat, ist 6 Meter; da kann es von keinem Projektil erreicht werden, während es selbst vollkommen im stande ist, Torpedos zu lancieren. Nur wenn es sich darum handeln sollte, unterhalb eines Schiffes von allergrößtem Tiefgang durchzukommen, wird das unterseeische Fahrzeug noch tiefer zu tauchen im stande sein. Auch die Frage der Luftversorgung der Mannschaft ist auf eine sehr einfache und praktische Art gelöst worden, wobei ein nicht geringer Teil des Verdienstes an der Lösung dem gegenwärtigen Marineminister de Lanessan zufällt, der seines Zeichens Arzt ist. Die Water-ballasts sind viel größer als sie eigentlich nach der aufzunehmenden Wassermenge sein sollten; soll nun das Schiff in die Tiefe tauchen, so wird das in die Water-ballasts eindringende Wasser die Luft stark komprimieren und auf diese Weise gewissermaßen ein Luftreservoir bilden, das nach Belieben benutzt werden kann. Die Insassen des Unterseebootes haben für 16 Stunden genügendes Material zum Atmen, obwohl es in der Praxis kaum jemals vorkommen wird, daß es so lange unter Wasser bleibt. Die Befehle werden dem Unterseeboot vom Admiralschiff aus übermittelt; selbst unsichtbar, sieht es dieselben und führt sie präzis aus. Eine Verständigung im umgekehrten Sinne, das heißt zwischen Torpedo und Admiralschiff, ist allerdings ausgeschlossen. Hier dürfte vielleicht die Telegraphie ohne Draht die gewünschte Lösung bringen.

Dr. Stefan Epstein.

Digitized by Google

Eine Kapitol-Romanze.

Von **Ida Wackwitz-Busch.**

Washington wird von allen guten Bürgern für die sehenswerteste Stadt in den Vereinigten Staaten gehalten. Der alte Farmer Abraham Samuel B. Ferguson war ein sehr guter Bürger und hatte sein ganzes Leben hindurch gar oft seine Gedanken voll Sehnsucht auf die Landeshauptstadt gelenkt, war aber bereits ein Greis geworden, als ihm seine Verhältnisse endlich erlaubten, seinen patriotischen Gefühlen nachzugeben und die Reise nach Washington zu unternehmen. Dieses geschah zur Winterzeit, während der Monate, wo vom dritten Dezember an die Vertreter aller Staaten, sowohl im Senat, als auch im Repräsentantenhaus, ihre Sitzungen halten und die große Gesetzesmaschinerie beständig im Gange ist.

Mit dem ersten Vormittagszuge, der aus dem Westen kommt, traf Mr. Ferguson nach einer Fahrt von mehreren hundert Meilen in Washington ein. Im Vorüberfahren hatte er das Kapitol liegen sehen, und der Eindruck dieses großartigen Bauwerks, das er zwar oft in Abbildungen geschaut, sich aber doch nie hatte so vorstellen können, wie er es jetzt in Wahrheit erblickte, wirkte so mächtig auf ihn ein, daß er wie erstarrt auf seinem Platze sitzen blieb, als schon alle Passagiere den Zug verließen und sich beeilten, die Gitterthüren des Bahnhofes zu erreichen, um auf die Straße hinaus zu gelangen.

Den Kopf auf die Hand gestützt, welche den Regenschirm umklammert hielt, blieb er unbeweglich sitzen, und erst die helle Stimme eines jungen Mädchens weckte ihn aus seinem sonderbaren Zustande.

„Großvater, es ist Zeit, wir müssen hier aussteigen. Siehst du wohl, wie die Leute da unten hindrängen?“ rief sie ihm zu, indem sie seinen Arm schüttelte und den alten, grauen Reisesack erfaßte, der neben ihm lag.

Er erhob sich augenblicklich, murmelte etwas in seinen grauen Bart und stieg aus. Er war ein langer, hagerer, starknochiger Mann, dem jeder ansah, daß er sein Leben lang, im fernen Westen draußen, hart gearbeitet haben müsse. Mit großen Schritten schob er dahin, sein Oberkörper neigte sich stark nach vorn wie ein Baum, der, im Wachstum aufgehalten, seinen Gipfel vorwärts getrieben hat, da er ihn nicht emporstrecken konnte. Seine Kleidung war genau wie er selbst, von haltbarem, derbem Stoff, dem Zweck dienend, aber nichts weniger als gut sitzend oder gar modern.

Seine Enkelin, die neben ihm herlief, war ein zierliches Mädchen von vielleicht zwanzig Jahren, ihre Figur war kaum mittelgroß, ihr rundes Gesichtchen trug die frischen Farben der Gesundheit, und ein paar dunkle Augen glänzten aus demselben munter und lebhaft in die Welt hinaus. Sie trug einen sehr kleidsamen, ganz modern gemachten Reiseanzug von feinem braunen Tuch und auf ihrem gelockten, schwarzen Haar ein Hütchen mit wallender Feder.

Niemand hätte erraten, daß der alte Mann und das junge Mädchen so nahe Verwandte seien. Beide hatten den Ausgang erreicht, der Greis lenkte sofort der Straße zu, seine Enkelin aber klammerte sich an seinen Arm und deutete nach dem Bahnhofsrestaurant.

„Dorthin, Großvater,“ sagte sie, den weiten, offenen Eingängen zusteuernd, „da können wir frühstücken.“

Er nickte und trabte neben ihr her. Sie folgte ihrem Instinkt und ihrer kleinen, niedlichen Nase, die einen gewissen Duft witterte, der sie richtig in den Speisesaal leitete, woselbst an gedeckten Tischen bereits einige angelangte Reisende ihr Frühstück genossen.

„Siehst du, Großvater,“ rief sie erfreut, „hier ist es schön, hier bleiben wir eine Weile.“ Dabei schob sie einen Stuhl für den alten Mann zurecht, legte alles, was er in den Händen getragen, auf einen zweiten Stuhl und setzte sich mit einer Miene an die Tafel, als ob sie von früher Kindheit an nichts andres gethan hätte, als an Wirtstischen zu speisen und sich von farbigen Aufwärtern bedienen zu lassen. Mit großem Ernst studierte sie die Speisekarte, erteilte dem hinzugetretenen Aufwärter ihre Aufträge, nahm die Serviette von ihres Großvaters Teller, deckte sie über seine Kniee und goß ein Glas Wasser für ihn ein, dann erst that sie dasselbe auch für sich.

In wenigen Augenblicken stand das Frühstück vor ihnen. „Ist dein Steak auch recht gut und weich, Großvater?“ fragte sie besorgt, indem sie mit ihrem Messer ein Stück zur Probe abschnitt.

„Ja, Rosa,“ antwortete der alte Mann und begann eifrig zu essen.

„Siehst du, Großvater,“ plauderte sie während der Mahlzeit lebhaft auf ihn ein, „du könntest doch nicht allein in dieser fremden Stadt zurecht kommen; wie gut, daß du mich mitgenommen hast. Erst wolltest du schon durchaus nicht aussteigen,

Digitized by Google

dann dachtest du nicht an unser Frühstück, jetzt aber bist du froh, daß du mir folgtest und wir hier so schön abgefüttert werden. Möchtest du nicht auch einen kleinen Rum? Es wäre vielleicht besser —"

„Ja, Rosa, einen kleinen Rum — nicht so gar klein, — aber — aber, — Rosa, — sprich nicht so viel."

Sie bestellte den kleinen Rum, und als er gebracht wurde, duftete er so verführerisch in seine große Nase, daß er ihn auf einen Zug auslerte und noch einen bestellen wollte.

„Nein, damit ist's nichts, einer ist genug für dich," sagte sie entschieden; „hier, Großvater, trinke jetzt deinen Kaffee und iß das schöne Butterbrot dazu."

Er sprach etwas in sich hinein, fuhr aber plötzlich auf: „Rosa, du bist die Tochter von dem Sohn, der niemals gefolgt hat — und — und — sprich nicht so viel!"

„Bewahre, ich spreche gar nichts," versetzte sie ruhig und hielt wirklich einige Minuten lang Wort.

Während dieser aufgedrungenen Schweigsamkeit ließ sie ihre schwarzen, glänzenden Augensterne durch den Saal schweifen, und es war ihr anzusehen, daß sie beständig Bemerkungen hinunterschluckte, die sie fürs Leben gern ausgesprochen hätte. Die Gäste, welche ringsumher an der Tafel saßen, waren in ihre eigne Thätigkeit zu sehr vertieft, als daß sich ein Gespräch mit ihnen hätte anknüpfen lassen, und der einzelne, sehr gut aussehende Herr, welcher seit einer Weile dort drüben an dem hohen Fenster stand und häufig mit heiterer Miene zu ihnen herübersah, war höchst wahrscheinlich eine zweideutige Persönlichkeit. Rosa hatte von Bauernfängern und Schwindlern genug gelesen, um gewarnt zu sein, und dieser feingekleidete Mann da drüben, mit der goldenen Uhrkette, dem schönen braunen Schnurrbart und den hellgrauen Augen, hatte so weiße, feine Hände, daß er sicherlich nicht wußte, was ehrliche Arbeit zu bedeuten hat. Uebrigens ärgerte es sie auch, daß er so unverwandt zu ihnen herüber schaute. Machte er sich etwa über ihren Großvater und seine einfache, altmodische Ausstaffierung lustig? In diesem Fall würde sie ihn tödlich hassen, — doch nein, so boshaft sah er nicht aus.

„Rosa —" hob plötzlich der alte Mann schüchtern an. Die Gerufene war sichtlich froh, daß er selbst das Schweigen aufhob. „Rosa, old girl, denkst du nicht, daß noch ein ganz kleiner Rum mir mächtig gut sein würde auf das fette Zeug?"

„Well, Großvater," antwortete sie zögernd, „das wäre er schon, wenn du ihn nicht auf einmal hinunterstürzest, immer nur einen Tropfen, dann ein wenig warten, und wieder einen Tropfen, wenn du das könntest — aber das kannst du ja nicht."

„Wir wollen's versuchen, Rosa, ich denk', ich kann," versetzte er dringend, und sie winkte dem Aufwärter.

Aber bevor der kleine Rum anlangte, stand plötzlich der verdächtige Herr hinter Rosas Stuhl, und im nächsten Moment saß er neben ihr und erfaßte den Speisezettel. „Ich möchte wohl wissen, ob das Beefsteak genießbar ist," sagte er, wie zu den beiden Reisenden gewendet und dabei Rosa forschend anblickend.

Sie hätte gern versichert, daß es sehr gut sei, aber da sie entschlossen war, vorsichtig zu sein, so that sie, als ob sie taub wäre.

Der alte Mann erhielt jetzt seinen Rum und nippte beständig daran; das Gläschen wanderte vom Tisch zum Mund und wieder zurück, bis es leer war, und nun trieb das junge Mädchen zum Aufbruch.

„Wir nehmen einen Lohnwagen," sagte sie. „Wie hieß doch das Hotel, das uns der Postmeister von Lightford nannte, Großvater?"

„Weiß ich's, Rosa!" fuhr er auf. „Das ist auch ganz einerlei," setzte er, sich erhebend und seinen Stuhl geräuschvoll zurückschiebend, hinzu, „wir fahren jetzt sofort aufs Kapitol."

„Aber dein alter Reisesack und der Schirm und dein dicker Pelz —"

„Sprich nicht so dumm, Rosa! In dem großen Gebäude wird wohl Platz für mein Zeug sein, und ich bin nicht nach Washington gekommen, um die Wirtshäuser ‚sondern nur, um das Kapitol zu sehen."

„Ach Gott, der zweite Rum war doch zu viel für dich, Großvater," klagte das junge Mädchen, „nun wirst du mir Trubel machen in der fremden Stadt!"

„Rosa, du bist die Tochter von dem Sohn, welcher nur —"

Weiter kam er nicht. Sie waren währenddessen ins Freie gelangt und sahen sich von Lohnkutschern umgeben, von denen jeder sein Fuhrwerk als das beste empfahl. Rosa suchte eins mit niedergeschlagenem Dach heraus und half ihrem Großvater hinein, dann fragte sie nach dem Fahrpreis. Der Kutscher machte ein verschmitztes Gesicht und verlangte viel. Der alte Mann zog sofort sein Taschenbuch, das zwar alt und schäbig, aber sehr wohl mit Kassenscheinen angefüllt war. Rosa wehrte ihm ab. „Es muß zu viel sein," sagte sie ärgerlich, „das Kapitol ist ja gar nicht weit von hier; man sieht den runden Turm, sobald man an die Ecke tritt, und soviel Geld für eine so kurze Tour!"

„Ja, Lady, das hilft nichts, es ist die Taxe," versicherte der Kutscher.

„Schämt Ihr Euch nicht, Mann? Ich könnte Euch arretieren lassen!" ließ sich da plötzlich eine fremde Stimme vernehmen, und Rosa sah zu ihrer Verwunderung den Herrn, welchen sie für verdächtig gehalten, neben dem Kutscher auftauchen. Letzterer murmelte einige unverständliche Worte und entschuldigte sich damit, daß Fremde immer etwas mehr bezahlen müßten als Einheimische: warum sollte man's nicht nehmen, wenn man's erhalten kann?

Digitized by Google

„Ich rate Ihnen, wieder auszusteigen und sich einen andern Wagen zu sichern," sprach der Fremde mit Lebhaftigkeit, „kommen Sie —"

Damit nahm er selbst Fergusons Gepäck und half dem alten Herrn in eine andre Lohnkutsche. Rosa sprang hinterdrein und nickte dem hilfreichen Berater einen frohen Dank zu, den dieser mit einem hellen, heitern Blick in Empfang nahm. Der Fahrpreis, der jetzt sehr mäßig war, wurde entrichtet, und fort ging's die Pennsylvania-Avenue entlang.

„Gott, ist es hier schön!" rief Rosa beglückt, indem sie sich dicht an ihren Großvater anschmiegte, „und wie warm die Sonne scheint; man sollte gar nicht glauben, daß es Winter ist. Bei uns daheim giebt's Eis und Schnee, und hier ist keine Spur davon zu sehen."

„Ein schandmäßig warmer Tag für die Jahreszeit," murrte der alte Mann, „aber siehst du, Rosa, hier haben sie alles aus erster Hand, das Wetterbureau ist ja auch irgendwo hier herum, und sieh nur da hinüber — alles noch grün — sich bloß, was für Bäume, und das viele Grünzeug, da sitzt ja noch das ganze Laubwerk dran."

Das junge Mädchen blickte auf den Alten wie versteinert, so viel auf einmal hatte sie ihn ihr ganzes Leben lang nicht reden hören. „Großvater," bat sie dringend, „laß dich nicht aus dem Konzept bringen. Bedenke, daß wir weit weg von daheim, in einer fremden Stadt unter fremden Leuten sind. Du bist alles, was ich und Mutter auf der Welt haben; der zweite kleine Rum war für dich zu viel, aber du darfst dir das nicht merken lassen."

Der alte Herr hörte nicht auf das, was seine Enkelin sprach, beständig blickte er nach dem weithin sich ausbreitenden botanischen Garten hinüber, wo zwischen den Glaspalästen der tropischen Pflanzen in der That noch sehr viel grünes Strauchwerk zu sehen war.

„Zuletzt schaffen sie das alles wahrscheinlich auch noch zu Bauplätzen um," murmelte er, „das muß ja unbändiges Geld einbringen, so nahe dem Kapitol."

„Ach Großvater, daran ist ja gar nicht zu denken," fuhr Rosa auf, „das sind ja die allerschönsten Anlagen; es wäre eine Sünde und Schande, wenn sie die zerstören wollten."

„Rosa, du bist die Tochter von dem Sohn, der niemals gefolgt hat; rede nicht so viel!" murmelte der alte Mann.

Jetzt ging's langsam bergauf. Der alte Hinterwäldler blickte mit erhöhtem Interesse nach dem Kapitol hinüber, und als das Garfield-Denkmal in Sicht kam, liefen ihm ein paar große Thränen über die runzligen Wangen und blieben in seinem rauhen Bart hängen. Er zog sein rot gemustertes Taschentuch hervor und putzte herzhaft an seiner Nase herum, wobei er die beiden Tropfen mit beseitigte. Dann schaute und staunte er von neuem.

„Rosa," bemerkte er, „hier ist auch noch alles grün, und sieh nur das mächtig prachtvolle Gebäude — kein Wunder, daß die Kerle alle gewählt sein wollen, um ins Kapitol zu kommen!"

„O Großvater, nimm dich zusammen," flehte Rosa, „du bist zu aufgeregt, es passiert sicherlich noch ein Unglück!"

Jetzt lenkte der Wagen links ab, fuhr auf breiten Wegen an Parkanlagen vorüber und hielt auf einem großen, freien Platze vor den Eingängen zu dem weltberühmten Kapitol.

Der Kutscher stieg von seinem hohen Sitz herab und öffnete den Wagenschlag, Großvater und Enkelin stiegen aus. Ersterer belud sich mit seinen Reiseutensilien — und nun standen sie da und wußten nicht, wo sie eintreten sollten.

„Dort geht's nach der Rotunda," sagte der Kutscher, auf die mittlere der drei großen Freitreppen deutend.

„Das sind hier ja ganz tolle Sachen!" murmelte Mr. Ferguson. „Mich wundert's nur, wie einer da hinein kommt — all das Säulenwerk und die steinerne Menschheit, ohne etwas Ordentliches anzuhaben — guck nicht hin, Rosa, guck nicht hin!"

„Komm," unterbrach ihn das junge Mädchen, „wo der Mann dort unten hineingeht, da kommen wir auch fort. Die Marmortreppen hinauf und an den mächtigen Standbildern vorüber, das paßt nicht für uns einfache Farmersleute."

„Recht, Rosa, old girl, recht!" brummte der Alte, und so traten sie durch eine kleine Seitenpforte in einen langen, halbdunkeln Gang, der sie an zahllosen Thüren und Seitengängen vorüberführte. Still war es hier und kalt, wie in einem Grabgewölbe.

„Hier ist eine Treppe, laß uns da hinaufsteigen," bemerkte Rosa, und der Alte stimmte ihr bei, sodaß sie nach wenigen Minuten einen besseren und schöneren Teil erreichten, wo zugleich auch reges Leben herrschte. Als sie noch höher hinaufkamen, trat ein als Fremdenführer angestellter Invalide auf sie zu und bot höflich seine Dienste an. Schon hatten sie das Stockwerk erreicht, wo sich die Galerien befinden, die, wenn der Kongreß in Sitzung ist, stets sehr besucht sind. Rosa schien aber weder zu hören noch zu sehen; ganz in Betrachtung versunken, lehnte sie an der Balustrade und blickte unverwandt auf ein großes Gemälde, das ihre Phantasie in hohem Grade anregte. Der Führer machte einige erläuternde Bemerkungen, fand aber kein Gehör. Mr. Ferguson hatte vielmehr seine ganze Aufmerksamkeit auf seine Taschen gelenkt, die er mit immer ängstlicher werdender Hast durchsuchte, bis er plötzlich ganz außer sich rief: „Rosa, meine alte Pfeife ist fort!"

Das Mädchen wendete sich ihm erschrocken zu. „O, Großvater, das ist ja gar nicht möglich, es wäre ja zu schrecklich!" Mit zitternder Hast suchte sie sämtliche Taschen des Greises durch, so dringend und ängstlich, daß es fast den Anschein hatte, als ob sie den alten Mann selbst nun und nun wenden wollte.

Dem Führer wurde die Sache langweilig, eine elegante Familie, die soeben aus dem nahen Aufzug

Digitized by Google

Digitized by Google

M. ten Kate

Sonnabend in einem holländischen Dorfe.

Digitized by Google

stieg, sah ihm verheißungsvoller aus, und so begab er sich zu derselben hinüber, um seine Dienste anzubieten. Großvater und Enkelin aber standen einander gegenüber, eins so ratlos wie das andre. Die alte, merkwürdige Pfeife, aus welcher schon Fergusons Vater geraucht und deren Kopf ein Kunstwerk indianischer Holzschnitzerei war, sollte verloren sein — das ließ sich ja gar nicht ausdenken!

„Hättest du sie nur zu Hause gelassen!“ lamentierte das junge Mädchen in aufrichtiger Betrübnis.

„Sie muß aus meiner Oberrocktasche gerutscht sein: fort ist sie, ich weiß nicht, was nun werden soll: es ist ein wahres Unglück, Rosa!“

„Das kommt davon, wenn einer den Rum so gern hat und immer noch einen . . . Aber nein, Großvater, sieh nicht so schrecklich betrübt aus — du kannst nichts dafür.“

Rosa dachte einen Augenblick nach, dann strich sie wie beschwichtigend mit ihrer kleinen Hand über ihres Großvaters rauhen Aermel, blickte freundlich zu ihm auf und sagte voll Resignation: „Es ist meine heilige Pflicht und Schuldigkeit, die Pfeife zu suchen. Bleibe du ganz ruhig hier stehen, bis ich zurückkomme; ich gehe den Weg, den wir gekommen sind, zurück, suche den Kutscher und frage im Bahnhofrestaurant nach. Die Pfeife müssen wir wieder haben, wir können uns ohne sie nicht mehr daheim blicken lassen, alle unsre Nachbarn kennen sie ja.“

„Laß mich lieber mit dir gehen, Rosa, ich kann hier in dem großen Kapitol nicht ganz allein und verlassen stehen und —“

„Nein, Großvater, das geht nicht, du bist zu leicht ermüdet, und wenn man etwas Verlorenes suchen will, muß man sich beeilen, sonst kommen andre einem zuvor. Bleibe du hier am Geländer stehen und sieh dir das schöne Bild dort und die vielen Leute, die durch die Hallen gehen, an, da wird dir die Zeit nicht zu lang werden. Ich bin ja bald wieder bei dir.“

Damit lief sie die breite Treppe hinab und begann ihre Nachforschung. Großvater Ferguson hatte indessen nicht lange gestanden und ziemlich gedankenlos auf das Wandgemälde gestarrt, als er plötzlich einen derben Schlag auf seine Schulter erhielt und im raschen Umwenden einen Herrn zu Gesicht bekam, mit dem er sofort Hände schüttelte.

„Abraham Samuel L. Ferguson, wahrhaftig, wie kommst du aus deinem Hinterwalde nach Washington?“ fragte der Herr, der etwas jünger als der andre sein mochte.

„Ich gebe die Frage zurück, Kapitän Wilde, was machst du hier? Und so fein rasiert und aufgeputzt, wie ein Zirkusmann, haha!“

„Die Sache ist die, daß ich ein guter Freund von einem der vielen Repräsentanten im Haus bin, in dessen Interesse ich seiner Zeit im Westen draußen Reden gehalten habe. Wenn du die Zeitungen erhieltest in deinem hinterwäldlichen Nest, würdest du dich dessen von damals her sicher erinnern.“

„Das thue ich auch, Käptn,“ versicherte der alte Herr mit ungewöhnlichem Eifer, „habe von dir gelesen, erhielt Zeitungen von Lightford, na und — well.“

„Yes well. habe die Gelegenheit benutzt, bin gegenwärtig Gast meines Freundes, um zu sehen und zu hören und zu lernen, wie man's macht. Solange man lebt, Ferguson, solange hat man auch Chancen, selbst einmal ein politischer Elefant zu werden. Es sind genug hier, denen ich die Spitze bieten könnte — genug! Wenn du willst, nehme ich dich mit hinein, damit du dir einen Begriff davon machen lernst, wie sie sich hier für das Volkswohl abstrapazieren. Wenn du dann heimkommst, so erzählst du, was du erlebt hast, und erzählst vor allem von mir, dem Kapitän Wilde.“

„O ja, wohl, das ist alles schön, aber jetzt darf ich mich nicht vom Platze rühren. Meine Rosa sucht meine Pfeife, die ich verloren habe; ich muß hier feststehen und warten, bis sie zurückkommt.“

Mit einiger Mühe brachte der Kapitän den Zusammenhang der fraglichen Angelegenheit aus dem Alten heraus, und nun suchte er ihn erst recht zu überreden, mit ihm in den Saal, „The house of the Representives“, hineinzugehen.

„Ich gebe dem farbigen Thürhüter, der dort drüben sitzt, Ordre,“ sagte er. „Hast du vielleicht einen halben Dollar bei der Hand? Gut, das thut's. Höre selbst, was ich ihm sage.

„My good man, paß auf, ich habe einen Extraauftrag für dich. Wenn du eine einzelne junge Lady die Treppe heraufkommen und mit suchendem Blick am Geländer halten siehst, so gehst du zu ihr hin und redest sie an als Miß Rosa Ferguson, und wenn sie darauf antwortet und nach ihrem Großvater fragt, so zeigst du ihr den Eingang zur Ladies-Galerie. Dort soll sie sich ruhig niedersetzen und hinunter in den Saal sehen, wo sie ihren Großvater und mich, den Kapitän Wilde, erblicken wird. Wir kommen dann schon später herauf und holen sie ab. Und hier ist deine Bezahlung, vorausgesetzt, daß du alles ordentlich besorgst.“

„Sicher, Herr, verlassen Sie sich darauf.“

„Nun komm, Ferguson, jetzt ist alles schönstens in Ordnung. Hier oben sind die Galerien, du gehst mit mir hinunter. Hörst du die Glocken läuten? Sie fangen schon an.“

Der Kapitän faßte den Alten am Arm, und willig ließ er sich die Treppe hinab nach den Eingängen des großen Saales ziehen.

„Warte,“ bemerkte Wilde, „wir legen deine Sachen in eines der Seitenzimmer, du bist ja bepackt wie ein Präriehühner! Komm hierherein: sieh, hier kannst du auch ein wenig Toilette machen; hier ist Waschzeug und ein Spiegel, und da sind Bürsten und Kämme.“

„Dummes Zeug,“ brummte der andre, „wem ich nicht gut genug bin, der braucht mich nicht anzusehen; ich bin ein Mann der Arbeit und be-

Digitized by Google

zahle meine Steuern. Das ist alles, was man von mir verlangen kann."

„Freilich," begütigte der Kapitän.

Sie traten in den Saal, und die Blicke des alten Hinterwäldlers schweiften rasch über zahlreiche kleine Pulte und nach der Rednerbühne hinüber, wo der Sprecher stand und mit seiner scharfen, weithin vernehmbaren Stimme ein Schriftstück vorlas. Vor ihm saßen die Stenographen, die eifrig bei der Arbeit waren, und rechts und links hatten sich Staatenvertreter aufgestellt, denen das, was sie sagen wollten, bereits auf den Lippen brannte. Dienstbare Geister von vierzehn bis achtzehn Jahren, „Pagen" genannt, rannten geschäftig aus und ein und trugen hohe Stöße Druckfachen herbei, die verteilt werden sollten.

Der Kapitän hatte seinen alten Landsmann neben sich auf eines der Wandsofas gedrückt und beeilte sich, ihn seinem Freunde vorzustellen, der wie alle die andern berufen war, an der großen Gesetzesmaschinerie mit Hand anzulegen.

Der alte Mann vernahm kaum, was zu ihm gesprochen wurde; das eigentümliche, murmelnde Geräusch, welches vorherrschte, betäubte ihn fast. Es erinnerte in der That an den halb unterdrückten Lärm einer aufgeregten Schülerschar, die trotz der gebietenden Stimme des Mentors nicht zum Schweigen gebracht werden kann.

„Ja, Ihr habt's wohl gut," brummte er, „so gute Bezahlung und so viel Ehre und nichts zu thun, als da herumzusitzen und zu hören, was der Sprecher herunterraspelt, und der macht auch so schnell wie er kann, daß er in kurzer Weile alles herausbringt. Meine Güte, hat der Mann ein Maulwerk!"

„Schweig still und paß auf," gebot der Kapitän, indem er den Alten mit dem Ellbogen anstieß. „Siehst du die beiden, die jetzt aufstehen: der Untersetzte mit dem weißen Bart und der lange Magere? Das sind beide gute Redner, aber sie stehen auf entgegengesetzten Standpunkten, und der Kampf wird gleich losbrechen. Es handelt sich ums Pensionsgesetz. Der Aeltliche gönnt allen Pensionsberechtigten so viel, als sich überhaupt aus Uncle Sam herausquetschen läßt; er ist ein Volksmann, aber er schimpft darüber, daß reiche Soldatenwitwen zu viel kriegen und arme zu wenig. Er sagt, nach dem Rang des Gefallenen darf's nicht gehen, sondern nach den Bedürfnissen der Hinterbliebenen. Und der Lange dort ist ein Advokat, der sich so eine Art Gesetzeszollstock gemacht hat, womit er alles Zoll für Zoll abmißt und darauf hält, daß Uncle Sam ja nicht zu kurz kommt."

„Kapitän," fuhr der alte Mann auf, „wenn ich etwas zu sagen hätte, so müßten alle diejenigen Leute Pension kriegen, die sich während des Kriegs daheim abgeschunden und nichts vor sich gebracht haben — so wie ich."

Er zog sein Taschentuch hervor und machte, während er seine Nase darin versenkte, ein solches Geräusch, daß mehrere in der Nähe sitzende Herren sich nach ihm umwandten und ihm halblaut zuraunten: „Still! Still!" Das schüchterte ihn ein, und er wurde ganz still.

Der Kapitän hatte recht gehabt, der Streit brach los, sobald der Sprecher seine Vorlesung beendet hatte, und nicht nur zwei, sondern eine ganze Anzahl der Staatenvertreter von beiden Seiten beteiligten sich daran. Darüber flog die Zeit dahin, und Großvater Ferguson schien seine Enkelin ganz vergessen zu haben.

Rosa hatte indessen vergeblich nach dem Familienkleinod gesucht, ihre Mühe, ihr Umherlaufen, ihr Fragen und Forschen war umsonst gewesen. Betrübt und niedergeschlagen kehrte sie endlich in das Kapitol zurück und suchte nach der Treppe, wo sie ihren Großvater verlassen hatte.

Die schönen Hallengänge, von wo aus breite Treppen emporführen, hatte sie bald erreicht, und froh in der Gewißheit, auf dem rechten Wege zu sein, stieg sie hinauf. Bald stand sie vor der Balustrade, aber — vor sich sah sie ein andres Wandgemälde und doch genau dieselben Treppengeländer, dieselben Hallen, dieselben hohen, weißen Thüren mit ihren vergoldeten Inschriften — träumte sie denn?

Sie fuhr sich über die Augen und zog ihre Umgebung noch einmal genau in Betrachtung. Es blieb dabei: das Wandgemälde war verändert, alles andre genau dasselbe, nur der Großvater fehlte! Eine schreckliche Angst bemächtigte sich ihrer, ein heftiges Zittern überkam sie; sie fragte sich, ob sie verzaubert sei. Soeben kamen einige feingekleidete Damen leichten Schrittes durch die Halle und wendeten sich der Thür zu, in welcher in Goldschrift „Ladies-Galerie" geschrieben steht. Der Portier öffnete zuvorkommend, und Rosa, getrieben von dem Gefühl größter Hilfsbedürftigkeit, eilte den Damen nach in der Absicht, ihren Rat in Anspruch zu nehmen. Im nächsten Augenblick befand sie sich auf der andern Seite der Thür, sie sah die Damen einige mit Teppichen belegte Stufen hinabgehen und in den vordersten Sitzreihen Platz nehmen. Sie selbst blieb zögernd stehen, ganz gefesselt von dem Anblick, der sich ihr darbot. Ein eleganter Saal breitete sich unten aus. Gerade ihr gegenüber befand sich eine Rednerbühne, auf der ein Herr Platz genommen hatte; vor ihm saßen einige andre Herren an einer langen Tafel und waren mit Schreiben beschäftigt; ringsumher aber, an mehr als hundert einzelnen Pulten, saßen ebenfalls Herren, und einer von ihnen stand hochaufgerichtet da und hielt mit klangvoller Stimme eine Ansprache, welcher die ganze Versammlung mit größter Aufmerksamkeit lauschte.

Eine feierliche Ruhe schwebte über dem ganzen weiten Raum, so feierlich, daß das junge Mädchen aus dem fernen Westen sich still in die nächste Bank drückte, ihr Haupt neigte, ihre Hände faltete und — ihr Vaterunser lispelte, woran sie die Bitte knüpfte: „O, Allmächtiger, hilf mir aus meiner großen Not und laß mich meinen alten, guten, lieben Großvater wiederfinden!"

Digitized by Google

Als sie sich wieder aufrichtete, um auf den Inhalt der Rede zu achten, gewann sie wohl die Ueberzeugung, daß sie sich nicht in einer Kirche befand, aber etwas sehr Ernstes mußte diese Versammlung trotz alledem zu bedeuten haben, das schien ihr unzweifelhaft.

Das Leid ihres Herzens machte sich in Thränen Luft, unaufhaltsam perlten die hellen Tropfen über ihre runden Wangen, und ihr hübscher Mund zitterte wie der eines kleinen Kindes, das ein bitterliches Weh vergebens zu unterdrücken sucht.

Eine Viertelstunde mochte so verflossen sein, sie beschäftigte sich eben mit dem Gedanken, wie lange die Versammlung wohl dauern und was sie dann, wenn alle hinausgehen würden, wohl beginnen sollte, als plötzlich jemand dicht hinter ihr leise ihren Namen nannte.

„Miß Rosa, ist Ihnen etwas Unangenehmes passiert? Kann ich Ihnen helfen?“

Als sie sich umschaute, blickte sie in das Gesicht desselben Herrn, der ihr im Bahnhofrestaurant so verdächtig erschienen war, und der sie und ihren Großvater von dem unverschämten Lohnkutscher befreit hatte.

„Sie sind es?“ flüsterte sie zurück. „Ach ja, Sie können mir helfen, wenn Sie meinen Großvater suchen und ihn und mich wieder zusammenbringen wollen. Ich bin ganz verlassen und verloren, ich weiß gar nicht, wo ich bin.“

„O,“ erwiderte der Herr, „Sie befinden sich hier im Senat. Dort auf der Rednerbühne sitzt der Vizepräsident, welcher der Verhandlung vorsteht, da unten an ihren Pulten sitzen die Senatoren, und der Vortragende ist ein berühmter Redner aus dem Staate New York, ebenfalls ein Senator.“

„Aber wo ist mein Großvater?“

„Ja, den sehe ich nirgends, die Galerien sind nicht so stark besetzt, als daß man ihn nicht herausfinden sollte, wenn er überhaupt da wäre. Aber sagen Sie mir, Miß Rosa, wie es möglich war, daß Sie sich von ihm trennen konnten? Kommen Sie mit heraus in die Halle, dort können wir ordentlich zusammen sprechen und unsre Pläne machen.

Er führte das junge Mädchen hinaus. Draußen wandelten sie langsam den Gang entlang, und Rosa erzählte, wie es ihr ergangen war, seit der alte Herr seine Pfeife vermißt und sie sich aufgemacht hatte, sie zu suchen.

„Nun, die erste Aufklärung, die ich Ihnen geben kann,“ versetzte er, „ist die, daß Sie auf der entgegengesetzten Seite in das Kapitol zurückgekehrt und die Treppe, welche zu dem Senat führt, heraufgekommen sind, während Sie vorher auf der Seite waren, die das Repräsentantenhaus enthält. Daraus erklärt sich die Veränderung der Wandgemälde über den Treppen. Lassen Sie uns hinübergehen, und wir werden Ihren Großvater sicherlich finden.“

„O, mein guter Herr!“ rief Rosa aus dankerfülltem Herzen, „Sie hat mir der Himmel geschickt!“

Er lächelte gerührt und führte die kleine, zierliche Mädchengestalt, die ihm so über die Maßen wohlgefiel, vorsichtig an den Aufzug, wo er sie beim Hinabgleiten umfaßt hielt, damit ihr ja kein Schaden geschehen möchte. Unten schritten sie einen Gang entlang, der nach dem berühmten runden Saal, für gewöhnlich „Rotunde“ genannt, führt, der das Zentrum des Kapitols bildet und zu den geschichtesten Sehenswürdigkeiten der Bundeshauptstadt gehört. Die Wände sind hier ganz mit historischen Gemälden bedeckt, während in einem offenen Saal nebenan die Statuen und Büsten der Helden des Landes aufgestellt sind.

„Wissen Sie, Miß Rosa,“ erklärte der junge Herr voll Vaterlandsstolz, „dieser runde Saal bildet den Mittelpunkt des ganzen Kapitols, dieses runde Bauwerk ist das eigentliche alte Kapitol, die verschiedenen Flügel sind erst nach und nach angebaut worden — man arbeitet ja bis auf diese Stunde noch beständig an der Verschönerung dieses kolossalen Gebäudes. Und nun betrachten Sie einen Augenblick die Gemälde, die einzig in ihrer Art sind. Hier sehen Sie Kolumbus, den Entdecker von Amerika, wie er nach unendlichen Beschwerden und grenzenloser Selbstaufopferung endlich das Ziel seines Strebens erreicht und mit seinem Fahrzeug landet. Dort gewahren Sie amerikanische Scenerien, die genau der Wirklichkeit nachgebildet sind, und hier sehen Sie in verschiedenen Abbildungen die bekanntesten historischen Ereignisse aus dem Leben und Wirken George Washingtons. Der große General und erste Präsident ist so lebensähnlich dargestellt, daß man meinen könnte, er stehe in Fleisch und Blut und nicht als totes Bild vor uns.“

„Wie schön Sie das alles erklären,“ bemerkte Rosa, ganz hingerissen; „gewiß sind Sie in Washington zu Hause, daß Sie das so genau kennen.“

„O nein,“ versetzte er rasch, „ich bin nur zeitweise hier. Jetzt gerade bin ich nur gekommen, um meinen Onkel, den Kapitän Wilde, der auf einige Wochen mit einem Freunde hier verweilt, zu treffen. Ich für meine Person bin durchaus kein Politiker, sondern Geschäftsmann. Ich reise für ein New Yorker Handelshaus, und es ist der reine Zufall, daß ich so glücklich war, Ihre Bekanntschaft zu machen, liebe Miß Rosa. Ihren Namen habe ich nämlich zufällig aufgefangen, aber nur den Vornamen, — ich heiße Theodor Wilde.“

„Unser Familienname ist Ferguson,“ erklärte Rosa. „Mein Großvater hat eine Farm weit draußen hinter Lightford, fast ganz im Grenzgebiete, und meine Mutter und ich leben mit ihm, seit mein Vater starb und auch die Großmutter zur Ruhe ging. Ach, guter Herr, ich sehne mich schrecklich nach meinem Großvater!“

„So lieb haben Sie den alten Mann!“ sagte Theodor Wilde, und es war, als ob ein wehmütiger Ton seine Stimme durchzitterte.

„Ja, sehr lieb,“ versicherte sie.

„Nun, wir wollen ihn bald finden, kommen Sie.“

Digitized by Google

Chocarne-Moreau

Jahrmarkt in Paris.

Digitized by Google

Er zog sie mit sich fort in den entgegengesetzten Gang, an dessen äußerstem Ende sich wieder ein Aufzug befindet.

„Es muß ein großes Glück sein, jemand zu besitzen, den man so lieb hat," bemerkte er unterwegs. „Ich bin schon seit so manchen Jahren ganz allein in der Welt; mein Onkel ist der einzige, der ein Herz für mich hat. Aber wir sehen uns selten, und er ist eben auch ein vereinsamter Mann wie ich."

Diese einfachen Worte gingen dem jungen Mädchen sehr zu Herzen, unwillkürlich legte sie ihren Arm fester in den seinen und sagte mit kindlicher Innigkeit: „Sie werden gewiß noch einmal jemand finden, der Sie liebt, wie Sie es verdienen. Ich halte Sie für einen sehr guten Menschen — ja gewiß, das müssen Sie sein, obgleich —"

„Obgleich, Miß Rosa?" fragte er und erfaßte ihre Hand, „was meinen Sie mit obgleich?"

„Obgleich," stammelte sie erbebend, „ich Sie heute vormittag im Restaurant für einen Mann hielt, vor dem man sich zu hüten hat. Aber vergeben Sie mir, ich war ein thörichtes Mädchen; jetzt sehe ich meinen Irrtum ein — Sie sind ja so gut, so gut!"

Sie hatten den Aufzug erreicht, der mit einer Fracht Menschen herunterkam. Nebst einem halben Dutzend Kongreßmitgliedern traten auch Großvater Ferguson und Kapitän Wilde heraus.

„Well. Rosa — well! well!" rief der Alte überrascht und ließ es sich gern gefallen, von seiner Enkelin stürmisch umarmt und abgeküßt zu werden, während der Kapitän seinen Neffen mit einem Händedruck begrüßte. Die andern Herren umstanden lachend die Gruppe, und einer von ihnen machte eine Bemerkung über das hübsche Waldröschen, das sich der alte Bär mit aus dem fernen Westen gebracht habe.

„Fürchte dich nicht, Rosa," ermahnte der alte Mann, „das sind alles Freunde von mir; wir gehen jetzt zum Essen."

Ein Ausgang ins Freie war nach wenigen Schritten erreicht. Es regnete etwas, und wer einen Regenschirm hatte, der spannte ihn auf. Großvater Ferguson besaß unter seinen Reiseutensilien eine Art Familiendach, das so manchen Sturm erlebt hatte und in Ehren grau geworden war. Rosa nahm es aus seiner Hand, um es aufzuspannen, und siehe da: aus seinen geräumigen Falten fiel die schmerzlich vermißte Pfeife heraus. Mit einem Jubelruf hob sie das Familienkleinod vom Boden auf und hielt es lachend empor.

„So viel Sorge, Mühe und Kummer hast du uns bereitet, du alte Pfeife!" rief sie aus, „aber da du wieder da bist, ist alles vergessen und vergeben!"

Theodor Wilde betrachtete das merkwürdige Stück nachdenklich. „Eine Friedenspfeife im edelsten Sinne des Wortes," wendete er sich an Rosa, „ich wünschte, ihr segnender Einfluß erstreckte sich auch auf mich."

Sie errötete und reichte die Pfeife dem Großvater hin, der sie zwischen seine Lippen nahm und kalt zu rauchen begann, wobei er murmelte: „Wer hätte das gedacht, Rosa!"

Und nun ging es hinaus. Sie hätten zwar auch in dem wohleingerichteten Kapitolrestaurant speisen können, aber sie zogen ein in der Nähe liegendes kleines Hotel vor, wo Theodor Wilde sowohl, als auch mehrere der Kongreßmitglieder während ihres Aufenthaltes in Washington wohnten. Dort war bereits alles zu ihrem Empfang bereit, und die Tafelfreuden konnten beginnen.

„Mister Ferguson," redete Theodor Wilde den alten Hinterwäldler an, „Sie gestatten doch, daß ich für Ihre Enkelin ein Zimmer besorge? Bitte, geben Sie mir Ihr Gepäck, ich nehm' es mit hinauf. Kommen Sie, Miß Rosa; ich habe Sie gleich beim Eintreten in der Office angemeldet, es steht ein hübsches kleines Gemach bereit für Sie."

„Rosa, wahrhaftig," murmelte erstaunt der alte Herr, „das muß ich sagen!"

Es war dem jungen Mädchen selbst etwas staunenswert Neues, daß jemand so ganz ausschließlich für ihre kleine Person Sorge trug. Mit einem unbeschreiblich glücklichen und dankbaren Gefühl ließ sie sich hinaufführen und beobachtete mit einer Art fremdiger Rührung, wie der feingekleidete Stadtherr so sorgfältig und ohne das geringste spöttische Lächeln die altmodischen Sachen des Greises handhabte und oben auf zwei Stühlen zurechtlegte.

Indessen setzten sich die Herren zu Tisch und ließen sofort einige Flaschen Wein kommen. Mr. Ferguson war der einzige, der sein Glas mit der Hand bedeckte und abwehrte, als eingeschenkt wurde.

„Was, Temperenzmann?" fragte Kapitän Wilde erstaunt.

„Nicht ganz genau das," versetzte der Alte, „aber ich mag keinen Wein, eher einen kleinen Rum. Rosa —" er blickte suchend umher.

„Ja, was hat denn die Rosa damit zu thun?" fragte der Kapitän. „Waiter," rief er dem Aufwärter zu, „einen Rum für Mister Ferguson, aber keinen kleinen!"

„Hm — Rosa, Mädchen!" Offenbar wollte der Greis der Zustimmung seiner Enkelin vor Annahme seines Magenstärkers gewiß sein. Als er aber sah, wie aller Augen sich forschend auf ihn lenkten, erklärte er mit mürrischem Ernst: „Sie ist nämlich die Tochter von dem Sohne, der niemals gefolgt hat."

Ein schallendes Gelächter brach los, und alle erhoben ihre Gläser, um „dem Großvater von der Tochter von dem Sohne, welcher nie gefolgt hat," ein Hoch auszubringen.

Da flimmerte es vor Fergusons Augen, er verstand den Scherz nicht. Wie alle Menschen, die lange in großer Einsamkeit gelebt haben, empfand er einen Stachel, wo gar keiner stecken sollte. „Well, well," brummte er. „Ihr führt

Digitized by Google

ja wohl ein lustiges Leben hier, ihr Kongreßkerle! Habt eure schöne Bezahlung, und was ihr dafür schafft, ist — auch darnach. Weintrinken — he — auf Staatskosten — he?"

Es wurde auf einmal ganz still. Alle griffen nach Messer und Gabel und machten sich über die Speisen her, die von den Aufwärtern auf großen Platten herbeigebracht worden waren.

„Mein guter Mister Ferguson," hob plötzlich einer der Herren an, laut genug, daß es über die ganze Tafel gehört werden konnte, „unsre Bezahlung ist derart, daß nur sehr wohlhabende Männer mit gutem Gewissen die Wahl annehmen können. Viele von uns, welche nur gerade ihr genügendes Auskommen haben, verlieren durch die Abhaltung von ihren Berufsgeschäften sehr viel. So mancher von uns bringt Opfer, die sich kaum jemals wieder ausgleichen lassen. Was wir thun, geschieht keineswegs aus Gewinnsucht oder eines bequemen Lebens wegen, sondern aus wirklicher Liebe und Begeisterung für unser Volk, unser Land, unsern Staat, den wir zu vertreten haben."

„Das war schön gesprochen!" lobte Kapitän Wilde. „Jetzt merke dir's, Ferguson, und wenn ich selbst einmal, mit Gottes und unsrer Wähler Hilfe, dieses soeben hervorgehobene Opfer sollte zu bringen haben, so vergiß nicht, allen unsern Bekannten in Lightford und Umkreis mitzuteilen, was du soeben von diesem wackeren Repräsentanten aus dem fernen Süd-Carolina gelernt hast."

Soeben war Wildes Neffe in den Saal gekommen und hinter seinen Stuhl getreten. „Nun, Theodor, was willst du?" wendete er sich an diesen.

„Ich habe eine Depesche vorgefunden," meldete der junge Mann, „und schon in einer Stunde muß ich nach New York abreisen. Bis dahin — ja, bis dahin möchte ich etwas ins Reine bringen, das keinen Aufschub erleidet; eine hoffnungslose Trennung wäre mir unerträglich."

„Du hast recht, in Geschäften muß man Gewissheit haben. Komm, setze dich her und iß, hier ist dein Platz," versetzte der Kapitän zerstreut.

Theodor folgte zwar der Aufforderung, aber er schien mit seinen Gedanken ganz wo anders als bei den Genüssen der Tafel zu verweilen. „Onkel," hob er plötzlich in deutscher Sprache an, „du magst von mir denken, was du willst, aber ich kann nicht anders, als dir gestehen, daß ich mein ganzes Herz an die kleine Rosa Ferguson verloren habe; sie hat mir's vollständig angethan, und ich glaube nicht, daß ich ohne sie fernerhin leben und glücklich sein könnte. Thu mir den einzigen Gefallen und sprich für mich mit dem alten Mann."

„Na, das ist 'ne schöne Geschichte!" fuhr der Kapitän ebenfalls auf deutsch auf. „Freilich, alt genug bist du, um zu wissen, was du zu thun hast. Das Mädchen ist ja auch ganz nett —"

„Ganz nett?" unterbrach ihn sein Neffe. „Ein Engel ist sie, ein liebes, holdes Kind! Und wie liebevoll gegen den kratzbürstigen Alten! Diese innige Verehrung für ihren Großvater giebt mir ja auch die beste Sicherheit, in ihr ein treuliebendes Weib zu finden. Ich lasse nicht von ihr!"

„Was ist denn das für eine komische Sprache, die ihr da redet?" wendete sich der Greis an den Kapitän. „Ich muß zwar derartiges schon mitunter gehört haben, aber genau weiß ich nicht, wo ich damit hin soll."

„O, das ist deutsch!" rief der Kapitän lachend.

„Deutsch? Well, well, das hätte ich nicht von dir gedacht, old boy!"

„Warum nicht?" versetzte der andre. „Wir sind ja von deutscher Abstammung und haben unsre Muttersprache stets hoch in Ehren gehalten."

„Das kann wohl sein," bemerkte aufs höchste interessiert der alte Herr; „meine Großmutter ist ja auch eine Deutsche gewesen, aber es ist nichts von ihr in unsrer Familie übrig geblieben, als ein Name, den wir aber nicht aussprechen können. Mein Vater war darauf getauft, und ich bin es auch, indessen wir schreiben stets nur den ersten Buchstaben, und der heißt B."

„Wenn Sie mir den Namen buchstabieren könnten, Mister Ferguson," sagte Theodor Wilde zuvorkommend, „so würde ich Ihnen gleich mitteilen können, wie er aussprechen werden muß."

„No, my boy, das kann ich nicht," versicherte der Greis mit Nachdruck, „aber," setzte er wichtig hinzu, „meine Rosa kann ihn sogar schreiben; bis zum Aussprechen bringt sie's freilich auch nicht."

Wie gerufen trat in dem Augenblick die junge Dame frisch und rosig, mit einem wundervollen Ausdruck inneren Glückes in den Augen, herein und nahm ohne Umstände neben ihrem neugewonnenen Freunde Platz.

Der Großvater sah mit einiger Verlegenheit von seiner Enkelin auf seinen Rum und von diesem wieder auf jene und wunderte sich, daß sie sein eingeschmuggeltes Schnäpschen gar nicht zu bemerken schien.

„Rosa," sagte er etwas zögernd, indem er ihr ein altes, etwas abgerissenes Notizbuch hinhielt, das als Hauptinhalt die Getreidepreise vieler vergangener Jahre enthielt, „hier, schreib' den Namen auf, den die selige Urgroßmutter mir und meinem Vater hinterlassen hat. Der Kapitän und sein Neffe können uns sagen, wie er lautet."

Rosa nahm lächelnd das Buch und malte mit großer Schrift „Boltenbachheimer" auf das letzte leere Blatt.

Theodor Wilde sprach den Namen laut und deutlich aus, alle horchten auf.

„Sag das noch einmal!" riefen einige, alsdann versuchte die ganze Tafelrunde das merkwürdige Wort zu wiederholen, was sich aber für englische Zungen als ein schweres Stück Arbeit erwies.

Großvater Ferguson war starr vor Staunen und Bewunderung; er fand, daß der fremde Name von herrlichem Klange sei, und ließ ihn sich mehr als zehnmal vorsagen. Endlich brach er los:

„In our Lord's name, Rosa soll deutsch lernen."

Digitized by Google

„O, das möchte ich schrecklich gern," versicherte diese, „aber wo sollen wir einen Lehrer herbekommen, da draußen, wo wir daheim sind?"

„Da weiß ich Rat," rief Theodor Wilde, ganz hingerissen von des Greises Idee, „ich werde Ihre Enkelin deutsch lehren und das perfekt und in kürzester Zeit. Solange wir getrennt sein müssen, unterrichte ich sie brieflich, nach einer vortrefflichen Methode, und dann . . ."

Es war im darauffolgenden Sommer, als ein junges Ehepaar auf seiner Hochzeitsreise einige Tage lang in Washington verweilte und dem Kapitol, obgleich der Kongreß nicht tagte, einen Besuch abstattete.

Die reizende kleine Frau erzählte mit lachendem Munde, daß ihr Großvater durchaus die Hochzeitsreise habe mitmachen wollen und sich gar nicht daran gewöhnen könne, sich die Tochter von dem Sohne, der niemals gefolgt hat, als Gattin ihres deutschen Lehrers Theodor Wilde zu denken. Was ihre Sprachstudien betrifft, so hatte sie bis dahin nur einen einzigen deutschen Satz gelernt, und dieser lautete. „Ich liebe dich."

Der erste elektrische Zug auf der Wannseebahn.

Der Berliner Verkehr an der Jahrhundertwende.

Von

L. Schulze-Brück.

Mit acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Ottomar Anschütz in Berlin.

Berlin vor hundert Jahren, — eine Mittelstadt mit etwas über 200000 Einwohnern, enge Straßenzeilen, kleine Häuser. Wo sich jetzt prächtige neue Stadtteile erheben, Vororte, von denen mancher fast ebensoviel Einwohner zählt als das ganze damalige Berlin, standen damals elende Fischerdörfer oder primitive Ansiedelungen im dürren märkischen Sande. In den ungepflasterten Seitenstraßen der Stadt wuchs das Gras, und wer abends ausgehen mußte, nahm seine Laterne mit, um in der tiefen Dunkelheit keinen lebensgefährlichen Fall zu thun.

Die Bürger Berlins waren ruhige, solide Leute die ihren Handel und Wandel mit einer bequemen Gemächlichkeit trieben und bedächtigen Schritts durch die Straßen der Haupt- und Residenzstadt fürbaß wandelten, in denen der ganze Verkehr sich in recht bescheidenen Grenzen bewegte. Wenn wir heute die menschenwimmelnde Leipzigerstraße mit ihren vierstöckigen Geschäftspalästen entlang schreiten, von allen Seiten im flutenden Verkehr gedrängt, gestoßen, wenn wir etwa am Stadtbahnhof Alexanderplatz Posto fassen, während die Bahnzüge über unserm Haupte dröhnen, die elektrischen

Digitized by Google

Am Hallenschen Chor.

Digitized by Google

Auf dem Alexanderplatz

Berliner Verkehr an der Jahrhundertwende.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Bahnen in doppelter Reihe an uns vorbeirasseln, die mit Menschen vollbesetzten Omnibusse einer hinter dem andern sich im Trabe durch das Gewirre winden, während die Droschken zweiter „Güte“ und die etwas flinkeren Taxameter das Gewühl durchqueren und schließlich schwere Bierwagen, große Geschäftswagen der Warenhäuser und sonstige Lastfuhrwerke aller Art vorbeijagen, dann kann man sich dieses „Berlin vor hundert Jahren“ kaum noch vor das geistige Auge führen. Die Hauptstadt Preußens und des Deutschen Reiches hat einen Aufschwung genommen, der alles Wachstum andrer Städte weit zurücklässt. Und noch immer mehr dehnt sich die Riesin aus, streckt ihre Arme mit jedem neuen Jahr weiter und weiter und schmückt sich zugleich so herrlich, daß sie wohl in kurzer Zeit die „schönste Stadt der Welt“ sein wird. Zugleich aber pulsiert auch immer kräftiger und stärker der gewaltige Lebensstrom „Verkehr“ in ihren Adern und flutet und wächst zu nie geahnter Höhe. Wie würden die guten Bürger von Anno 1800 staunen, wenn sie ihre Stadt jetzt noch einmal sehen könnten!

Elektrischer Omnibus.

Einige Ueberreste aus „uralten Zeiten“ haben sich allerdings noch bis auf den heutigen Tag erhalten und beginnen erst jetzt zu verschwinden. Es sind dies die Hundewagen und die „fahrenden Händler“. Besonders des Morgens sieht man allenthalben die mit großen Hunden bespannten Karren in den Straßen halten. Sie befördern alles mögliche: Milch, Kienäpfel, Preßkohlen, Lumpen, Grünkram. Die armen Tiere, die von Hitze und Kälte gleich zu leiden haben, liegen im Winter zitternd auf ihrer polizeilich verlangten hölzernen Unterlage, im Sommer verschmachten sie vor Durst und klagen in weniger angenehmen als jammervollen Tönen Himmel und Menschen ihr Leid. In letzter Zeit hat sich der Tierschutzverein ihrer angenommen und ganze Eseltransporte eingeführt, die so viel Anklang fanden, daß zu Weihnachten eine große Sendung „Weihnachtsesel“ bestellt wurde. Die geduldigen Grautiere, mit hübschem roten Geschirr geschmückt, ersetzen jetzt bereits vielfach den zum Ziehen wenig tauglichen Hund und sind das Entzücken der Großstadtkinder.

Fliegender Händler.

Der „fliegende Händler“ hält mit Zähigkeit an seinen durch die Zeit erzwungenen Privilegien fest. Hat auch die gestrenge Polizei die mit allerlei Kram, mit Kurzwaren, Zitronen, Vanille, Kleiderhaltern und billigen Spielsachen handelnden Frauen aus der Nähe der Markthalle verbannt, der Händler läßt sich einstweilen noch nicht vertreiben. An seiner Straßenecke, an der er seit Jahren seinen Platz hat, harrt er mit Zähigkeit aus. Im Winter erfriert er beinahe, in der Sommerhitze schmort er. Aber unentwegt preist er mit gellender Stimme und zuweilen mit unglaublicher Zungenfertigkeit und echtem Berliner Witz seine Ware an. Er handelt mit allem. Im frühen Frühjahr mit Weidenkätzchen und Schlüsselblumen, im Sommer mit Obst aller Art, im Herbst und Winter mit Apfelsinen. Besonders den Apfelsinenhandel betreibt er schwunghaft: „Appelsinen, Ap—pel—si—nen! 't Stück acht Pfenn'je! Scheene Appelsinen, Madamken; — Sechs Pfenn'je

Digitized by Google

Droschken-Halteplatz am Stettiner Bahnhof.

Digitized by Google

Automobil-Droschke.

woll'n Se jeben? . . . Nee dafor koofe ick se selber! Denn lege ick mein Zeschäft nieder un dhue nischt wie Appelsinen koofen!"

An den belebteren Straßen finden sich die Händler mit allerlei Krimskrams. Weihnachtsmänner, Neujahrskarten, Kotillonorden, Papierschlangen werden angepriesen, ein fliegender Antiquar legt seine Schätze aus, echtes indisches Räucherpulver demonstriert mit einem erstickenden Qualm seinen zweifelhaften Geruch, Hundehändler bieten allerliebste ganz junge Tierchen an, die kokett mit roten und blauen Wollpuscheln geschmückt sind, Zeitungen und Extrablätter werden mit gellender Stimme ausgerufen.

Auch die Tage der fliegenden Händler sind gezählt, das heißt derjenigen, die von einem Wagen aus ihren Kram verkaufen. Der immer mächtiger flutende Straßenverkehr spült sie hinweg, denn die Verwaltung vermag selbst für diesen kaum noch Raum zu schaffen. Eine neue, tief einschneidende Verordnung soll schon in der nächsten Zeit in Kraft treten, wonach in der Zeit von zehn Uhr morgens bis sieben Uhr abends in den belebteren Straßen der Stadt keine beladenen Lastwagen unnötigerweise passieren, noch ihre Lasten ab- oder aufladen dürfen. Damit verschwinden für die verkehrreichsten Zeiten die riesigen Bierwagen, deren schwere, wohlgenährte Zugpferde die hochaufgetürmte Fässerladung in schnellstem Tempo befördern, die Flaschenbierwagen mit ihren ebenfalls ängstlich hochgestapelten Flaschenbehältern, die übel berufenen Schlächterwagen, deren rücksichtsloses Fahren fast täglich schweres Unheil anrichtet, die Wagen der großen Konfektions- und Modewarengeschäfte und Hunderte der verschiedensten Gefährte, die sonst in fast ununterbrochener Reihe die Straßen passieren und ein Ueberschreiten des Fahrdammes an vielen Stellen lebensgefährlich machen. Ob diese Neuerung durchzuführen ist, bleibt abzuwarten. Eine Entlastung der Straßen wäre jedenfalls sehr wünschenswert.

Die beiden Hauptstraßen Friedrichstraße und Unter den Linden werden allerdings nicht von Straßenbahnen befahren. Aber eine ununterbrochene Reihe von Fuhrwerken kreuzt sie dennoch. Am meisten bemerklich machen sich die riesigen Omnibusse, schwerfällige Kolosse, die stets mit Fahrgästen vollgepfropft sind. In den Wagen drängt es sich, auf den Decksitzen sitzt Mann an Mann. Es sieht fast lebensgefährlich aus, wenn sie an den engen Passagen, besonders an dem Kreuzungspunkt Friedrichstraße-Linden in schnellem Trabe einer dem andern folgen. Lustig anzusehen sind die Sommeromnibusse mit ihren hübschen gestreiften Leinwandbehängen. Ein ziemlich melancholisches Bild bieten dagegen die Nachtomnibusse, wenn sie die letzten verschlafenen, müden Vergnügtlinge gegen Morgen aufsammeln. Aber auch die letzte Stunde der Omnibusse hat geschlagen, wenigstens die der beklagenswerten, abgerackerten Omnibusgäule. Die Elektrizität, die alles umstürzende, alles verändernde, streckt ihre Fühler auch schon nach dem Omnibus, wie nach allen unsern jetzt noch gebräuchlichen Verkehrsmitteln aus. Elektrische Omnibusse befahren seit kurzem die Berliner Straßen. Es sind wahre Ungeheuer, gelbe, massive, kolossale Kasten. Wenn sie herangerasselt, springt alles schen aus dem Wege. Rettungslos verloren wäre jeder, der in die Fahrlinie der Riesen käme. Aber sie haben bis jetzt noch keinen Unfall verschuldet, es fährt sich sehr angenehm mit ihnen, und sie werden nicht lange die einzigen bleiben. Die Omnibusgesellschaft ist im Begriff, mit einem Kostenaufwand von 800 000 Mark den elektrischen Betrieb für ihre sämtlichen Wagen einzuführen. Es ist gerade, als ob die Pferde ihren Konkurrenten ahnten. Sie werden schen und rebellisch beim Herankommen eines Automobils, und selbst das frommste Droschkenpferd zweiter Klasse sieht in ihm seinen Feind.

Die „Droschke zweeter Jüte" ist ein Vehikel, das in das moderne Berlin gar nicht mehr hineinpaßt. Wenn der biedere Lenker, der da in einen schweren Schafpelzmantel eingewickelt, mit der unförmlichen runden Fellmütze auf dem rötlich oder bläulich schimmernden Gesicht auf dem Bocke thront, poetisch veranlagt wäre, könnte er mit dem Hunsrücker Dialektdichter sagen:

„Die Schääs, die is fowelt noch gut,
Nur fehlt a naies Dach,
Un wat so innewennig is,
'hört alles neu gemacht'!"

Damit ist die Droschke „zweeter" sehr richtig gekennzeichnet. Vom verschossenen Plüschpolster auf dem steinharten Sitz bis zu den wackligen Rädern „hört alles neu gemacht". Das ganze Fahrzeug sieht aus, als sei niemals ein einziger Teil daran neu gewesen. Und der davorgespannte Gaul! Ach, die arme Liese oder Grete war ja gewiß einmal jung und feurig. Aber das weiß sie selber nicht mehr. Wehmütig guckt sie nach dem einsteigenden Fahrgast, unendlich langsam setzt sie sich in eine ganz sonderbare Gangart, die man eben nur an den Droschkengäulen zweiter Klasse

Digitized by Google

beobachten kann, in einen langsamen, zuckenden, jämmerlichen Trab. Nichts bringt sie aus ihrer Gelassenheit! Doch halt, da kommt mit „tut, tut“ ein flinkes Automobil angetöfft. Da wird Liese lebendig. Mit unverkennbarem Abscheu versucht sie einen Seitensprung. Das Automobil ist ihr Todfeind! Es ist ja „das Pferd der Zukunft“. Und Liefes Herr teilt redlich diesen Abscheu. Er murmelt dem Auto einen Kernfluch nach und spuckt verächtlich aus! Die Droschke zweiter Klasse ist übrigens auch im Aussterben begriffen. Langsam, aber sicher rückt an ihre Stelle die Taxameterdroschke erster Klasse, der „Taxa“ oder „Weißhut“, wie es im Volksmunde heißt. Die kleinen, flinken, offenen Taxameterdroschken sind recht elegant, ebenso die geschlossenen Coupés, die übrigens viel weniger beliebt sind. Der Berliner und auch der Fremde fährt selbst bei ziemlicher Kälte am liebsten im offenen Wagen, und Damen in Gesellschaftstoilette, mit übergezogenem Pelzmantel und Kopfhülle sieht man sehr häufig in der offenen Droschke. Die Taxameterdroschke fährt schnell und gut. Der Fahrpreisanzeiger registriert die Länge der gefahrenen Strecke, nicht der dazu notwendigen Zeit, und so liegt schnelles Fahren sowohl im Interesse des Kutschers wie des Fahrgastes. Auch die Droschkenpferde erster Klasse haben ihre besondere Gang- oder vielmehr Trabart. Sie strecken den Kopf sonderbar nach vorn und machen ganz merkwürdige Körperbewegungen. Mit dem Gaul „zweeter“ teilen sie ihren Abscheu vor dem Automobil, das sogar schon in ihre eignen Reihen eingedrungen ist. Mit der Automobilausstellung und dem elektrischen Omnibus kam auch die erste elektrische Droschke erster Klasse, ein noch etwas plump gebauter Wagen, der aber rasch und sicher fährt, und dem es an Fahrgästen niemals mangelt. Stolz und selbstzufrieden thront der „automobile“ Kutscher auf seinem hohen Sitz, ohne sich an Schimpf und Spott seiner Kollegen zu stören. „Ick bin det neie Jahrhundert, und ihr kommt alle mang die Wurscht!“ giebt er höchstens zur Antwort.

Zur vollendeten Thatsache ist die Depossedierung des Pferdes bereits bei der Straßenbahn geworden. Die Berliner Straßenbahnen sind die mustergültigsten der Welt. Einen Straßenbahnverkehr wie Berlin hat weder Paris noch London auch nur entfernt aufzuweisen. In beiden Städten dominiert der Omnibus, der in Berlin schon zum Nothelf geworden ist. Und während in London und Paris die Pferdebahnen teilweise die Straßen durchkreuzen, sind diese in Berlin schon veraltet, und die Umwandlung der wenigen noch bestehenden Linien in solche mit elektrischem Betrieb ist nur noch eine Frage der Zeit. Sie werden in das riesige Netz von elektrischen Straßenbahnen einbezogen, welches ganz Berlin durchzieht und dessen prächtige, bequeme Wagen sich in den größeren Verkehrsstraßen in ununterbrochener Reihe folgen. Welchen Umfang dieser Betrieb angenommen hat, ergiebt sich daraus, daß zurzeit 97 Straßenbahnlinien mit elektrischem Betrieb bestehen, neben denen nur noch auf 37 Linien Pferde im Dienst sind. Mit 1842 Wagen wird der Verkehr aufrecht erhalten, und nahezu 13000000 Menschen wurden im Jahre 1899 mit ihnen befördert.

Die elektrischen Straßenbahnen sind übrigens die Vorläufer der vollständigen Umgestaltung des Straßenverkehrs, aus dem aller Voraussicht nach das Pferd in wenigen Jahrzehnten vollständig verschwunden sein wird. Millionen von Intelligenzen arbeiten mit Hochdruck an der Vervollkommnung des elektrischen Prinzips, speziell im Hinblick auf die heute noch mangelhafte Aufspeicherung der elektrischen Kraft. Das Accumulatorensystem, von dem heute der elektrische Verkehr noch abhängig ist, bürdet den Gefährten, welcher Art sie auch sein mögen, eine so schwere Last auf, daß die Triebkraft gleichsam wieder als Hemmschuh wirkt, mit andern Worten, die Accumulatoren sind bisher noch so schwer, daß ein großer Teil der in ihnen aufgespeicherten Kraft für ihre eigne Fortbewegung verloren geht. Sobald man diese Klippe erst überwunden hat, ist die Frage des automobilen Verkehrs vollständig gelöst und die Rolle des Pferdes ausgespielt. Unsre Enkel werden mit Staunen und Lächeln davon erzählen hören, wie ihre Großeltern von den Launen, dem Hunger und Durst und der Erschöpfung eines Tieres abhängig waren, während ihnen eine winzig kleine Maschine gehorcht, die ein einziger Fingerdruck zum Gehorsam, zur Schnelligkeit, zum augenblicklichen Halt und zu endloser Kraftleistung zwingt. Heute schon rollen die schwersten Lastfuhrwerke mit elektrischem Betrieb durch die Straßen Berlins, neben dem

Eselfuhrwerk.

Digitized by Google

pfeilschnellen zierlichen, mit höchstem Luxus ausgestatteten Automobil, das die Stelle der Equipage einnehmen wird. Freilich, der enragierte Pferdeliebhaber, der sich so recht von Herzen an der Schönheit des edlen Tieres erfreut, will einstweilen davon nichts wissen. Aber auch er kann dem unaufhaltsamen Fortschritt nicht gebieten, und sein Sohn wird vielleicht noch eine mit Pferden bespannte Equipage als Prunkstück auffahren lassen, für seinen täglichen Gebrauch aber gewiß das zierliche, bequeme und — billige „Auto“ vorziehen. Reizende kleine Wagen dieser Art winden sich mit bewunderungswürdiger Gewandtheit durch das Straßengewühl. Das gellende „Tut, tut!“ ihrer Signalhuppe muß einstweilen noch die Passanten aufmerksam machen auf das Gefährt. Warum, ist nicht recht ersichtlich, da das Auto nicht schneller fahren darf als eine Droschke und daher eigentlich kein besonderes Signal zu geben braucht. Neben den großen Straßenbahnwagen fährt das Automobil einher wie ein Zwerg neben einem Riesen, beide aber, Zwerg wie Riese, mit gleicher Leichtigkeit und Schnelligkeit.

Als ein neuer Triumph der Elektrizität stellt sich auch die nun endlich in der Vollendung begriffene große Hochbahn dar, welche Berlin von Ost nach West durchschneidet. Nach endlosen Schwierigkeiten aller Art, langen Verhandlungen mit Kirchen, staatlichen Gebäuden, den Hausbesitzern ganzer Straßen, denen zum Teil große Summen als Entschädigung gezahlt werden mußten, schreitet jetzt die Fertigstellung des Riesenwerkes schnell voran. Allenthalben erheben sich die kolossalen Unterbauten, die schlanken Säulen und die mächtigen Eisenkonstruktionen der Hochbahn. Ist dieselbe erst in Betrieb, so ist dem stets wachsenden Bedürfnis nach bequemen Verkehrsmitteln erneutes Genüge gethan, denn die Züge der Hochbahn sollen sich in ganz kurzen Abständen folgen und werden große Personenmassen befördern können. Einstweilen mutet die ganze Hochbauanlage den Beschauer noch fremdartig und oft unschön an. Sind aber erst die uniformlichen Kästen aus Eisenkonstruktion, die gleich riesigen Vogelbauern von Zeit zu Zeit die Einförmigkeit der Gitter unterbrechen, zu Einsteighallen ausgestattet, und ist der feuerrote Anstrich einem angenehmeren Grau gewichen, dann wird sich das Auge auch leichter an den jetzt noch seltsamen Anblick gewöhnen.

Das Publikum aber wird ihren Nutzen für den Verkehr gewiß ebenso schnell erkennen, wie es die Vorzüge der Stadtbahn begriff, die im Jahre 1898 nicht weniger als 91791640 Personen zu befördern hatte.

Wenn es trotzdem noch eines Beweises bedürfte für den unaufhaltsamen Fortschritt des elektrischen Betriebes, so würde ihn der elektrische Leichentransport liefern, der schon in nächster Zeit zur Thatsache werden wird. Die Nürnberger Konti-

Momentaufnahme von Franz Kühn, Berlin.

Das Automobil im Postdienst.

nental-Gesellschaft für elektrische Unternehmungen baut eine Bahn nach den Friedhöfen von Hohen-Schönhausen, und die Wagen für elektrische Beförderung der Leichen sind bereits fertiggestellt. Das Trauergefolge wird auf würdig ausgestatteten Anhängewagen befördert.

So entwickelt sich zurzeit in unaufhaltsamer Geschwindigkeit die vollständige Umwälzung des Straßenverkehrs. Das Bild, welches er uns am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts bot, wird sich im Laufe der nächsten fünfzig Jahre so sehr verändern, wie wir es heute nicht einmal ahnen. Welches Bild mögen uns im Jahre 1950 die Straßen Berlins bieten?

Wer möchte das heute prophezeien? Wir können es ebensowenig, als es der biedere Berliner Bürger von 1850 für das Jahr 1900 konnte.

Im Panoptikum oder in irgend einem andern „Verkehrsmuseum“ wird man dann staunend und mit mitleidigem Lächeln die Modelle aller der Vehikel sehen, die uns in das zwanzigste Jahrhundert hinein beförderten.

Digitized by Google

Der Teufel bei den Bärentreibern.

Von M. Roda-Roda.

Onkelchen," sagte eines Tages die Teufelsgroßmutter, „so kann's nicht weitergehen bei uns. Seit ich meine Zustände mit dem Magen habe, giebt's himmelschreiende Unordnung. Erst gestern erwischte ich einen der Deinen, wie er den Herostratus mit ganz kalten Zangen zwickte, und heute finde ich wieder den Nero vergnüglich in starrem Schwefel sitzen — das Feuer war ausgegangen. Du wirst auf die Oberwelt gehen müssen."

„Seelen kaufen?" fragte der Teufel.

„Wo denn! Darüber sind wir dank der Ueberproduktion lange hinaus. Aber um eine Stütze wirst du dich umsehen müssen."

„Eine Stütze der Hausfrau?"

„In Gestalt einer Schwiegertochter, die sich der Sache annimmt, die fleißig mithilft, wenn es gilt, die Kessel für unsre bessere Kundschaft bereitzustellen, und nach dem Rechten sieht beim Sengen und Sieden." So sprach die Alte, zog ihrem Enkel seine besten Kleider an, steckte ihm eine frische Hahnenfeder auf den Hut und entließ ihn mit vielen Segenswünschen auf die Freite.

„Gieb nur acht, daß du nicht wieder in ein Taufbecken fällst!" rief sie ihm noch nach. Dann war er um die Ecke. —

Vier Wochen später hinkte der arme Teufel zerrissen und zerschlissen die staubige Landstraße daher und dachte an alles, was er erlebt. — War nicht viel Erbauliches dabei. Heiratslustige Mädchen hatte er tausend gefunden — fast mehr als heiratsfähige, und auch den Teufel hätten sie genommen, aber sowie er ihnen was vom Reinmachen der Kessel sprach und vom Einheizen — plumps, da hatte er seinen Korb. Heut früh hatten sie ihn gar über die Treppen geworfen! Und er hatte sich's doch gar so schön gedacht, den Ehemann zu spielen. Hübsch sollte seine Frau sein, brav, arbeitsam, gebildet und sollte auch was mitbringen in das neue Heim. Jetzt waren die Träume in nichts zerronnen. Wie traurig für einen Teufel, der so viel Herde heizt, keinen eignen Herd zu haben!

Als er sich des Weges trollte, sprach ihn jemand „Gnädiger Herr" an; als er aufsah, war's ein bildsauberes Zigeunerkind, das ihm eine schlanke Hand um Münzen entgegenstreckte und mit der andern einen tanzenden Affen am Kettchen hielt.

Dem Teufel wurde es auf einmal ganz warm, so schöne Augen meinte er, noch nie gesehen zu haben. Eine ganze Hölle lag in ihrer Tiefe. Er gab dem Mädchen einen Dukaten, da tanzte sie selber vor Freude um die Wette mit ihrem Affen. ‚Die und keine andre,' dachte der Teufel bei sich und bat, „das Fränkein" ein Stück geleiten zu dürfen.

Er sagte ihr schöne Worte und fragte sie um den Namen. „Zora" hieß sie — „das Morgenrot".

„Ein höllisch-schöner Name das!" rief der Teufel entzückt. Und ob sie seine kleine Frau werden wolle, mochte er gleich wissen.

„Warum nicht, wenn es der Aeltervater befiehlt?" antwortete die Zigeunerin und musterte heimlich den humpelnden Begleiter.

Sie kamen an den Saum eines Gehölzes, da standen drei rauchbraune Stangenzelte, nach Osten hin offen. Das war das Lager der Bärentreiber, zu denen Zora gehörte. Der Aeltervater, in eine wattierte Jacke mit nußgroßen Silberknöpfen gekleidet, stieg mit seinen schweren Stiefeln vom Wagen und hieß den Junker willkommen. Flausen machen ist nie des Teufels Art gewesen. Er sagte rund heraus, was er heische, und forderte rund heraus den Bescheid.

„Hm, hm!" machte der Aeltervater, „das geht so stürmisch bei uns nicht. Es ist unsrer hochgeachteten Familie sicher eine große Ehrung, sich mit Euer Gnaden zu verschwägern. Allein die Bräuche und Sitten der Ahnen verlangen auch ihr Urrecht. Da wären also noch gewisse Formen zu erledigen, dann können Euer Gnaden mit Zora sofort zur Hölle fahren."

„Welches sind denn diese Formen?"

„Zuerst gebührt jedem der Sippe ein Geschenk nach seiner Wahl. Dann giebt's Hochzeitsschmaus und Ringwechsel. Dann Abschied und Reise."

Der Teufel war's hochzufrieden und fragte gleich den Aeltervater nach seinem Begehr. Er wollte einen großen Tanzbären haben und ein schwarzes Pferd vor den Wagen.

„Bewilligt!" sagte der Freier. „Noch heute geh' ich's besorgen. Und die Frau Gemahlin?"

Die Ahne hockte am Feuer. Sie war taub. Erst als ihr der Aeltervater die Frage ins Ohr schrie, that sie den Mund auf: „Ich möchte in der Bibel lesen lernen."

Digitized by Google

Der Teufel ward blaß unter seinem Ruß. Dann aber erinnerte er sich, daß es ja auch eine Teufelsbibel gebe, und nickte lebhaft zu. Die übrigen Zigeuner wollten Pelze, Stiefel, Seidentücher. Sollten sie haben! „Und du, mein Schatz?“ fragte er die schwarzäugige Zora.

„Dukaten, Korallen, Bernstein, einen ganzen Wagen voll.“

„Alles, alles will ich bringen!“ schrie der verliebte Teufel, drückte den Verlobungskuß auf Zoras rote Lippen und hinkte eilig fort, um die Geschenke zu besorgen. —

War das ein Leben drei Tage später bei den Bärenführern! Der Aeltervater saß mit der Weinflasche an der Esse und sang die ältesten Lieder, die Bären — jetzt waren ihrer zwei — brummten vergnügt, Daniel stolzierte im neuen Pelz und Balthasar in roter Seide. Kara, die Schwarze, sprang herum, daß die Muscheln in den Zöpfen klapperten, Nahmuna und Zora schlugen die Becken dazu, und abseits von allen saß der Teufel bei der tauben Ahne und lehrte sie die Bibel lesen.

Wieder drei Tage später sprach der Aeltervater zum Teufel: „Schwiegersohn, laß uns den Hochzeitsschmaus halten. Wo ist der Braten?“

„Das fragen Sie mich?“ rief der Teufel betroffen.

„Wen sonst? Den Braten stiehlt der Werber. Das ist bei uns so Sitte,“ antwortete der Alte.

Also ging der Junker noch einmal aus und stahl eine Sau mit sieben Ferkeln. Fluchend kam er zurück. Denn die Bauern hatten ihn erwischt, weidlich geprügelt, und nur mit Mühe hatte er sich und die Beute gerettet. Die Zigeuner zogen tiefer in den Wald hinein, um sicherer zu sein, schlachteten die Sau, und am Abend hatte der Teufel seine Schläge bei Wein, Weib und Gesang glücklich vergessen.

Um Mitternacht des dritten Tages ließ der Aeltervater ein frisches Feuer anfachen und rief den Freier herbei zum Ringwechsel. In der Glut lag ein offener eiserner Reif, den holte der Aeltervater mit der Zange vor.

Der Teufel schrie: „Was soll das?“ und wich vor dem sprühenden Funkelring scheu zurück.

„Ein Ring nach unsrer Art, Schwiegersöhnchen,“ antwortete der Zigeuner begütigend und fuchtelte mit der Zange, den Hammer in der andern Hand bereit haltend.

„Was, den soll ich über den Finger streifen?“

„Bewahre, der kommt in die Nase. Sieh dir nur unsre Bären an. Sind alle Eheleute.“

„Ihr selber aber habt keine Ringe in der Nase.“

„Freilich nicht! Wenn die Zigeuner untereinander heiraten, braucht's dergleichen nicht. Bloß für Stammfremde ist das vorgeschrieben.“

„Ah, daraus wird nichts,“ sagte der Teufel. „Wie ließe ich mir denn einen Ring durch die Nase ziehen?“

„Pah, mir ist's gleich,“ entgegnete der Aeltervater und legte das Eisen in die Kohlen zurück. „Kein Ringwechsel — keine Hochzeit. Mag eine andre die Herdstellen loh halten und Kupfer schmeern in der Hölle.“

Ein paar Minuten dachte der Teufel nach. Dann fragte er: „Geht's denn durchaus nicht ohne diese unangenehme Zuthat?“

Die Ahne schüttelte den Kopf, als hätte sie ihn verstanden. Zora redete zu: „Es dauert ja nur einen Augenblick.“ So hielt er die Nase hin. Glitsch! Ratsch! hatte ihn der Aeltervater am Ring, hielt ihm die Nase an den Amboß und schweißte zu, daß die Funken flogen.

Als sich der arme Teufel die Thränen aus den Augen wischte, lag er an der Kette draußen vor dem Lager — rechts ein Bär, links ein Bär — und Balthasar beriet mit Daniel, wie sie den neuen Zögling tanzen lehren sollten.

„Er wird eine Zugnummer ersten Ranges,“ jubelte der Aeltervater ein über das andre Mal und rieb sich die schwieligen Hände.

Zora, die falsche Zora, hockte an der Flamme und machte flache Steine heiß zu ihres Bräutigams erstem Unterricht. —

Aber da hatten sich die Bärentreiber einen schönen Schüler angeschafft! Ungebärdig und störrisch war er, ein wahrer Teufel. Auf den heißen Steinen ging er so sicher umher, wie andre Leute auf der Straße, und hinkte, statt zu tanzen. Die ganze Nacht konnte man nicht ruhen ob seines Schreiens und Winselns — kurz, es war nichts mit ihm. Nicht einmal zu erschlagen war er. So wollte der Aeltervater ein guter Mann sein und ihn auslassen gegen entsprechenden Preis.

„Ach, Schwiegervater, gern will ich Euch in Frieden lassen in Ewigkeit, Euern Töchtern will ich das Feuer der Hölle geben, Schmuck ins Rabenhaar, die Kunst, in der Bibel zu lesen — nur laßt mich aus, laßt mich frei.“

Der Aeltervater nahm den Teufel beim Wort: reizen wollte er ihn schließlich auch nicht, und löste eines Abends die Kette.

Noch eine Bitte hatte der Teufel. Er mochte nicht mit ganz leeren Händen heimkehren. Gerne hätte er die sieben Ferkelchen zum Andenken mitgenommen. Auch die gab ihm der Schwiegerpapa und schickte ihn fort. Die ganze Nacht schleppte sich der betrogene Werber fort. Die sieben Ferkelchen waren sein einziger Trost in dem leidigen Abenteuer.

Als es Morgen wurde, da merkte er's erst, daß ihn die braunen Lumpen noch einmal überlistet: was er da im Dunkel mühsam getrieben hatte, das waren gar keine Schweinchen, das waren sieben Igel aus dem Wald!

Seit dieser Zeit mag der Teufel nichts von den Zigeunern wissen, sie aber können in des Teufels Bibel lesen, weissagen und Karten schlagen, und ihre Töchter haben das höllische Feuer in den Augen.

Digitized by Google

Courses Landaises.

Von **Ludwig Diehl.**

Die Arena von Bordeaux prangt in buntem Flaggenschmuck, vor allem in den spanischen Farben rot und gelb, wie das bei einer richtigen Stierarena immer sein muß; dann sind natürlich auch französische Fahnen und vereinzelte russische zu sehen. Die riesigen Plakate mit den blutigen Stiergefechtsscenen tragen heute aber nicht die gewöhnliche Aufschrift „Courses de toreaux“, sondern groß steht angeschrieben „Courses Landaises“. Ich frage nach der Bedeutung dieser Worte und erfahre, daß heute eine uralte südfranzösische Art von Kampfspielen stattfindet, nämlich mit „Kampfkühen“ aus den Landes, jenem wilden und öden Landstrich zwischen Bordeaux und Bayonne, und ferner, daß diese Kühe eine eigne Rasse bilden und die Leute, die sich ihnen gegenüberstellen, nicht Stierkämpfer von Beruf, sondern Amateure sind. Die Sache interessiert mich, und ich beschließe einzutreten.

Obwohl der Andrang zu den beiden Kassen ungeheuer ist und statt der glänzenden Wagen, die zu den Stiergefechten immer vorfahren, heute nur „Volk“ zu sehen ist, geht der Einkauf der Karten sehr ruhig und leicht von statten. Kein Drängen, Stoßen und Schreien an der Kasse; wer neu hinzukommt, ruft bloß unter die Umstehenden: „Après qui?“, und derjenige, der zuletzt vor ihm angekommen ist, antwortet: „Après moi!“ Man merkt sich seinen Vordermann und tritt nach ihm an die Kasse. Kein Mensch macht einem den Platz streitig, und alles geht ganz glatt, obwohl weit und breit kein Schutzmann zu sehen ist.

Das Innere der Arena bietet ein echtes Bild des Südens. Ueber den offenen hellen Bankreihen leuchtet dunkelblau der Himmel. Ringsumher braune Gesichter, weiße Nackenschleier, die praktischen blauen Baskenmützen und die weißen spanischen Bastschuhe; dazwischen bunt die geknoteten Kopftücher der Frauen vom Lande, jeder Ort in einer andern Farbe; und überall das lebhafte Sprechen und Zurufen, das Mienenspiel, das halbe Aufspringen vom Sitz, die nie ruhenden Hände und Arme. „Voilà les bocs, voilà les bocs!“ — „Bier gefällig?“ rufen die Kellner. Denn der braune Gerstensaft ist dort unten schon fast so heimisch geworden wie bei uns.

Jetzt erhebt sich ein lebhaftes Geschrei: „Eh, eh!“ — man weiß nicht woher —, und plötzlich springen von allen Seiten zwölf- bis vierzehnjährige Straßenjungen, die sich draußen eine Eintrittskarte erbettelt, über die Holzwand in die runde, sandbestreute Kampfbahn und johlen und tollen, Purzelbäume schlagend und auf den Händen laufend, unter. Aus der Menge fliegen einzelne Sousstücke unter sie. Unter Lachen und Schreien beginnt ein Kampf darum, und bald liegen alle die Jungen zappelnd und leuchend unter- und übereinander auf einem Haufen. Jetzt fliegen einige der Geldstücke jenseits der Barriere zu Boden. Wie der Blitz ist die kleine Bande über die zwei Meter hohe Bretterwand; teils frei und ohne Anlauf springen sie darüber weg, teils machen sie einen Salto mortale hinüber, teils stützen sie sich mit den Händen darauf und überschlagen sich nach außen.

Doch allmählich wird das Publikum ungeduldig. Die Vorstellung soll beginnen. Erst hört man ein leichtes Scharren mit den Füßen, dann rufen einzelne, dann die ganze Menge, alle im Takt, ununterbrochen: „Commencez, commencez!“, und ein Stampfen und Klopfen sämtlicher in der Arena befindlicher Beine und Stöcke begleitet dieses hübsche Konzert. Dazu lacht alles und hat an dem Lärm ein Vergnügen wie kleine Schulbuben.

Endlich beginnt die Musik die Marseillaise zu spielen. Sofort verstummt der Lärm, Beifallklatschen läßt sich hören, ein Teil der Menge singt mit. Nun tritt auch der Leiter des Ganzen in die Präsidentenloge, der Maire von Caudéran. Die Arena liegt nämlich, da ja von staatswegen die Stier- und ähnliche Kämpfe strengstens verboten sind, nicht in Bordeaux, sondern einen halben Schritt jenseits des Weichbildes im Bezirk von Caudéran, was ganz bequem für Bordeaux ist, da beide Orte völlig ineinander übergehen. Dabei macht man von der Verbotüberschreitung des Schultheißen von Caudéran natürlich nicht solches Aufsehen, als wenn der Oberbürgermeister einer der größten Städte des Landes so etwas thäte. Die Stier- und Kuhgefechte finden trotz des Verbots immer wieder statt, und der Schultheiß zahlt regelmäßig die geringe Strafe dafür. Auf diese Weise kommen Staat und Gemeinde vorzüglich miteinander aus, und das Gesetz hat seine Genugthuung.

Jetzt tönen Fanfaren, die Pforte jenseits der Präsidentenloge öffnet sich, und auf prachtvollem Rappen sprengt in Carriere der Espadrille durch die Bahn. Er sitzt wie angegossen auf dem feurigen Tier in seiner altspanischen Tracht und schwingt grüßend den Hut. Ihm folgen die Kuhkämpfer. Sie sind zu Fuß und haben weder die Pike noch die Mantilla, das heißt den kurzen Mantel, den die Stierkämpfer tragen. Auch die reiche Tracht der Picadores fehlt ihnen; eine einfache Wollblufe, ein „Sweater“, wie der Deutsche so schön sagt, oder eine kurze blaue Jacke nach spanischem Schnitt, kurze Hosen, Baskenmütze und Bastschuhe sind ihre Bekleidung.

Nachdem der Espadrille einmal um die Bahn gesprengt ist, hält er vor der Präsidentenloge, und der Maire wirft ihm den mit langen Seidenbändern geschmückten Schlüssel zum Zwinger zu. Elegant fängt er ihn mit der Hand auf, sauft quer durch die Bahn zurück, öffnet mit dem Schlüssel eine kleine Pforte und verschwindet in mächtiger Lançade durch die Thür, durch die er kam. Sein Tagwerk ist vollbracht.

Kaum ist er draußen, da springt wie der Wind so schnell, daß der Sand nach allen Seiten auseinanderstiebt, durch die eben erschlossene kleine Pforte ein schlankes braunes Tier in die Bahn, fast wie ein Hirsch anzusehen. Nun hält es kurz und sieht

Digitized by Google

sich um. Es ist die erste Kampfkuh, wirklich zierlich und leicht wie ein Hirsch, ohne sichtbare Enter, die Glieder wie von Stahl, die Augen so klug glänzend und lebhaft wie beim edelsten Hochwild. Baldrast sie, die spitzen Hörner tief gesenkt, auf den ersten Burschen los. Der nickt ihr grinsend zu, läßt sie bis auf drei Schritte herankommen und ist dann mit einem Satz über der Barriere drüben in Sicherheit. Nun stürzt sie auf den zweiten los, der folgt dem ersten, und es ist ein komischer Anblick, wie so einer nach dem andern einen Luftsprung macht, wie ihn sonst nur noch ein gewisses kleines Tierchen fertig bringt.

Es liegt ein grausamer Reiz für den Zuschauer in diesem Spiel, so sehr er sich gegen ihn auch wehrt, das bringt die Lebensgefährlichkeit des Spieles mit sich. Sie ist bedeutend größer für diese gewandten, prächtigen Burschen, als es sonst bei den stolzen Stierkämpfern von Beruf der Fall ist. Der Stier, der bis zu jenem Unglückstag, wo er zum Kampfspiel erkoren wurde, nie etwas andres sah als seine Weide, torkelt in die Arena herein, ohne zu wissen, was man eigentlich von ihm will. Der Lärm, die Musik, die grausamen Qualen, denen er durch die Banderilleros ausgesetzt ist, machen ihn vollends blöd, und so rast er planlos in der Bahn herum und stößt alles, was ihm in den Weg kommt, nieder, nicht aus Kampfesmut, sondern weil er in seiner Verzweiflung nicht mehr weiß, was er thut. Kommt er einem der Stierfechter zu nahe, so wirft ihm dieser seine Mantilla über die Augen, daß er nichts mehr sieht, und die Picadores springen herbei und stechen ihm ihre Speere in den Leib. Kurz, die Menschen sind hierbei wohl geschützt und die Opfer nur der arme Stier und die unglücklichen Pferde.

Die Kampfkühe sind im Gegensatz zu den Stieren meist alterprobte Tiere, die schon zahlreiche solche Kampfspiele mitgemacht haben, und sie verstehen daher ihr Handwerk aus dem ff. Die Menschen aber treten ihnen nicht mit ihren weit überlegenen Waffen gegenüber, sondern völlig waffenlos, nur auf ihre Gewandtheit und Kaltblütigkeit vertrauend.

Doch gerade das, was diese Spiele für den Mitteleuropäer edler und interessanter macht als die Stiergefechte, läßt sie in den Augen der vornehmen Südfranzosen und der Spanier langweilig werden. Wenn diese und namentlich ihre Weiber nicht Pferde sehen, die mit weit klaffenden Leib und im Sand schleifenden Gedärmen umherspringen, sich in ihre eignen Eingeweide verwickeln, darüber stolpern, sie zerreißen, zusammenbrechen, dann die blutigen, zuckenden Gedärme mit Stroh wieder in den Körper gestopft bekommen, durch Lanzenstiche aufgestachelt und vom Reiter von neuem umhergejagt werden, bis sie endlich tot zusammenbrechen, dann hat die Sache für sie keinen Reiz. Der Stier wird, wenn er schließlich ganz erschöpft und kraftlos ist, vor den Augen des Publikums totgestochen, der Kuh geschieht nicht das geringste. Ist ihre Zeit, etwa zehn Minuten, um, so öffnet sich die Thür, und sie verschwindet wieder im Stalle.

Doch nun kommt Nr. 2. Sie trabt ganz ruhig herein, aber ihre glänzenden Augen funkeln boshaft. Nun steht sie still und schaut nach rechts. Da plötzlich, ganz unerwartet, ein drei Meter langer Seitensprung nach links und eine blitzschnelle Drehung. Ha — das ging noch gut ab. Nur eine leichte Biegung im Kreuz hat der Gegner gemacht, auf den sie es abgesehen, und um die Breite von einem Centimeter ging ihr Stoß vorbei. Lauter Beifall belohnt den Burschen, der sich leicht verneigt, wie wenn nichts geschehen wäre. Nun galoppiert sie auf den zweiten los. Der ist mit zwei Schritten an der Barriere. Die Kuh läßt ihn laufen, da sie aus Erfahrung weiß, daß jetzt nichts mehr zu machen ist, und wendet sich den andern zu. Aber sie ist unschlüssig, wen sie vornehmen soll, und zögert. Das Publikum trampelt mit den Füßen und ruft ihr zu: „En avant, en avant!“ Da schleicht wie eine Katze ein schlankes, schwarzes Bürschchen mit einem Gesicht so zart wie ein Mädchen, kaum siebzehn Jahre alt, von hinten an das Tier heran und packt es am Schwanz, und nun drehen sich die beiden in einem Wirbel umeinander, daß es dem Zuschauer schwindelt vor den Augen. Plötzlich läßt der Bursche los, ist mit einem Sprunge unter dem Leib des Tieres durchgeschlüpft und eilt nach der Barriere. Die Kuh stutzt, aber nur einen Augenblick, und rast ihm nach. Es sind höchstens sechs bis acht Schritte, aber der Atem stockt uns allen. Eine alte Frau in meiner Nähe springt auf, streckt die Arme nach dem Jungen aus und schreit: „Viens, mon petit, viens!“ Ist das nur Begeisterung, oder ist es die Mutter, die so ruft? Da, nun ist er an der Brüstung, die Kuh aber auch, den Kopf zum Stoß gestellt. Der Stoß kracht, daß die Bretterwand zittert — der Junge sitzt auf der Brüstung und lächelt, lächelt wie sie alle lächeln, wenn das Publikum jubelt. Seine Hose ist an einem Bein geschlitzt vom Stoße. Doch die Kuh hat genug. Sie trabt nach der Stallthür und ist von dort, trotzdem der Knecht von außen die Peitsche gegen sie schwingt, nicht mehr wegzubringen. Darum giebt dieser als der Klügere nach und öffnet. Sie geht ruhig im Schritt mit ihm nach dem Stall. Also außer Dienst scheinen diese Tierchen ganz harmlos zu sein.

Was aber jetzt hereinwettert, daß der Sand in mächtigen Wolken auffliegt, das gleicht eher einem Rennpferd als einem Zweihufer. Die scheint besonders gefährlich zu sein, denn zwei Metallkugeln glänzen auf ihren Hörnern. In blitzschnellen Wendungen fährt sie bald auf diesen, bald auf jenen zu, namentlich auf einen dicken, aber außerordentlich gewandten Menschen hat sie es abgesehen. Mit Mühe ist er durch schnelles Ausweichen und Abbiegen des Körpers schon mehrmals ihrem Stoß entronnen, da saust sie wieder in mächtigem Sprung auf ihn los: er flieht, doch zu spät, ein furchtbarer Stoß, und — er liegt platt auf dem Boden, und die Kuh stürzt, ohne so schnell anhalten zu können, über ihn hinweg. Der Dicke steht auf und lacht ganz gemütlich, sich auf die Barriere schwingend und dort niedersetzend. Er ist nicht einmal außer Atem. Der muß gute Nerven haben! Doch dem Publikum ist der grausame Reiz noch nicht groß genug, der Dicke muß nochmals vor. „Chamaron, Chamaron!“ ruft alles unter dem üblichen Fußgetrampel und Klopfen mit den Stöcken. Chamaron steigt wieder in die Arena hinab, und sofort greift ihn auch die Kuh wieder an. Sie läßt nicht mehr von ihm ab, er wird allmählich matt. Schon glitt sein Fuß bei einem Seitensprunge aus — „Ah!“ — ein allgemeiner Schrei, das Tier hat den Dicken auf den Hörnern und schleudert ihn hoch in die Luft. Die Kameraden springen herbei, doch die Kuh

Digitized by Google

hat ihn schon zum zweitenmal gefaßt und wirft ihn abermals empor. Dann hat sie genug und trabt davon. Und er? Er fällt wie eine Katze aus der Luft herab auf die Füße und sagt nur, die Mütze rings zum Gruße schwenkend: „Oh là là!“ Da dröhnt ein Beifall, wie ich ihn zuvor nie gehört. Die Leute sind wie außer sich, sie springen von den Sitzen auf und jubeln und schreien, und es ergießt sich ein förmlicher Regen von einzelnen Geldstücken, von ganzen Geldbeuteln, seidenen Tüchern, Ringen und Uhren in den Sand der Arena. Alles, was nicht angenäht und angenagelt ist, wirft die begeisterte Menge dem braven Chamaron zu, selbst Hüte, Schlüssel, Stöcke und Damenschirme. Gerührt dankt er nach allen Seiten. Die Kuh ist schon durch die Stallthür verschwunden, und nun verläßt auch der tapfere Besiegte die Bahn. Doch das eine Bein scheint steif zu sein, und öfters sehe ich seine Hände wie in verbissenem Schmerz sich zusammenkrampfen.

Chamaron kommt nicht mehr, wohl aber scheint der Ruhm, den er erntete, seine Kameraden zu noch keckerem Vorgehen angestachelt zu haben. Sie spielen mit der nächsten Kuh, die mit ihrer mächtigen breiten Brust, den weit abstehenden Hörnern und den geöffneten Nüstern ein prächtiges Bild darbietet, wie wenn sie ein harmloses Lämmchen wäre, und reizen sie immer mehr. Bis auf einen halben Schritt lassen sie sie heranstürzen, dann eine schnelle Wendung, und sie saust vorbei. Da schießt sie wieder auf einen los, in hohen Sprüngen, die Vorderbeine ganz gestreckt; der Kopf ist gesenkt, der Schweif hoch in der Luft, von den Augen sieht man nur noch das Weiße. Noch ist sie wohl sechs Schritte von dem Burschen entfernt, da läuft dieser plötzlich auf sie zu. Jetzt sind sie noch vier, drei Schritte auseinander, das Tier senkt den Kopf noch tiefer, zum Stoß, da springt der Mann mit einem riesigen Satze über die Kuh hinweg und ist in Sicherheit. Die andern machen es ihm nach, einer überschlägt sich dabei sogar in der Luft, einer springt, als die Kuh einen Augenblick stehen bleibt, von hinten her über sie weg und entgeht nur eben noch ihrem Stoß. Die ganze Sache wird allmählich so toll, daß ein Unglück gar nicht mehr ausbleiben kann. Der hübsche schwarze Junge, dem die Frau vorhin ihre Arme entgegenstreckte, macht wacker mit. Seine Augen glänzen vor Lust und Eifer. Er ist aber noch Anfänger, das merkt man. Schon einmal ist ihm der Sprung über das herangaloppierende Tier gelungen. Nun will er es offenbar noch einmal versuchen. Die Augen scharf auf die immer näherkommende Kuh gerichtet, steht er da, die Füße in Schrittstellung, die Arme schon zum Schwunge etwas abgestreckt und den Körper leicht vorgebeugt. Der Sand knirscht und spritzt unter den wilden Sprüngen des Tieres. Jetzt ist es auf vier Schritte heran, jetzt setzt der Knabe zum Sprunge an und jetzt... er hat die richtige Zeit verpaßt und sucht sich durch eine Wendung zu retten. Doch die Kuh streift ihn noch stark, er stürzt zu Boden. Kurz senkt das Tier den Kopf, stößt einmal, aber anscheinend nur spielend, mit den Hörnern nach dem Jungen und galoppiert weiter, einem andern nach.

„Gott sei Dank, das ging noch gut ab!“ denke ich und atme erleichtert auf. Doch der Junge erhebt sich nicht: ich sehe, wie er die Lippen bewegt, offenbar ruft er etwas, doch man hört nichts vor dem Beifallslärm des Publikums, das mit Eifer dem weiteren Kampfe zusieht und den am Boden Liegenden ganz vergessen hat. Nun dreht er sich etwas und drückt sein Taschentuch auf eine Stelle seines Körpers. Jetzt öffnet sich nahe bei ihm ein kleines Zwischenpförtchen, zwei Männer treten ein und heben ihn auf. Da schießt das Blut in den Sand, so dick wie der Strom aus einem Wasserleitungsrohr, wenn es ganz geöffnet ist; ganz schwarz erscheint es in dem grellen Sonnenschein. Nun ist er draußen verschwunden. Ich schaue nach der alten Frau. Ihr Platz ist leer. Lautes Gelächter erfüllt die ganze Arena; warum, weiß ich nicht. Ich sehe nur, wie Knechte die große Blutlache dick mit Sand bedecken, unterdessen muß sich wohl am andern Ende der Bahn etwas Komisches ereignet haben.

Jetzt habe ich genug an dem Spiel, ich gehe; die Sache wird mir nun doch zu südlich. Am Ausgang erkundige ich mich nach dem Befinden des Jungen. „Die Wunde ist tief, aber nicht lebensgefährlich. Der Stoß ging zum Glück in die ‚parties gras.‘“ Wie gebildet sich doch selbst ein französischer Kuhknecht ausdrückt! — „Bitte, Ihre Eintrittskarte, mein Herr!“ flüstert draußen ein kleiner Knirps von kaum acht Jahren. Ich gebe sie ihm, und freudestrahlend tritt er ein, um sich auf meinen Platz zu setzen.

Am nächsten Tage lese ich in der Gironde, daß außer dem Jungen noch vier Leute verwundet wurden, darunter einige schwer. Dabei werden die Leute für ihre lebensgefährliche Arbeit nicht einmal bezahlt, nur kleine Preise sind ausgesetzt. Der erste Preis bestand in einer silbernen Taschenuhr und 30 Franken bar, kaum der hundertste Teil von dem, was ein Toreador für einen Nachmittag erhält.

Digitized by Google

Figurinen aus Mascagnis neuer Oper „Die Masken".

Von

G. Hoff.

Pietro Mascagnis jüngstes Werk, die komische Oper „Le Maschere" (Le Maschere), dürfte in der Kunstgeschichte einzig dastehen, es ist berühmt und zum Gesprächsstoffe der ganzen zivilisierten Welt geworden — nicht wegen seines Erfolges, sondern wegen seines ellatanten Mißerfolgs. In sechs italienischen Städten, in Rom, Venedig, Verona, Mailand, Genua und Turin (eigentlich hätten es entsprechend der Anzahl der Orte, die sich im alten Hellas um die Geburt des Homer stritten, sieben sein sollen, aber das San Carlotheater in Neapel war mit den Vorbereitungen nicht fertig geworden) ging am 17. Januar die mit so geräuschvoller Reklame vorherverkündete Novität in Scene und überall war das Schicksal das gleiche: ein Fiasko, wie es noch kaum je dagewesen, ein „Fiaschissimo", wie man es in der so gerne zur übertreibenden Steigerung des Ausdrucks neigenden Sprache der Italiener hätte nennen können, „ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen" Nur in dem Constanzitheater in Rom, wo der Komponist selbst dirigierte, gestaltete sich das Schicksal der Oper etwas glimpflicher, hier fanden wenigstens die beiden ersten Akte, oder doch einzelne Nummern derselben, Anklang, während der Schlußakt auch hier nicht zu retten war.

Tartaglia.

Geht man der Sache etwas näher auf den Grund, so haben die Italiener ihren verhätschelten Liebling, den so sehr über die Gebühr verherrlichten Schöpfer der „Cavalleria Rusticana", vielleicht etwas zu streng behandelt, oder vielmehr, sie haben ihn nicht das entgelten lassen, was er in seinem jüngsten Werke gesündigt, sondern sie haben Abrechnung mit ihm gehalten für den von ihm inszenierten Reklameapparat, dem die neue Oper allerdings auch entfernt nicht zu entsprechen vermochte. Die Idee, die den Komponisten leitete, war gut und gesund, und sie ist auch durch den Urheber des Librettos, Illica, durchaus nicht ungeschickt zum Ausdruck gebracht worden: die Wiederbelebung der alten italienischen Comedia dell'arte in der Form des musikalischen Lustspiels. In einem Punkte haben sich allerdings Textdichter wie Komponist gleichmäßig versehen, sie steuerten nicht dem Lustspiele, sondern der Burleske zu, und das wurde für Mascagni verhängnisvoll, da er weder feinkomisch noch derbkomisch veranlagt ist. Das eigentlich Schlimme aber, und das, was den gesunden Keim des Ganzen nicht zur Entwicklung hat kommen lassen, war der Irrtum des Komponisten, zu glauben, er, der mit Haut und Haar im modernen Eklekticismus Wurzelnde, könne die Tonsprache über Rossini hinaus wieder zur schlichten Einfachheit Cimarosas oder Paesiellos zurückführen. Mascagni und naives Kunstschaffen sind Gegensätze, die sich so schwer wie Wasser und Feuer miteinander versöhnen lassen. Die hübschen Einzelheiten des Werks — und es sind solche vorhanden, wie das den ersten Akt schließende Ottett mit Chor, das Liebesduett und das sich daranreihende Lied, der Maskenchor und die zierliche Pavana im zweiten Akt — haben ihren Grund ganz und gar in der geschickten und zum Teil raffinierten musikalischen Mache, der im Grunde genommen Mascagni ja auch den ganzen Erfolg seiner „Cavalleria Rusticana" zu verdanken hatte. Im Constanzi-Theater in Rom fanden alle diese Nummern lebhaften Beifall und mußten zum Teil wiederholt werden.

Das Originelle des Werks beruht in dem Versuche zur Wiederbelebung der stehenden Figuren, der „Masken", der alten nationalen italienischen Komödie in der Gestalt, wie sie einst von Goldoni gepflegt wurde.

Das Werk beginnt wie der Goethesche „Faust" mit einem „Vorspiel auf dem Theater", das indes von dem Librettisten nicht als solches, sondern als eine „Parabase" bezeichnet wird. (So hießen in der antiken Komödie die Ansprachen, in denen der Dichter sich direkt an die Zuschauer wandte.) Auf dem Theater, das der Zuschauer von seiner Rückseite erblickt (so daß der

Columbina.

Digitized by Google

herabgelassene Vorhang den Hintergrund bildet) versammelt der Impresario seine in der gewöhnlichen Straßenkleidung erscheinende Künstlerschar und weist sie auf die ihnen zugewiesene Aufgabe hin: sie sollen das Publikum wieder an die alte Form der Komödie mit den siebenden Masken gewöhnen. Die Vertreter der einzelnen Masken singen dann einige Verse zur Charakterisierung ihrer Rollen, darunter der Liebhaber und die Liebhaberin ein hübsches Schmachtduettchen, das fast überall Anklang gefunden und Stimmung für das Werk gemacht hat. Die Künstler ziehen sich darauf in ihre Ankleideräume zurück, und das Orchester beginnt die „Sinfonia", das heißt die Ouvertüre, die nicht un geschickt gemacht ist, indes trotz unleugbarer musikalischer Schönheiten nirgendwo recht zur Geltung gekommen ist. Wenn der letzte Ton der Ouvertüre verklungen ist, stürmt das Künstlervölkchen, jetzt in seiner Maskentracht, auf die Bühne und singt einen lustigen Chor, in dem es seinerseits sein Programm verkündet: sie seien harmlose und gutmütige Leute, die das Publikum in ihrer Art unterhalten wollten, ohne daß sie nötig hätten, zu Messerstichen (coltellate, wie in der „Cavalleria"!) ihre Zuflucht zu nehmen.

Pantalone.

Nach diesem Vorspiele erst geht der Vorhang für die eigentliche Maskenkomödie auf. Schauplatz derselben ist zunächst der Marktplatz einer italienischen Ortschaft, auf dem ein buntbewegtes Treiben herrscht, hauptsächlich unterhalten von einem Chor lachender und schwatzender Dienstmädchen. Allmählich erscheinen dann auch die Vertreter der typischen Masken, welche die Handlung des Stückes tragen.

Es treten auf Pantalone, der bornierte, zum Schluß stets geprellte Alte in der altvenezianischen Tracht, Capitano Spavento, der Abkömmling des plautinischen Miles gloriosus in Gestalt der tapferen Memme, Rosaura, das verliebte Töchterchen, Colombina, das verschmitzte Zöfchen, Arlecchino, der alles zum besten haltende Diener, Brighella, der Allerweltsvermittler, Tartaglia, der stotternde Dümmling, Graziano oder Dottore Balanzano, die Karikatur des bolognesischen Rechtsgelehrten, und

Scenerie des 2. Aktes im Scala-Theater in Mailand.

Digitized by Google

Arlecchino.

im Chore die ganze weitverzweigte Sippe, welche diesen stehenden Figuren des alten Stegreifspiels im Verlauf der Zeit auf der italienischen Bühne erwachsen ist. Auch die Handlung hält sich innerhalb der überlieferten Schablone. Pantalone will sein Töchterchen mit dem prahlerischen, auf seinen Reichtum pochenden Capitano Spavento verheiraten, das Töchterchen aber liebt den schmachtenden Florindo, und dessen schlauer Diener Arlecchino fädelt mit Hilfe Brighellas ein Ränkespiel ein, infolgedessen der schwadronierende Capitano als Schwindler entlarvt, und Florindo mit Rosaura und er selbst mit Colombina vereinigt wird. Die Handlung wird nicht ohne ein gewisses Geschick geführt, und der Dialog ist reich an treffenden Spitzen und schlagenden Witzworten. Zu einem drolligen Auftritte kommt es im zweiten Akte. Als die Hochzeitsgäste sich bei Pantalone zu der von diesem anberaumten Vermählung seiner Tochter Rosaura mit Capitano Spavento eingefunden haben, giebt der schlaue Brighella ein von ihm gemischtes Pülverchen, das er selbst das „Pulver der parlamentarischen Beredsamkeit" nennt, in den Festwein, und es entsteht nun eine babylonische Sprach- und Geistesverwirrung, welche die beabsichtigte Unterzeichnung des Ehekontraktes zur Unmöglichkeit macht und um so drastischer wirkt, als die geladenen Gäste in Gestalt der dreiundfünfzig verschiedenen stehenden Masken erscheinen, die das altitalienische Stegreifspiel auf seinen einzelnen Schauplätzen hat entstehen lassen, wie Truffaldino, Pulcinella, Scaramuccia, Scapino, Stentorello und wie sie alle heißen.

Würde die Musik Mascagnis der zwar derben, aber urwüchsigen und natürlich-bodenständigen Komik überall so gerecht, wie in diesem Auftritt, so wäre es um den Erfolg seiner jüngsten Oper unzweifelhaft besser bestellt gewesen als es der Fall war.

Am Scala-Theater in Mailand wurde diesem Auftritt die lebhafteste Anerkennung zu teil. Als der Chor der Masken der schönen Rosaura seine Huldigung als der Personifikation der italienischen Kunst darbrachte, ließ die Stimmung des Publikums sogar an Wärme nichts zu wünschen übrig. Das Chorlied mußte auf spontanes Verlangen wiederholt werden. Unter den in dem Akte vorkommenden Tanzweisen hatte sich neben der schon erwähnten Pavana, die in Gestalt eines reizenden Menuetts auftritt, eine sich ihr anreihende Furlana, ein ausgelassener Volkstanz im Stile der neapolitanischen Tarantella, besonderen Beifalls zu erfreuen. Zu ihr findet das bacchantische Treiben, das durch das „Pulver der parlamentarischen Beredsamkeit" hervorgerufen worden ist, seinen natürlichen und durchaus bezeichnenden Ausdruck. Der wundeste Punkt der Oper ist ihr

Rosaura.

Schlußakt, der in jeder Weise abfällt und sich auch wohl nirgends wird retten lassen. Selbst das Libretto, dessen Handlung sich ja mit dem zweiten Akt erschöpft, verlagt hier und kann sein Thema nur durch morganische Erweiterung weiterspinnen. Mascagni vergißt vollends, was sein ursprüngliches Vorhaben gewesen ist, statt der heiter burlesken Accente schlägt er dramatische und, was schlimmer ist, modernmascagnische an und weiß nicht mehr, was er beginnen soll, wenn er zum Schlusse der derben Komik noch einmal zu ihrem Rechte verhelfen will.

Unter diesen Umständen wirkt der Lobgesang, den der Chor der Masken auf das nationale Theater und dessen Wiedergeburt anstimmt, eher erkältend

Dr. Balanzano

Digitized by Google

als erwärmend oder erhebend das Publikum ist aus seiner Stimmung, und nicht nur aus dieser, sondern auch aus seinem Behagen gebracht: die Masken kommen ihm jetzt wirklich als Masken vor, das heißt als tote Schemen, als unorganische Gebilde, die, weil sie selbst kein Leben haben, auch kein Leben zu erwecken und nicht zur Lebensfreude zu führen vermögen.

Capitano Sparento.

Das Hauptquartier des Grafen Waldersee in Peking.

Im Kaiserpalaste zu Peking residiert jetzt der Oberkommandierende aller europäischen Truppen, Feldmarschall Graf Waldersee. Es sind dieselben Räume, welche die Kaiserin-Witwe bis zu ihrer Flucht bewohnt hat. Die Räume sind nach unsern Begriffen durchaus nicht besonders luxuriös angelegt und ausgestattet. Die ganze Wohnung der Kaiserin bestand aus drei bis vier kleinen Zimmern, deren einziger reicherer Schmuck in allerdings sehr kostbaren Vorhängen und mehreren sehr schönen Vasen besteht. In dem mittleren Raum, der unmittelbar hinter der in einigen Stufen ansteigenden Treppe liegt, befinden sich heute noch die beiden Thronsessel, von denen der eine für den Kaiser, der andre für die Kaiserin bestimmt war. Dieser Raum ist jetzt der Empfangsraum des Feldmarschalls; rechts davon liegt sein Speisezimmer, links das Arbeitszimmer. Der Hof, an dem das Gebäude liegt, ist mit Brettern und Tüchern leicht überdacht, diese Tücher lassen sich an langen, herabhängenden Seilen hin- und herziehen, damit sie, je nach dem Stande der Sonne, Schatten spenden können. An den übrigen drei Seiten des viereckigen Hofes stehen ebenfalls Gebäude, in denen der Stab des Feldmarschalls sein Unterkommen gefunden hat.

Das Hauptquartier des Grafen Waldersee in Peking.

Digitized by Google

Bibliographische Rundschau.

Von

Ludwig Holthof.

Zur Entwicklung der deutschen Illustration.

Als vor drei Jahren der Verband deutscher Illustratoren in den Räumen der Akademie der Künste zu Berlin seine erste Ausstellung organisierte und der Ausstellungsausschuß den Beschluß faßte, den Arbeiten lebender Künstler eine Uebersicht über die früheren Epochen und die Entwicklung der deutschen Illustrationskunst zur Seite zu stellen, machte sich das Fehlen eines leitenden Werkes auf diesem Gebiete als ein empfindlicher Mangel bemerkbar. Zu dem damals Vermißten ist es inzwischen gekommen. Einer der Organisatoren der erwähnten Ausstellung, der Maler und Illustrator Theodor Kutschmann in Charlottenburg, hat seit dem Sommer des Jahres 1899 eine „Geschichte der deutschen Illustration“ erscheinen lassen, die nunmehr als abgeschlossenes Werk in zwei stattlichen Halbbänden mit überaus reichem und wertvollem Belegmaterial vorliegt (J. Jägers Kunstverlag, Goslar und Berlin). Der Arbeit ist wesentlich das zu gute gekommen, was bei der Organisation der Berliner Ausstellung geleistet worden ist, und der Verfasser hat sich namentlich des Entgegenkommens zu erfreuen gehabt, das der Ausstellung von seiten der großen Berliner Sammlungen und des deutschen Verlags entgegengebracht wurde. Wir halten das Unternehmen für so verdienstlich, daß wir, ohne uns auf eine Hervorhebung ihm vielleicht anhaftender kleiner Mängel einzulassen, die seinen offenbaren Vorzügen gegenüber nicht in Betracht kommen können, den Versuch machen wollen, seinen Inhalt dem Leser in ganz knappen Zügen soweit zu skizzieren, daß er daraus die Anregung zu eignem Studium des Werkes zu schöpfen vermag.

Beschäftigt sich der Verfasser auch nur mit der Geschichte des deutschen Buchschmucks vom ersten Auftreten des Formschnitts an, so ist es dennoch ein weiter Weg, den er uns führt, reich an Stationen und Marksteinen. Wann man angefangen hat, in Schriftwerken der Darstellung durch das Wort die Erläuterung durch das Bild hinzuzufügen, läßt sich heute schwer mehr bestimmen; vielleicht ist der Buchschmuck ebenso alt wie das Buch selbst oder doch nur unerheblich jünger. Jedenfalls finden wir die Buchmalerei bereits bei den alten Aegyptern, von denen sie auf die andern Kulturvölker des Altertums übergegangen ist. Wie eifrig und in welcher Ausdehnung sie im Mittelalter gepflegt wurde, ist allgemein bekannt. Allein zu einer Illustration im heutigen Sinne, zu einem Buchschmuck in der eigentlichen Bedeutung des Wortes, konnte es erst kommen, nachdem das Buch im engeren Sinne geschaffen war, das heißt, nachdem an die Stelle der Handschrift das mit beweglichen Lettern hergestellte Druckwerk getreten war. Bild- und Buchdruck gehen in ihrer Entwicklung einträchtig nebeneinander her, und wenn auch der Bilddruck der ältere Genosse ist, kann ihm doch nur ein verhältnismäßig kleiner Vorsprung vor dem jüngeren eingeräumt werden. Der älteste datierte Holzschnitt, den wir kennen, stammt aus dem Jahre 1423, ist also nur wenige Jahrzehnte älter als das erste Erzeugnis der Gutenbergschen Presse. Bild- wie Buchdruck greifen in ihrer Entstehung auf den Formschnitt zurück, das heißt auf die Fertigkeit, aus einer Metallplatte oder einem Holzblock stempelartige Gebilde zu schnitzen, die, mit Farbstoff überzogen, einen Abdruck auf einer Unterlage ergaben. China und Japan sollen den Bilddruck von Platten bereits im zehnten Jahrhundert gekannt und geübt haben. Als Zeug- und Teigdruck war der Stempeldruck in Europa vielleicht schon im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert bekannt, fand aber nur dekorative Verwendung, im Buchgewerbe speziell nur zur Ausschmückung von Einbänden. Zu eigentlich typographischen Zwecken scheinen sich des Stempeldrucks zuerst die mittelalterlichen Briefmaler bedient zu haben, eine besondere Klasse von Schreibern, die sich mit der Herstellung kleinerer Schriftwerke, wie Lehrbücher und Kalender, beschäftigten, vor allem aber mit der von Einzelblättern, Heilige oder Scenen aus der heiligen Geschichte darstellend, wie sie, bunt ausgemalt, auf Jahrmärkten und an Kirchenthüren gekauft zu werden pflegten. Die Briefmaler waren Holzschneider, Trucker und Verleger in einer Person. Als Material für ihre Formen diente ihnen Birn- oder Apfelbaumholz, das mit langlaufender Faser (als sogenanntes Langholz) geschnitten wurde. Da die Abzüge mit der Hand gemacht werden mußten, war ihr Gewerbe vor Erfindung der Buchdruckerpresse immerhin ein mühsames und wenig lohnendes. Erst in

Digitized by Google

dem für die Entwicklungsgeschichte der vervielfältigenden Künste so hochwichtigen zweiten Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts entwickelt der Holzschnitt sich zu seiner Bedeutung, um dieselbe Zeit, in der neben ihm auch der Kupferstich sich geltend machte, dessen erste Vorbilder, wie das Niello, das heißt die in Metall eingravierte Zeichnung, die mit einer schwarzen Schmelzmasse ausgefüllt wurde, aus den Werkstätten der mittelalterlichen Goldschmiede hervorgegangen waren. Der Kupferstich unterscheidet sich technisch vom Holzschnitt dadurch, daß bei ihm die Linien vertieft eingegraben werden, während der Holzschneider die Zeichnung erhaben herausarbeitet. Als Buchschmuck hat daher der Holzschnitt von jeher die Ueberlegenheit über den Kupferstich gehabt, daß er, sich in homogener Weise in den Letternsatz einfügend, durch ein und dasselbe Druckverfahren mit diesem zum Abdruck gelangen konnte, während der Kupferstich stets einen eignen Druckprozeß auf besonderer Presse bedingte, weshalb er, sofern er nicht auf Separatblättern als besondere Beigabe des Buchs auftreten sollte, eine doppelte Bedruckung des Papiers oder Pergaments, eine für den Text und eine für die bildliche Zugabe, erforderlich machte.

Die ersten mit beweglichen Lettern gesetzten Bücher, die Holzschnitte enthielten, gingen aus der Offizin hervor, die Albrecht Pfister, der Schüler und Genosse Gutenbergs, in Bamberg gegründet hatte. Es waren durchweg handwerksmäßige Leistungen, einfache Umrißzeichnungen ohne Schraffierung, die wie der Bildschmuck der Handschriften auf Kolorierung berechnet waren. Den gleichen Charakter verrieten die Holzschnitte der ältesten Augsburger Drucke, wie die der Pflanzmannschen Bilderbibel von 1470. Einen Umschwung zum Bessern giebt erst um 1480 der Druck der Kölnischen Bibel durch den dortigen Drucker Heinrich Quentel zu erkennen. Bildliche Darstellungen wirklicher Begebenheiten enthielt zuerst Ulrich von Reichenthals „Beschreibung des Konzils von Kostnitz“, die 1483 bei Anton Sorg in Augsburg erschien. Der erste Illustrator, der in einem deutschen Druckwerk genannt und ausdrücklich als Maler bezeichnet wird, ist Meister Erhart Reuwich (Reynk) von Utrecht, der mit Bernhard von Breidenbach 1483 eine Wallfahrt in das gelobte Land unternahm und dessen berühmte Reisebeschreibung illustrierte, die 1486 zu Mainz im Druck erschien. Der nächste schon viel bekanntere Name, auf den wir stoßen, ist Michael Wolgemut, der Nürnberger Maler (1434—1519), in dessen Werkstatt Albrecht Dürer seine Laufbahn begann. Mit dem großen Schüler dieses Meisters gelangt in Deutschland die noch junge Kunst des Buchschmucks auch gleich zu ihrem Höhepunkt. Einen Illustrator von der genialen Art Albrecht Dürers hat Deutschland nur noch einmal hervorgebracht in unserm Zeitgenossen Adolf Menzel. Dürer zeichnete für den Holzschnitt und den Kupferstich. Die Technik des Holzschnittes verstand er gründlich, als Kupferstecher ist er selbst thätig gewesen, und nicht ohne Grund wird ihm die Erfindung der Radierung zugeschrieben, für die er zuerst Eisenplatten und später Kupferplatten in Anwendung brachte. Holzschnitt wie Kupferstich waren seit Erfindung des Buch- und des Pressendrucks gleichmäßig fortgeschritten. Unter Dürer begegnen uns die ersten namhaften deutschen Formschneider, die Meister Hieronymus Andreae, Hans Frankh und Wolfgang Resch, sämtlich in Nürnberg ansässig, welche die Schnitte zu dem Werke über den Triumphzug Kaiser Maximilians I., dem Triumphbogen und dem großen und kleinen Triumphwagen herstellten, Schnitte, die an Größe und Schönheit alles übertreffen, was der Holzschnitt bis dahin geleistet, wie denn das Ganze neben den Randzeichnungen für das Gebetbuch Maximilians ein Werk der Illustrationskunst darstellt, das nie mehr erreicht worden ist. Dürer steht auf der Grenze zwischen Mittelalter und Neuzeit, seine Formsprache bewegt sich zwischen der Gotik und Renaissance. Sein Einfluß auf die Entwicklung der Kunst war von gewaltiger und weittragender Bedeutung; gleich seinen Zeitgenossen blickt auch die Kunst von heute noch zu ihm auf, von ihm zehrend und lernend, seine glänzende Technik, seine tiefe Innerlichkeit bewundernd.

Von den Meistern, die neben und nach Dürer in der ersten Blütezeit der deutschen Illustration während des sechzehnten Jahrhunderts wirkten, ist vor allem Hans Burgkmair zu nennen, einer der ersten deutschen Illustratoren, die den xylographischen Tondruck, den sogenannten Helldunkelschnitt (mit mehreren Holzplatten), anwandten. Die Tafeln zu den sämtlichen Werken dieser Art rühren von dem berühmten Formschneider Jost der Negker her, der sich rühmte, zuerst dreifarbige Blätter geschnitten zu haben. Burgkmair war schon neben Dürer an dem großen Triumphwerk thätig gewesen; er lieferte für die von Kaiser Maximilian inspirierten Werke die meisten der Illustrationen zum „Weißkunig“, während ein andrer Dürerschüler, Hans Springinklee, ihm dabei zur Seite stand und Hans Schäufflein hauptsächlich für den „Theuerdank“ thätig war. Von Formschneidern, die für den Burgkmairschen Künstlerkreis und an den Werken für den Kaiser arbeiteten, sind außer Jost der Negker noch zu nennen Heinrich Kupferwurm, Kornelius und Wilhelm Lieferinck, Claus Seemann, Jan Taberith und Alexius Lindt.

Unabhängig von dem noch von der Gotik beeinflußten Dürer pflegte, schon ganz auf dem Boden der Renaissance stehend, die Illustrationskunst Hans Holbein d. J., erst in Basel, später vorwiegend in England thätig, wo er auch gestorben ist; der erste Porträtmaler und der beste Kolorist seiner Zeit. Was er für die Entwicklung der deutschen Kunst und des deutschen Kunstgewerbes geleistet, wird stets unvergessen bleiben. Seine Leistungen als Holzschnittzeichner fallen hauptsächlich in seine Basler Zeit; sie umfassen unzählige, meist dem alten Testament entnommene Bibelillustrationen und die berühmten vierzig Blätter des „Totentanzes“, in denen er das zu höchster Vollendung brachte, was Kunst und Poesie jahrhundertelang beschäftigt hatte. Faßt man Holbein als rheinischen Künstler, so würde ihm der Straßburger Johann Wechtlein anzureihen sein, der, eine Ausnahme von der Regel, Zeichner und Holzschneider in einer Person war. Er zeichnete sich besonders durch seine Zweifarbenholzschnitte aus, deren Technik er mit großer Virtuosität beherrschte, wenn auch ihr künstlerischer Wert nicht immer auf gleicher Höhe steht. Ein andrer Straßburger ist der treffliche Hans Baldung Grien, der Freund Dürers, ein vorzüglicher Zeichner, kraftvoll und phantasiereich, so sehr im Banne Dürers stehend und dessen Art oft so nahe kommend, daß verschiedene seiner Holzschnitte und Gemälde lange für Werke Dürers gegolten haben. Von süddeutschen Meistern steht eine Gruppe in mehr oder minder

Digitized by Google

naher Beziehung zu Regensburg, vor allem Albrecht Altdorfer, ein vielgewandter Meister, geschickt als Architekt, als Maler, Kupferstecher und Holzschnittzeichner, der zu Regensburg das Amt eines Stadtbaumeisters bekleidete. Sein Schüler war Michael Ostendorfer, der besonders Kriegsbilder und Städteansichten gezeichnet hat. Ihm reihen sich Wolfgang Huber und Matthias Geron an, die Schöpfer einer Reihe von Holzschnitten zur Offenbarung, die sich in der Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet. In Nürnberg gab sich unter den dort nach Dürers Tod wirkenden Meistern ein Zwiespalt zu erkennen; nur wenige blieben selbständig und dem deutschen Wesen treu: Kaspar Rosenthaler, Ludwig Krug, Georg Glockenton mit seinen Söhnen Nikolaus und Albrecht, Nikolaus Meldemann, Hans Guldenmundt und Erhard Schön, während eine andre Gruppe, in Nürnberg selbst vor allem Hans Sebald und Barthel Beham, Georg Pencz und der Monogrammist J. B., denen sich die Niederdeutschen Heinrich Aldegrever und Jakob Binck anschlossen, den Umschwung im Stile der neuen Geschmacksrichtung herbeiführten. Später traten zu diesen, die in der Kunstgeschichte den Namen der Kleinmeister führen (wegen des Formats ihrer Arbeiten), Peter Flötner, Daniel Hopfer mit seinen beiden Söhnen, Jost Amman, Virgil Solis und andre.

Im Norden Deutschlands wirkte zu Dürers Zeit Lucas Cranach der Aeltere; in seiner künstlerischen Bedeutung wohl vielfach überschätzt, in seinem Einfluß auf die Entwicklung der Kunst in Norddeutschland dagegen gar nicht hoch genug zu veranschlagen. Ihm verdanken wir vor allem das typisch gewordene Bild seines Freundes Luther, für dessen unter dem Namen der „Septembertitel" bekannt gewordene Uebersetzung des Neuen Testaments, wenn auch nicht von Cranach selbst, so doch von seinen Gehilfen und in seiner Werkstatt die Illustrationen ausgeführt wurden. Cranachs Sohn erbte mit dem Vornamen des Vaters auch dessen Anhm und Würden, ohne ihn gleichwohl in seiner Bedeutung zu erreichen. Von den Künstlern, die dem Stil nach der Schule des älteren Cranach angehören, ist hauptsächlich Hans Brosauer von Fulda zu erwähnen. Von den Illustratoren des Lutherschen Bibelwerkes sind noch zwei ungenannte Meister anzuführen, die nur nach ihren Monogrammen bestimmt werden können, der Meister G. L. (Gottfried Leigel?) und der Meister G. E. Außer den schon genannten Heinrich Aldegrever von Soest und Jakob Bing von Köln wirkten im Norden Deutschlands noch Johann Ladenspeler von Essen und Nikolaus Wilborn von Münster, vor allem aber Erhard Altdorfer, ein Süddeutscher (Bruder Albrecht Aldorfers), der in Schwerin ansässig und Hofmaler der Herzöge Heinrich der Friedfertige und Johann Albrecht war.

Unaufhaltsam geht mit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts der deutsche Holzschnitt dem Niedergange entgegen, um im siebzehnten, wie die Kunst überhaupt, die Grenzen des Verfalls zu erreichen. Volkstümlich wurden fast nur als Flugblätter verbreitete Bildnisse und Allegorien sowie Schlachtenbilder und andre Darstellungen zeitgeschichtlicher Ereignisse. Als hervorragende Illustratoren des siebzehnten Jahrhunderts sind zu nennen die verschiedenen Mitglieder der der Schweiz entstammenden Familie Merian, der Frankfurter Joachim von Sandrart, dessen in den Niederlanden ausgebildeter Neffe Jakob Sandrart und der talentvolle Böhme Wenzel Hollar, die jedoch nur den Kupferstich, beziehungsweise die Radierung pflegten. Von dem deutschen Holzschnitt kann zwei Jahrhunderte lang kaum mehr die Rede sein, von dem künstlerischen vollends nicht. Für den Kupferstich wurde während des achtzehnten Jahrhunderts Paris die hohe Schule, auf der die deutschen Stecher ihre letzte Ausbildung suchten, da der Glanz des französischen Grabstichels alles andre hinter sich ließ. War der Peintre-Graveur, der Maler, der zugleich Stecher war, eine stehende Erscheinung des siebzehnten Jahrhunderts gewesen, so begann jetzt wieder eine Trennung der Berufszweige, wenn auch einzelne Künstler, wie beispielsweise Salomon Geßner und Daniel Chodowiecki beide Künste wieder in sich vereinigten. Mit dem Auftreten des zuletzt genannten Meisters, dessen hundertjährigen Todestag wir soeben gefeiert haben, findet eine traurige Periode deutscher Kunstgeschichte einen glänzenden Abschluß. Er, der berufene Darsteller des deutschen Volkslebens, steht auf der Grenzscheide eines entschwindenden und eines anbrechenden Zeitalters und bahnt die zweite Blüteperiode der deutschen Illustration an. In ihren Anfängen wurde diese Periode von der klassizistischen Richtung unter dem Einfluß von Carstens beherrscht, um sehr bald jedoch unter den der mehr und mehr aufblühenden Romantik zu geraten. Eine äußerst wichtige Rolle in der Entwicklungsgeschichte der deutschen Illustration spielen die Taschenbücher, die gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts auftamen und sich bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in ihrer Bedeutung erhielten. Einer der Hauptzeichner für diese Taschenbücher war Joh. Heinr. Ramberg, der Nestor der Almanach-Maler, dem bald eine ganze Schar jüngerer Künstler folgte, J. Schnorr von Carolsfeld, Joseph Führich, Ludwig Richter, Franz Pforr, Gustav Naecke, Fr. J. Reusch, Joh. Ender, Franz Catel, W. Henfel und J. Petzl. Neben der zarten und zahmen Kunst der Taschenbücher begannen aber bereits Einflüsse sich geltend zu machen, welche der deutschen Kunst ganz andre Bahnen eröffnen sollten. Alles drängte nach Erneuerung und Vervollkommnung, ein Streben, das sich auch auf dem Gebiete der vervielfältigenden Künste bemerkbar machte.

Auf diesem Gebiete sollte der so lange vernachlässigte Holzschnitt wieder zu Ehren kommen. Zuvor aber trat ein neues Verfahren auf den Plan, das der von Alois Senefelder erfundenen Lithographie, zuerst von Joh. Nep. Strixner, Ferdinand Piloty d. ä. und Franz Hanfstängl d. ä. gepflegt, zur höchsten künstlerischen und technischen Ausbildung aber erst von Adolph Menzel gebracht, dem größten Meister der deutschen Illustrationskunst, der nach Dürer erstanden ist. Leider folgte dem raschen Aufblühen ein ebenso rascher Verfall. Die Lithographie mußte wie der Kupferstich, der fast zweihundert Jahre hindurch fast das ausschließliche Ausdrucksmittel der Illustration gewesen und dem in dem Stahlstich ein jüngerer Bruder zur Seite getreten war, dem sich wieder zu seiner alten Herrschaft emporschwingenden Holzschnitt das Feld räumen. Hierzu kam es zunächst in Berlin, wo schon im 18. Jahrhundert Joh. Georg Unger bemüht gewesen war, das lange gepflegte Verfahren wieder emporzubringen, und wo dessen Sohn Joh. Friedr. Unger als Lehrer der Holzschneidekunst an der königlichen Akademie das väterliche Bestreben er-

Digitized by Google

folgreich fortsetzte. Der eigentliche Umschwung ging jedoch erst von dem Nachfolger des jüngeren Unger aus, von Friedrich Wilhelm Gubitz, der, die Technik des Engländers Thomas Bewick anfnehmend, statt des bisher gebräuchlichen Langholzes Kopf- oder Hirnholz, das heißt quer vom Stamme gesägte Buchsbaumplatten verwandte und statt des Messers den Stichel benutzte, so von dem alten Holzschnitt zum Holzstich übergehend.

Die Geschichte der deutschen Illustration ist hinfort zu großem Teile ein getreues Spiegelbild der deutschen Kunstgeschichte. Fast alle großen Namen, die in letzterer begegnen, finden sich auch unter den Illustratoren vertreten. Zunächst herrschen die Romantiker und die von diesen sich abzweigenden Nazarener vor, außer den bereits als Almanach-Illustratoren genannten P. von Cornelius, Fr. Overbeck, Ed. von Steinle. Beliebter Gegenstand der Darstellung werden die durch Uebersetzung weiteren Kreisen wieder zugänglich gewordenen mittelalterlichen deutschen Dichtungen, vor allem das Nibelungenlied, dann auch Shakespeare, Dante und Goethe. Ein besonderes Kapitel kann in des Verfassers Ausführungen den Illustratoren des Goetheschen „Faust“ gewidmet werden. Eine Sonderstellung nehmen neben den Romantikern Genelli und Preller ein, während A. Rethel die Romantik neuen Pfaden zuführt. Unter den Düsseldorfern ragen Schadow, C. F. Lessing, W. Camphausen, Mintrop, Scheuren und A. Schrödter hervor. Der letzte und volkstümlichste der Romantiker ist Moritz von Schwind, neben dem, von der Volksgunst noch höher getragen, Ludwig Richter steht. Von der Nennung weiterer Namen sehen wir ab; nur A. von Kaulbachs sei noch gedacht als des Künstlers, der, von Hause aus mehr Illustrator als Maler, den Uebergang zu den Illustratoren der modernen Richtung bildet. Ihren Höhepunkt erreicht die deutsche Illustration in ihrer zweiten Blüteepoche in Meister A. Menzel, der unter allen seinen Vorgängern nur einen hat, mit dem er zu vergleichen ist, Dürer. Das Wiederanfleben des Holzschnittes führte um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zu einer neuen Erscheinung des Illustrationswesens, zu der illustrierten Tageslitteratur. Es entstand zunächst Webers „Illustrierte Zeitung“ in Leipzig (1843), der die Witzblätter „Die Fliegenden Blätter“ in München (1845) und der „Kladderadatsch“ in Berlin (1848) folgten, erstere humoristischer, letzterer politisch-satirischer Art. Im Jahr 1853 begründete E. Keil in Leipzig die „Gartenlaube“ und 1858 E. Hallberger in Stuttgart „Ueber Land und Meer“, Blätter, die für die Unzahl der später erschienenen illustrierten Familienzeitschriften vorbildlich geworden sind.

Für alle Unternehmungen dieser Art sowie für die sich ihnen anreihenden illustrierten Prachtwerke war von wesentlicher Bedeutung der Umschwung, der sich nach der Mitte des Jahrhunderts auf dem Gebiet des Holzschnittes zu vollziehen begann und der sich dadurch äußerte, daß man allmählich von dem Faksimileschnitt zu dem Tonschnitt überging. Während der Faksimileschnitt darin bestand, daß er, mit dem Messer auf Langholz ausgeführt, gewissenhaft den Linien seiner Vorlage folgte, suchte der mit dem Stichel auf Hirnholz ausgeführte Tonschnitt auch dem malerischen Charakter des wiederzugebenden Bildes gerecht zu werden. Die in dieser Hinsicht zuerst von dem Engländer Bewick gemachten Versuche wurden zunächst von französischen Künstlern aufgenommen, die den Tonschnitt zu einem hohen Grad von Vollkommenheit brachten. In Deutschland wurde die neue Art des Holzschnittes zuerst von E. Hallberger nach Pariser Muster in „Ueber Land und Meer“ gepflegt, und es wurde deshalb Stuttgart die Pflegstätte für die neue Technik, die namentlich in Adolf Closs einen meisterhaften Vertreter fand. Mitglieder der Clossischen Schule übertrugen in der Folge die Tonschnitttechnik nach Berlin, Düsseldorf und München. Noch größere Aufgaben wurden dem Holzschneider gestellt, nachdem die Photographie seiner Technik dienstbar gemacht worden, das heißt, nachdem es gelungen war, die wiederzugebende Zeichnung auf photographischem Wege direkt auf den Holzstock zu übertragen. Auf diese Weise entstand der Holzschnitt nach dem Gemälde, die letzte und wohl auch die höchste Entwickelungsstufe des modernen Holzschnittes.

Die immer größere Vervollkommnung der Photographie war nicht nur von großem Einfluß auf die Weiterentwickelung des Holzschnittes, sondern sie führte auch zu ganz neuen Methoden, Zeichnungen und Gemälde durch den Druck zu vervielfältigen. Die Photogravüre oder der photographische Kupferdruck, der Lichtdruck als photographischer Glas-, Stein- oder Aluminiumdruck, die Zinkotypie oder Zinkhochätzung und die Autotypie oder der photographische Punkt- und Liniendruck wetteifern heute miteinander, eine künstlerische Vorlage auf mechanischem Wege möglichst naturgetreu wiederzugeben und die Wiedergabe in nahezu unbeschränkter Zahl zu verbreiten. Ein ganz neues Element ist in die moderne Illustration durch die wesentlich verbesserte Farbendrucktechnik eingeführt worden. Der mehrfarbige Holzschnitt, der dem einfarbigen fast auf dem Fuße folgte, ist in seiner Entwickelung um ein Merkliches gefördert worden, während die Buntätzung zu geradezu überraschenden Ergebnissen geführt hat, namentlich seit es gelungen ist, das Problem der farbigen Photographie durch den sogenannten Dreifarbendruck für das photographische Druckverfahren wenigstens soweit zu lösen, daß sich praktische Ziele damit erreichen lassen.

Man klage nicht, daß durch die photomechanischen Verfahren bei der Illustration das Zwischenglied des reproduzierenden Künstlers ausgeschaltet worden sei. Sehr richtig bemerkt der Herausgeber, daß in dieser Hinsicht eher als von einer Verdrängung von einer Entlastung des Künstlers die Rede sein könne. Die neuen Vervielfältigungsmethoden haben dem Künstler alle die Arbeiten abgenommen, die er als Handwerker leisten mußte, während sie ihm überall da freien Spielraum ließen, wo es auf künstlerisches Können und Empfinden ankam, wie sich das am besten dadurch dokumentiert hat, daß seit Einführung jener mechanischen Methoden die anscheinend beiseite gedrängte Lithographie und Kupferradierung in der Künstlerlithographie und Künstlerradierung einen früher kaum geahnten Aufschwung genommen haben.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Der Thronwechsel in England.

(Hierzu auch zwei Abbildungen S. 367 und 369.)

Selbst schon an der Schwelle des Greisenalters angelangt, ist König Eduard VII. seiner im zweiundachtzigsten Lebensjahre verstorbenen Mutter auf den Thron gefolgt. Am 9. November 1841 erblickte er im Buckinghampalast zu London das Licht der Welt und erhielt gleich nach der Geburt die Titel Herzog von Cornwall und Rothesay; erst später wurde ihm jener Titel verliehen, unter dem ihn bisher die Welt kannte: Prinz von Wales. Zu der Taufe, die im Januar 1842 im Schlosse zu Windsor stattfand, war als Pate auch König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen geladen, der kostbare Geschenke im Werte von 80000 Thalern mitbrachte, darunter einen nach Entwürfen von Peter von Cornelius verfertigten Glaubensschild mit der Darstellung des Abendmahls. Wie die Denkwürdigkeiten des Barons Stockmar berichten, des vertrauten Freundes des Prinzgemahls Albert und der Königin Victoria, erhielt der junge Prinz eine außerordentlich sorgfältige Erziehung, die von seinen Eltern genau überwacht wurde und oft sogar den Anschein der Strenge hatte. Geschichtlich verbürgt ist jener Backenstreich, den den Neunjährigen die Mutter öffentlich in einer Ausstellung versetzte, weil er ihrem Verbot zum Trotz etliche Gegenstände berührt hatte. Nachdem der Prinz 1858 konfirmiert worden, erhielt er seinen eignen Hofhalt und besuchte mehrere Jahre die Universitäten in Edinburg, Oxford und Cambridge. Seine erste große Reise unternahm er, die Studien unterbrechend, 1860 nach Kanada und durch einen Teil der Vereinigten Staaten. Eine weitere Reise führte ihn nach Deutschland, und hier — es war in Worms — sah der Prinz zum erstenmal seine zukünftige Gemahlin, die Prinzessin Alexandra von Dänemark, Tochter des damaligen

König Eduard VII. von Großbritannien und Irland.

Digitized by Google

Prinzen Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, des heutigen Königs Christian IX. von Dänemark. Die jungen Leute konnten es nur für einen Zufall halten, daß sie einander bei der Besichtigung des ehrwürdigen Wormser Domes kennen lernten, aber wie wir aus den 1885 erschienenen Memoiren des dänischen Diplomaten und Admirals C. van Docknm wissen, war die Begegnung geschickt arrangiert und von langer Hand vorbereitet. Docknm war im Januar 1858 als Vertreter des dänischen Hofes nach London gesendet worden, um der Vermählung der Prinzeß Royal Viktoria mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen (später Kaiser Friedrich III.) beizuwohnen, und natürlich trat er während seines Aufenthaltes in Verkehr mit der höchsten Aristokratie. Einmal wurde gesprächsweise erwähnt, man müsse allmählich daran denken, für den britischen Thronfolger — obwohl er erst im siebzehnten Lebensjahre stand — eine Braut auszuwählen, und da wies Docknm auf die liebreizend heranblühende „Rose von Dänemark“ hin, wie im Volksmunde ihrer Heimat die Prinzessin Alexandra hieß. Von der Anregung dieses Gedankens bis zu seiner Verwirklichung war natürlich noch ein gewaltiger Schritt, aber vornehme Frauenhände spannen den Faden weiter und erwiesen sich geschickter als jene britischen Staatsmänner, die dem Plane widerstrebten.

Königin Alexandra von Grossbritannien und Irland.

Inzwischen hatte der Prinz von Wales in Cambridge seine Studien beendet, und einige Monate nach dem Tode seines Vaters (14. Dezember 1861) trat er eine Reise nach Aegypten und Palästina an. Bald nach der Heimkehr lernte er am Hofe seines Oheims, des Königs Leopold von Belgien, die Prinzessin Alexandra näher kennen, und aller Widerspruch der Staatsmänner — sogar die Königin Viktoria soll zunächst der Verbindung nicht geneigt gewesen sein — mußte gegen den ernsten Willen des Thronfolgers verstummen. Am 10. März 1863 wurde mit großem Gepränge im Windsor die Vermählung vollzogen. Die ersten Jahre der Ehe verlebte das junge Paar in ziemlicher Zurückgezogenheit in dem Schlößchen zu Sandringham, aber mehr und mehr suchte sich die Königin Viktoria den Repräsentationspflichten zu entziehen, und deren oft recht anstrengende Erfüllung fiel in immer gesteigertem Grade dem Thronfolgerpaare zu, in erster Linie dem Prinzen von Wales. Allerdings wachte die Königin eifersüchtig über ihre Würde, und die Zeitungsartikel, die wiederholt ihre Regierungsmüdigkeit meldeten und die Notwendigkeit einer thatkräftigeren Initiative betonten, sollen arge Verstimmung zwischen ihr und ihrem Sohne hervorgerufen haben, denn ihm oder doch seiner Umgebung wurde die Schuld an diesen mehr als deutlichen Winken beigemessen. Auch die Leichtlebigkeit des Prinzen und die Notwendigkeit, für seine Schulden aufzukommen, gab mehrfach Anlaß zu Differenzen. Doch ob er auch in früheren Jahren kein guter Rechner war, ob er wirklich dem Spiel und Sport, von andern Neigungen zu schweigen, allzu unbekümmert gehuldigt habe, in der Meinung seiner Landsleute that ihm dies keinen Abbruch, ihnen galt er immerdar als „the first gentleman of the nation“. Dies bekundete sich besonders deutlich in der allgemeinen Teilnahme, mit der die Engländer im Winter 1871/72, als den Thronfolger ein böser Typhus daniedergeworfen hatte, die Nachrichten vom Krankenlager verfolgten. Nach seiner Genesung wurde in der Sankt Paulskathedrale ein großer Dankgottesdienst veranstaltet.

Digitized by Google

Herzog Georg von Cornwall und York.

Während der Jahre 1875/76 unternahm der Prinz von Wales seine große Reise durch Britisch-Indien, die einem wahren Triumphzuge glich; die von ihm mit heimgebrachten Schätze indischer Kunstarbeit bildeten eine Hauptanziehungskraft der Pariser Weltausstellung von 1878. Wiederholt hat er am deutschen Kaiserhofe zu Besuch geweilt, so bei der silbernen Hochzeit des Kronprinzenpaares, 1883, bei welchem Anlaß er von Kaiser Wilhelm I. zum Generalfeldmarschall und zum Chef des Husarenregiments Fürst Blücher ernannt wurde. Außerdem ist er in der preußisch-deutschen Armee Chef des 1. Tragonerregiments Königin von Großbritannien und nimmt ähnliche Ehrenstellen auch im dänischen und russischen Heere ein.

Dem Ehebund des Königs Eduard VII. mit der Prinzessin Alexandra von Dänemark sind fünf Kinder entsprossen, zwei Söhne und drei Töchter. Der älteste Sohn, Herzog Albert Viktor von Clarence, starb am 14. Januar 1892, kurze Zeit nach seiner Verlobung mit der Prinzessin Mary von Teck, die dann am 6. Juli 1893 sich mit dem jüngeren Bruder, Herzog Georg von York, vermählte. Der jetzige Thronfolger, nach Bestimmung seines Vaters nun Herzog von Cornwall und York genannt, ist am 3. Juni 1865 in Marlborough House geboren. In Gemeinschaft mit seinem Bruder verbrachte er zwei Jahre an Bord des Schulschiffes „Britannia“ und machte eine dreijährige Weltreise an Bord des Kriegsschiffes „Bacchante“. Eine Zeitlang studierte er an der Universität Heidelberg und verweilte auch später wiederholt in Deutschland, so bei der Einweihung der Schloßkirche in Wittenberg, bei Eröffnung des Kaiser Wilhelm Kanals und bei der Großjährigkeitserklärung des deutschen Kronprinzen. Seine Gemahlin (geboren 26. Mai 1867) hat ihm zwei Söhne und eine Tochter geschenkt; der älteste Sohn, Prinz Eduard Albert, zählt sieben Jahre.

Fr. Colberg.

Gouverneur Jäschke.

(Siehe das Porträt Seite 308.)

Dem Typhus erlag der Kapitän zur See Jäschke, Gouverneur von Kiautschou. Im Alter von siebzehn Jahren trat er 1868 in die deutsche Kriegsmarine ein und wurde 1871 zum Offizier befördert; Kapitän zur See wurde er 1894. In den Jahren 1868 bis 1875 war Jäschke auf der „Niobe“, der „Arkona“ und der „Augusta“ in Westindien, Nord- und Südamerika, im Mittelmeer und an der spanischen Küste. Dann bekleidete er bis 1879 das Amt eines Kadettenerziehers und machte die Reise der „Leipzig“ um die Welt mit, bei welcher Gelegenheit er zum erstenmal nach Ostasien kam, um dort ein Jahr lang zu verweilen. Von 1879 bis 1881 besuchte er im Winter die Marineakademie, während er in den Sommermonaten auf Panzerschiffen Dienst that. Die nächsten Jahre, bis 1886, war er im Torpedowesen thätig, teils auf dem Torpedoversuchsschiff „Blücher“, teils in Berlin, teils als Chef von Torpedobootsdivisionen. Hierauf übernahm er das Kommando des Kanonenbootes „Wolf“, das er 1889 mit der Stellung des Kommandeurs der ersten Torpedoabteilung in Kiel und als Präses des Torpedoversuchskommandos vertauschte. Dann wurde er Kommandeur des Schulschiffes „Blücher“ und trat 1892 in das Reichsmarineamt ein. Hier war er zunächst Decernent für Torpedowesen, dann Vorstand der Zentralabteilung. Die Jahre 1895 und 1896 sahen ihn wieder in Ostasien als Kommandanten des „Kaiser“, worauf er nach seiner Rückkehr in das Oberkommando der Marine eintrat und der Admiralstabsabteilung vorstand. Im Herbst 1898 wurde er an Stelle des abberufenen Kapitäns Rosendahl zum Chef der Militär- und Zivilverwaltung im Kiautschougebiet und zugleich zum Befehlshaber der Streitkräfte innerhalb desselben ernannt. Diesen verantwortlichen Posten hat der Verewigte unter schwierigen Umständen mit großer Energie und Umsicht verwaltet.

Herzogin Mary von Cornwall und York.

Digitized by Google

Phot. by The Art Reproduction Company, London.

Herzog von Connaught. Kaiser Wilhelm. König Eduard.

Die Bestattung der Königin Viktoria: Ankunft des Trauerzuges in London.

Die Bestattung der Königin Viktoria: Ankunft des Sarges auf der Werft in Cowes.

Dr. Wolrad Kreusler.

Im Alter von 84 Jahren verschied zu Brandenburg a. H. der Geheime Sanitätsrat Dr. Wolrad Kreusler, der Dichter des kernigen Volks- und Soldatenliedes „König Wilhelm saß ganz heiter“. Am 28. November 1817 zu Arolsen als Sohn des fürstlich Waldeckschen Leibarztes Dr Friedrich Kreusler geboren, studierte auch er Medizin und ließ sich erst in Corbach, dann in Sachsenhausen im Fürstentum Waldeck als Arzt nieder. Einer seiner Söhne machte im 83. Füsilierregiment den Krieg gegen Frankreich mit, und an ihn sendete er das Lied, das aufs glücklichste die Stimmung wiedergiebt, wie sie zu Beginn des Kampfes in Deutschland herrschte. Nach der jedermann vertrauten Weise des „Prinz Eugen“ zu singen, fand das Lied schnell allgemeine Verbreitung. „Niemand wußte, woher es kam, aber jeder sang es, das ganze Heer und das ganze Volk,“ hieß es damals in einer Zeitschrift. König und Kaiser Wilhelm I. soll hohe Freude an dem volkstümlichen Sange gehabt haben, der nicht wenig dazu beitrug, in den deutschen Kriegern den Humor aufrecht zu erhalten: es heißt, daß er nach der Rückkehr aus dem Felde sich zum Östern von seinem ältesten Enkel, dem jetzigen Deutschen Kaiser, das Gedicht vorsingen ließ. Die Handschrift des Liedes, die 1870 an den „Füsilier von 83“ ging, befindet sich heute im Hohenzollernmuseum zu Berlin. Der Dichter selbst sollte nicht des königlichen Dankes entbehren. Zum Sanitätsrat ernannt, wurde er als Anstaltsarzt und Stadtphysikus nach Brandenburg a. H. berufen und durch hohe Orden ausgezeichnet. Von weiteren Dichtungen Wolrad Kreuslers ist nichts in die Öffentlichkeit gedrungen, aber das eine Lied, das zur rechten Zeit den rechten Ausdruck traf für die allgemeine Volksstimmung, sichert ihm ein dauerndes Andenken.

Phot. Fr. Schroeder, Brandenburg a. H.

Dr. Wolrad Kreusler

Phot. Berlin Ätlo., Berlin.

Gouverneur Jäschke. (Text S. 306.)

Dr. Bernhard Danckelmann.

In seinem Geburtsorte Obereimer in Westfalen, wo er zu Besuch weilte, verstarb Landforstmeister Dr. Bernhard Danckelmann, Direktor der Königlichen Forstakademie in Eberswalde. Der Verewigte, der am 5. April sein siebzigstes Lebensjahr vollendet haben würde, war eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Forstwissenschaft und hat sich

Digitized by Google

besondere Verdienste um die Hebung des Forstwesens in Preußen erworben. Seit 35 Jahren war er Direktor der Forstakademie in Eberswalde und hat dieses Institut zu großer Bedeutung gebracht. Zugleich war er seit vielen Jahren Mitglied des preußischen Landesökonomiekollegiums und hat neben einer größeren Zahl von Fachschriften seit 1867 die „Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen" und seit 1869 das „Jahrbuch der Preußischen Forstverwaltung" herausgegeben.

Dr. Bernhard Danckelmann.

Vom südafrikanischen Kriegsschauplatz.

In der neuen Aggressive, welche die Buren in Transvaal entwickeln, erregt besonders ihr Vorgehen gegen die Goldminen bei Johannesburg die Aufmerksamkeit der Welt. Einen Teil des Maschinenbetriebes haben sie durch Sprengung mit Dynamit bereits zerstört, und es scheint, als sollte das Vernichtungswerk noch weiter fortgesetzt werden. Wenn nun hierdurch auch große Kapitalwerte von Angehörigen andrer Nationen als der englischen vernichtet werden, so kann man den Afrikandern im Grunde die Gewaltmaßregel nicht verübeln, denn die schnöde Goldgier der Briten war es, die alles Unheil über die Freistaaten gebracht hat. Zudem wird in erster Linie das englische Großkapital von der Zerstörung der Goldminen betroffen, und man darf nicht vergessen, daß die von vornherein brutale Kriegführung der Engländer im Laufe der Kämpfe zu verwerflicher Grausamkeit ausgeartet ist. Uebrigens war bei den Buren schon früher die Zerstörung der Goldminen erwogen worden. Als Präsident Krüger seinerzeit in Pretoria erklärte, vor der Einnahme von Johannesburg durch den Feind dürften noch Dinge geschehen, welche die Welt in Erstaunen setzen würden, konnte hiermit nur die Vernichtung der Minen gemeint sein, und weshalb sie unterblieb, war vorläufig ein Rätsel. Dieses ist nun gelöst worden, da man durch die Mitteilungen eines deutschen Offiziers, der auf seiten der Buren focht, den Sachverhalt erfahren hat. Präsident Krüger und andre Mitglieder seines Rates planten thatsächlich, als Johannesburg bedroht erschien, die Sprengung der Minen, und es waren bereits alle Vorbereitungen hierzu getroffen, so daß es nur des direkten Befehles des Präsidenten bedurfte. Dieser aber blieb aus, denn Krüger hatte im Staatsrate über die Frage abstimmen lassen und eine

Die Familie des Burengenerals De Wet.

Digitized by Google

Nels Cohn. Kundschafter. Feldcornet Colton. Feldt. Fremete. De Wets Sekretär. De Wet. Kommandant Nel. Kommandant Crogh.

Der Buren-General Christian De Wet und sein Stab.

Digitized by Google

Die Robinson-Mine bei Johannesburg.

Mehrheit von nur zwei Stimmen sich gegen die Zerstörung ausgesprochen. — Unter den Familien im Felde stehender Buren, die in englischer Gefangenschaft gehalten werden, befindet sich auch diejenige des kühnen Generals De Wet, der früher in Pretoria ein großes Metzgergewerbe, verbunden mit Viehhandel, betrieb. Beim Ausbruch des Krieges zog er mit ins Feld, und wenn er auch im Anfang wenig hervortrat, so richten sich doch jetzt vornehmlich auf ihn die Hoffnungen der Buren. Unser Bild giebt die aus Gattin und acht Kindern bestehende, in Johannesburg internierte Familie des tapferen Mannes wieder.

Dr. Max von Pettenkofer.

Einen erschütternden Abschluß hat das Leben Max von Pettenkofers, des berühmten Altmeisters medizinischer Wissenschaft, des eigentlichen Begründers der modernen Hygieine, gefunden: seit längerer Zeit an Schwermut leidend, beendete der greise Gelehrte mit eigner Hand sein Dasein. Wir haben vor einigen Jahren, als er seinen achtzigsten Geburtstag feierte, sein Leben und Wirken ausführlich geschildert und können uns, hierauf verweisend, mit kurzen Angaben begnügen. Am 3. Dezember 1818 als Sohn eines Bauern zu Lichtenheim in Niederbayern geboren, studierte Max Pettenkofer in München Pharmacie und Medizin und wurde daselbst 1847 zum außerordentlichen, 1853 zum ordentlichen Professor der medizinischen Chemie ernannt. Seine Untersuchungen führten zu zahlreichen wichtigen Entdeckungen, namentlich auf dem Gebiete der Gesundheitspflege, und auf seine Anregung wurden an den bayrischen Universitäten zuerst Lehrstühle für Hygieine errichtet; ihm selbst wurde 1865 dieses Fach für München übertragen. Inzwischen hatte er über die Cholera und die Beziehungen des Grundwassers zu ihr eingehende Studien angestellt, die er dann auch auf den Typhus ausdehnte; zugleich trug er durch seine Arbeiten über Respiration und Ernährung wesentlich zur Förderung der Lehre vom Stoffwechsel bei. Im Jahre 1883 erhielt er den erblichen Adel und wurde 1889 zum Präsidenten der bayrischen Akademie der Wissenschaften ernannt.

Phot. Franz Hanfstaengl, München.

Max von Pettenkofer.

Phot. J. Löwy, Wien.

König Milan.

König Milan.

Der Influenza erlag in Wien Milan Obrenowitsch, der frühere König von Serbien. Geboren am 22. August 1854 als Sohn des Bojaren Miloſch Zephremowitsch, wurde er 1868 nach der Ermordung seines Oheims, des Fürsten Michael von Serbien, als einziger damals lebender Obrenowitsch zum Fürsten erwählt. Mit achtzehn Jahren übernahm er selbst die Regierung. Nach zwei Kriegen gegen die Türkei (1876 und 1877/78) erlangte Serbien unter ihm einen starken Gebietszuwachs, und im Jahre 1882 wurde es zum Königreich erhoben. Als infolge des unglücklichen Krieges gegen Bulgarien die inneren Verhältnisse des Landes und der eheliche Hader Milans mit seiner Gemahlin Natalie sich verhängnisvoll zuspitzten, dankte Milan im März 1889 zu Gunsten seines damals zwölfjährigen einzigen Sohnes Alexander ab und lebte fortan unter dem Namen eines Grafen von Takowa in Paris. 1892 entsagte er allen königlichen Rechten und legte sogar die serbische Staatsbürgerschaft nieder, aber zwei Jahre darauf wurde er auf Befehl seines Sohnes in alle seine Rechte als Mitglied des königlichen Hauses wieder eingesetzt. Seitdem lebte er teils im Auslande, teils in Serbien, bis er 1898 zum Oberkommandanten der serbischen Armee ernannt wurde. Von da ab bis zum Juli vorigen Jahres blieb er ständig an der Seite seines Sohnes. Als aber König Alexander, während Milan im Auslande weilte, die Frau Draga Maschin heiratete und er hiergegen Protest einlegte, wurde ihm die Rückkehr nach Serbien untersagt.

Digitized by Google

LIBRARY UNIVERSITY 818

Der neue Tornister ... für die deutsche Infanterie.

(Aufnahmen von Hofphot. C. Jacobi, Mey.)

Eine Neuerung am Tornister, die bei mehreren Regimentern erprobt wurde, wird jetzt beim ostasiatischen Expeditionscorps allgemein eingeführt. Es ist ein verschiebbares Doppelkissen, das unter den Tornister gelegt wird. Dieser trägt sich mit dem Kissen viel leichter und bequemer. Ein wesentlicher Vorteil ist auch der, daß nicht mehr die ganze Fläche des Tornisters auf dem Rücken und auf den Schultern aufliegt. So hat die frische Luft Zutritt und verhindert die Schweißbildung. Die Kissen sind aus starkem und weichem Leder gefertigt, mit

Seitenansicht.

Watte gepolstert und oval geformt. Am 5. Februar sind 16000 Stück solcher Kissen nach China abgegangen.

Dr. Gallus Ritter von Hochberger.

Im 98. Lebensjahre verschied zu Karlsbad Dr. Gallus Ritter von Hochberger, der sich um den modernen Aufschwung des berühmten Kurortes große Verdienste erworben und durch seine ausgedehnte Praxis unter den Kurgästen aus aller Herren Ländern seinen Namen weltbekannt gemacht hat. Zu Wohlau in Böhmen am 15. Oktober 1803 geboren, studierte Gallus Hochberger an der Universität Prag und wurde 1830 zum Brunnenarzt in Karlsbad und 1843 zum Stadtarzt daselbst ernannt. Auf seine Anregung erfolgte der Bau des großen Militärbadehauses, nach dessen Vollendung er vom Kaiser Franz Joseph den Ritterstand erhielt. Im Laufe seiner segensreichen Thätigkeit wurden ihm hohe Ehren zu teil, und aus Anlaß seines 80. Geburtstags erfolgte seine Ernennung zum Hofrat. Schon vorher hatten ihn die Städte Karlsbad und Franzensbad zum Ehrenbürger ernannt. Hochberger gehörte zu den beliebtesten Aerzten des Weltbades und erfreute sich bis auf seine letzten Lebenstage einer erstaunlichen Rüstigkeit.

Phot. C. Wegner, Carlsbad.

Dr. Gallus von Hochberger.

Der neue Tornister für die deutsche Infanterie: Vorder- und Rückansicht.

Digitized by Google

Für müssige Stunden.

Fächerrätsel

An Stelle der Zahlen sind entsprechende Buchstaben zu setzen. Dann nennen die einzelnen Fächerblätter folgende Wörter: 1. Erfrischungsort — 2. Getrank — 3. Vorname — 4. Zeitbegriff — 5. Wiederhall — 6. Vorname — 7. Fluß in Italien — 8. Kabinett.

Die schwarzen Felder nennen ringsum zwei Namen einer fröhlichen Zeit.

Silbenrätsel.

Das erste Paar zu leugnen scheint
Die Unbeständigkeit im Leben,
Und wohl uns, wenn es sich vereint
Mit unserm Glauben, Lieben, Streben.

Wie wird die Dritte froh begrüßt,
Wenn wir ihr neues Treiben sehen!
Wer blieb, bis sich das Auge schließt,
Empfänglich nicht für Auferstehen?

Ob sinnend der Vergangenheit
In Burgruinen wir gedenken,
Ob wir in bittres Trennungsleid
An einem Grabe uns versenken —

Das Ganze mahnt uns wohl dabei,
Als Bild von Hoffen und Erinnern,
Daß diese Schätze, fest und treu,
Wir hegen auch in unserm Innern. M. Sch.

Buchstabenrätsel.

Ist euch aus grauem Altertume
Ein Sohn des Herkules bekannt?
Er ward im Kampf mit den Hellenen
Verwundet von Achilles' Hand.
Als das Orakel er befragte,
Da ward die Antwort ihm erteilt:
„Die Wunde, die der Speer geschlagen,
Sie wird vom Speere auch geheilt."

Verwandelt man in diesem Namen
Das S am Schluß in n — dann nennt
Das Wort statt eines alten Helden
Ein ganz modernes Instrument.
Vom Menschengeiste klug ersonnen
Dient es dem Handel und Verkehr,
Und enger schlingt es stets und fester
Die Bande über Land und Meer. F. M.-S.

Wechselrätsel.

An einem Berge dir's willkommen ist,
Wenn du vom Wandern müd und hungrig bist.

Bei einem Mann es heut noch oft gefällt,
Obgleich es doch aus alter Zeit ein Held.

Mit einem Bart, ob blond, schwarz oder grau,
Nahm seine Wissenschaft er sehr genau.

An einem Born war's früher hochgelahrt,
Begnügt sich jetzt mit andrer Bildungsart.

Bei einer Mine es vielleicht dir nennt,
Wofür dein Herz in stiller Liebe brennt;

Und wenn es dem Artikel nur sich eint,
Ein Großer aus der Litt'ratur erscheint. M. Sch.

Worträtsel.

Immer liegt das Erste fern,
Ob es wehmutsvoll Erinnern,
Ob es einen Hoffnungsstern
Rufe wach in unserm Innern.

Vorsicht bei dem zweiten Wort
Gelten mag als gute Lehre,
Und doch fällt die Umschau fort,
Welche grad' zu wünschen wäre.

Wechselt der Bedeutung Sinn,
Bietet es auch oft Behagen,
Und nicht selten liegt darin
Für die Hausfrau Grund zu Klagen.

Jeder sich bei fremdem Gut
Vor dem Ganzen sorglich wahre.
Tat er ja nicht, wie es thut,
Etwa an sich selbst erfahre. M. Sch.

Umstellrätsel.

In den Löchlein ist Methode,
Die sich hier dir präsentieren,
Und seit Ewigkeit es Mode.
Bunt sie künstlich zu verzieren,
Bis sie völlig zugedeckt,
Unter Blüten oft versteckt.

Mußt das letzte Zeichen tauschen
Und die andern neu verbinden,
Wüßt du nun dem Dichter lauschen,
Der im Süden aufzufinden
Und der schönen Heimat Preis
Wundervoll zu singen weiß. M. Sch.

Buchstabenrätsel.

Ein kleines Wort, das zwei Silben hat,
Im Lande Sachsen ist's eine Stadt.

Nimmt man das letzte der Zeichen fort,
Dann läuft und sprudelt es immerfort.

Wird nochmals ein Zeichen abgetrennt,
Dann bleibt es ein chemisches Element. F. M.-S.

Worträtsel.

Geschwister sind es, und ins Leben
Tieselbe Mutter beide rief;
Das eine im Erwachen eben,
Das andre, als sie schon entschlief.

Oft sind verschwenderisch mit Reizen
Die Kinder hold von ihr geschmückt.
Oft scheint sie aber auch zu geizen,
So daß kein Aug' nach ihnen blickt;

Und seltsam! die Geschwister kennen
Und sehn sogar einander nicht,
Denn Zeit und Raum für immer trennen,
Die gleicher Urquell weckt zum Licht. M. Sch.

Silbenrätsel.

Wenn die Ersten unter Thränen
Sich beklommner Brust entringen,
Mögen dann dem heißen Sehnen
Zukunftsbilder Linderung bringen!

Ob die Dritte als Gesellen
Haupt sich oder Fuß erkoren,
Wird vielleicht in beiden Fällen
Ein Katarrh heraufbeschworen.

Schönheit nicht und Anmut sind es,
Die dem Ganzen Reize geben,
Holde Poesie umspinnt es
Mit geheimnisvollem Weben. M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 7:

Des Buchstabenrätsels: Classenlotterie.
Des Worträtsels: Reim, Raum, Rom, Rum.
Des Rätsels: Ostrolenka — Krone, Stola.
Der Charade: Tübingen.
Des Silbenrätsels: Reisbar.
Des Umstellrätsels: Beranger — Angeber — Graeber

Digitized by Google

Briefmappe.

Fr. v. Wbg. in K. Die Ihnen gewordene Mitteilung ist durchaus zutreffend. Von dem Tagebuch der Königin Victoria von England, das bei seinem Erscheinen so großes Aufsehen erregte, ist auch eine deutsche Ausgabe erschienen unter dem Titel: „Neue Blätter aus meinem Tagebuche in den Hochlanden von 1862 bis 1882. Mit Autorisation aus dem Englischen übertragen von Gabriele Gräfin Ballestrem. Mit 8 Porträts in Stahlstich und 5 Holzschnittillustrationen. Ermäßigter Preis geheftet M. 4.—. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

O. K. in T. Die Philharmonie-Postkarten mit Bildnissen musikalischer Größen sind im Verlage von Rudolf Stolle in Harzburg erschienen.

M. M. in B., Russisch-Polen, H. v. W. in O., L. Sch. in Budapest, C. Sch. in Wien, C. C. in B., G. B. in St., B. T. V. in J., Karl H. in Wien, H. E. in G., A. Sch. in P. Mit Dank abgelehnt.

Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen senden wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto beigefügt ist. Die nachträgliche Einsendung hat keinen Zweck, denn die nicht verwendbaren Eingänge ohne Porto verfallen sofort dem Papierkorb.

Verantwortlicher Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart.
Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Regierungs-Kommissar.
Technikum Altenburg S.-A.
für Maschinenbau, Elektrotechnik u. Chemie. — Lehrwerkstätte. Progr. frei.

Vereinigte Fabriken **C. Maquet**
Heidelberg u. Berlin W., Charlottenstr. 63
Fahrstühle
für Kranke in den neuesten Konstruktionen.
Ruhestühle, Schlafsessel, mech. Kopfkeilkissen, Closetstühle Bettische.

Giesen-Nachlichte, bewährt seit 1 Brill., garantiren die beste Beleuchtung für Schul- u. Krankenzimmer. Zweifache Auszeichn. mit 3 Ehrendiplomen, 4 silberne u. 3 goldene Medaillen Cöln 1879 u. Nürnberg 1896.

Foulards-Seidenstoffe

neueste gewählteste Farbstellungen in unerreichter Auswahl, als auch schwarze, weiße und farbige Seide mit Garantieschein für gutes Tragen. Nur erstklassige Fabrikate zu billigsten Engros-Preisen, meter- und robenweise an Private porto- und zollfrei. Tausende von Anerkennungsschreiben. Proben umgehend. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.
Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie., Zürich (Schweiz).
Kgl. Hoflieferanten.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.
wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, Diabetes** (Zuckerkrankheit), die verschiedenen Formen der **Gicht**, sowie **Gelenkrheumatismus**. Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe.
Die **Kronenquelle** ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.
Brief- und Telegram-Adresse: **Kronenquelle Salzbrunn.**

Schweizer Stickereien

liefert direkt an Private zu Fabrikpreisen in Prima-Qualität
Frau H. Koller-Grob, St. Gallen.
Man verlange Katalog oder Musterkollektion.
Reichhaltige Auswahl. Für **Braut-** und **Kinder-Ausstattungen** speziell empfohlen.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseurgeschäften.

HERMANN JACOB & BRAUNFISCH,

BERLIN O., Alexanderstr. 27a, 2. Hof, 4 Min. von Bahnhof „Alexanderplatz".

Direkter Verkauf an das *Privatpublikum* nur im Fabrikgebäude, 2. Hof, kein Laden.

Illustrierte Preisliste gratis und franko. Alle Lieferungen von M. 500.— an bis auf 300 Km. von M. 1000.— an frachtfrei durch ganz Deutschland.

Spezialität: Wohnungs-Einrichtungen.

Digitized by Google

1000 Mark Belohnung

zahlt die Firma Harry Trüller, Celle demjenigen, welcher ihr nachweist, dass zu ihren Fabrikaten wissentlich auch nur 1 Gramm Margarine oder ähnliches Kunstfett verwendet wird. Nur feinste Rohmaterialien, besonders allerfeinste Naturbutter in Verbindung mit einer wahrhaft mustergültigen Fabrikationsmethode sind imstande, so hervorragend lieblichen Geschmack und Aroma hervorzubringen, durch die sich die weltberühmten **Trüller-Zwieback** vor allen Concurrenzfabrikaten auszeichnen.

Bitte bestellen Sie zur Probe unter gefälliger Bezugnahme auf diesen Inserat eine elegante lackierte Blechdose, mit Ansichten von Celle dekoriert, enthaltend ca. 240 St. Victoria-Zwieback und 4 Cartons Meteor-Cakes. Die Zusendung erfolgt franco ohne alle weiteren Unkosten gegen Nachnahme od. Voreinsendung von 9.4. Das Postanweisungsporto beträgt 10 ₰

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

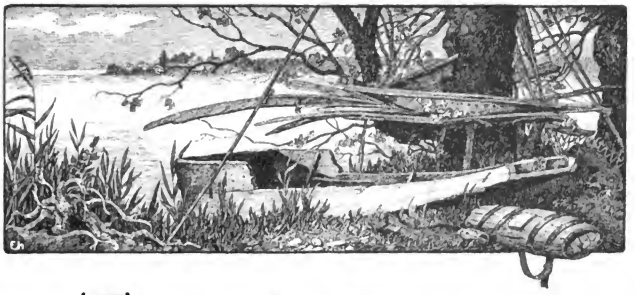
Briefe und Sendungen nur: An die **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** — ohne Personenangabe — zu richten.

Digitized by Google

Franz von Lenbach

Prinzregent Luitpold von Bayern.

Digitized by Google



Abseits der Liebe.

Episode aus dem Leben eines weiblichen Sonderlings.

Von **F. Wolf-Rabe.**

Martin von Bredow an seine Frau Elisabeth, geborene von Bredow.

Meine liebe Elisabeth!

Wie ich Dir schon gestern telegraphisch mitteilte, erfuhr ich bei der Eröffnung des Testamentes, daß Tante Sophie uns die Summe von sechzigtausend Mark vermacht hat. Es ist dies ungefähr die Hälfte ihres ansehnlichen Vermögens (Du weißt, daß sie vor ein paar Jahren ihren Bruder, den bekannten Astronomen Janssen, beerbte), und zwar auf Heller und Pfennig so viel, als ihr Dein Onkel Wilhelm seinerzeit nach kurzer Ehe hinterlassen hatte. Aus dem Testamente geht hervor, daß Sophie von Bredow dieser Hinterlassenschaft für ihre eignen Bedürfnisse nichts entnommen hat; die Zinsen hat sie seit sechzehn Jahren für einen wohlthätigen Zweck verbraucht. Unter ihrem Schutz standen sechs Kinder, die sie pflegen und erziehen ließ, je nach ihren Anlagen, bis sie sich selber ernähren konnten; das Austretende wurde durch einen neuen Schützling ersetzt. Da dies Kapital an uns fallen soll, hat die Verstorbene ihr eignes Vermögen einer Stiftung, die dasselbe Ziel verfolgt, gewidmet.

Wie groß muß die plötzlich erwachte Abneigung dieser Frau gegen ihren Gatten gewesen sein, daß sich ihr Widerwille über das Grab hinaus auf die Familie des Toten, ja selbst auf seine Hinterlassenschaft erstrecken konnte! Und dennoch nahm sie, die Stolze, die Erbschaft an; es sieht aus, als habe sie im Namen des Gatten etwas sühnen wollen.

Ich war unschlüssig, was ich zu thun hätte. Denn sage selbst, Liebe, ist es moralisch gehandelt, von einem Menschen zu erben, also eine Wohlthat anzunehmen, gegen den man zeitlebens nur Abneigung empfunden hat? Ist es vereinbar mit meiner Eigenschaft als christlicher Seelsorger, anzunehmen, wo ich nicht achte? Ist das vorbildlich gehandelt? Wir beide haben der Toten von Jugend auf als einer Abtrünnigen gedacht, und selten ward ihr Name in unserer Familie genannt. Dein würdiger Vater, liebe Elisabeth, hatte mir einmal seine letzte Begegnung mit seiner Schwägerin Sophie geschildert, und darauf hat sich wohl hauptsächlich meine Abneigung gegen sie gegründet. Dein Vater erzählte mir, wie die junge Witwe, nachdem sie ihr Kindchen und später die Mutter verloren hatte, nicht zu bewegen gewesen sei, sich der Familie des Gatten anzuschließen, obgleich sie völlig allein dastand. Verschlossen und voll Mißtrauen begegnete sie Deinem Vater; und als er, in Liebe des verstorbenen Gatten gedenkend, sie herzlich verwies auf die tröstlichen Wahrheiten des Glaubens, da habe sie mit bitterem Lachen gefragt: „Wahrheit? Ach, mein Herr Pfarrer, was ist doch Wahrheit? Und Glauben? Mein Herr Pfarrer, glauben heißt: sich selbst belügen!“

Das hat ihr Dein Vater nie vergessen können und, nach meinem Gefühle, mit Recht nicht vergessen.

Ich konnte mich also nicht sogleich entschließen, diese Erbschaft anzunehmen. Es verlangte mich, Näheres über das Leben der Verstorbenen zu erfahren. Ich knüpfte zu diesem Zweck ein Gespräch mit der alten Wirtschafterin der Toten an, welche der Eröffnung des Testaments beiwohnte und eine größere Summe Geldes und die vollständige Einrichtung der Wohnung geerbt hat. Frau Enke hat ein überaus angenehmes, bescheidenes Wesen, das jedoch einer gewissen

Digitized by Google

Würde nicht entbehrt. Sie sprach mit wahrhaft rührender Liebe von ihrer ehemaligen Herrin und lud mich ein, da sie mein Interesse bemerkte, sie in die Wohnung zu begleiten, wo noch alles stände und läge wie zu Lebzeiten Sophie von Bredows. Die Wohnung nahm die erste Etage einer kleinen Villa unweit des Observatoriums ein. Seit dem plötzlichen Tode ihres Bruders wohnte Tante Sophie dort. Die Ausstattung der wenigen, aber großen luftigen Räume war überaus geschmackvoll, wenn auch ohne jeden Prunk: schwere Vorhänge und Teppiche in sanften Farben, kostbare, schöngeformte Möbel, viel Bücher, viel Blumen, kein überflüssiger Gegenstand, keine Nippes. Zu ihrer Freude, einen teilnehmenden Menschen gefunden zu haben, holte die Alte eine Photographie der Verstorbenen, übrigens das einzige Bild, das von ihr existiert.

Es zeigt ein feingeschnittenes Gesicht, das in der Jugend sehr schön gewesen sein muß. Ich betrachtete es sehr lange. Ich weiß nicht, das müde Lächeln in diesem reinen, stillen Antlitz begann mich zu rühren.

„Nicht wahr, sie ist schön?" fragte die Alte unter Thränen. „Und glauben Sie mir, Herr Diakonus, sie war ebenso gut, als sie schön war."

Nicht wahr, Elisabeth, ein großes Lob aus dem Munde einer Dienerin!

„Sie sind ihr nächster Verwandter, und ich sehe, Sie nehmen Anteil an Frau von Bredow. Und deshalb, Herr Diakonus, hätte ich eine große Bitte auf dem Herzen. Sehen Sie, all diese schönen Sachen, und was dazu gehört, hat die Selige mir vermacht. Ich wußte schon lange zuvor von ihrer Absicht.

„‚Was Sie davon wollen, behalten Sie, liebe Enke,' sagte sie mir einmal, ‚und das andre machen Sie zu Geld.' Und hat mir auch hinterlassen, wer für mich den Verkauf ins Werk setzen soll. Aber der Schreibtisch, da liegen eine Menge Schriften und Hefte, an die ich mich nicht wage. Sie wissen es vielleicht nicht, sie war gelehrt wie ein Professor und schrieb für astronomische Zeitschriften. Würden Sie so gut sein, den Inhalt des Schreibtisches einmal zu durchsehen? Sie werden schon wissen, was da aufzuheben oder zu vernichten ist."

„Und Sie wissen niemand, welcher der Verstorbenen nahegestanden hat, an den Sie sich wenden könnten?" fragte ich sie.

„Ach, das wohl!" erwiderte Frau Enke. „Da wäre Herr Doktor Brenner, ein Kollege des seligen Herrn Direktors. Aber der ist seit vier Monaten ungefähr verreist und kommt vor einem Jahr nicht zurück, denn er hat sich einer Forschungsreise, ich weiß nicht mehr recht wohin, angeschlossen. Solche weite Reisen . . . da weiß man nicht recht, ob und wann eines wiederkommt. Und ich bin auch alt, man weiß nicht, was einem plötzlich zustoßen kann — und ich hätte das gern vom Herzen, Herr Diakonus."

Ich ging an den Tisch; er war unverschlossen. Zuerst fiel mir ein Stoß einfacher Hefte ins Auge, zu oberst ein stärkeres Heft mit braunem Deckel.

„Ach!" seufzte die Alte. „Dies braune Heft muß ihr sehr wert gewesen sein. Am Tage vor ihrem Tode — sie war nicht eigentlich krank, nur schwach und matt, und ich, ach Gott, ich ahnte ja nicht, daß es mit ihr zu Ende ging, — also an jenem Tage rief sie mich zu sich. Sie lag dort am Fenster auf der Chaiselongue.

„‚Gute Enke,' sagte sie mit ihrer lieben Stimme, ‚geben Sie mir doch das braune Heft dort aus dem Schreibtisch.' Sie las lange darin und träumte dazwischen so mit halboffenen Augen vor sich hin und lächelte — so ein wunderliches, stilles Lächeln, ich kann es gar nicht wieder vergessen. Ich konnte sie durch die offene Thür sehen, denn ich saß nebenan, um ihr zur Hand zu sein, und strickte. Wie genau steht mir doch jener Nachmittag vor Augen! Als ich das Heft wieder verwahrte, klemmte sich die Schublade, so daß ich nicht herumschließen konnte. ‚Lassen Sie nur, liebe Enke,' sagte sie da, ‚der Tisch mag getrost offen bleiben, es sind keine Geheimnisse darin. Was ich schrieb und was ich that, ich brauche mich dessen nicht zu schämen.' Das letzte sagte sie so halblaut in sich hinein, aber ich verstand es doch. Und deshalb, Herr Diakonus, glaube ich, Sie brauchen sich kein Gewissen daraus zu machen, wenn Sie das alles durchsehen."

Damit ging die brave Frau hinaus. O Liebe, Gottes Wege sind wunderbar! Diese Tote, die wir als ein unwürdiges Mitglied der Familie betrachteten, redet aus dem Grabe durch den Mund ihrer Dienerin zu mir: „Ich habe keine Geheimnisse, ich brauche mich dessen, was ich that, nicht zu schämen." Und mir war, als redeten diese Hefte zu mir: „Lies, auf daß sie sich rechtfertige und du ihren letzten Willen ehren kannst." Da überwand ich meine letzten Bedenken und begann zu lesen.

Liebe Elisabeth! Welch eine seltsame Frau! In ihrer Jugend schreckte eine große Enttäuschung sie aus ihrem Frieden auf. Ob Onkel Wilhelm wirklich so große Schuld trifft, als die Verstorbene glaubte, ich wage es nicht zu entscheiden. Aber keine Unedle war Sophie von Bredow, nur eine arme Verirrte und Kranke. Und mit unsäglichem Bedauern frage ich mich, ob es mir, wenn ich es versucht hätte, nicht vielleicht doch gelungen wäre, diese Seele zu retten, diese reichbegabte Frau dem Glauben wiederzugewinnen.

Zu spät! Zu spät!

Aber mit Rührung wollen wir ihrer gedenken und in Dankbarkeit, schon um unsers Kindes willen aus ihren Händen annehmen, was sie uns zugedacht hatte.

Ich schicke Dir dies Heft, das letzte der Reihe, das ihre Art am besten kennzeichnet.

Liebe Frau, betrachte es als einen neuen Beweis meines großen Vertrauens zu Dir, daß ich dies Heft in Deine Hand gebe, denn ich bin Deiner sicher und bin dessen gewiß, daß auf Dich diese

Digitized by Google

Bekenntnisse, die auf eine weniger gefestigte Natur schädlich wirken könnten, keinen Einfluß haben werden.

Lies also getrost, damit Du, wie sonst in allen Dingen, so auch hier, mit mir fühlen kannst.

Und wenn Du das Heft gelesen hast, dann vernichte es.

Ich hoffe, in acht Tagen heimzukehren, so lange werden mich die Geschäfte hier und in W. aufhalten.

Ich hoffe auf ein frohes Wiedersehen; und Dich und die lieben Kinder inniglich grüßend, bin ich

Dein allezeit getreuer
Martin von Bredow.

Das letzte Heft der Aufzeichnungen Sophie von Bredows.

Il est difficile, de trouver le bonheur
en nous-mêmes, et impossible ailleurs.

Am 23. Mai, abends.

Ich erwachte heute früh aus tiefem, traumlosem Schlaf mit einem Gefühl stiller Glückseligkeit. Eine so friedevolle Wunschlosigkeit erfüllte mich, daß meine Gedanken gleichsam nur widerwillig und zaudernd über die Schwelle des Bewußtseins traten. Da hub die Uhr vom nahen Observatorium an, achtmal zu schlagen mit ihrer hellen, klingenden Stimme, und nun fiel mir alles wieder ein. Ich hatte bis spät in die Nacht hinein geschrieben und meine Arbeit über die Veränderlichkeit der Lichtstärke roter Sterne vollendet. Als ich mich in Georgs Zimmer schlich, um das Manuskript auf seinen Schreibtisch zu legen, war das Gemach schon matt vom ersten, fahlen Grau der Dämmerung erhellt.

Ich legte mich nieder, jene tiefe Befriedigung im Herzen, die den Menschen erfüllt, wenn er ein Ziel glücklich erreicht hat, nach dem er lange mit allen Kräften gestrebt hatte. Daher das Gefühl des Glückes beim Erwachen. Hastig stand ich auf; es verlangte mich, von Georg das Resultat seiner Beobachtungen der letzten Nacht zu erfahren. Mein Bruder benutzt den überaus günstigen Stand der Venus zu spektralanalytischen Untersuchungen ihrer Atmosphäre. Die Nacht muß gehalten haben, was sie versprach, denn der Sonnenschein brach purpurfarben durch die roten Vorhänge meines Schlafzimmers. So eilig ich war, hielt ich doch noch ein wenig inne, mich der Lichteffekte freuend. Wie das satte Gelb der Vorhänge zu warmem Orange erglühte, der weiße Grund des Teppichs, der den Boden überspannt, in lichtem Rot aufloderte! . . .

Farbenharmonien erwecken mir ein unaussprechliches Wohlbehagen und versetzen mich immer in frohe Stimmung. Anders erwacht man zwischen kahlen Wänden, anders in diesem warmen Schimmer.

Mit flinken Fingern zog ich mich an und ging hinunter. Im Flur traf ich Frau Enke, im Begriff, mein Frühstück heraufzutragen.

„Wollen Sie, gnädige Frau, nicht erst frühstücken, ehe Sie hinübergehen? Nachher vergessen Sie es sonst wieder!“ sagte sie fürsorglich.

„Gute Frau Enke,“ sagte ich, „stellen Sie den Kaffee noch ein Weilchen warm; ich habe wirklich noch keine Zeit. In einer halben Stunde bin ich bestimmt wieder da.“

Sie sah mich bekümmert an.

„Aber auch wirklich in einer halben Stunde!“

„Wirklich, wirklich!“ nickte ich und lief davon.

An der Thür blickte ich zurück; richtig, da stand sie noch auf demselben Fleck und sah mir nach, das gute alte Gesicht in sorgenvolle Falten gezogen.

Als unsre Blicke sich trafen, schüttelte sie langsam, wie mißbilligend den Kopf. Das treue, gute Geschöpf! Du Ideal einer sorglichen Wirtschafterin!

Aber was schreib' ich da! Wirtschafterin? Sie gehört ja schon lange zur Familie. Sie hat sich fast mütterliche Rechte durch ihre jahrelange treue Sorgfalt um unser leibliches Wohl erworben.

In den Anlagen, die den nahen Refraktorbau vom Beamtenwohnhaus trennen, kam mir der Hausmann entgegen.

„Ist mein Bruder oben?“ fragte ich ihn.

Er lächelte.

„Ich glaube, der Herr Direktor ist überhaupt seit gestern nicht in der Wohnung gewesen, gnädige Frau,“ antwortete er. „Ich fand Herrn Direktor schon heute früh, als ich um halb sechs Uhr aufgeschlossen hatte, in der Bibliothek.“

Ich eilte vorwärts; ich fand ihn weder in seinem Zimmer noch im Bücherſaal. Ich stieg in den Turm hinauf und fand ihn auf der Terrasse.

Er saß im Schatten des Turmes, ein beschriebenes Blatt in den Händen, und blickte regungslos, in Sinnen verloren, in den lichten Glanz des Frühlingsmorgens.

Ich trat näher.

„Georg!“ sagte ich mit leisem Vorwurf in der Stimme.

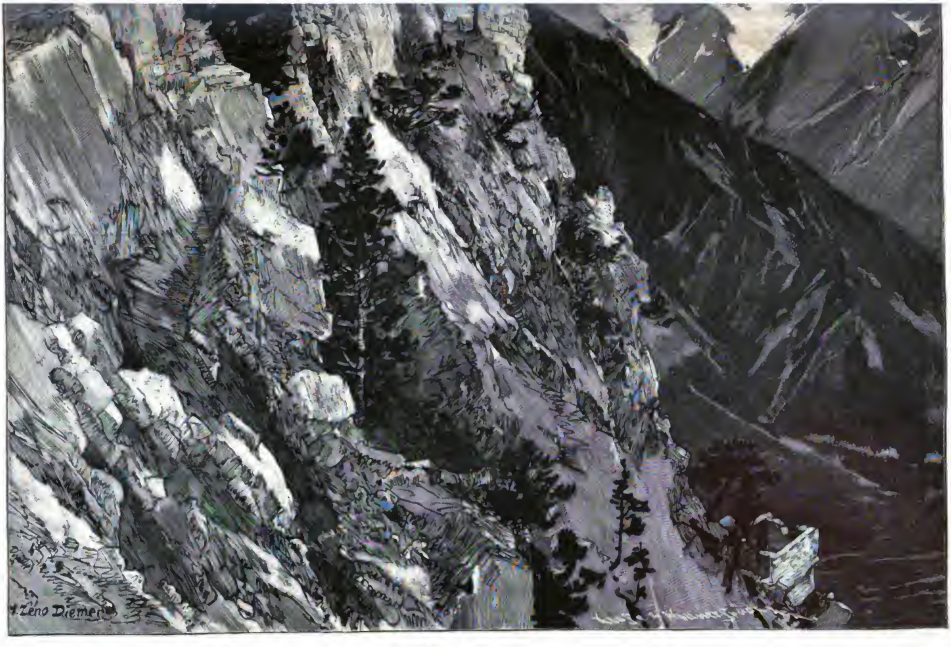
Er hob das Haupt und sah mich an mit seinem hellen, klaren Blick; auf seinem vergeistigten Antlitz lag jenes kluge, gütige Lächeln, das ich so sehr an ihm liebe.

„Liebe Sophie, laß gut sein!“ sagte er freundlich. „Ich kann mir schon denken, was du meinst. Nun ja, ich habe auf dem Divan unten übernachtet. Doch, daß ich dir's gestehe, es geschah, weil ich den Wohnungsschlüssel vergessen hatte. Sollt' ich euch alle aufstören mitten in der Nacht? Ich habe hier ein paar Stunden vortrefflich geschlafen und bin ganz erfrischt?“

„Hartwig sagte mir, daß du noch gar nicht drüben gewesen seist.“

„Der gute Hartwig irrt sich. Ich war kurz nach sechs Uhr in der Wohnung, habe mich umgekleidet, ja sogar schon gefrühstückt. Bist du nun mit mir zufrieden? Und nun, Kind,“ fuhr er fort und nahm von dem niedrigen Tischchen neben ihm ein Heft, das ich als mein Manuskript erkannte, „nun laß mich dir danken für diese

Digitized by Google



M. Zeno Diemer

Die Ruine Schroffenstein bei Landeck im Oberinnthal.

Digitized by Google

Gabe, die ich auf meinem Schreibtisch drüben fand. Ich habe mich gefreut, Sophie. Das ist eine brave Arbeit; du darfst stolz darauf sein!"

Er stand auf und bot mir, wie einer Eingebung des Augenblicks folgend, mit herzlicher Gebärde die Hand.

„Daß ich es nur einmal aussprechе, denn mich will bedünken, ich Wortkarger hätte das Gefühl, das uns beide beglückt, schon längst in Worte kleiden sollen: ich danke dir, Sophie, für alles, was du mir in diesen acht Jahren unsers Beisammenseins gegeben hast! Für die innige Freude an der besten Schülerin, die traute Nähe des guten Kameraden — des Kameraden? Nein, Sophie, des Freundes!"

Ich vermochte ni „ zu antworten.

Dies plötzliche Emporquellen der Empfindung bei ihm, dem immer Ruhigen, der sich selten seiner freundlichen Gelassenheit begab, bewegte mich tief. Die Wimpern wurden mir feucht.

Stumm sah ich ihn an und drückte seine Hand. Er strich mir sacht über das Haar, und ich konnte in seinen Augen lesen, daß er mich auch ohne Worte verstanden hatte.

Dann gingen wir schweigend hinunter. An der Thür des Direktorialzimmers, als wir im Begriff waren, voneinander zu gehen, sagte er plötzlich:

„Wie gut, daß ich jetzt noch daran denke: vorhin schrieb mir Hans Hagen, daß er dieser Tage zu uns kommen wolle. Du erinnerst dich doch, Sophie? Ich erzählte dir kürzlich, daß er nach B. übergesiedelt sei."

Hans Hagen!

Bei dem Klang dieses Namens fällt es mir wie ein Schleier von dem bunten Bilde meiner Jugend, und in lebensfrischen Farben erblüht mir das Verblaßte wieder. Hans Hagen, unser Hansgenosse, als Schüler, Gymnasiast, Student . . . Lang, blond, mit lebhafter, ausdrucksvoller Miene und Gebärde, den widersprechendsten Stimmungen unterworfen, ganz noch gärender Most. Bald unzufrieden mit sich selbst, niedergeschlagen bis zur Schwermut, worauf dann regelmäßig eine Periode großen Wissensdurstes und unermüdlichen Fleißes folgte. Dann, wie genugsam überzeugt vom eignen Wert und der quälenden Zweifel ledig, wurde er von überschäumender Lebenslust ergriffen. Derselbe junge Mensch, der halbe Nächte lang über den Büchern gehockt hatte, konnte mit uns Jüngeren tollen wie ein Kind. Im Gegensatz zu Georg, in dem Hans den bedeutend Aelteren und vor allem wohl, sich selber unbewußt, den vornehmen, klaren, harmonisch ausgeglichenen Charakter verehrte, fiel er aus einer extremen Stimmung in die andre.

Hans Hagen! Und da sitzt er wieder neben mir, der Quälgeist meines Lebens, — das wunderlichste aller Gefühle. Als sähe ich mir, mich selbst beobachtend, über die Schulter und frage: „Nun, Sophie, was ist bei alledem dein innerster, ehrlicher Gedanke? Du freust dich, daß dir in Hans ein Stück Jugend wieder auferstеht? Ehrlicher, Sophie! Grabe nur tiefer herab. Wie? Harmlose Freude? Wie dich bei Gelegenheit dein Gedächtnis im Stich läßt! Nannte man nicht dazumal, dir hätten seine ersten Liebesgedanken gegolten?"

„Eines unreifen Jungen Thorheit!" verteidige ich mich.

„Gleichviel!" flüstert mein andres Ich neben mir. „Du weißt, dergleichen vergißt man nicht. Verstelle dich nicht! Du vermagst gar nicht mehr harmlos zu empfinden. Aus welchem Grunde also freust du dich? Deine Freude, weißt du, was das ist? Wenn man die bunten Lappen schöner Worte ihr herunterreißt, was grinst hervor: die niedrige Hoffnung auf Befriedigung deiner Eitelkeit! O, wie er staunen wird, daß du's so herrlich weit gebracht! Und mehr noch: wie sein schönheitsdurstiges Auge sich an dir weiden wird! Stehst du nicht im Mittag deiner Frauenblüte? Deine hohe Gestalt, dein edelgeformter Kopf mit dem üppigen, weichen, blauschwarzen Haarknoten! Deine schönen, klugen Augen . . ."

„Nicht wahr, nicht wahr? O, wie klein bist du! Wie niedrig, wie gemein!"

„Nein," schreit es in mir, „das ist alles nicht wahr!"

Und da flüstert es hämisch: „Und selbst wenn du nicht so fühlst, ist es nicht gemein genug, daß überhaupt solche Gedankenreihen in deinem Gehirn entstehen können?"

Darauf weiß ich nichts zu sagen; eine tiefe Mutlosigkeit ergreift mich, ein Ekel vor mir selber. Nun ist der Feind zufrieden; er schweigt. Ich aber leide.

Endlich hebt eine Stimme in mir zu reden an, klar und friedebringend und alle Qual beschwichtigend:

„Sei getrost, Sophie, lerne dich ertragen! Ein köstlich Gut gab die Natur dir mit auf den Weg, den scharfen, zersetzenden Verstand. Und wie wenn diese Gabe zu herrlich wäre für ein Weib, nahm die Natur die erste Bedingung zu ruhiger Lebensfreude: die Unbefangenheit! Das ist dein Verhängnis, daß du nicht unbefangen empfinden, daß du dich keinem Eindruck rückhaltlos hingeben kannst! Das ist dein Verhängnis, daß du dein Herz nicht mit bunten Lügen beschwichtigen kannst, daß du jeden Gedanken bis in seinen letzten Schlupfwinkel verfolgen mußt, ob du auch darunter leidest. Wägen und wieder wägen mußt du deines Herzens beste Gefühle, sie durch allen Schmutz des Verdachtes zerren, sie zu prüfen, ob sie die Probe bestehen, dann erst kannst du dich ihrer freuen; dann freilich ist auch der zarteste Schmetterlingsstaub auf den Flügeln der Psyche, die harmlose Freude, schon dahin.

„Sei getrost, Sophie, du bist rein!"

Ja, endlich nach bitterem Leiden, habe ich gelernt, mich selber, wie ich mich erkannt habe, ohne verschönernde Schleier, ohne verhüllende Mäntelchen zu ertragen. Ich habe begriffen, daß

Digitized by Google

wir unschuldig sind an unsern Gedanken, wie wir unschuldig sind daran, daß wir sehen und hören.

Unsre Gedanken, die sind wie begierige Schmetterlinge über einem üppigen Gefilde. Lüstern gaukeln sie über blassen Maßliebchen, gleich wie über purpurnen Giftblumen.

Die Gedanken, das sind die tausend schillernden Möglichkeiten, die der Verstand vor uns hinbreitet, auf daß wir wählen möchten.

Erst die vollzogene Wahl, zu der diese Möglichkeiten uns verlockten, erst die That lüftet die Decke, die unser eignes Wesen vor uns selber verhüllt.

Freilich ist dieses „Sich-selbst-versuchen" ein grausames Spiel, dabei man alles wagt. Darum sitzen die Menschen zwischen lauter tröstlichen Lügen, darum wollen sie nicht sehen, darum wollen sie nicht in Versuchung geführt werden. Ihrem Drang nach Lebensfreude, nach Freude am eignen Selbst graut vor der Versuchung. In mir aber schreit es: „Was liegt, was liegt an einer Reinheit, die keine Versuchung aushält? Was liegt an einer Freude, die auf Lüge gebaut ist?"

Da sitzen die Menschen und halten sich für gut, gerecht, edel; sie behüten ängstlich ihre Gedanken und sind zufrieden.

Diese Zufriedenheit scheint mir wie eine goldene Brücke, die ein Baumeister über einen Abgrund geschlagen hat. So schwank ist sie, so sehr mißtraut er ihrer Haltbarkeit, daß er jedermann verwehrt, sie durch Betreten zu prüfen. Jedoch, sie gleißt, sie strahlt in goldenem Glanz! Der Baumeister ist zufrieden und vergißt, daß dereinst ihn selbst diese Brücke über den Abgrund tragen soll.

Dieser Baumeister, ist er nicht ein Narr? Oder noch mehr Lügner als Narr? Oder noch mehr armseliger Feigling als Lügner?

Am 25. Mai.

Ich las heute einen Satz, der mich den ganzen Tag über lebhaft beschäftigt hat; der mich verfolgte und, sobald meine Gedanken einen Augenblick feiern wollten, sich mir aufs neue vor die Seele stellte: „Man ist über sich selbst entweder mit Scham oder mit Eitelkeit ehrlich." — Das scheint mir wahr und falsch zu gleicher Zeit. Vor allem falsch scheint mir dies schroffe „Entweder". Ich meine, der Mensch, der über sich selbst durchaus ehrlich ist, muß es mit Scham sowie mit Eitelkeit sein. Denn wer erst einmal so weit gekommen ist, daß ihn nach dieser Ehrlichkeit zu dürsten beginnt, der wird in seinem Spiegelbilde neben den Zügen, die er mit Scham betrachtet, auch solche finden, deren er sich freuen darf, und hätte er sich auch nur des Mutes zur Ehrlichkeit zu freuen.

Jener Satz klingt wie eine Schlußbetrachtung, wie ein Fazit, — und mich dünkt, solche Ehrlichkeit müßte das erste Glied einer langen Kette sein, der erste Schritt eines Werdeganges.

Ich füge hinzu: Man ist über sich selbst mit Scham und mit Eitelkeit ehrlich und, wer stark genug dazu ist, mit mutigem Trotz. Man denke sich einen Menschen, der sich in einer Stunde stiller Sammlung vor sein Ich hinstellt, als wie vor eine Landschaft, kühl betrachtend. Er sieht Licht und Schatten verteilt, vielleicht wenig Licht und viel Schatten; vielleicht viel Sumpf, viel ödes Land, und daneben nur ein schmales Streifchen üppigen Ackers. Vielleicht viel kahle Felsen neben Abgründen und auf der Höhe einen einzigen Baum, der Früchte trägt. — Im ersten Augenblicke mag dem Ehrlichen grauen; dann aber, wenn er kraftvoll genug ist, wird er das Bild seines Ichs fest ins Auge fassen mit jenem mutigen Trotz im Herzen. „Das also bin ich, so bin ich beschaffen? Das ist die Mitgift, die mir Natur mitgab ins Leben?" Ist dieser Ehrlicher ein Thor, so wird er alle seine Kräfte daran setzen, um aus Schatten Licht zu machen, aus dürrem Wüstensand einen Garten und aus dem Sumpfe ein Gebirge; und darüber wird er seines einzigen Gutes, des Ackers, vergessen und wird sein Leben in fruchtloser Mühe vergeuden.

Ist unser Ehrlicher ein Weiser, so wird er sich sagen: Wahrlich, wenig sehe ich, dessen ich mich zu freuen hätte! Ich kann meine Abgründe nicht ausfüllen, ich kann aus meinen Felsen keine Wiese machen; ich habe nur jenes Bäumlein, das will ich hegen und pflegen und nicht müde werden, bis es erstarkt zu einem mächtigen Baume. O du mein Fruchtbaum, du mein Einziges! Weithin Schatten breiten sollen mir dereinst deine Aeste über Freund und Feind, wonnevolle, süßeste Früchte sollst du mir tragen! Daß mir Freund und Feind Abgründe und harten Fels verzeihen um deinetwillen, und willig daran vorbei oder darüber hinwegklimmen, um zu rasten unter deinem grünen Dache!

Denn die Schriftzeichen unsers Charakters kann man nicht beliebig verwischen und ergänzen, wie man bei einer falschen Rechnung auslöscht und durch Besseres ersetzt. Das wäre freilich einfach genug.

So aber müssen wir rechnen mit dem, was wir haben: wir können nur unser Gutes pflegen, damit man uns um des Guten willen unser Schlechtes verzeihe!

*

Am 26. Mai.

„Um unsers Guten willen unser Schlechtes verzeihen!" Ich glaube, man wird einem solchen Menschen, der sein Leben der unablässigen Pflege seines wertvollsten Triebes weihte, dem es gelang, diesen Trieb zur höchsten Blüte zu bringen, einem solchen aufrecht stehenden, fest auf sich selbst ruhenden, befriedigten Menschen diese Verzeihung nicht versagen. Wo man anerkennen, wo man bewundern darf, da verzeiht man nur zu gern. Denn Bewunderung empfinden bedeutet: am Anblick eines andern einen Trost und eine Erhebung finden. Und für dergleichen ist man von Herzen dankbar. Darum vergöttert das Volk seine Großen trotz ihrer Fehler und Schwächen, während es

Digitized by Google

um derselben Fehler und Schwächen willen einen Mittelmäßigen, einen Durchschnittsmenschen verdammen würde.

Und nicht nur das Volk handelt so gegen seine Großen, auch der Einzelne empfindet ebenso.

Wenn ein Glied einer Familie Hervorragendes leistet, mit welchem dankbaren Stolze blickt die Familie auf dieses Mitglied! Und wie sehr ist sie geneigt, zu verzeihen, weil sie bewundern darf.

Wenn es in unsern Zeiten einem Menschen ohne bittere Leiden, ohne Kämpfe, ohne peinvolles Losreißen gelingt, sich einen seiner Begabung entsprechenden Wirkungskreis zu gründen, in dem er sein Bestes geben darf, so darf man ihn fürwahr als Glückskind preisen.

Denn wir alle werden von Kindheit an in Ueberlieferungen und in Ueberzeugungen wie in Schablonen eingepreßt, in denen alles Individuelle abgeplattet wird; man möchte die Menschen wie Nummern in den Lebenskatalog einreihen, und wer am meisten Nummer ist, kommt am besten fort. Der junge Mensch unsrer Tage muß unendlich viel lernen, und man hat Antworten auf alle Fragen, indem man, je nach der Ansicht der Lehrer, ihm beibringt: Ueber diese Frage ist zu denken, was diese Autorität darüber gedacht hat; über jene Frage das, was jene Autorität darüber gedacht hat. Und wenn der junge Mensch alle Gedankenwege fremder Menschen abgewandelt hat, dann ist die Schablone fertig abgedrückt auf das unbeschriebene Blatt des jungen Geistes und ist darauf für nichts andres mehr Raum. Es soll auch für das andre, nämlich das „Selbstdenken, Selburteilen" kein Platz mehr sein. Es gilt heutzutage für unbescheiden, mit eignen Augen sehen zu wollen, man soll durch die Gläser der Schablone sehen, man soll Nummer sein. Das mißige, nachdenkende Grübeln ist als Faulheit verpönt. Warum auch selber denken? Warum damit Zeit versäumen? Nur frisch zugelangt, es ist schon alles bequem gemacht, schon alles vorgedacht, alles vorgekaut! Nur schnell gearbeitet, gearbeitet, mein Lieber, damit du recht bald als wackere Nummer klassifiziert wirst. Nur so kommst du im Leben auf einen grünen Zweig, und das ist die Hauptsache. Was das Leben sonst und an sich bedeute? Was es damit auf sich habe? Welche Bedeutung dein Leben für dich selber habe? Ah bah, Flausen, mein Lieber, Flausen! Arbeiten! Geld verdienen! Nummer sein! Voilà l'essentiel! Das ist die Quintessenz des Lebens für dich.

Es ist nur schade, daß man dem armen Bürschlein, dem man sozusagen den eignen Kopf abschnitt und den der Tagesautorität aufsetzte, nicht auch die Möglichkeit giebt, das Leben der Autorität zu leben. Aber dieses Leben ist eine merkwürdige Sache. Es muß nämlich jedes sein eignes Leben leben und dafür sich verantworten. Deshalb wäre es doch hübscher und passender, man ließe einem jeden auch den dazu gehörigen Kopf. Man wäre ihm sogar behilflich, eben diesen Kopf so selbständig als möglich zu machen, indem man ihm sagte: Sieh, dies und dies und das haben große Männer gedacht; ihr stetes Streben, zur Klarheit über sich selbst zu kommen und über die Welt, war eben ihre Größe. Soweit sie verschieden waren, sprachen sie verschieden und gingen verschiedene Wege. In einem waren sie gleich: in dem Verlangen nach Klarheit. Darin eifere ihnen nach; suche dich selber zu erkennen. So viel Köpfe, so viel verschiedene Wahrheiten. Die Wahrheiten jenes Großen allein helfen dir wenig. Du mußt dein eignes Leben leben, du mußt selber suchen, was dir heilsam ist. Und wenn du lernst, was andre dachten, so soll es dir eine Anregung sein zum Selbstdenken, zum Vergleichen, nicht zum Nachplappern. Es kann nicht jeder ein Großer sein, aber jeder kann, wenn er gelernt hat, sich zu erkennen, in irgend etwas, auch im kleinsten, noch groß sein.

Aber heutzutage ist man nicht bemüht, die Menschen zu lehren, daß sie sich selber erkennen, sondern daß sie an sich selber vorübergehen.

*

Am 27. Mai.

Es ist doch besser, wenn ich meine Unterredung mit Hans niederschreibe. Vielleicht werde ich dabei jenes unleidliche Gefühl los, das mich stets beschwert, wenn ich, was allerdings selten geschieht, einem Menschen etwas, und sei es noch so wenig, von meinen innersten Gefühlen preisgegeben habe.

Ich habe das Gefühl, als hätte ich geschauspielert. Das kommt daher, daß ich immer auf erstaunte Mienen stoße, wenn ich mich einmal gebe, wie ich bin. In meiner Welt hier, in meiner Einsamkeit bin ich den Allerweltsanschauungen so fremd geworden, daß meine Worte, sobald ich einfach nur rede, wie ich denke, eines gewissen Erfolges sicher sind.

Diesen billigen Effekt immer wieder von verblüfften Gesichtern, von erstaunt emporgezogenen Augenbrauen zu ernten — wie mir das zuwider ist! Das ist meine Scylla!

Und, um das zu vermeiden, dieses unaufhörliche Sichverstellenmüssen unter Menschen, dieses Schweigenmüssen und scheinbare Zustimmen, wenn laut in mir alles dagegen schreit — wie mir das zuwider ist! Das ist meine Charybdis im Verkehr mit Menschen.

Was Wunder, daß ich lieber zu Hause bleibe! Ich habe keine Lust zur Rolle des erfindungsreichen Odysseus, keine Lust, meine treuen Gefährten, meine Gedanken, der Scylla in das offene Maul zu werfen.

Und wenn ich mich, wie im Falle Hans Hagen, vergesse — dann folgt der raschen Aufwallung der Katzenjammer sicher nach.

Doch ad rem: Frau Enke hatte mir Hans Hagen gemeldet; ich war aufgestanden und wartend in die Mitte des Zimmers getreten, um sein Angesicht, bevor er reden würde, möglichst scharf mit einem Blicke zu erfassen. Ich gebe viel auf den ersten Eindruck; ich las bei einem meiner

Digitized by Google

Lieblingsautoren, daß man beim ersten Anblick am unbefangensten urteilt; daß, sobald unser Gegenpart zu sprechen beginnt, uns seine Mienen schon beeinflussen (zumal er seine besten Mienen natürlicherweise aufsetzt), wir also nicht mehr objektiv genug sind.

Ich habe mehrmals Gelegenheit gehabt, mich von der Wahrheit dieses Ausspruches zu überzeugen.

Daß ich sozusagen auf den Anstand nach Hans' innerstem Wesen ging, mag mir verziehen werden in Anbetracht dessen, daß es sich hier um Wiederanknüpfung alter Freundschaft handelte. Es ist leicht, solche Bande zu schürzen, peinvoll, sie zu zerreißen.

Hans trat ein und blieb einen Augenblick zögernd neben der Thür stehen. Wir sahen uns an.

Ein weiter Weg vom fahrigen Studenten bis zu diesem ruhig-selbstbewußten Gentleman; ein weiter Weg vom angehenden Doctor medicinae bis zu dem Dichter, der in der Glorie des ersten Erfolges wandelt. Und dennoch: sein Blick, sein Lächeln, mit dem er sich anschickte, mich zu begrüßen, waren die alten geblieben.

„Gnädige Frau . . ." begann er und hielt inne mit fragendem Blick; wie gut verstand ich noch darin zu lesen.

Da streckte ich ihm lächelnd die Hand entgegen und sagte: „Sei mir willkommen, Hans!"

Mit einem Sprunge stand er auch schon neben mir, ergriff meine Rechte mit beiden Händen und rief, indem ihm die Freude aus den Augen leuchtete:

„Hans und du! Wie mich's freut, daß du mir entgegenkommst, wie dazumal! Nun soll sie wiederaufleben, die alte Jugendfreundschaft!"

„Gemach, gemach!" entgegnete ich und führte ihn sacht zu einem Sessel.

„Komm und setz dich; hier, mir gegenüber! Wie schnell hist du noch im Geben und Nehmen. Halte doch ein wenig besser Haus! Wir haben uns zwölf Jahre lang nicht gesehen; wer weiß, ob ich noch dieselbe bin, die in deiner Erinnerung lebte. Wer weiß, ob's dich nicht reuen könnte, dieses rasche Geschenk deiner Freundschaft."

„Wie vorsichtig du geworden bist, Sophie!" rief er enttäuscht aus.

„Geworden!" wiederholte ich. „Wundert dich das? Meinst du, auf dem langen Wege vom achtzehnjährigen Mädchen zum dreißigjährigen Weibe lernt man nichts hinzu? Sieh dich doch selber an! Wie viele Wandlungen magst du wohl durchgemacht haben! Als wir uns zum letztenmal sahen, schwangst du noch das Seziermesser und nun — die Feder! Während unsrer Trennung erst hast du dich selber entdeckt."

Er antwortete nicht sogleich; er sah mich an mit jenem Blick, den der Mann nur dem Weibe schenkt, und den ich verabscheue. Er neigte sich zu mir und sagte mit halber Stimme:

„Wie schön du geworden bist, Sophie!" Ich fühlte, wie Zornesröte mir in die Wangen stieg.

„Sieh mich nicht so an! Sprich nicht so zu mir!" herrschte ich ihn an. Ich wandte mich ab und trat zum Fenster. Schon fing ich an, die Aufwallung zu bereuen; er konnte ja nicht wissen, nicht verstehen . . .

Als ich mich umkehrte, saß er noch in derselben Stellung und betrachtete mich mit großer Aufmerksamkeit. Den Blick kenne ich noch an ihm; so, mit diesem gepannten Ausdrucke pflegte er zu blicken, wenn etwas plötzlich seine Wißbegierde zu erregen begann.

„Da du früher nie Komödie spieltest, wie so viele Mädchen uns gegenüber, will ich gern glauben, daß deine Empörung echt ist. Dafür aber bist du mir eine Erklärung schuldig. Wenn du in meinem Blick Entzücken liest, wie kann dich das empören? Wenn ich dir sage: ‚Du bist schön!' wie kann dich das kränken?"

Ich hatte meine Ruhe wiedergewonnen; ich setzte mich neben ihn und antwortete:

„Du hast recht. Du kannst es nicht verstehen, und ich bin dir eine Erklärung schuldig. Aber zuvor beantworte mir diese Frage: würdest du einem wohlgestalteten Manne, dem du früher nahe standest, und den du heute nach langer Trennung zum erstenmal wiedersiehst, wohl in der ersten Viertelstunde sagen: ‚Was für ein schöner Mann sind Sie geworden! Wie üppig hat Ihr Bart sich entwickelt! Ach, und wie wohlgeformt sind Ihre Lippen!' Würdest du das nicht, ganz mild gesagt, überaus abgeschmackt finden?"

„Wo willst du nur hinaus, Sophie?"

„Erst Antwort! Ja?"

„Meinetwegen!" lachte er.

„Nun, ich empfinde ebenso. Und es überfällt mich ein Ekel, wenn eine solche Geschmacklosigkeit mich daran erinnert, daß den meisten die Welt nicht mit Menschen, sondern mit lauter Männern und lauter Weibern bevölkert ist."

„Deutlicher, Sophie!"

„Noch deutlicher? O nein, mein Lieber. Il ne faut pas toujours mettre les points sur les i. Wozu bist du denn Dichter? Lies doch zwischen den Zeilen!"

„Erbarme dich! Du verlangst zu viel. Sieh mal, Entzifferung von Hieroglyphen, das wurde zu meiner Zeit auf den Schulen noch nicht gelehrt. Und was mein dichterisches Ahnungsvermögen anbetrifft, so weißt du ja, ich bin erst Neuling und hab' das Bürgerrecht auf dem Parnaß noch nicht erworben."

„Spotte nur!" erwiderte ich lächelnd. „So gefällt du mir schon besser. Dein Spott ist mir lieber als deine Schmeichelei. Aber ich will dir helfen: wir wollen rekapitulieren."

„Du trittst ein, etwas zögernd, mit gut beherrschter Miene. Unterwegs wirst du gedacht haben: ‚Lieber Himmel, die gute Sophie, wie werde ich sie wiederfinden. Was für ein frisches Mädel war sie vor zwölf Jahren. Und jetzt?

Digitized by Google

Witwe, wahrscheinlich etwas angesäuert, dreißig Jahre, schier dreißig Jahre bist du alt! Es wird eine Enttäuschung werden. Na, immer Mut!'

„Du trittst ein, erblickst mich. Deine Miene klärt sich auf: ‚Ah! Sieht gut aus! Hat Haltung! Sieht fast aus wie Ablehnung; — wäre schade . . .'

„Und nun strecke ich dir die Hand entgegen; du stürmst heran, warst ja immer schnell enthusiasmiert, — hurra! Es lebe die Jugendfreundschaft. Wäre ich ein Mann, würdest du gedacht haben: ‚Wollen mal sehen, was aus ihm geworden ist, ob wir uns jetzt noch verstehen.' Aber ich bin kein Mensch gleich ihm, ich bin nur ein Weib. Darum so schnell: Hurra! Hurra heißt hier: Sie sieht noch gut aus. Das genügt für unsereinen. Wenn das Weib erblüht ist, ist ihre Entwickelung abgeschlossen; — ihr kommt gar nicht auf den Gedanken, daß es einen Werdegang hinter sich und noch einen vor sich haben könnte, gleich euch! Ihr seht in uns nur das Weib und wundert euch noch, daß uns das kränkt!"

„Aha!" machte er, und ein Lächeln der Befriedigung glitt über seine Lippen. „Jetzt bin ich endlich an kait: Frauenfrage! Du gehörst zur Liga."

„Guter Hans!" entgegnete ich. „Es ist doch hübsch, daß es Schlagworte giebt. Das gleitet klangvoll über die Lippen, und jeder verbindet damit irgend einen unklaren Begriff, der ihm dahin zu passen scheint. Vor Jahrhunderten war es euch ein Problem, ob wir wohl eine Seele hätten. Darüber sind wir jetzt hinaus. Heute ist's euch Problem, ob wir zu denken vermöchten gleich euch —, und ich hoffe, daß wir auch darüber hinauskommen werden und dereinst, auch vielleicht erst in Jahrhunderten, Mann und Weib sich wie Mensch zum gleichwertigen Menschen und nicht nur wie Geschlecht zu Geschlecht gegenüberstehen werden. Dieser Wunsch — das ist mein Anteil an der Frauenfrage. Zum Agitator hab' ich nicht das Zeug. Unsre Einsamkeit ist mir zu lieb geworden."

„Darf ich einmal ganz offen reden, Sophie?" fragte er.

„Rede nur. Zwar wenn die Menschen ‚offen reden wollen, meinen sie stets ‚grob'. Aber rede nur!"

Er rückte eifrig näher. Hinweggewischt war von seinem Antlitz jener begehrliche Ausdruck, der mich empört hatte, und nur Teilnahme und der Wunsch zu helfen leuchteten aus seinen Augen.

„Sophie," begann er, „es ist jammerschade um dich. Wenn ich dich so betrachte, wie du da vor mir sitzest, blühend und gesund und liebenswert, geschaffen, um zu beglücken, wie nur je ein Weib dazu geschaffen war, steht dein Anblick in grellem Widerspruch zu deinen Worten. Wie ein ältlicher, vertrockneter Blaustrumpf redest du, der mit Tintenflecken an den Fingern und der Feder hinterm Ohr zur Welt kam. Für solch reizlose Wesen mag sich das Lehrhafte, laute de mieux, wohl schicken. Aber du, du willst dich hier in Einsamkeit und Bücherstaub vergraben? Kind, das streitet wider die Natur, und dieser Hang, verzeih, Sophie, kann nur ein krankhafter Hang sein. Diese Laune wird vorübergehen, zu der Hoffnung giebt mir dein Anblick Mut! Er verrät mir: du hast noch Freude an dir selbst, an deiner Schönheit. Hättest du sonst wohl Muße gefunden, dein Haar so kleidsam zu ordnen? Hebe, fürwahr, kann den griechischen Knoten mit den hervorquellenden Löckchen nicht anmutiger geschlungen an ihrem schmalen Köpfchen getragen haben. Dieser zartbräunliche Ton deines Gewandes, wie gut steht er zu deinem Teint, zum Dunkel deines Haares. Das ist nicht Zufall, Sophie, das ist wohl Bedacht von dir. Die Ringe an deinen zarten Fingerchen, die schmalen Lackschuhe — das sind alles Verräter! Für wen schmückst du dich, Sophie? Für Georg? Der sieht dergleichen nicht. Für wen, Sophie? Für diese Wände? Für deine Bücher? Sprich nur! Für wen?"

Ich hatte ihn ruhig ausreden lassen und schwieg eine Weile; endlich antwortete ich langsam:

„Ja, du, o Mann, nicht wahr, du bist der Herr der Erde! Für dich scheint die Sonne, duften die Blumen, reifen die Früchte, für dich dienen und sterben alle Geschöpfe. Dir zu dienen, dich zu zerstreuen, ward geschaffen das Weib. Das ist nicht ein Mitmensch, gleich dir! Nein, erst durch dich, durch die Beachtung, die du ihm schenkst, gewinnt es Bedeutung. Von dir kommt ihm alles Glück. Ohne deine Gnade ist es ein armes Geschöpf, das man bedauert; heutzutage nennt man das eine alte Jungfer. Die Eigenschaften des Weibes werden abgeschätzt, nicht nach dem Wert, den sie für das Weib selber haben, sondern einzig nach dem Wert, den sie für den Mann haben. Das Weib ist nichts durch und für sich selber, sondern alles im Hinblick auf euch. Merkwürdig! Sehr merkwürdig! Und ist doch auch ein Mensch. Ja, sagt ihr, das ist immer so gewesen, das ist Naturgesetz, und selbst im Tierreich gilt's. Ja freilich, aus jenen grauen Zeiten, da der Mensch dem Tierreich noch nahe stand, aus jenen Zeiten stammt dies ‚Naturgesetz'. Es ist nicht das Recht des Stärkeren. Das ‚erbte sich wie eine ew'ge Krankheit' fort bis heute. In jener Zeit, als die brutale Kraft allein galt, habt ihr uns dazu verurteilt, nichts als Geschlecht zu sein. Alles für euch zu sein, nichts für uns selbst. Nun, da die Zeiten günstiger geworden sind, die Herrschaft der brutalen Kraft gebrochen ist, erwachte auch in uns Frauen langsam, aber unwiderstehlich die Sehnsucht, teizuhaben an den köstlichen Schätzen des Geistes, die ihr für euch alle hütet, die Sehnsucht, Mensch zu werden gleich euch! Dagegen habt ihr nun tausend Gründe und Bedenken. Freilich, um die Spuren eures ‚Naturgesetzes' an uns zu

Digitized by Google

vertilgen, dazu sind Jahrhunderte nötig. Ja, in fernen Tagen könnte ein goldenes Zeitalter erblühen; dann, wenn nur freie Wahl, nicht wie jetzt tausendfach gräßliche Not, Scheu vor dem Kampf ums Dasein ohne Waffen, uns zu euch führen wird, dann werden nicht mehr so unzählige, überflüssige, armselige, krankheitsbelastete Geschöpfchen zur Welt kommen; eine edlere Menschheit könnte gedeihen. Und meint ihr, jene Mütter werden ihre Kinder weniger lieben? ... Doch ich verliere mich an Träume. Ich bin dir noch Antwort schuldig. Für wen? fragst du. Nicht für euch. Für mich selber. Aus Freude am Schönen."

Ich hatte ohne Erregung gesprochen.

Mich ruhig anzuhören, war ihm, dessen Art es war, alle Hindernisse im Galopp zu nehmen, desto schwerer geworden.

„Träume, sagtest du vorhin, Sophie!" rief er aus. „Ja, du verlierst dich an Träume! Du betrügst dich selber. An welch eine Utopie verlierst du dich?"

Er war aufgestanden und ging im Zimmer auf und ab, lebhaft weitersprechend:

„Wehe dir, wenn du zu spät erwachst! Und wie du dich verbohrt hast in deine Traumwelt! Eine schöne Welt fürwahr! Deine Welt des Neutrums. Lächerlich!"

„Was erregst du dich nur, Hans Hagen?" entgegnete ich lächelnd. „Du brauchst ja nicht mitzuträumen. Bleib nur in deiner Welt, die dir behagt. Uebrigens ein nettes Wort Welt des Neutrums. Es verrät, daß du noch gar nicht den guten Willen gehabt hast, zu verstehen. Dies Wort hat der Aerger geboren."

Er blieb vor mir stehen und sah mich mit blitzenden Augen prüfend an. Ich hielt lächelnd den Blick aus. Auch seine Stirn glättete sich allmählich.

„Aerger, sagst du? Mag sein, daß ich nur mit halben Ohren zuhörte, denn der Zorn wallte in mir auf ob so viel Widersinns. Mehr als deine Worte nahmst du selber meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Ich fragte mich, wie ist's nur möglich? Du bist mir fremder geworden als der fremdeste Mensch. Während du sprichst, versuche ich vergebens mit den zarten Fäden der Erinnerung das Einst mit dem Jetzt zu verknüpfen. Vergebens! Laß mich von deinem Leben wissen. Sprich, wie bist du nur dahin gekommen!"

Ich zögerte. Zu einem andern Menschen von mir zu reden, wie hab' ich mich dessen entwöhnt in diesen Jahren!

„Sophie!" bat er eindringlich. „Ich bitte dich! Gieb mir die Möglichkeit, dich zu verstehen!"

„Du wirst enttäuscht sein, Hans. Mein Geschick ist alltäglich, und Tausenden meiner Mitschwestern widerfährt es, und Tausende finden sich nach kurzer Erschütterung ins alte Geleise zurück. Das ist mir nicht gegeben; ich kann meine Zweifel nicht einlullen. Ich bin," schloß ich scherzend, „unter dem Fragezeichen geboren!"

Ein Laut der Ungeduld entfuhr ihm; sein Blick verdüsterte sich.

„Du willst mir ausweichen!"

Ich schüttelte den Kopf. „Ich beginne," sagte ich.

„Wir sahen uns zum letzten Male, glaub' ich, am Tage meiner Verlobung mit Wilhelm von Bredow. Du verließest unsre Stadt, um deine Studien in Heidelberg zu vollenden. Drei Monate später war unsre Hochzeit. Wilhelm hatte unaufhörlich gebeten und getrieben und gethan, was nur in seiner Macht stand, um die Frist bis dahin zu verkürzen, unter dem Vorwand, daß ihm die Trennung von mir — seine Garnison stand in W. — unendlich schwer werde."

„Vorwand?" warf Hans ein. „Er vergötterte dich ja; er liebte dich leidenschaftlich!"

„Ja, man nennt das Liebe. Je näher der Tag unsrer Verbindung kam, desto unruhiger wurde er. Wenn er uns besuchte, konnte ihn alles, was nur die Möglichkeit eines Aufschubes enthielt, in große Aufregung, die er nur mühsam zu unterdrücken vermochte, versetzen. Ich wurde seine Frau. Wir reisten fort, denn wir hatten eine längere Hochzeitsreise geplant. Auf der Rückreise wurde mein Mann geisteskrank."

„Entsetzlich!" rief Hans. „Wie ist so etwas möglich!"

„Wie das möglich ist?" fragte ich. „Das wird gar nicht so selten sein. Zwei Jahre noch vegetierte er so hin. Bald nach seinem Tode starb auch mein Kindchen; ein sieches, blasses Geschöpfchen war es von Anfang an gewesen. Wie ein armselig Flämmchen im Luftzug verlöschte es; wie wenig konnte ich ihm von meinem Reichtum, von der Liebesfülle geben, die ich ihm hätte zu Füßen legen mögen!

„Ich lebte nun bei meiner Mutter. Arme, liebe Frau! Du hast sie ja gekannt; du wirst dich erinnern, wie sie nie des Vaters Verlust verwinden konnte. Sie entsprach ganz dem herkömmlichen Frauenideal: eine selbstlose, vertrauende, der Stütze bedürftige Natur.

„Ihr Sohn, Georg, war seit einem Jahr Assistent an der Sternwarte des Harward College in Cambridge, eine Stellung, zu der er mit Hilfe unsrer amerikanischen Verwandten in Boston gelangt war. Mutter und ich standen allein. Die Erschütterungen, das Unglück ihrer einzigen Tochter, denn elend an Leib und Seele kehrte ich heim, rieben ihre Kräfte auf. Ich verlor auch sie. Daß ich enttäuscht, erschüttert im tiefsten Wesen war, wirst du verstehen. Doch die Zeit des Leidens war noch nicht vorüber. Ich war allein, aber das Glück, das die Einsamkeit birgt, kannte ich damals noch nicht. Ich konnte mich nicht zurechtfinden. Ich hatte in jener blinden Gläubigkeit dahingelebt, in der man uns Frauen so gern läßt. Zum Nachdenken über das Erlebte

Digitized by Google

war ich vor Aufregungen, neuen krassen Eindrücken, vor Sorgen um das leidende Kindchen, um die schwache Mutter nicht gekommen. Nun war ich allein und sah um mich wie einer, der aus wüstem Traum erwacht ist. Das war dieselbe Welt nicht mehr, die ich einst harmlos vertrauend betrachtet hatte.

„Die schöne Welt meiner Jugend war zerbrochen. Nur der nagende Zweifel war geblieben, der Zweifel an allem, allem, was ich bisher verehrt hatte. Was ich erlebt hatte, erleben andre auch, und lernen sich zufrieden geben; sie sehen über das Mißliebige hinweg und reden sich ein, es sei noch alles beim alten. Sie belügen sich gern, denn ihnen graut davor, zu sehen. Ich sagte dir schon, das ist mir nicht gegeben. Den Zweifel, der in mir erwacht, den muß ich verfolgen wie der Jäger sein Wild. Und so zerriß Schleier auf Schleier vor den alten Bildern meiner Verehrung, und was mich angriffe, war eine Lüge. Bis mir endlich alles nur noch Götzendienst schien vor zwei nimmersatten Götzen, dem Hunger und dem, was sie Liebe nennen. Das scheinen mir die geheimen Triebfedern alles menschlichen Treibens um mich her zu sein, darauf ließ sich alles zurückführen. Und unter tausend fand sich wohl einer, der sich hinwegsehnte?

„Ach, ich mochte nicht mehr. Mir ekelte vor allem.

„So fand mich Georg, als er kam, um sein Amt als Direktor unsrer damals neugegründeten Sternwarte anzutreten. Georg hatte sich um diesen Posten beworben, und man hatte sich beeilt, ihn, der schon dazumal als der hervorragendste unter den jüngeren Astronomen angesehen wurde, an Deutschland zu fesseln. Dieser um zehn Jahre ältere Bruder war mir völlig fremd geworden. Von seinem vierzehnten Jahr an war er ja wenig daheim gewesen; denn unser Städtchen ermangelte jeder höheren Lehranstalt. Das weißt du ja selber am besten, der du, um vier Jahre jünger, unter seinem Schutze hier Gymnasium und Universität besucht hast. Dann war Georg in Kiel und ging unmittelbar nach meiner Hochzeit ins Ausland. Was wußte ich von ihm? Daß er ein etwas kühler und wortkarger junger Mensch war, der als hochbegabt galt und dessen Strebsamkeit den Jüngeren als Muster vorgehalten wurde. Es war eben Bruder Georg, zu dem ich emporblickte und vor dem ich, wenn ich's mir vielleicht auch nicht eingestand, eine leise Scheu empfand. Nun hatte ich ihn seit sechs Jahren nicht gesehen. Er hatte mir bei dem Tode der Mutter angeboten, zu ihm zu kommen. Ich lehnte das, verdüstert wie ich war, entschieden ab. Ich brauchte ihn nicht. Ich war vermögend genug, um mein Leben nach Behagen einrichten zu können; wenigstens hielt ich, die ich nie zur Verschwendung geneigt hatte, mich für wohlhabend.

„Nun kam Georg und bot mir an, bei ihm zu wohnen. Ich that's nach längerem Widerstreben und voll Mißtrauen. Mich lockte nur eins dabei, nämlich zu ergründen, ob dieser Schein edler Klarheit und Güte auf seinem Antlitz wohl echt wäre. Er war echt!

„An diesem edeln Menschen richtete ich mich langsam wieder auf. Er hatte Geduld mit mir und hütete sich, an meine Wunden zu rühren. Er wartete, bis ich zu ihm kam.

„Nicht mit lügnerischem Trost, mit seinem Beispiel hat er mich aufgerichtet. Wenn er arbeitete, duldete er mich in seiner Nähe; oft hab' ich, wenn er allein in Sommernächten auf der Terrasse im Freien seinen Beobachtungen oblag, still unweit von ihm gesessen. O, diese gesegneten Nächte! Unter mir in der Dämmerung schwand die Welt dahin, und eine neue Welt des Friedens stieg mir auf. Stundenlang konnt' ich so verharren und schauen, wie die Gestirne langsam am Horizonte aufstiegen, wandelten und langsam wieder verblichen. Das waren mir dieselben Sterne nicht mehr wie früher; Sterne — das war mir einstmals ein Wort für etwas Glänzendes gewesen, an dem man gedankenlos vorüberblickt. Sie waren mir gute Bekannte geworden und redeten zu mir eine gar eindringliche Sprache. Die Ahnung der Ewigkeit, des Unendlichen dämmerte in meiner Seele auf. Und alles Armselige, Gemeine, womit das Leben mich gequält hatte, versank in nichts. Meine Blicke wanderten wieder zu Georg, der neben mir schaffte, unermüdlich und mit stiller Freudigkeit. Das Wort ‚Menschenwürde' bekam wieder Klang für mich. Ja, es gab noch eine Welt, in der nicht das verhaßte Wort regierte: ‚Was habe ich davon?' Es gab eine Welt, in der Menschen alle Gedanken und Kräfte hingaben, freudig hingaben, um mitzuhelfen an dem mühevollen Bau menschlicher Erkenntnis. Wie mich die Sehnsucht ganz erfüllte, hier mich zu versenken! Wie die Begierde mich übermächtig ergriff, zu lernen, zu lernen! Und Georg, in seiner Güte, verlachte mich nicht! Er gab meinem Wunsche nach; im Anfang wohl nur, wie man etwas Thörichtes zuläßt, um ein krankes Kind zu zerstreuen. Die Anfangsgründe wurden mir leicht genug, eine gute Rechnerin bin ich ja immer gewesen. Doch später begann für mich eine Zeit harten Ringens. Es gab Abende, an denen ich verzweifelnd zusammenbrach, um doch am Morgen wieder zu beginnen. Zwei Jahre mögen so hingegangen sein, ehe mir die Gewißheit wurde, daß ich nicht mit wächsernen Flügeln emporstrebte. Ich erkannte mit tiefer Glückempfindung, daß Georg mich ernst zu nehmen begann. Nun erst schaute ich rückwärts und entsetzte mich vor dem Abgrund, an dem ich vorübergegangen war. Was mich mit solcher Leidenschaft zur Arbeit getrieben hatte, war einfach der Trieb der Selbsterhaltung gewesen. Den Tanz der Menschen um jene beiden Götzen hatte ich verachten gelernt, aber hatte ich auch ein Recht dazu? War ich denn

Digitized by Google

anders? Hatte ich ein Anrecht auf edelste Menschenwürde? Das mußte ich mir erst beweisen. Ich bestand diese Prüfung. Wäre mir's nicht gelungen, ich wäre daran zu Grunde gegangen. Nun beglückt mich das Bewußtsein, mithelfen zu dürfen am Werke jener Edeln; und wenn es mir auch nur vergönnt wäre, ein paar armselige Steinchen herbeizuschaffen zu dem köstlichen Bau, — ich hab' doch nicht umsonst gelebt!

„Sieh! Nun zeigte ich dir meine Insel der Glückseligen. Doch dieses Eiland des Friedens, das weißt du wohl aus der Sage, liegt im weltentrücktesten aller Meere. Kennst du den Namen? Ich will ihn dir verraten: es ist das Meer der Einsamkeit."

Hans hatte regungslos, mit gesenkten Lidern, zugehört. Nun hob er langsam das Haupt; war's nicht Rührung, was mir da aus seinen Augen entgegenschimmerte?

„Liebe Sophie!" sagte er. „Du verstehst, den Hörer gefangen zu nehmen. Fremd, wunderlich und lockend zugleich klingt deine Phantasie von höherem Menschentum. Und dennoch — es will mich bedünken, als habe sich eine kranke Seele dies seltsame Ideal als Arznei bereitet. Fast könnte ich diese kranke Seele um ihre Arznei beneiden, wenn ich nicht, gottlob, so gesund wäre."

„Krank?" scherzte ich. „Und ich wähnte, alles Ungesunde aus meinem Königreiche verbannt zu haben. Hab' ich nicht Lärm, Schmeichelei, Klatsch, Heuchelei, Uebelnehmen, Kannegießern und vor allem die überflüssige Rederei um nichts, das sogenannte Zeitfüllsel, aus meinem Reich verbannt? Hab' ich nicht den Feind alles Friedens, den ungezogenen Flügeljungen Eros, vor die Thür gesetzt? Scheuche ich nicht jeden ohne Gnade hinaus, der die gedachten Laster wieder einzuschleppen versucht?

„Magst du es unter diesen Bedingungen mit mir versuchen? Doch ich vergaß: du findest hier nur Georg und mich. Wir verkehren mit niemand in dem Sinne, den die Welt dem Wort Verkehr giebt. Die Kollegen, die geneigt waren, sich uns anzupassen, suchen uns nach Belieben auf, und eine Freundin meiner Mutter, die auch mir zugethan ist, besucht mich und ich sie. Nun, magst du noch?"

Ich schloß in scherzendem Tone, aber ich sah, er hatte wohl gemerkt, wie tiefernst ich es meinte. Er betrachtete mich sinnend und schwieg.

Ich wartete; endlich sagte er:

„Die erste Probe habe ich soeben stillschweigend überstanden. Es trieb mich, dir gründlich übelzunehmen, daß dir so wenig an mir liegt; daß du die lieben Fesseln, die an Jugenderinnerungen uns binden, so schnell abstreifen kannst. Ich hab' es überwunden, ehrlich dir zu sagen, deine Insel möchte ich kennen lernen. Also frei nach Schiller: ‚Darf ich in deinem Himmel mit dir leben?'"

„So oft du kommst," vollendete ich lächelnd, „er soll dir offen sein." Wir reichten uns die Hände.

„Er soll dir offen sein!" wiederholte Georgs Stimme hinter uns. Er war sacht eingetreten, ohne daß wir es gemerkt hatten.

„Willkommen, Hans!" sagte er mit seinem gütigen Lächeln. „Ihr seid im Begriff, ein Bündnis zu schließen. Das freut mich von Herzen." . . .

Die Lampe brennt matter; wäre ich Zeichen und Vorbedeutungen zu sehen geneigt, die erlöschende Lampe sagte mir: du hast dich schon viel zu viel mit diesen Dingen beschäftigt, hör auf! Vorbedeutung, das ist: irgend ein Zufall zeigt uns in einem Symbol den eignen Gedanken, den wir uns verhehlen wollten.

*

Am 29. Mai.

Als wir gestern aus dem Vortrag kamen, den Sternfeldt aus Cambridge, den Georg von früher her kennt, vor Mitgliedern der astronomischen Gesellschaft gehalten hatte, war der letzte Zug, den wir zur Heimfahrt hätten benützen können, schon abgegangen. Wir beschlossen, im Hotel zu übernachten. Wir gingen in den Speisesaal, um noch etwas zu essen, denn durch den Vortrag waren wir um unsern Abendthee gekommen.

Wir nahmen den freien Tisch ein. Rings und dicht um uns herum saß eine bunte, geschwätzige Menge, die vor kurzem noch Theater- und Konzertsäle mochte gefüllt haben. Wenn mich wie gestern der Zufall mitten unter solche elegante gebildete Weltmenschen führt, die sich vergnügen, so geht mir's wie dem Fisch, den man aufs Trockene setzt: mir fehlt das entsprechende Organ, um mich in der veränderten Umgebung wohlzufühlen.

Ja, es muß mir im Lauf der Jahre ein Sinn abhanden gekommen sein, just derselbe Sinn, der bei diesen Leuten besonders kräftig entwickelt ist, der Sinn, für ihre Art sich zu vergnügen.

Da kommen sie zusammen, so schön als möglich angethan, und das mit Recht; denn man ist es dem Auge des Freundes schuldig, sich so wohlgefällig als möglich darzustellen. Leider sind es nur Freunde, besser „Befreundete" dem Namen nach, die da zusammentreffen; im Grund sind sie sich alle sehr gleichgültig. Sie kommen zusammen, sich um die Zeit, das heißt die Langeweile betrügen zu helfen, und das nennen sie Vergnügen. Das möchte auch noch angehen, wenn die Leute sich nur besser darauf verstünden. Aber auf das gewandte, schnellfüßige Frag- und Antwortspiel, die Unterhaltung, verstehen sie sich nicht mehr. Sie meinen, wenn sie von ihren Alltagsmiseren reden, ein wenig klatschen, ein wenig fachsimpeln, dann hätten sie sich unterhalten. Sie reden mit-, auch mit Vorliebe durcheinander, aber sie sagen einander nichts; sie reden recht eigentlich nur, um ein passendes Geräusch hervorzubringen, das die Pausen zwischen und vor und nach den Gerichten füllt; sie reden Zeitfüllsel.

Die Hauptsache bei allen Festen ist das Essen und Trinken.

Alle Einwendungen, als sei dem etwa anders,

Digitized by Google

können mit dieser Frage abgeschnitten werden: giebt es heutzutage vielleicht gesellige Zusammenkünfte, bei denen sich Leute beiderlei Geschlechts über alle möglichen außerhalb des Alltags liegenden Themata in mehr oder weniger geistreicher, flüssiger, anmutiger Weise, und zwar zu ihrem Vergnügen unterhalten ohne kulinarische Genüsse?

In der breiten Schicht des Gebildeten ist die Lust und das Verständnis für dergleichen abhanden gekommen, der Ausdruck „geistreiche Unterhaltung" geradezu in Mißkredit gekommen.

Wer in einer Gesellschaft mehr als „Zeitfüllsel" sucht, wer so ungenügsam ist, womöglich eine kleine geistige Anregung mit nach Hause nehmen zu wollen, ja, wer sich untersteht, irgend welche Themata, die ein Hervortreten der persönlichen Ansichten, mit Ausnahme der Politik bedingen, anzuregen, der befremdet, der verstößt gegen den guten Ton. Die gute Gesellschaft fordert, daß man stundenlang mit Anstand und ohne zu gähnen über nichts mit Lebhaftigkeit rede; ein schweres Ding fürwahr! Aber dafür bekommt man leibliche Stärkung im Ueberfluß. Und die braucht man auch, denn es ist kein leichtes Stück Arbeit, sich an einer Tafel, an der zwanzig Menschen zu gleicher Zeit reden, mit dem Nachbar zu verständigen und nebenbei noch zu essen. Aber den Menschen muß der Lärm doch Vergnügen, ja Bedürfnis sein. Sonst würden sie sich doch bei größeren Festen nicht noch eine Tafelmusik bestellen. Messer-, Gläser-, Tellerklappern, sinnbetäubendes Stimmengewirr und obendrein noch ein prasselnder Militärmarsch, und bei alle diesem die Verpflichtung, sich zu unterhalten — welch ein Angriff auf die Sinne eines feinfühligen Menschen! Welch eine unzivilisierte Art, sich zu vergnügen!

Dergleichen Betrachtungen drängten sich mir schon vor zehn Jahren auf, und wenn mich der Zufall heute in solchen Menschenstrudel verschlägt, so hör ich aus dem Gewirr „die alte Leier singen".

Wenn ich aber sehe, wie unermüdlich die meisten Meisten, in dieser Art sich zu vergnügen sind; wie diese Art überall gang und gäbe geworden ist, so kann ich nicht anders als annehmen: es muß in diesem Vergnügen doch noch irgend etwas verborgen sein, was ich nicht sehe. Die Masse zeugt gegen mich. Sie müssen die Normalen, ich der anormale, vielleicht hochgradig anormale Mensch sein, da mir der Sinn fehlt, hier mitzuempfinden. Das mag daher kommen, daß ich seit acht Jahren nichts mehr thue, um meine Individualität zu unterdrücken, und das thut man nicht ungestraft. Ich ließ dem herrschenden Trieb in mir die Zügel schießen, dem Trieb, klar zu sehen, zu erkennen. Und je individueller ein Mensch wird, um so einsamer, um so fremder wird er unter Menschen. Je mehr einer sich gewöhnt hat, Halt, Befriedigung, ja Glück im Verkehr mit sich selber zu finden, um so viel weniger hat er das Bedürfnis, sich anzulehnen, Trost und Glück von andern zu erhoffen.

Für eine stark ausgeprägte Individualität ist Freundschaft ein seltenes Glück! Eher noch findet sie Freunde unter den Toten als unter den Lebendigen.

Und mich will oftmals bedünken, als wäre das die reinste Freundschaft, die uns nicht mit Lebenden, sondern mit Toten verbindet, das heißt mit ihren Werken, das heißt mit Büchern. Mit Büchern? Ja, mit Büchern!

Denn was ist ein Buch, was ist das hinterlassene Werk eines Großen anders, als die Quintessenz seines Leben, sein Bestes, sein Höchstes, das er, so lange er atmete, bemüht war, mit Eifer und Sorge in Sicherheit zu bringen, der Vernichtung zu entreißen? Ein Buch, das ist die Seele eines Menschen selber, das ist sein Geist selber, befreit von allen Schlacken irdischer Gemeinheit, die ihm im Leben anhingen, der Geist des Toten, der sehnsüchtig noch umgeht und nach Freunden sucht. Und in der Hand eines Geistesverwandten gewinnt solch ein Buch Leben und Wirklichkeit wieder, ob auch die Hand des Schreibers längst zu Staub zerfiel. Die Buchstaben reden mit beweglicher, lebendiger Stimme, und dem Leser ist es, als wäre er tagsüber unter Fremden gegangen, und nun schlagen plötzlich Heimatklänge an sein Ohr. Der Leser versteht den Toten, wie er die Lebenden nie verstand, das Herz schwillt ihm vor Dankbarkeit und Rührung, und seine Hände schließen sich fester um das Buch: du Toter, der zu mir spricht mit lebendiger Stimme, du Freund, der zu mir spricht in meiner eignen Sprache, — ich danke dir, ich danke dir, daß du gelebt hast! Ein solches reines, starkes Gefühl der Dankbarkeit flößt uns der lebende Freund selten ein, das macht, wir stehen ihm zu nahe: wie man ein Gemälde aus einer gewissen Entfernung betrachten muß, um der Wirkung froh zu werden, seinen Sinn ganz zu erfassen, so ist es ähnlich mit dem Freunde. Dicht am Gemälde stehend, sieht man das grobe Gewebe der Leinwand durch ein Gewirr von farbigen Strichen hindurch, man sieht, wie es gemacht wurde, und nicht, was es bedeutet.

Ueber dem „Erdenrest", den Schlacken, entgeht uns des Freundes wahre Bedeutung.

Daher kommt es, daß wir uns so viel öfter an Büchern erbauen müssen als an Menschen.

*

Am 1. Juni.

Unten im Garten lachen und lärmen „meine Kinder"; es sind zwei große Jungen, die nächsten Frühling konfirmiert werden sollen, drei Mädchen im Alter von sechs bis zehn Jahren und ein kleines blondlockiges Mädel von zwei Jahren. Sie haben mit der Enke ihr gewöhnliches Sonntagsmahl (diese Sonntagskindertafel ist ihre ganze Freude) verzehrt, die größeren haben ihr beim Herrichten der Küche geholfen und tollen nun im Garten herum, indes die gute Alte den Kaffeetisch unter der Linde deckt und den Kuchen, den

Digitized by Google

sie gestern für die Leckermäulchen gebacken hat, herbeischleppt. Ich war auch ein Weilchen unten und habe mich gefreut, wie die Großen das kleine Gretchen bemuttern. Aber lange halte ich es nicht aus; der Anblick dieser frohen, jungen Geschöpfe erweckt mir immer wieder den alten Gram. Ich freue mich ihrer Lust, ich freue mich innig, daß ich ihnen helfen kann, denn in meiner Seele klingt wieder ein altes, ehrwürdiges Wort: was du an diesen thust, das hast du mir gethan. Aber nicht an jenen, der dies Wort einst sprach — an dich denkt meine Seele, du armes, des Vaters Sünden mit frühem Tod büßendes Geschöpfchen, an dich, mein Kind! Mir ist, als könnte ich, jenen helfend, dir etwas Liebes anthun.

Und wenn mich dann ihre blühenden Gesichter anlachen, dann taucht vor mir auf, hinten in dämmernder Ferne ein blasses, kleines Schemen mit geschlossenen Augen, mit schmerzverzogenem Mündchen, — ein erwachendes Leben, das sich mir anvertrauen wollte, und das die Sündenlast eines andern zerbrach.

Und die Erinnerung, der alte, ewig neue Jammer scheucht mich hinweg in meine Einsamkeit.

*

Am 4. Juni.

Heute früh lag in unserm Vorgarten ein altes, total betrunkenes Frauenzimmer. Sie mußte sich in der Dunkelheit eingeschlichen haben, diese Person, und lag nun da auf dem Rücken, schnarchend und mit offenem Munde; ein paar wirre, graue Haarsträhnen fielen ihr in das beschmutzte Gesicht. Die Kleidung war armselig und zerschlissen. Der Gärtner, der zufällig im Garten zu thun hatte, und die Enke schleppten die Frau auf eine Bank hinter dem Hause. Allmählich kam sie zu sich, fing nach und nach an zu lamentieren und schließlich zu weinen, und dann bekam sie Hunger. Nachdem sie gegessen und sich etwas gesäubert hatte, ging ich zu ihr. Sie machte jetzt einen bessern Eindruck, als ich erwartet hatte. „Sagen Sie mir, wie sind Sie dazu gekommen, sich so zu betrinken?" fragte ich sie.

Es ist schwer, diese Redeweise, in der Gemeinheit und Kummer sich verquickten, wiederzugeben. Auch meine ich nicht Gemeinheit des Herzens, sondern Gemeinheit der Sprache.

„Wie man sich so besaufen kann? Ja, das kann sich eine feine Dame wie Sie nicht vorstellen. Aber ich will Sie das sagen: weil ich nun alt und schwach bin und nicht mehr waschen und scheuern kann für Herrschaften, thu' ich hausieren. Mal mit Sträußchen, mal mit Streichhölzern, was man nu grade kriegt. Ja, das is ein scheenes Leben! Zum Leben zu wenig und zum Sterben zu ville! Gestern abend, wie ich vors Seerestaurant stehe, wirft mir so 'n übermütiger junger Mensch, der mit seine Liebste 'rauskam, ein Fünfgroschenstück in den Kasten. Als ich nu abends meinen Kram abgeliefert hatte, ging ich nun so herum, und die Hand hatt' ich in der Tasche und in der Hand das Fünfgroschenstück und überlegte mir, was ich damit machen könnte. So richtig besoffen war ich bis dahin noch niemals gewesen. Und fiel mir ein, was der olle Gottlieb aus der Destille immer sagte: Kinder, sich besaufen, das ist noch nicht das schlechteste. Da wird einem wenigstens so schön heiß da drinnen und so vergnügt, da hustet man auf das ganze Leben und vergißt den ganzen Quark! Herrgott, so einmal das ganze Elend zu vergessen! Das muß gut sein, dacht' ich. Und so legte ich die fünf Groschen in Schnaps an."

Ich denke, daß es mir gelingen wird, diese arme Kreatur so unterzubringen, daß sie nicht mehr das Bedürfnis verspüren soll, auf diese Weise Vergessen zu suchen.

Ich wage nicht, die Frau zu tadeln. Denn nicht was sie that, sondern wie sie es that, war schmählich. Was sie that, wir thun es alle: Vergessen suchen, ein jedes auf seine Weise. In der Liebe, im Ehrgeiz, in der Barmherzigkeit, im Jagen nach Gold, in der Wissenschaft, ja selbst im Streben nach Erkenntnis suchen wir Vergessen. Ja, wir alle suchen in irgend einem Thun, in einer Lust zu vergessen, wie arm das Leben an sich ist. Dies nackte Dasein ohne ein Streben, das uns darüber hinwegtäuschte, wäre nicht zu ertragen! — Und als ich am Nachmittag bei der Arbeit frohen Herzens saß, kam mir der Gedanke: Siehe, wie du Vergessen suchst!

Gewiß, nichtig ist alles, und wir alle täuschen uns darüber hinweg. Aber wie wir es thun, darin verborgen kann unser Heil liegen.

*

Am 5. Juni.

Heute kam Georgs Protegé Nessinger freudestrahlend angestürzt. Er ist an der Kieler Seewarte angestellt worden, früher als er zu hoffen wagen durfte. Ich habe den ehrlichen, begabten Jungen gern und freute mich an seiner Freude.

„Wann müssen Sie dort sein, Karl?" fragte ich ihn; ich nenne ihn immer noch beim Vornamen, wie vor sieben Jahren das damals blutjunge Bürschchen. Er leidet's nicht anders.

„Schon übermorgen, Frau von Bredow."

„So müssen wir heute schon Abschied nehmen?"

„Leider!" sagte er mit einem Seufzer und sah mich mit ehrlicher Betrübnis an. „Es wird mir sehr schwer, von Ihnen und dem Herrn Direktor zu scheiden. Ach, Frau von Bredow, mehr denn je fühle ich, was Sie beide an mir gethan haben, wie viel Dank ich Ihnen schuldig bin —"

„Karl!" unterbrach ich ihn. „Sie wissen doch!"

„Ja, ja!" nickte er. „Ich weiß schon. Es ist Ihnen ein Greuel, wenn sich eines bedankt. Aber von Ihrem Bruder darf ich doch reden. Was wäre ohne ihn aus mir geworden, als der Vater so plötzlich starb? Was war ich ihm denn? Doch nur der Sohn eines Kollegen, den

Digitized by Google

er kaum kennen gelernt hatte. Hätte er sich meiner nicht angenommen . . .“

„Wissen Sie, Karl!“ unterbrach ich ihn, „philosophieren Sie nicht darüber, sagen Sie mir lieber, haben Sie ein paar Stunden Zeit für uns übrig? Ja? Dann bleiben Sie hier und frühstücken mit uns um zwölf Uhr. Meinen Bruder können Sie jetzt nicht sprechen, er kommt erst um zwölf Uhr aus der Vorlesung. Jetzt schlägt es elf Uhr. Diese Stunde benutzen wir zur Vorbereitung eines Festmahles Ihnen zu Ehren, wobei Sie allerdings werden selber mit Hand anlegen müssen.“

Wir gingen in die Küche; nachdem Frau Enke die Neuigkeit erfahren und Karl, für den sie ein faible hat (was, glaube ich, daher kommt, daß er ein aufrichtiger Verehrer ihrer Kochkunst von jeher war), gratuliert hatte, eröffnete ich ihr, daß sie in einer Stunde ein déjeuner dinatoire von mindestens drei Gängen zu servieren habe. Nach dem ersten Schrecken hatte sich die gute Frau bald gefaßt; ich glaube sogar, solche Ueberraschungen sind ihr nicht unlieb. So ihr Talent zu zeigen, à l'improviste ein Diner aus dem Aermel zu schütteln, erinnert sie an die Tage ihres Glanzes, da der Rheumatismus sie noch nicht gezwungen hatte, der anstrengenden Thätigkeit in herrschaftlichen Küchen zu entsagen.

„Bouillon, Hummermayonnaise, Entrecôtes à la béarnaise mit Gemüsen — Vanilleauflauf,“ verkündete sie.

Die Sorge für die Mayonnaise, das Blumenarrangement der Tafel und den Wein überließ sie uns. Als Mädchen excellierte ich in der Herstellung von Mayonnaisen und Salaten; jetzt gebe ich nur noch Gastrollen darin.

Wir standen im kleinen Anrichtezimmer, ich rührte, Karl ließ das Oel hineintropfen, als es klingelte. Wer kam? Hans Hagen! Ich erkannte ihn an der Stimme. „Nur hier herein!“ rufe ich.

Er blieb auf der Schwelle stehen. Der Gruß erstarb ihm auf den Lippen, denn ich rührte weiter, und Karl ließ weiter tropfen.

„Guten Tag, Hans!“ sagte ich. „Wenn du dich gefaßt hast, dann komm mal näher. Du kannst dich hier nützlich machen und zur Belohnung dann mit uns schwelgen, wenn du magst.“

Ich machte ihn mit Karl bekannt und teilte ihm dessen Rolle zu. „Sie, Karl, holen mir die Rosen aus dem Garten, bitte, und den Wein aus dem Keller. Den Rheinwein mit der goldenen Etikette und Sekt. Crémant rosé, — für den haben Sie doch einmal so geschwärmt, Sie Festobjekt, nicht wahr?“

Er sah mich mit gerührtem Lächeln an: „Wie gut Sie das gemerkt haben!“ Drauf nahm er den Kellerschlüssel vom Brett und die Laterne aus dem Schrank und ging.

Hans sah mit hochgezogenen Brauen dem jungen Menschen in dem simpeln, sogar etwas abgeschabten Anzug nach.

„Der scheint ja hier recht zu Hause zu sein!“ sagte er.

„Ist!“ verbesserte ich trocken.

Fünf Minuten Pause. Ich kam ihm nicht entgegen, denn auf Anspielungen reagiere ich niemals.

Als ich mit dem Verzieren der Schüssel fertig war, hielt ich sie ihm hin: „Ist das nicht ein wahres Gedicht, die Mayonnaise?“

„Ja,“ erwiderte er. „Mir scheint, ihr seid auf eurer Insel noch mehr als auf euer geistiges, auf euer leibliches Wohl bedacht.“

„Beschreien Sie es nicht, Herr Doktor!“ sagte Frau Enke, die mit einem Stoß Teller vorbei kam. „Mir ist's oft genug passiert, daß mir die schönsten Gerichte auf dem Herde vertrocknen mußten, weil niemand Zeit hatte zum Essen!“

Inzwischen kam Karl; ich nahm ihm die Rosen ab, und wir gingen ins Speisezimmer.

„Ah!“ sagte Hans überrascht. „Ihr versteht es! Hier ist gut hausen.“ Seine Blicke schweiften entzückt in dem hohen, luftigen Zimmer mit den zart abgetönten Draperien und den hellen englischen Möbeln umher. Grüngoldenes Licht brach gedämpft durch die offenen Thüren des von Klematis umrankten Altans.

„Ich glaube, Sophie, ich darf dir für den Stoff zu einer Komödie danken; Titel: Wie einer kam, um mit blassen Anachoreten zu fasten, und genießende Epikuräer fand.“

Vom Altan aus sah ich Georg durch die Anlagen kommen.

„Sieh, Hans, dort kommt mein Bruder; das Festmahl kann nun beginnen. Doch zuvor ist üblich, daß man die Waffen ablegt. Willst du nicht die Streitaxt, wenn auch nicht begraben, so doch beiseite legen? Und zum Ersatz“ — ich trat an den Tisch und nahm eine erblühte gloire de Dijon, die ich ihm reichte — „diese Rose nehmen?“

Eine jähe Röte stieg ihm ins Antlitz. „Sophie!“ stammelte er und haschte nach meiner Hand.

Ich that, als hätte ich diese Bewegung nicht gesehen, nickte ihm lächelnd zu und ging Georg und Karl entgegen, deren Stimmen man im Vorzimmer hörte.

Hans neigt zum Mißtrauen; das zeigt sich auch hier. Es wird ihm schwer, zu glauben, daß ich wirklich bin, wie ich — bin. Er beobachtet mich; in jeder Kleinigkeit sieht er ein Indicium. Und wieder — wie schnell entwaffnet ihn ein freundliches Wort. Bei Tisch war er wie umgewandelt; heiter und liebenswürdig, der beste Gesellschafter. Es versteht aber auch niemand so gut wie Georg, eine Unterhaltung in Fluß zu bringen, in unauffälliger Weise ein Thema anzuregen und seinen Gästen Gelegenheit zu geben, ihre Meinungen zu äußern. Und dabei hält er sich selbst im Hintergrund des Gesprächs; aber sein aufmerksames Zuhören spornt den Redenden an, sein Bestes zu geben, und durch eine Frage, eine bedeutsame Einschaltung,

Digitized by Google

Copyright 1896 by Franz Hanfst

E. Fischer-Cörlin

Vorlesung aus Werthers Leiden.

Digitized by Google

einen Zweifel weiß Georg immer wieder die niedersinkende Flamme der Unterhaltung zu beleben.

Das ist auch ein kleines Beispiel von der Wirkung eines edeln und weisen Menschen, als den ich Georg verehre, auf andre. Sein Wesen wirkt wie ein Magnet; ein jeder ist bemüht, in seiner Gegenwart sein Bestes ans Licht zu bringen, unwillkürlich bemüht, die Kluft nicht allzu groß erscheinen zu lassen, die sein eignes Wesen von dem dieses wahrhaft vornehmen Menschen trennt.

Als Karl sich verabschiedete (er hatte vor, noch Bekannten, die in unsrer Nähe wohnten, Lebewohl zu sagen), begleitete ihn Georg, der drüben erwartet wurde. Hans bat um Gastfreundschaft bis zum Fünfuhrzuge, den er zur Rückfahrt in die Stadt benutzen wollte. Wir saßen auf dem schattigen Altan, und zum erstenmal wie gute Kameraden. Er war in bester Laune und hatte augenscheinlich das Bedürfnis, sich mitzuteilen. Er erzählte, wie er auf den Weg zum Dichter geraten sei. Es ist merkwürdig, wie dieser Mensch, der von Natur schon zum Mißtrauen neigt, sich einen Beruf erwählte, in dem das Mißtrauen geradezu gezüchtet wird: den des Beobachters und Ergründers der seelischen Vorgänge im Menschen zum Zweck, das Geschaute auch der Mitwelt als Kunstwerk anschaulich zu machen. Was Wunder, daß er an jeden Menschen wie an ein Problem herantritt, daß er immer auf Entdeckungsreisen nach Beweggründen ist! Da wir, um mit W. von Humboldt zu reden, „an Ideen nur ganz besitzen, was wir, außer uns gesetzt, in andre übergehen lassen können", des Dichters Bestreben aber in diesem „übergehen lassen können" gipfelt, so muß dem, der in diesem Fache excellieren will, das vorsichtige Beobachten zur zweiten Natur werden.

Es ist, wie mit der Henne und dem Ei. Neigt Hans zum Mißtrauen, weil er Dichter ist — oder ist er Dichter geworden, weil er zum Mißtrauen neigte? Eine Gedankenzwickmühle, deren Zusammensetzung man beliebig variieren kann bei Betrachtung jedes Menschen und seines frei erwählten Berufes.

Ich möchte aus unserm Gespräch das, was mir besonders merkwürdig erscheint, festhalten. Hans sagte ungefähr so: Als ich mich zum Studium der Medizin entschloß, meinte ich, mein großes Interesse am kranken Menschen verlocke mich dazu. Es war ein Irrtum. Nicht nur der kranke Mensch, der Typus Mensch an sich, in allen seinen Modifikationen lockte mich zur Beobachtung; daß dem so sei, kam mir freilich erst langsam zum Bewußtsein. Wie oft habe ich in der Klinik hören müssen: „Sie unterhalten sich viel zu viel mit den Kranken! Der Fall ist ja ganz klar; Sie wissen, was zu thun ist. Was geht Sie das Persönliche an!" Was ging mich zum Beispiel bei einem Beinbruch das Persönliche an! Als ich mich jedoch immer wieder dabei ertappte, wie mich das Individuelle eines Menschen so viel mehr interessierte als seine Krankheit; wie mich ein Leiden um so mehr interessierte, je mehr es Rückschlüsse auf die Persönlichkeit des Leidenden gestattete, — da ging mir langsam ein Licht auf."

Das heißt: einer wird von einer dunkeln Macht einem bestimmten Ziele zugetrieben. Unbewußt gehorcht er dieser Macht; suchend, tastend wählt er von allem, was sich ihm darbietet, der besseren Erkenntnis noch ermangelnd, zunächst das Falsche, aber immerhin ist es dem von jener Macht Gewollten schon verwandt. Und langsam erst, wie wenn er es an einem andern beobachtete, wird er sich dessen bewußt, was er eigentlich gewollt hatte. „Das war es!" ruft es plötzlich in seinem Innern. „Bei diesem Thun allein kann ich Befriedigung finden! Das wollte ich! Aber ich wußte nicht, daß ich es wollte."

Er gesteht damit, daß eine Macht ihn trieb, die außerhalb seines Bewußtseins liegt.

Das gemahnt an den Archeus des Paracelsus! An jene geheimnisvolle Kraft, die in uns lebt, der wir gleichsam nur ein Mittel sind, um sich darzustellen, nur Werkzeug sind, die vis medicatrix, die im Kranken waltet, die Macht, die den Willen des Gesunden lenkt, — Geist — Seele, — ach Namen, Namen nur! Worte für etwas, das man nicht erkennt. Nein, nicht erkennt, trotz aller Physiologie!

Erreichst du auch dein Ziel, was hilft dir das,
Eifrig zerlegende Physiologie!
Du sahst den Weg nur, den es nahm, sein „Wie",
Doch nie des Lebens letzten Grund, sein „Was"?

*

Am 6. Juli.

Variation: Einem Kinde wird eine Elektrisiermaschine gezeigt und erklärt. Es staunt den sprühenden Funken an, den man der arbeitenden Maschine beliebig entlocken kann. Es kommt ganz bewegt nach Hause und ruft: „Mutter, ich habe die Elektricität gesehen!" Die Mutter, wenn sie vernünftig genug dazu wäre, müßte berichtigen: „Nein, Kind, du hast nur einen Vorgang gesehen, dessen Ursache die Elektricität war. Sie selber hast du nicht gesehen." — Und wenn dem Forscher alle Vorgänge im Hirn des denkenden Menschen so klar wären wie dieses Zustandekommen des elektrischen Funkens an der Maschine, so hätte er immer nur gesehen, wie gedacht wird, aber nicht den, der denkt.

*

Am 10. Juli.

Die erste Aufführung von Hagens Drama soll am Sonnabend stattfinden. Hans war heute bei uns und bot uns Billete an; wir werden ihn vor der Aufführung nicht mehr sehen, er ist sehr beschäftigt.

*

Am 12. Juli.

Es war drückend schwül heute; trotzdem versuchte ich nachmittags noch zu arbeiten, obgleich meine eigentliche Arbeitszeit der Vormittag ist. Unmöglich! Wie Blei lag mir die Schwüle in

Digitized by Google

den Gliedern. Ich ging in den Garten, der an den großen See ſtößt, und machte meinen Kahn los. Er iſt ein Geſchenk Georgs, und ihm verdanke ich auch meine kleine Landungsbrücke. Ich ſetzte das Segel auf, denn ein leichter Südwind hatte ſich erhoben. Langſam trieb mein Kahn dahin. In das Plätſchern des Waſſers, das Säuſeln des Schilfes miſchten ſich die Klänge ferner Tanzmuſik, die vom andern Ufer herüberdrangen. Dort liegt am Waldesrande ein Gaſthof, in dem die Städter bei Ausflügen und bei Abhaltung von Sommerfeſten gern einkehren. Unweit des Ufers zog ich meine Segel ein und ruderte ſeitwärts, um nicht am Gaſthof landen zu müſſen. Etwa eine halbe Stunde von ihm entfernt liegt mein Lieblingsplatz, eine Bank am Ufer, neben der man anlegen kann. Es iſt ein einſames Plätzchen, das man vom Waſſer aus nicht ſehen kann, denn dichtes Buſchwerk verdeckt es. Daher kam es, daß ich erſt beim Anlegen gewahrte, daß die Bank ſchon beſetzt war. Ein junges Mädchen im hellen Kleid mit roter Schärpe, das wohl zu den tanzenden Gäſten des Wirtshauſes gehören mochte, ſaß dort. Ich erkannte es, als ich herankam. Es war die eine der beiden Töchter des vor mehreren Jahren verſtorbenen Kollegen Profeſſor Mühlheim. Dort hatten wir, als wir herkamen, pflichtſchuldigſt Beſuch gemacht; zu einem Verkehr mit der Familie iſt es durch unſre Schuld nicht gekommen.

Ich treffe ſie hie und da in der Stadt, wir kennen und grüßen uns. Das Geſicht des jungen Mädchens hatte ſich mir eingeprägt, weil mir aufgefallen war, daß es im Gegenſatz zur andern Schweſter ſo völlig bar alles jugendlichen Reizes war.

Als ſie mich erblickte, erſchrak ſie, und es ſchien einen Augenblick lang, als wollte ſie davonlaufen. Sie ſetzte ſich aber wieder und ſah mir mit neugierigen Kinderaugen entgegen. Sie hatte mich erkannt, und es mochte ſie reizen, ſich dieſen weiblichen Sonderling, dieſe „Aſtronomin“, das iſt mein Spitzname, einmal in der Nähe anzuſehen.

Ueber der Neugierde vergaß ſie ihres Kummers, der ſie von der luſtigen Geſellſchaft fortgetrieben haben mußte; man ſah an den Thränenſpuren auf ihren Wangen, den geſchwollenen und geröteten Lidern, daß ſie heftig und lange geweint gehabt hatte.

„Guten Tag, Fräulein Mühlheim!“ begrüßte ich ſie. „Darf ich mich zu Ihnen ſetzen?“

Sie rückte verlegen, aber bereitwillig zur Seite. „Ach gern!“ ſtammelte ſie.

„Weiter in den Wald hinein darf ich mich nicht wagen,“ erklärte ich ihr. „Meines Kahnes wegen. Es könnte einer Gefallen an ihm finden während meiner Abweſenheit.“

Sie verſuchte zu lächeln, aber es wollte ihr nicht recht gelingen. Nur wie ein matter Widerſchein eines Lächelns glitt es über ihr verweintes Geſichtchen. ‚Armes Ding,‘ dachte ich, ‚das ſitzt nun hier ſo einſam und hängt ſeinen Gedanken nach.‘ Die Tanzmuſik, die eine Weile geſchwiegen hatte, hub drüben von neuem an. Ganz deutlich klangen die ſchmeichelnden Walzertöne herüber. Um ſie auf andere Gedanken zu bringen, fragte ich: „Wird man Sie drüben nicht vermiſſen? Die Pauſe ſcheint vorüber zu ſein; lockt Sie der hübſche Walzer nicht?“

Sie ſah mich an, wollte antworten, aber ſie vermochte es nicht. Ein Thränenſtrom ſtürzte aus ihren Augen; ſie ſchlug die Hände vor ihr Angeſicht und weinte bitterlich. Das war kein eigenſinniges Kinderſchluchzen; ſie weinte, wie der Menſch in ſeinem tiefſten Jammer weint. Ich war erſchrocken: was ſollte ich thun? Diskret davongehen? Das hätte ſie als Gleichgültigkeit, als Herzloſigkeit empfinden können. Ich legte leiſe meinen Arm um ſie und zog ſie an mich; ſie ließ es geſchehen, barg ihren Kopf an meiner Schulter, und allmählich wurde ihr Schluchzen geli[n]der. Endlich erhob ſie ihr Antlitz.

„Ach!“ ſagte ſie mit einem ſchweren Seufzer. „Ich wollt‘, ich wäre tot!“

„Liebes Kind!“ ſprach ich zu ihr, „wie dürfen Sie das wohl ſagen! Sie ſind ſo jung, das ganze Leben liegt noch vor Ihnen, und ſie kennen noch herzlich wenig davon!“

Sie richtete ſich empor, und ein gramvoller Ernſt, eine Bitterkeit, wie ſie die Jugend ſonſt nicht kennt, lag auf ihren Zügen.

„Ah!“ machte ſie. „Ich weiß genug. Ich weiß, was ich vom Leben erwarten darf. Nie kann ich glücklich ſein!“

Und wie ich ſie noch prüfend anſchaute, ſprang ſie auf, ſtellte ſich vor mich hin und rief mit zitternder Stimme:

„So ſehen Sie mich doch nur an! Mit dieſem häßlichen Angeſicht . . .“

Sie wandte ſich ab.

Ich zog mit ſanfter Gewalt ihre bebende Geſtalt zu mir auf die Bank nieder.

„Glücklich ſein! Glück! Was verſtehen Sie unter Glück?“

Sie beſann ſich, und eine große Verwirrung überkam ſie; eine dunkle Röte ſtieg in ihre Wangen.

„Niemand kann mich lieb haben!“ hauchte ſie.

Ich ſtrich ihr leiſe die wirren Haare aus der Stirn. Bei der Berührung ſchien ſie ſich erſt ganz der Seltſamkeit ihrer Lage bewußt zu werden. Dieſer Herzenserguß einer Fremden gegenüber . . .

Sie richtete ſich auf und verſuchte mühſam, ſich zu faſſen.

„Verzeihen Sie mir,“ flüſterte ſie mit bebenden Lippen. „Was werden ſie von mir denken! Ach! Ich ſchäme mich! . . . Aber ich bin ſo unglücklich, und Sie waren ſo gut zu mir, ich konnte nicht anders . . .“

„Mein liebes Kind, ſchämen Sie ſich nicht Ihres Vertrauens! Und erlauben Sie mir, daß ich Ihnen ſage: vielleicht beruht all Ihr Unglück auf Täuſchung! Wie gern ſchwelgt man in der

Digitized by Google

Jugend in Trauergefühlen! Wie leicht täuscht man sich über Wert oder Unwert des Lebens! Wenn ich recht erraten habe, was Sie beschwert, so haben Sie gar keinen Grund, unglücklich zu sein.

„Keinen Grund?“ wiederholte sie sehr langsam. „Ich will Ihnen alles sagen! Ach Gott, wenn wir uns auch fast fremd sind —“ hier legte sie mit schüchterner Herzlichkeit ihr schmales, braunes Händchen zutraulich auf meine Hand — „Sie haben so treue Augen! Ihnen kann man gewiß vertrauen!“

Wie eine sehnsüchtige Werbung um ein wenig Zärtlichkeit kam dies naive Geständnis über ihre Lippen. Armes, kleines Mädel! Und hastig, als wolle sie sich nicht Zeit lassen, ihren schnellen Entschluß zu bereuen, begann sie:

„Sie kennen meine Schwester; nicht wahr, sie ist wunderhübsch? Und sie ist auch ein liebes, gutes Mädchen, und ich gönne ihr alles von Herzen. Glauben Sie nicht, daß ich neidisch sei. Ich bin ihr gut, trotzdem sie die Ursache ist, daß ich mein Unglück täglich bitterer empfinden muß. Sie kann ja nicht dafür, daß sie schön ist, wie ich nicht dafür kann, daß ich so häßlich bin. Daß ich übel daran sei, merkte ich schon als Kind, zum Beispiel wenn wir neue Kleider oder Hüte bekamen. Melitta sah in allem reizend aus, mir wollte nichts stehen, zum Leidwesen der Mutter. Und wenn die Schneiderinnen, die Tanten und Bekannten sich über die Schwester entzückten, sahen sie so scheu an mir vorbei, sagten auch wohl: ‚Recht niedlich!‘ Aber in ihren Augen las ich deutlich: ‚Armes Ding!‘ Das hat mich schon damals geschmerzt, aber ich vergaß schnell, denn ich begriff es noch nicht. Nun hab' ich es begriffen! Sie meinten: ‚Armes, häßliches Ding, du bist zur alten Jungfer geboren. Wem solltest du wohl gefallen!‘ Ach, und sie haben recht! Das merk' ich an allem. Selbst Mama denkt so. Wie oft sagt sie zu Melitta, wenn wir in der Küche oder im Haushalt helfen: ‚Wenn du einmal deinen eignen Haushalt hast, Melitta, wirst du das auch so machen.‘ — Zu mir sagt sie das nie. Und wie bitter ich das in der Tanzstunde empfand, wie ich das jetzt auf Vergnügungen empfinde! Entweder sehen sie mich alle an, als wollten sie sagen: ‚Was hast denn du hier zu suchen?‘ oder sie bemitleiden mich.

Ach, gnädige Frau, wie gräßlich das ist, dieses ewige Mitleid, das können Sie sich gar nicht ausdenken! Ich bin doch auch nicht schlechter als die andern! Ich habe doch auch meinen Stolz! Wenn es noch mein Geheimnis für mich allein wäre, daß ich nicht glücklich sein werde! Aber nein, das liest mir ja jeder vom Gesicht ab! Und wenn ich denke, daß ich mein ganzes Leben lang dieses Mitleid auszuhalten haben werde, daß ich immer nur fünftes Rad am Wagen sein werde, da graut mir!

Und heute! Nur sehr ungern bin ich heute mitgefahren. Beim Tanz hab' ich natürlich wieder brav geschimmelt. Und als ich wieder merkte, daß man mir aus Gnade und Barmherzigkeit einen Tänzer zuschicken wollte, da bin ich ausgerissen. Ums Haus herum bin ich geschlichen, an der Hecke vorbei; wie ich hinter der Laube vorbei will, höre ich ganz deutlich eines Mannes Stimme, es war die des mir zugedachten Tänzers: ‚Hast du die Mühlheim nicht gesehen, Ohlsen? Ich wollte mich mal aufopfern!‘ — ‚Nee!‘ sagte der andre. ‚Die Kourage hätt' ich dir gar nicht zugetraut!‘ — ‚Wieso Kourage? Ich wollte dem Unglücksraben auch mal was gönnen!‘ — ‚Na, weißt du!‘ sagte Ohlsen, da nimm dich nur in acht, daß sie dich nicht aus Versehen verschlingt, wenn sie den Mund aufreißt; groß genug ist er dazu.‘ Da bin ich fortgelaufen, wie gejagt. Ach, was hab' ich diesen Menschen gethan?“

Ich antwortete nicht, sondern legte den Arm um ihre Schulter und führte sie sanft bis an das nahe Ufer des Sees. In ihrer ganzen Ausdehnung konnte man von hier aus die blaue Wasserfläche übersehen; die Sonne stand schon tief am Himmel und färbte mit einem zarten Rosenrot die blaßgraue Wolkenwand im Norden und die unter der Macht des Windes zu weißen Flöckchen zerflatterten Wölkchen über uns, die sich im leichtbewegten Wasser spiegelten. Von den blühenden Büschen der Insel wehte ein süßer Duft herüber; heimlich flüsterte es im Schilf und rauschte es in den Bäumen, leise murmelte das Wasser zu unsern Füßen. Der wonnevolle Frieden des linden Sommerabends senkte sich hernieder.

Auch in das Herz des jungen, kummervollen Geschöpfes neben mir. Träumerisch schweiften ihre Blicke, und sie sagte leise: „Wie schön!“

Fester zog ich das Mädchen an mich. „Ja, mein Kind, wie schön! Und all die reiche Schönheit der Natur, der süße Trost, den die Kunst dem Schauenden spendet, die hohen Gedanken der edelsten Menschen aller Zeiten, sie liegen Ihnen zu Füßen. O, wie reich, wie glücklich können Sie werden! Sie sind gesund und voller Jugendkraft, Gefühl für das Schöne und Verstand sind Ihnen gegeben. Vor tausenden sind Sie begnadet, daß Sie Geistes- und Körperkräfte nicht unter das qualvolle Joch des mühseligen Ringens um das tägliche Brot beugen müssen. Und alles das wollen Sie als wertlosen Trödel beiseite schieben, weil Ihnen der kindische Triumph befriedigter Eitelkeit versagt ist? Wollen Ihr Bestes verschleudern um einer lügnerischen Chimäre willen?“

„Lügnerisch?“ fragte das Mädchen.

Eine Hoffnung begann in ihr aufzudämmern. Sie sah mich an, wie das Kind im Märchen die Fee, deren Zauberstab seine ärmlichen Lumpen in seidene Gewänder verwandelt.

„Sie meinen: kein Glück ohne Liebe! Ich aber sage Ihnen, durch Liebe in tiefster Seele dauernd glücklich zu werden, das ist etwas so unendlich Seltenes und Kostliches, das ist ein

Digitized by Google

Edelstein, den das Schicksal unter Millionen kaum einem schenkt. Die Menschen, als Ersatz für dies seltene Gut, behängen sich mit falschem Flitterkram, — das sprüht wohl bunte Funken ein Weilchen, doch bald ist's erblindet. Der Flitterkram, mein Kind, ist nicht das Glück. Wer aber thatenlos warten will, ob jener Edelstein ihm nicht in den Schoß fallen könnte, der ist wie ein Narr, der mit den letzten Groschen ein Los sich kaufte und das Leben verfluchte, als ihm der Hauptgewinn der Lotterie nicht zufiel.

Das Glück, mein liebes Mädchen, liegt für uns Menschen in der Arbeit; nicht in irgend einem gleichgültigen „Sichmühen", sondern in einem Schaffen, das unserm Wesen angemessen ist. Für einen jeden giebt es ein Feld, auf dem er befähigt ist, zu säen und zu ernten. Und wenn er dann im tiefsten Herzen fühlen darf, daß in ihm sein Bestes zur Blüte kommt, dann, mein Kind, ist er glücklich!"

Ihre Augen hingen begierig an meinen Lippen, und als ich schwieg, fragte sie atemlos:

„Sein Bestes! Ja, aber was ist mein Bestes?"

„Wir haben keine Erkenntnis umsonst, Fräulein Mühlheim. Auch diese Erkenntnis Ihres „Besten", das heißt, der Arbeit, die Ihnen Befriedigung gewähren kann, müssen Sie sich erst erringen. Gehen Sie selbst mit sich zu Rate, prüfen Sie Ihre Neigungen und Fähigkeiten. Der bescheidenste Wirkungskreis, wenn er den vorhandenen Fähigkeiten entspricht, kann innig beglücken. Sie haben nun ein Ziel für Ihre Gedanken, und wie schon das segensreich wirkt, werden Sie bald empfinden. Sie werden gar keine Zeit mehr haben, über Ihr Antlitz nachzudenken, und ob man Ihnen Mitleid zuwirft oder nicht. Und vollends das Gewäsch junger Laffen, das Sie vorhin so verwundete, wird Ihnen höchstens ein Lächeln entlocken."

So ungefähr sprach ich zu ihr; sie war des Trostes so bedürftig, sollte ich ihr einen Stein geben, statt Brot? — Sollte ich, weil sie mir fremd war, schweigen?

Ich nahm sie mit mir in den Kahn und ruderte sie zum Landungsplatze des Gasthofes.

Beim Abschied sagte ich ihr, daß sie, wenn sie die Zustimmung ihrer Mutter dazu erlangen könnte, mich aufsuchen möchte, wenn sie es dazu triebe. Sie wurde ganz rot vor Freude, und ehe ich es verhindern konnte, hatte sie meine Hand geküßt. Heimrudernd sah ich ihr nach, bis die schlanke Gestalt hinter den Büschen verschwand! Armes, verwirrtes Seelchen! Wie der Vogel im Käfig, der sich die Flügel wund stößt am Gitter, so wund und matt war ihre Seele in dem Lügengewebe geworden, in das man sie verstrickt hatte.

*

Am 14. Juli.

Allein stand ich heute auf dem Altan und sah die Sonne untergehen. Da schlich ein Gefühl mir ins Herz, das mir vor Jahren, ach, gar wohl vertraut war. Jetzt habe ich mich zurechtgefunden, und es hat keine Gefahr mehr, daß ich jener Begierde nachgeben könnte. Die vernünftige Erkenntnis bindet mich fest an meinen Mast, und wie weiland Odysseus hör' ich den Sang der Sirenen, und Sehnsucht erfüllt mich; aber das sichere Band hält mich getreulich zurück.

Angesichts des verglühenden Abendrotes stieg jene Lockung vor mir auf, verführerischer denn je: die Lockung, mich hinwegzuschleichen aus dieser Welt der Lüge. Welt der Lüge, — das klingt dem Harmlosen wie der unverständigste Pessimismus. Und ist doch Wahrheit; alles um uns her ist Lüge, im besten Falle Gleichnis, das wir nicht verstehen. Der goldene Sonnenball sinkt hernieder vom tiefblauen Himmel und rötet sich im Versinken. Und Himmel und Erde erröten mit ihm, und unsre Augen weiden sich an dem herrlichen Purpur, an dem sanft verschwimmenden Farbenglanz. Und doch ist die bunte Pracht nur Lüge!

Die Nachtigall singt im Garten, die Rosen duften süßer denn je, — Lüge, Lüge! Es giebt kein Licht an sich, keine Farben außerhalb des lebendigen Auges, und was die Vogelkehle bewegt, zum Ton, zum Liede wird es erst in unserm Ohr.

Farben und Töne und alle Sinnesempfindungen sind ja nur die eben diesen Sinnen eigentümliche Art und Weise, die Bewegung alles dessen, was außer uns ist, wahrzunehmen. Durch unsre Sinne reden alle Dinge wie in Gleichnissen; wir sehen wohl ihren Wiederschein, aber nicht die Dinge selber. Die Wirkungen sind uns offenbar, aber die Ursachen verborgen! Und wenn wir nun in tiefster Seele empfinden, wie tief, wie unlösbar wir in diesen schillernden Schleier der Maya, in diesen Schein, der als Wahrheit gilt, verstrickt sind, unser Leben lang verstrickt sind, da wird diese Erkenntnis zur Lockung, zur verführerischen, diesen Schleier jählings zu zerreißen! Wie eine Sphinx glotzt uns das Leben an, und man ist des fruchtlosen Rätselratens so müde! —

Die Himmelspracht war verblichen. Die weiche, stille Dunkelheit umfing mich lind wie die Arme einer Mutter. Vom See her wehte ein feuchter Lufthauch, das Plätschern des Wassers, das gluckserend an meinen Kahn schlug, drang leise, leise herüber. Lockend stieg vor mir das Bild des Sees auf, ich sah die weite Fläche, die verschwiegene Tiefe . . . Bist du es, die da lockt, o Mutter, Allmutter Natur? . . .

Da riß ich mich los!

Und als ich drinnen, in dem vertrauten Raume, die helle Lampe entzündet hatte, wich die verderbliche Lockung, und es ward klar und still in mir.

Der Kranke, dem das Werkzeug in den Händen zerbrach, dem die Sinne nicht mehr gehorchen, er mag sich von hinnen schleichen. Das aber ist ein Frevel für den Gesunden. Der harre nur aus und feile und schleife den ihm anvertrauten Stein, bis die Hand sinkt und das Auge erblindet. Denn er selber ist dieser Stein. Und nicht nur Frevel, vielleicht auch Thorheit! Es lockt uns, die Ur-

Digitized by Google

sachen zu sehen der Wirkungen, die wir kennen. Heißt das nicht, die Erfahrungen dieses Lebens im Jenseits vergleichen zu wollen? Es fällt mir dabei ein, was einer der größten Philosophen darüber sagt, nämlich über einen Menschen, der glaubt, daß ihm der Tod die Lösung der Probleme bringt: „Es wird ihm vermutlich gehen wie einem, dem, als er eben das Gesuchte zu finden im Begriff ist, die Laterne ausgeblasen wird."

*

Am 16. Juni.

Ich komme soeben aus dem Theater. Mir zuliebe sicherlich nur hatte Georg mich begleitet. Schweigend waren wir nach Hause gefahren; Georg führte mich in mein Zimmer. Er wollte noch hinüber gehen, denn der Turm war erleuchtet, also Doktor Brenner, der dort gemeinsam mit zwei andern Beobachtungsstationen, mit denen er in Verbindung stand, einen optischen Versuch ausführte, noch drüben. Georg nahm meine Hand und sah mich liebevoll an; er kannte mich und erriet, wie es in mir gärte.

„Sophie, Sophie! Wie zwecklos erregst du dich! Auch mir war es eine Pein, dies Werk Hagens zu sehen; eine Pein, den tollen Beifall des Publikums mit anzuhören. Das ist nun vorüber; wir sind wieder in unsrer stillen Welt. Laß jene alle um ihren Götzen tanzen; daß Hagen den Hohenpriester macht, ist freilich schmerzlich. Dabei ist nichts zu machen, als darüber hinwegzusehen oder sich abzuwenden. Lerne hinwegsehen über das, was dich hier abstößt, so gut es geht, Sophie. Er ist anders als du, sein Ideal muß ein andres sein als das deine; das kannst du ihm nicht verargen wollen. Und sobald er seinem Ideal von ganzem Herzen und nach bestem Wissen zustrebt, ist er im Recht wie du! Wir sehen jeder durch unsre individuell gefärbte Brille; über sich selbst hinausblicken kann keiner. Wie dürften wir sagen: du hast unrecht?" — Er strich mir übers Haar. „Gute Nacht, liebe Schwester!"

Und er ging.

Da stand ich nun, beschämt und klein vor seiner Klarheit, wohl fühlend, wie thöricht, wie nutzlos mein Zorn war, und dennoch zornig.

Ja, empört, angewidert in tiefster Seele. Und morgen kommt er, und ich werde meine Meinung nicht verhehlen können, und die schroffen Gegensätze unsrer Charaktere werden wieder ans Licht gezerrt werden.

Die friedliche, kameradschaftliche Art unsers Verkehrs wird dahin sein.

Wie mir das unerquickliche, nutzlose Debattieren verhaßt ist! —

Drüben im Turme erlischt das Licht; ich finde keine Ruhe.

Schäme dich, Sophie. Keine Ruhe finden im Kreise so vieler guter Freunde? Da stehen sie in Reihen um dich her, im bescheidenen Lederröckchen, schweigend, wartend mit freundlicher Miene. O ihr, meine Freunde, meine Bücher! Wann hättet ihr mir Trost versagt!

*

Am 17. Juni.

Es ist glimpflicher abgegangen, als ich gedacht hatte. Obgleich er wußte, daß ich früh nicht zu haben bin, hörte ich ihn schon nach neun Uhr die Treppe heraufkommen, ein Liedchen trällernd. Er war offenbar in bester Laune. In lächelndem Uebermut kam er daher, wie ein Sieger.

Ich saß am Schreibtisch.

„Schilt nicht, Sophie! Schilt nicht, wenn ich deine Hausgesetze übertrete! Nimm an, der Erfolg von gestern abend sei mir zu Kopfe gestiegen. Waren sie nicht wie toll, diese Menschen! Wenn ich nur ein Drittel von dem Kerl bin, als den sie mich bis zum Morgengrauen gefeiert haben, ich will's zufrieden sein. Weißt du, daß ich kaum zwei Stunden geschlafen habe? Aber als mich heute die Sonne frühe weckte, — sie schien mir aufs Gesicht, denn ich hatte vergessen, die Vorhänge vorzuziehen — da überfiel mich nach all dem Festjubel eine solche Begierde nach kühler Morgenfrische und ländlicher Stille, da stand mir deine glückselige Insel so lebhaft vor Augen, daß ich mich aufmachte und herfuhr. Ich war auch schon drüben bei Georg; aber da lauerten so viel mathematische Gesichter auf ihn, die graulten mich weg. Na, und da hast du mich! Ausnahmsweise nur so früh! Guten Morgen, Kamerad Sophie!"

Das sprudelte nur so von seinen Lippen; er hatte sich einen niedrigen Stuhl neben meinen Schreibtisch gezogen und saß nun da; das Licht fiel voll auf sein hübsches Männergesicht, und er lächelte mich vergnügt an.

„Daß du Sehnsucht nach unsrer guten, reinen Inselluft empfandest, rührt mich tief, Kamerad Hans. Daß du diese Sehnsucht aber gerade während meiner besten Arbeitszeit stillen willst, rührt mich minder. Staatsstreiche in meinem Lande, weißt du, dulde ich nur, wenn ich sie selber mache."

„O, grausam, grausam! Schaudervoll, höchst schaudervoll! So treibst du mich schnöde von hinnen?"

„Wenn du ‚von hinnen' meinen blüten- und schattenreichen Garten nennst, in dem die Luft wirklich noch viel frischer ist als hier an meinem Schreibtische, dann treib' ich dich von hinnen. Du kannst dort lustwandeln, träumen, auch rudern auf dem Teiche; für dein sterblich Teil zu sorgen ist Frau Enke bereit. Von halb zwölf Uhr an stehe ich zu Diensten und hoffe, daß du unser färglich Mahl teilen wirst. Und nun, Hans, mein Sohn, schieb ab!"

„Mit kaltem Lächeln stößt sie mir den Dolch ins Herz!" wehklagte er und rang die Hände. „Und hat dabei so ein famoses, purpurrotes, wallendes Gewand an! Runzle nur nicht die Stirn! Daß er gut angezogen sei, kann man jedem Kameraden sagen! ... Im Ernst, Sophie!

Digitized by Google

Schenk mir eine halbe Stunde, dann gehe ich in den Garten!"

„Na, meinetwegen; aber nach der Uhr. Also, womit kann ich dienen?"

„Sag mal, Sophie, wie gefällt dir meine Wirtin zur goldenen Sonne?"

„Muß ich antworten, Hans?"

„Ja, Sophie. Anders als sonst in Menschentöpfen malt sich in deinem Kopf die Welt! Nun möcht' ich wissen, wie mein Drama, durch deine Augen angesehen, aussieht?"

„Dann will ich dir sagen: wie du schreibst, das benwndere ich; aber was du beschreibst, ist mir widerwärtig!"

„Das Realistische ist dir widerwärtig, was? fragte er merkwürdig unlogisch.

„Nein," sagte ich. „Ich schaue deinem Schaffen zu mit demselben Mißbehagen, mit dem man einem begnadeten Künstler, wie Praxiteles, zuschauen würde, wenn er, anstatt Menschen zu formen, sein Leben lang der möglichst naturgetreuen Modellierung von — Regenwürmern sich geweiht hätte."

„Regenwürmern! Das ist stark!"

„Ja, Regenwürmer, als Ausdruck für etwas recht wenig Merkwürdiges, ja sogar recht Alltägliches und Uninteressantes.

„Wenn realistisch schreiben heißt: ohne Rücksicht so wahr, so naturgetreu wie möglich schreiben, beschreiben — ah, da bin ich ganz dabei. Nur müssen es keine Regenwürmer sein! Nur muß es nicht ohne Ausnahme glatte, öde Dutzendware der Natur sein! Dutzendware, das ist noch zu viel! Schockware müßte man sagen: dergleichen begegnet einem im Leben auf Schritt und Tritt bis zum Ueberdruß. Das muß man nicht noch beschreiben!"

„Definiere doch noch etwas genauer! Was nennst du denn alles Schockware?"

„Was zur Schockware gehört, ist nicht gut, aber nicht schlecht, dazu ist's zu feige; ist nicht intelligent, aber auch nicht direkt dumm zu nennen. Das sind die Menschen, deren ganzes Denken und Trachten von der Magenfrage im weitesten Sinne (von Schwarzbrot und Kartoffeln im Hinterhaus bis zu Austern und Sekt bei Dressel), und von den erbärmlichen Gefühlchen, die sie ‚Liebe' nennen, beschäftigt wird. Aber auch hier überschreiten sie eine gewisse Grenze der Mittelmäßigkeit nicht: sie rauchen nicht, sie mausen höchstens ein bißchen; und wenn die treulose Maid den reichen Rivalen heiratet, so erdolchen sie weder den Rivalen, noch die Maid, noch sich selber. Wenn je einer Hand an sich legt, so geschieht es aus Feigheit, um einem Unheil zu entgehen, aus kopfloser Angst vor einer Strafe oder im Rausch.

Aber ich kann dir das am besten an deinem Werk vorführen:

Das Wirtshaus zur Sonne gehört zwei Brüdern; der eine ist verheiratet, der andre ledig. Die Wirtin ist eine hübsche Person; sie betrügt ihren Mann mit ihrem Schwager. Der wenig intelligente, vertrauensselige Gatte zieht sich infolge einer leichten Verletzung an der Hand eine Blutvergiftung zu; er stirbt daran. Dem Bruder schlägt angesichts des Sterbenden das Gewissen. Aber nach kurzer Reue, durch den Rat eines Bekannten ermutigt, der ihm sagt, er wäre doch dem Weibe die Ehe schuldig, heiratet er die Frau. Sie betrügt den haltlosen Schwächling bald ebenso wie den ersten Gatten. Das Weib ist eine Elende, und nur, weil sie zu feige ist, wird sie nicht zur Verbrecherin. Sie haßt ein paar Stammgäste, die ihr drohen, sie ihrem Gatten zu verraten. Sie möchte sie vergiften, begnügt sich aber damit, ihnen verdorbenes Bier einzuschenken. Man öffnet dem Gatten die Augen, und nun zeigt sich die Regenwürmerart im vollsten Glanze. Tötet er die Treulose? Wirft er sie aus dem Hause? Geht er selber fort? Oder verzeiht er ihr?

Nichts von alledem; denn dazu gehört die Kraft, eine Entschließung zu fassen, die er nicht besitzt. Er schimpft nur. Das Weib verbittert ihm das Leben, die Reue (allerdings als Lückenbüßer, denn in glücklicher Ehe wäre sie ihm überhaupt nicht gekommen) nagt an ihm. Er greift zur Flasche; den Säufer plagen Hallucinationen; im Wahn erhenkt er sich.

Die Nebenfiguren sind ebenso erbärmlich wie die Helden. Recht typisch für die Gelegenheitsmoral solches Gesindels ist jener Berater, der erst meint, der Bruder schulde der Schwägerin die Ehe. Die Sache geht schief, und nun meint er: das hätte der Bruder sich vorher schon denken können; von diesem Weibe sei nichts Besseres zu erwarten gewesen.

„All dieses Gewürm hast du mit Meisterschaft gezeichnet; aber daß dir der Ekel die Feder nicht stocken ließ! Solch ein Sujet ist eine Schmeichelei an die Adresse des geistigen und moralischen Pöbels! Denn wie ein Mensch handelt, der, gleichviel ob im Guten oder im Bösen, Größe hat, das kann der Pöbel nicht beurteilen. Aber wie die Schockware notwendig sich benehmen muß, das versteht der Pöbel aus dem ff. Darum ist er so vergnügt, daß er ein Recht zum Kritisieren hat, darum applaudiert er, darum rast er vor Wonne. So — nun weißt du, wie sich dein Werk in meinem Kopfe malt; ob sie nun richtig sei oder falsch, diese meine Ansicht, ich kann mich meiner Natur nach zu keiner andern bekennen."

Er hatte mir zugehört, ohne eine Miene zu verziehen. Er sah mich unverwandt an, träumerisch, weit entfernt, mir zu zürnen.

„Was willst du nun, daß man dir auf der Bühne vorführe, Sophie? Lauter Helden? Lauter Ideale?"

„Ich will Menschen sehen, die in irgend einer Hinsicht merkwürdig sind, also würdig, daß man sie bemerkt und sich merkt. Dazu gehören alle, die in irgend etwas excellieren. In Weisheit, in Willenskraft, in Schönheit, in Güte, in Gransamkeit, in Kühnheit, in Verworfenheit und so weiter. Menschen, in denen irgend eine Eigenschaft allmächtig alle andern Eigenschaften beherrscht!"

Digitized by Google

„Ah!“ sagte er langsam und stand auf. „Du weißt, was du willst. Ich danke dir. Ich zürne dir auch nicht, dazu hast du mich schon zu gut erzogen. Kannst du mir, ehe ich hinuntergehe, nicht einen neueren Dichter nennen, der dich befriedigt? Ich möchte dann zu ihm wallfahrten gehen!“

Ich trat suchend an meine Bücherregale und fand sogleich, was ich gewollt. Ich reichte ihm ein schmales, rotes Buch, Konrad Ferdinand Meyers „Der Heilige“. „Hier,“ sagt' ich, „nimm diesen Heiligen mit in den Garten. Ich war in tiefster Seele erschüttert, als ich ihn kennen lernte; aber du kennst das Buch gewiß?“

„Nein. Solange ich studierte, las ich wenig, und später hatte ich zu viel mit eignen Hirngespinsten zu thun. Leb wohl, Sophie!“

Seine Augen umfaßten noch einmal meine ganze Gestalt, dann wandte er sich langsam ab und ging. Dieses unerklärliche, weiche Lächeln, dieser sanfte, suchende Blick, — ich habe sie immer noch vor Augen. Mit Gewalt zwang ich meine Gedanken zur Arbeit. Um zwölf Uhr ging ich in den Garten, Hagen zu holen. Ich fand ihn im Lindenschatten auf der Moosbank unweit des Sees.

Das Buch lag aufgeschlagen auf seinen Knieen und wies eine der letzten Seiten dem Beschauer. Seine Augen blitzten, eine feine Röte lag auf seinen Wangen.

„Ach, Sophie!“ sagte er erregt und seine Stimme zitterte. „So muß man also schreiben, um dich zu rühren. Ich bin dir für diese Bekanntschaft dankbar. Man kann von ihr lernen. Der Dichter will ein bestimmtes Gefühl, eine Sehnsucht in der Seele des Lesers erwecken: das Gefühl, die Sehnsucht, die seinen Helden aus aller Herrlichkeit der Erde hinwegtreibt, die ihn treibt, sich vom Irdischen abzukehren, die ihn zum Heiligen macht — diese Saite soll miterklingen im Herzen des Lesers.

„Mit welcher Kunst der Dichter das zuwege bringt, wie fein er seine Farben mischt, wie unmerklich und heimlich er den Leser umgarnt, ihn fasciniert, bis ihm das Gift der Weltverachtung langsam, aber allmählich ins Herz dringt, darin ist er Meister.

„So hat er dich umgarnt, so hat er dich ‚erschüttert'!“

„Aber ich lerne von ihm. Ein Lied, Sophie, will ich dir singen!“

Er sprang auf und trat ganz dicht an mich heran; seine Stimme, fast heiser vor Erregung, raunte: „Das soll dich auch erschüttern! Ein Lied, das nicht zum Tode, nein, das zum Leben lockt! Das Herz soll dir erzittern vor Sehnsucht nach seinen Wonnen!“

Er schleuderte das Buch auf den Rasen und war fort, ehe ich etwas erwidern konnte.

Ich stand da, völlig verständnislos. Wunderlicher, unberechenbarer Mensch, und eben deshalb noch der Alte. Für ihn giebt's nur „Oben“ oder „Unten“, keine Mitte, nur Extreme.

*

Am 25. Juni.

Als ich heute nachmittag durch die Straße ging, in der meine alte Freundin wohnt, fiel es mir schwer aufs Herz, daß ich so lange nicht bei ihr gewesen war. Ich suchte das Haus und ging hinauf. Sie war zu Hause. Als ich im Flur ablegte, drangen aus dem Wohnzimmer Frauenstimmen und das Lallen eines ganz jungen Kindes. „Die Frau Tochter ist zu Besuch da seit vierzehn Tagen und das Kindchen,“ erklärte mir das Mädchen. Das zarte Kinderstimmchen that mir so weh; lebendig trat die Erinnerung an das Verblichene vor mich hin, und brennend heiß stiegen mir Thränen in die Augen. Nur mühsam vermochte ich mich zu fassen und trat ein.

In dem sonnigen, freundlichen Gemach saßen Mutter und Tochter am zierlich gedeckten Kaffeetisch; daneben in einem Korbe lag das Kind. Voll innigen Stolzes zeigte mir die junge Mutter den prächtigen Buben. Ich kannte sie schon als Kind; sie heiratete als ganz junges Mädchen, kurz nachdem ich mit Georg hierher gezogen war. Dann verlor ich sie aus den Augen, denn sie folgte ihrem Manne nach Hamburg. Nach siebenjähriger, kinderloser Ehe ward ihnen dies Bübchen geschenkt. Nun lachte ihr das Glück vom jungen Angesicht, und aus den guten Augen meiner Freundin strahlte es wieder.

Ja, diese kleine Frau war, von den Aergernissen des Alltags abgesehen, unleugbar glücklich. Das Problem dieses Glückes zu ergründen, war so schwer nicht. Die Tochter erzählte von ihrem Leben in Hamburg, von ihrer hübschen Wohnung, ihren vielen Bekannten, ihren Vergnügungen, ihren Dienstboten und von ihrem Manne. Dieser Mann, er war Oberlehrer an einem Realgymnasium, stand hinter allem, was sie sagte. Diese sanfte, hübsche, liebenswürdige Frau hatte sich offenbar längst unbewußt jedes eignen Urteils begeben. Sie sah, und that es gern, alles durch die Brille ihres Mannes. „Das hat Karl gern!“ — „Diesen Menschen kann Karl nicht leiden!“ — „Das ist nicht recht, hat Karl gesagt!“ Ihre Mutter, die oft zu mir von ihrem einzigen Kinde, das ihr durch die Heirat entrückt worden war, sprach, hatte mir erzählt, wie weichherzig es sei und sich besorgt, wie es sich in der Ehe zurechtfinden würde.

Die Tochter war so liebebedürftig; ein scheeler Blick, ein böses Wort, ja die bloße Vermutung, daß einer ungerecht über sie geurteilt haben könnte, verletzten sie tief, ja, machten sie geradezu unglücklich. Sie mußte Zärtlichkeit, Anerkennung haben um jeden Preis, sonst litt sie unsäglich. Diese zarte Blume brauchte zum Gedeihen ein geschütztes Plätzchen und viel Sonne. Darum gab sie in der Ehe, ihrer anlehnungsbedürftigen Natur folgend, alle Selbständigkeit auf und gründete so ihr Glück. Welcher Mann hätte auch diesem reizenden, zaghaften Weibchen liebende Sorgfalt versagt?

Der Wiederschein ihres Taubenglücks, diese Atmosphäre warmer Behaglichkeit begann auch

Digitized by Google

auf mich zu wirken. Welch ein friedsames Leben! Keine Stürme, keine Abgründe, kein verzweifeltes Ringen, keine verzehrende Sehnsucht nach der Höhe! Nein, nur ein friedliches Wandeln auf glatter, bunter Wiese! Ja, man ist nicht umsonst „Enkel!“ Ein Begehren nach diesem Glück wollte sich mir ins Herz schleichen. Da sah ich, wie die junge Mutter ihr Bübchen aus dem Korbe nahm und es zärtlich an sich drückte. Der Kleine sah seine Mutter mit großen, blauen Augen an. „Sieh nur, Mama, just als wollte er mich was fragen!“ rief Frau Marie entzückt aus.

Da erlosch plötzlich in mir alles Begehren nach solchem Glücke; denn wie in einer Vision sah ich diese Frau mit ihrem fragenden Buben stehen, so, wie sie in zwanzig Jahren sein wird. Sie wird noch dieselbe gute, unwissende Frau sein wie heute, aber ihr Bub wird ihr geistig längst überlegen sein. Bei dem Vater oder bei Fremden wird er Antwort auf seine Fragen, seine Zweifel suchen; bei seiner Mutter nicht mehr. Seinem Geiste kann diese Mutter, die nichts Eignes zu geben hat, weil sie nie selber dachte, nie mit eignen Augen sah, nichts sein. Sie wird ihm nur als die sanfte Hüterin seiner Kindheit wert sein, der er aus dankbarer Gewohnheit anhängt; die Seele des erwachenden, heranreifenden Menschen ist ihrer Sorgfalt entschlüpft. Auf das höchste Glück der Mutter, auf die Freundschaft des Sohnes, hat sie kein Anrecht.

Arme Mutter!

* * *

Am 1. Juli.

Seit vier Tagen treibt Hans Hagen jeden Vormittag in unserm Garten sein Wesen. Am Tage nach meinem Besuch in der Stadt kam Georg zu mir mit einem offenen Briefe.

„Sieh nur, was mir Hagen schreibt: Er habe uns seit über acht Tagen nicht aufgesucht, weil der Plan zu einem neuen Werke sein ganzes Sinnen und Trachten in Anspruch genommen hätte. Nun fühle er aber täglich mehr, wie ihm der Lärm, die Hitze der Großstadt das Schaffen erschwere. Da sei ihm eingefallen, daß wir, unsrer Tageseinteilung wegen, unsern stillen, kühlen Garten vormittags über nie benutzten. Ob er in dieses Asyl sich flüchten dürfe? Er würde trachten, uns nicht zu stören, würde früh unbemerkt sich einstellen und mittags verschwunden sein. Was meinst du, Sophie? Ich bin geneigt, seine Bitte zu erfüllen; es wäre nur noch Doktor Brenner, unser Junggeselle im Parterre, zu fragen. Er wird schwerlich etwas dagegen haben.“

So Georg. Was konnte ich dagegen sagen? daß die tägliche Nähe dieses excentrischen Menschen mich bedrücke? Die Bitte abschlagen ohne triftigere Gründe? Das ging doch nicht an.

Da wäre ich mir vorgekommen, wie jener satte Hund, der kriegerischen Sinnes auf seinem letzten Knochen liegt. Der Hund ist satt; er braucht ihn nicht; aber ein andrer soll ihn doch nicht haben.

* * *

Am 4. Juli.

Heute wurde mir eine unerwartete Freude zu teil. Gegen Mittag meldete Frau Enke die kleine Mühlheim. Das Mädchen sah blaß aus, aber ihre Augen leuchteten. „Wie freue ich mich, daß ich Sie wiedersehen darf!“ sagte sie.

„Das hätten Sie doch schon längst haben können, Kind! Warum kommen Sie jetzt erst?“

Aus dem Ton ihrer Stimme, aus allem, was sie sagte, klang die verstohlene Bitte um Zuneigung.

Wie mich das innig rührte. Du kleines, sehnsüchtiges Geschöpf, an meiner Thür sollst du nicht vergebens gefleht haben!

Sie sagte, sie habe viel über unser Gespräch nachgedacht. Ehrlich gestanden, sie habe gar keine Talente! Auch lerne sie nicht sehr leicht. Das einzige, was ihr leicht werde, seien Sprachen. In Englisch und Französisch sei sie in Schule und Pension stets die Erste gewesen. Aber sie sei auf dem besten Wege, alles wieder zu verlernen. Ich bot ihr an, wöchentlich einmal zu mir zu kommen, um alte Kenntnisse aufzufrischen und Neues bei mir hinzuzulernen. Wie sie sich freute!

* * *

Am 8. Juli.

Mit dem „Sich-heimlich-davonschleichen“ ist es natürlich nichts geworden. So ungastlich sind wir nicht auf unsrer Insel, daß wir arbeitsmüde Poeten hungrig aus unserm Reich entließen. Wenn Georg heimkommt, ist sein erster Weg in den Garten, aus dem er sich unsern Dichter holt. Fast täglich frühstückt er mit uns zu Frau Enkes Freude, die dadurch Gelegenheit bekommt, ihre Künste vor einem dankbareren Publikum als gewöhnlich zu zeigen.

Seit jenem stürmischen Abend scheint eine Wandlung mit Hagen vorgegangen zu sein. Er ist von einer merkwürdigen Sanftmut. Er ist stiller als sonst und äußerst friedlich gesinnt und von großer Liebenswürdigkeit. Heute bei Tisch fragte ich ihn (zum erstenmal):

„Nun, Hans, bist du zufrieden mit den Wirkungen unsers Gartens auf deine Arbeit?“

Da blitzte es auf in seinen Augen. „Vorläufig kann ich nicht darüber reden, Sophie, nur hoffen. Das ist eine subtile Arbeit, bei der es heimlich zugehen muß. Man schleicht auf leisen Sohlen, wie der Jäger nach dem Wild. Nur gilt es einen bessern Fang, nämlich es gilt Menschenherzen zu umgarnen. Die Flamme, die lange und heimlich in uns loderte, soll unser Werk jählings in fremden Herzen entzünden. O, du glaubst gar nicht, wie schlimm wir sind, wir Dichter. Aus unsern Gedanken machen wir Netze und Schlingen, und wehe dem Vorübergehenden! Er wird ohne Gnade gefangen und muß nachfühlend leiden, was wir litten. So rachsüchtig sind wir!“

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Prinzregent Luitpold von Bayern.

Zu seinem achtzigsten Geburtstage.

(Siehe die Kunstbeilage.)

In dem herrlichen Fürstenschlosse der rebumschlossenen Frankenstadt Würzburg wurde am 12. März 1821 dem Kronprinzen von Bayern, dem späteren König Ludwig I., ein dritter Sohn geboren. Als ihm der Name des Stammvaters der Wittelsbacher, des tapferen Markgrafen Luitpold, verliehen wurde, ahnte niemand, daß er dereinst als der erste dieses Namens zur Regierung berufen werden würde. Unter der sorgsamen Erziehung des von den höchsten Idealen erfüllten Vaters, unter der zärtlichen Obhut der Mutter, der schönen, gemütvollen Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen, konnten sich die reichen Gaben des Geistes und des Herzens schon in früher Jugend entfalten. „Luitpold wird recht tüchtig, er ist gar brav," schrieb Ludwig I. 1835 an König Otto von Griechenland.

Luitpold sollte und wollte Soldat werden, und es ist bezeichnend, daß er sich für die Artillerie, die am wenigsten glänzende, aber wissenschaftlichste Waffengattung, entschied. Neben der militärischen Bildung wurde die allgemein wissenschaftliche und künstlerische nicht vernachlässigt. Hervorragende Gelehrte leiteten sein Studium in allen Fächern. Ein seltenes Gedächtnis, das ihm bis heute treu geblieben ist und seine Umgebung oft in Erstaunen setzt, unterstützte sein ernstes Streben. Das Erbteil der Wittelsbacher und namentlich seines Vaters, der Kunstsinn, ward ihm voll zu teil, nicht nur das Verständnis für die bildenden Künste, sondern auch das für Poesie und Musik.

Mit der Pflege des Geistes ging die Stählung des Körpers Hand in Hand. Heute noch badet und schwimmt er täglich, sobald es ihm eine Temperatur erlaubt, wie sie die meisten frösteln macht. Stets ein kühner Bergsteiger, ist ihm bis zur Stunde kein Pfad zu steil und hoch. Zur Erholung und in Ausübung der Repräsentationspflichten unterzieht er sich Anstrengungen, denen um fünfzig Jahre Jüngere gern aus dem Wege gehen. So hat er sich eine geistige und körperliche Frische bewahrt, die selbst seine nächste Umgebung immer wieder zur Bewunderung zwingt, und die denkbar beste Illustration seines einem Album gewidmeten Spruches bildet: „Pflege der Jugend schafft Rüstigkeit des Alters."

Große Reisen, darunter nach Marokko und Kleinasien, weiteten Luitpolds Blick. Auf seiner ersten Italienfahrt im Jahre 1841 faßte er zu der um vier Jahre jüngeren reizenden Prinzessin Augusta von Toskana eine innige Neigung, die in gleicher Weise erwidert wurde. Nach Jahresfrist holte er sich das Jawort, und am 15. April 1844 wurde ein Ehebund voll reinsten Glückes geschlossen, das der Tod nach zwanzig Jahren zerstören sollte. Die Liebe zu der angebeteten Lebensgefährtin aber währt unvermindert fort. Familiensinn und Pietät sind in Luitpold ja gleich stark ausgeprägt. Wie ein Patriarch lebt er mit den Seinen, ein rührends schönes Verhältnis verbindet ihn mit der einzigen noch lebenden Schwester, der greisen Herzogin von Modena, den heimgegangenen Lieben weiht er ein inniges Gedächtnis.

Seit seiner Großjährigkeit gehörte Prinz Luitpold der Kammer der Reichsräte an. Als Maximilian II. den Thron bestiegen hatte, mußte er, nunmehr als Chef der Artillerie zu deren Hebung auf die höchste Stufe thätig, mehr und mehr den oft durch Krankheit gehinderten Bruder in der Ausübung der Regierungsgeschäfte vertreten. Immer größer wurde diese Pflicht unter Ludwig II., an dessen Wiege alle guten Feen sich vereinigt zu haben schienen, und der später so unglücklich enden sollte. Im Bruderkriege von 1866, der wie ein böser Traum hinter uns liegt, übernahm Prinz Luitpold, nachdem General von Zoller gefallen war, die Führung der 3. Division. Bei Helmstedt verließ er selbst nicht einen Augenblick die vorderste Gefechtslinie, als sein Ordonnanzoffizier und ältester Sohn, Prinz Ludwig, schwer verwundet aus der Schlachtlinie getragen werden mußte. Am glorreichen Feldzuge des Jahres 1870 konnte er sich, unterdessen zum Generalinspekteur ernannt, nicht, wie er es gewünscht hatte, aktiv beteiligen, aber eine andre hohe Aufgabe harrte seiner im Hauptquartier als Vertreter des Königs. Als das gewaltige Werk, die Einigung Deutschlands, vollendet und mit der Kaiserproklamation gekrönt war, durfte er sich sagen, daß auch er sein redlich Teil dazu beigetragen hatte. So oft es ihm indessen möglich war, hatte er, auch in der Schlacht, bei den bayrischen Truppen geweilt, zum Beispiel bei Sedan

Digitized by Google

in der Gefechtslinie der Artillerie. Besonders gern und viel verkehrte er damals mit Moltke; seiner und des Fürsten Bismarck gedenkt er mit gleicher Verehrung.

Lange Jahre friedlicher Arbeit folgten. Im Königshause aber war bange Sorge eingekehrt, denn unaufhaltsam vollendete sich das furchtbare Geschick Ludwigs II. Am 10. Juni 1886 mußte Prinz Luitpold die Regentschaft übernehmen, blutenden Herzens, wie alle wissen. Aber nur wenigen ist bekannt, wie er immer wieder nach einem Ausweg suchte, immer aufs neue von der herben Notwendigkeit überzeugt werden mußte, welche Ueberwindung es ihn kostete, das Wort „geisteskrank" auszusprechen. Fassungslos war sein Schmerz bei der entsetzlichen Kunde vom Starnberger See. Mit demutsvoller Bescheidenheit faßte er die hohe Pflicht der Regierung auf. „Ich bin," so ungefähr lautete eine Aeußerung, „von der Vorsehung an diesen Platz gestellt, um Ordnung zu schaffen, und werde dann wieder in der Versenkung verschwinden." Sein segensreiches Walten hat freilich dafür gesorgt, daß sein Name für alle Zeiten in seinem dankbaren Volke fortleben wird; aber jenes Wort ist doch charakteristisch für seine Regentschaft. Er führt nicht nur den Titel „des Königreichs Verweser", er handelt auch streng danach, wie der getreueste Verwalter anvertrauten Gutes, der dieses, wie er es empfangen, wieder zurückerstatten muß. Nur von diesem Standpunkte aus kann seine Regierung voll gewürdigt, seine Haltung gegenüber dem Wunsche des Volkes, das so gern die Königskrone auf seinem Haupte sähe, richtig verstanden werden.

Gewissenhaftigkeit und Treue sind die Grundzüge seines Wesens. In dem weitverzweigten Getriebe des modernen Staates giebt es kein Gebiet, das ihm nicht durch sorgfältiges Studium vertraut wäre, das kleinste wie das größte wird mit peinlicher Genauigkeit behandelt. Das Tagwerk des Regenten, das Sommer und Winter um 5 Uhr morgens beginnt und regelmäßig bis $10^1/_2$ Uhr nachts währt, ist auf die Minute geregelt, und nur wenige Stunden sind der Erholung gewidmet.

Von fast beispielloser Anspruchslosigkeit, zeigt der Regent um so größere Rücksicht auf seine Umgebung bis zum letzten Diener. Niemals hört sie ein böses Wort, dem leisesten berechtigten Tadel folgt verdoppelte Liebenswürdigkeit. Rührend äußert sich auch hier seine Treue. Wer einmal sein Vertrauen errungen hat, an dem hält er unerschütterlich fest. Niemand aber vermöchte einen Einfluß geltend zu machen, der nicht seinem Amte zukommt. Am Hofe des Regenten ist jede Koterie undenkbar.

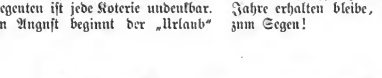
Alljährlich im August beginnt der „Urlaub" in den geliebten bayrischen Bergen. Nicht die Sehnsucht nach der Jagd allein zieht den passionierten Weidmann dorthin, auch die Begeisterung für die Natur. Wie er die Tiere liebt, so erfreut ihn jede Blume, die einfache Feldblume nicht minder als die kostbarste Orchidee. Ein kleines, vertrautes Gefolge begleitet ihn, jede überflüssige Etikette ist verbannt. Wie freudig begrüßt das Jagdpersonal den gütigen Herrn, dem die primitivste Jagdhütte genügt! Der stolze Edelhirsch wie die flüchtige Gemse werden ihm eine sichere Beute. Wenn dann die am frühen Morgen begonnene Jagd zu Ende ist und das Gefolge der Ruhe pflegt, beginnt für den Regenten die Arbeit. Erst wenn der ganze Einlauf der täglichen Kurierſendung bis ins Detail erledigt ist, denkt er an das Umkleiden und an die Hauptmahlzeit, die oft um neun Uhr und später eingenommen wird. So wird es auch bei den winterlichen Jagden im Spessarter Urwald gehalten.

Die Haupterholung in München bietet die Kunst, deren Förderung dem Regenten eine ernste Lebensaufgabe ist. Wie er sie als echter Mäcen unterstützt, braucht nirgends mehr gesagt zu werden, wie hoch er sie stellt, zeigt aber auch sein Verkehr mit den Jüngern. Fast täglich steigt er treppauf, treppab, um in den Ateliers nicht nur den Schöpfungen der Meister, sondern auch den Fortschritten der Schüler zu folgen. Häufig vereinigt er, wie auch Mäzene der Wissenschaft, Künstler zu seinen kleinen Diners, die im gemütlichen Rauchzimmer — Prinz Luitpold ist, ein Zeichen seiner Gesundheit, ein leidenschaftlicher Raucher — abschließen.

Welches Glücksgefühl muß den Regenten an seinem Jubelfeste durchströmen! In gottbegnadeter Frische, im Rückblick auf ein Leben voll gesegneter Arbeit und Mühe, umgeben von einer Schar von Kindern, Enkeln und Urenkeln, geliebt von seinem Volke, verehrt von jedem guten Deutschen!

Keine prunkvollen Feste feiern den frohen Tag. Die in reichstem Maße geplanten Ehrungen sind auf den Wunsch des hohen und doch so schlichten Jubilars bis auf eine Stiftung unterblieben. Wo die Herzlichkeit ein Fest begeht, bedarf es auch nicht der Pracht. Tausend Glocken künden die Weihe des Tages mit ehernen Klängen, übertönt von brausenden Jubelrufen, und Millionen im weiten deutschen Vaterlande einen sich in dem Herzenswunsche mit dem treuen Bayernvolke, daß seinem ehrwürdigen Regenten noch ein lange, lange währender Lebensabend voll ungemischter Freude beschieden sei, so heiter, klar und sonnendurchwärmt wie der köstlichste Herbstesabend, daß er noch viele Jahre erhalten bleibe, seinem Lande, dem Reiche zum Segen!

Theodor Sack.

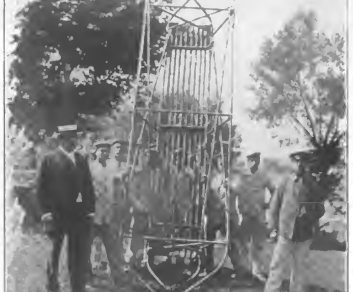


Die neuen Kavallerie-Lanzenboote des deutschen Heeres.

Von

Ernst Teja Meyer.

Ein ganz besonderes Problem war es stets, die Kavallerie dadurch aktionsfähiger zu machen, daß man ihr ermöglichte, Ströme zu überschreiten. Selbstverständlich nehmen deutsche Reiterabteilungen nicht minder als etwa Tausche Kosaken jeden Strom durch Ueberschwimmen, aber doch nur im Notfalle. Bei reißender Strömung oder bei sommerlicher Gluthitze oder im Winter bleibt solch Unternehmen stets ein Wagnis. In neuerer Zeit teilte man nun jedem Kavallerieregiment zwei große Faltboote zu, deren Wert aber infofern ziemlich illusorisch war, als die schweren Bootswagen nur langsam folgen konnten und meist nicht zur Stelle waren, wenn man ihrer bedurfte. Dieser Uebelstand besteht noch heute in allen Heeren, nur die deutsche Reiterei verfügt jetzt über ein Boot, welches, leicht transportabel, immer zur Stelle sein wird. Es ist das sogenannte Lanzenboot, erfunden von Schiffsreeder Adolf Rey in Bischheim-Straßburg. Das Boot kann aus 12 bis 16 Lanzen durch sechs Mann in fünf Minuten zusammengesetzt und in zwei Minuten wieder auseinandergenommen werden. Das Gerippe wird in zwei Minuten mit einer wasserdichten Hülle aus imprägniertem Segeltuch überspannt, und das Boot ist gebrauchsfertig. Weitere Lanzen werden durch wenige Griffe in Ruder umgewandelt. Das Ruderblatt besteht aus einem 65 Centimeter langen und 15 Centimeter breiten Segeltuchstreifen, auf welchem Holzbrettchen aufgenäht sind. Mit Hilfe von Oesen und Scharnieren greifen Ruderblatt und Lanzenschaft fest ineinander. Das Ruderblatt kann, zusammengerollt, leicht in die Tasche gesteckt werden. Die Verbindungsteile und Verschlüsse zum Aufstellen des Gerippes nebst Ruderblättern wiegen an 20 Kilo, die Segeltuchhüllen 12 Kilo, also zusammen 32 Kilo. So können leicht auf einem Handpferd die Materialteile für zwei Boote verpackt werden.



Der Erfinder.

Bootsgerippe aus Lanzen und Verschlußstücken.

Der strategische Wert der neuen Erfindung ist kurz folgender. Bis jetzt hatte, wie schon erwähnt, jedes Reiterregiment seinen Wagen mit zwei Faltbooten. Solange das Regiment auf guter Straße war, war alles in Ordnung. Da aber Reiterei nie ausschließlich auf der Landstraße bleiben kann, sondern oft gezwungen ist, ins Gelände zu gehen, konnte der große, an 60 Zentner schwere Bootswagen nicht immer folgen. Er blieb zurück, kippte, hoch bepackt, leicht um oder blieb im aufgeweichten Boden stecken. So war es eigentlich die Regel, daß nach der ersten Attacke, welche das Regiment getritten, oft tagelang niemand wußte, wo sich der Bootswagen befand. Die Boote waren daher fast nie da, wenn man sie am notwendigsten gebrauchte. Ebensowenig war es möglich, mit dem schweren, unförmlichen Wagen über sumpfige Wiesen, über tiefe oder breite Gräben, durch Busch und Schilf oder schmale Waldpfade hindurchzufahren. Mit einem Pferde dagegen, auf welchem die Teile für zwei Boote verpackt werden, kommt man in allen diesen Fällen vorwärts. Gerade an stillen, verborgenen Orten, zwischen Gebüsch, im Röhricht, können diese Boote binnen wenigen Minuten zusammengesetzt werden, und die Patrouille überschreitet den Fluß an einer Stelle, an welcher der Feind einen Uebergang am allerwenigsten für möglich hält. Eine vorgeschobene mobile Eskadron in Feindesland, mit solchen Booten ausgerüstet, ist an gar nichts mehr gebunden, weder an Straßen noch an Brücken, sie kann jederzeit ihre Meldungen rechtzeitig und sicher an die Hauptmacht zurückgelangen lassen, und das selbst in einem Terrain, in dem sonst Patrouillen gar nicht vorwärts kommen können, wenn, wie es wahrscheinlich ist, die Brücken vom Feinde gesprengt und die sonstigen Uebergänge besetzt sind. Zu alledem kommen noch weitere belangreiche Vorteile, die durch ein kurzes Recheneremepel erläutert seien. Bisher hatte je ein Kavallerieregiment einen Wagen mit zwei Faltbooten. Solch ein Wagen ist bespannt mit 6 Pferden, wozu 3 Mann als Fahrer und 1 Unteroffizier zu

Digitized by Google

Pferd als Begleiter gehören, zusammen also 4 Mann und 7 Pferde. Wie oben gesagt, trägt je ein Packpferd pro Eskadron Material für zwei Lanzenboote. Wollte man aber jeder Eskadron zwei Faltboote mitgeben, so wären dazu pro Regiment zu 5 Eskadronen 20 Mann und 35 Pferde erforderlich. Für Deutschland, welches rund 100 Reiterregimenter ins Feld stellt, wären mithin erforderlich 2000 Mann und 3500 Pferde. Somit hat Deutschland jetzt durch Einführung der Lanzenboote ganz unverhältnismäßig praktischere Boote, aber es hat auch auf einen Schlag durch Fortfallen der Fahrer, Begleiter und Zugpferde ohne Kosten und für denselben Unterhalt eine ganze kriegsstarke Kavalleriedivision mehr und obendrein noch 1500 Pferde übrig, welche sehr gut anderweitig, bei der Feldartillerie oder beim Train, verwendet werden können. Kann man sie aber entbehren, so bedeutet das, vom Beschaffungswert ganz zu schweigen, allein an Futterkosten — pro Pferd und Tag nur eine Mark gerechnet — jährlich eine Ersparnis von 550 000 Mark.

Die Materialbeschaffungskosten für die neuen Boote sind sehr gering, ihre Hauptteile, Lanzen, führt ja längst jede Kavallerietruppe. Die wasserdichten Hüllen geben, auf Lanzen gespannt, auch bequeme Zelte fürs Biwak ab. Auch zur Benutzung als Fähre eignen sich die neuen Boote infolge ihrer hohen Tragkraft vortrefflich.

Die Boote gebrauchsfähig.

Mit den Lanzenbooten sind seit etwa zwei Jahren von der deutschen Heeresleitung eingehende Versuche angestellt, wie stets in aller Stille, erst im kleinen, dann auch auf den großen Manövern. Alle diese Versuche sind überraschend glücklich ausgefallen, und die mit solchen Booten ausgerüsteten Reiterabteilungen konnten verblüffend schnell eingreifen und dementsprechende Erfolge erzielen. Die Einführung der Lanzenboote ist daraufhin für die gesamte deutsche Reiterei beschlossen worden.

Packpferd mit Material für zwei Boote.

Aus Ostafrika.

(Hierzu die nebenstehenden beiden Abbildungen.)

Im September vorigen Jahres fand am Südende des Tanganjikasees bei der Station Bismarckburg — in der Landschaft Kassanga mit der Ortschaft gleichen Namens — ein Ereignis statt, das für die deutschen Interessen daselbst von großer Bedeutung ist. Es war der Stapellauf des Dampfers „Hedwig von Wißmann", zu dem der Oberleutnant

Digitized by Google

Die Station Kassanga in Deutsch-Ostafrika.

Schleifer die Maschinenteile mit großer Mühe über die Zambesi-Chire-Nyassa-Route herbeigeschafft hatte. Der Schiffskörper selbst wurde an Ort und Stelle zusammengezimmert. — Seit dem Oktober 1899 hatte ein schon älterer „Afrikaner", der Oberleutnant August Fonck, die in Kassanga befindliche 6. Compagnie übernommen und zunächst den Bau einer provisorischen Station vorbereitet. Dies geschah mit der genannten Compagnie Sudanesen unter Beihilfe zahlreicher Eingeborener. Nach Vollendung der notwendigen zahlreichen Unterkunftsbauten erfolgte dann die Grundsteinlegung zur Feste Bismarckburg auf einer in den See vorspringenden Landzunge.

Zur Brandkatastrophe in Baku.

(Mit drei Abbildungen.)

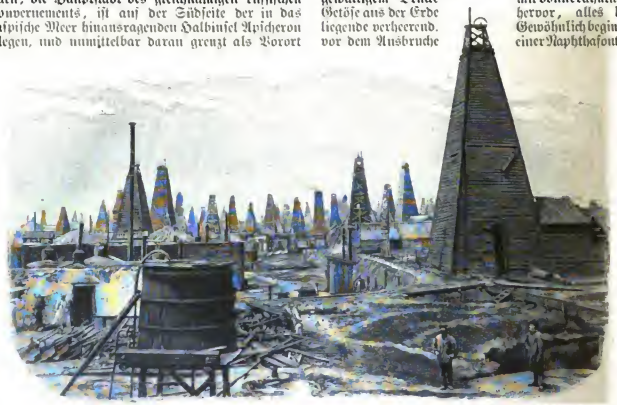
Eine verheerende Feuersbrunst, der auch zahlreiche Menschenleben zum Opfer fielen, hat die Erdöllager bei Baku heimgesucht, und besonders sind von dem Unglück die Lager der „Kaspischen und Schwarzen Meer-Gesellschaft" betroffen worden, die sich hauptsächlich im Besitze des Pariser Hauses Rothschild befinden. Um zu verstehen, wie dieser Brand, der anscheinend böswillig angelegt worden ist, in kurzer

Der Dampfer „Hedwig von Wissmann" vor dem Stapellauf.

Digitized by Google

Brennende Naphthafontäne in Bibi-Eybat.

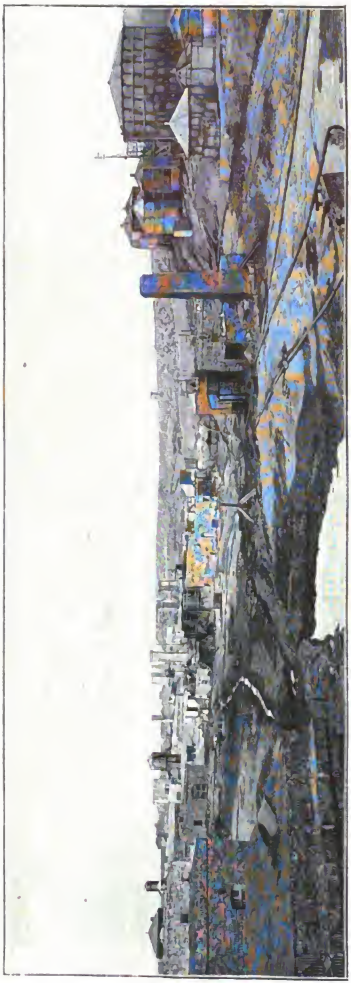
Frist eine so gewaltige Ausdehnung gewinnen und im Verlaufe weniger Stunden Kapitalwerte bis zu acht Millionen Rubel vernichten konnte, muß man einen Blick auf das Gebiet der Katastrophe werfen. Baku, die Hauptstadt des gleichnamigen russischen Gouvernements, ist auf der Südseite der in das Kaspische Meer hinausragenden Halbinsel Apscheron gelegen, und unmittelbar daran grenzt als Vorort die „Schwarze Stadt“, so genannt nach der düstern Farbe, die durch die unaufhörliche Rauchentwicklung erzeugt worden ist. Mehr als zweihundert Fabriken sind hier im Dienste der Petroleumverwertung thätig. Die Industrie ist jung. Im Jahre 1863 wurde die erste Petroleumfabrik in Apscheron begründet, doch gab der Betrieb keine lohnende Ausbeute, bis Ludwig Nobel, der Bruder des Dynamit-Erfinders Alfred Nobel, thatkräftig eingriff und die Naphthagewinnung auf kaukasischem Boden in verhältnismäßig kurzer Zeit auf eine Höhe brachte, daß sie konkurrenzfähig auf dem Weltmarkte erscheinen konnte. Die Naphthagewinnung auf Apscheron verteilt sich auf vier Hauptzentren, die 9 bis 15 Kilometer von der Schwarzen Stadt entfernt liegen, und von wo das Erdöl durch große Rohrleitungen den Fabriken zugeführt wird. Es sind dies: Balachani, Surachani und Romani im Nordosten und Bibi-Eybat im Südwesten von Baku. Letzteres ist das kleinste der vier erwähnten Naphthafelder und liegt hart am Fuße einer kahlen Hügelkette, wogegen die drei ersteren mitten in der Steppe liegen. Der Wanderer, der die Apscheronsche Steppe durchzieht, gewahrt in der Ferne eine dunkle Masse am Horizont, die allmählich das Aussehen eines düsteren Tannenwaldes annimmt, der von einer Rauchwolke überlagert wird. Erst beim weiteren Vorwärtsschreiten unterscheidet er die dicht aneinander stehenden Bohrtürme von Balachani, in denen täglich rastlos gearbeitet wird, um aus einer Tiefe von mehreren hundert Metern die Naphthaschätze an die Oberfläche zu befördern. Alles trieft von braunem Naphtha, das für den Ungewohnten einen penetranten Geruch ausströmt, der aber von denjenigen, die ihn gewöhnt sind, gar nicht mehr beachtet wird. In der Regel muß das Naphtha aus der Tiefe mittels Pumpen emporgehoben werden, doch nicht selten tritt es unter gewaltigem Drucke mit donnerähnlichem Getöse aus der Erde hervor, alles Umliegende verheerend. Gewöhnlich beginnen vor dem Ausbruche einer Naphthafontäne



Eine Gruppe von Bohrtürmen bei Baku.

Digitized by Google

gewaltige Gasmassen aus dem Bohrloche hervorzubrechen, die kopfgroße Steine, Sand und Schlamm mit sich führen und sie 100 bis 200 Meter hoch in die Luft schleudern. Das Aufschlagen des Gerölles an das hölzerne Gerüst des Bohrturmes erzeugt ein betäubendes Getöse, und wenn endlich der braune Strahl des Naphtha hervorbricht, kann der Bohrturm nicht mehr standhalten und geht in Stücke. Viele Springquellen schlagen ununterbrochen Monate hindurch, wogegen andre bloß periodisch wirken, das heißt in gewissen Zeiträumen verschwinden, um nach einer bestimmten Zeit mit neuer Gewalt hervorzubrechen. Nur derjenige, der eine Naphthafontäne schlagen sah, kann sich einen Begriff von der Großartigkeit dieses Anblickes machen. Manche Fontänen schlagen über 100 Meter hoch und liefern in 24 Stunden 100000 bis 150000 Meterzentner Naphtha. Wenn eine so mächtige Fontäne plötzlich ausbricht, ist guter Rat teuer, denn man weiß nicht, wohin mit den enormen Mengen von Flüssigkeit, obgleich sich in jedem Naphthaterrain zahlreiche mächtige Erdbassins befinden, die, durch starke Erdwälle eingedämmt, mehrere Millionen Meterzentner Erdöl fassen. Die Pumpen sind nicht im stande, das in den Bassins angesammelte Naphtha so rasch zu befördern, als es der Schoß der Erde spendet, und die Folge davon ist eine Ueberschwemmung, die für die Bewohner des Terrains keinesfalls zu den Annehmlichkeiten gehört. Auch der glückliche Besitzer, der durch das gütige Schicksal mit einem Schlage zum vielfachen Millionär gemacht wurde, kann durch eine solche Ueberschwemmung und den mit ihr verbundenen Schadenersatz wieder ein ganz gewöhnlicher Sterblicher werden. Da heißt es eben, die überreichlich gespendeten Schätze der Mutter Natur so rasch als möglich einheimsen. Daß mit dem Ausbruch einer Fontäne stets auch große Feuersgefahr verbunden ist, läßt sich wohl denken, denn es befinden sich ja im Naphthaterrain nicht nur menschliche Wohnungen, sondern auch Hunderte von Dampfkesselfeuerungen, die bei der enormen Feuergefährlichkeit des Naphtha sehr verhängnisvoll werden können. In der That giebt es auch nicht selten Feuersbrünste von einer Ausdehnung und Mächtigkeit, von der man anderswo nichts weiß. Eine solche entstand auch im Frühjahr 1898 auf dem Terrain der Firma Rothschild, das jetzt von der großen Katastrophe betroffen worden ist. Aus einem Bohrloche begann damals eine mächtige Fontäne zu schlagen, deren tägliche Produktion auf etwa 120000 Meterzentner geschätzt wurde. Nach wenigen Stunden entzündete sie sich und brannte zehn Tage und zehn Nächte ununterbrochen fort. Die nebenstehende Abbildung führt diese brennende Fontäne nach einer damals gemachten Momentaufnahme vor.



Eine Straße in der Schwarzen Stadt.

Digitized by Google

Li-hung-chang und seine Dolmetscher.

Von

Franz Boas.

Während meines Aufenthalts in Peking gelang es mir, eine Audienz bei dem zurzeit mächtigsten Manne Chinas zu erhalten, nämlich bei Li-hung-chang, der nominell allerdings nur Vizekönig eines kleinen Teiles des gewaltigen Reiches, in Wahrheit aber jetzt die ausschlaggebende Persönlichkeit in China ist. Sein Wohnsitz als Vizekönig von Petschili ist Tientsin, wo er auch einen prachtvollen Palast besitzt; er hielt sich aber, als er von Kanton, wo er vordem residiert hatte, nach Peking reiste, in diesem Palast nicht weiter auf, sondern begab sich vermittelst eines sogenannten Hausbootes Anfang Oktober den Peiho hinauf nach Peking, wo er eine Mietswohnung nahm. In dieser Wohnung, die nichts weniger als vizeköniglich eingerichtet ist, war es, wo mich Li-hung-chang empfing. Vor dem äußeren Thore des Hauses hielten deutsche und russische Soldaten Wache, denn er hatte sich unter den Schutz der Deutschen und Russen gestellt. Vor der Pforte jedoch, die zu den inneren Räumen des Gebäudes führt, war ein Doppelposten seiner eignen Leibwache (jedoch ohne Waffen) aufgestellt, nämlich Soldaten, die er aus Kanton mitgebracht hatte. Respektvoll ließen mich diese passieren, und so sah ich mich bald zwei chinesischen Dolmetschern gegenüber, die mich sogleich als Deutschen erkannten und in deutscher Sprache anredeten. Der eine von ihnen sprach sogar ein tadelloses Deutsch, was sich daraus erklärte, daß er sich einige Jahre in Berlin als Beamter der chinesischen Botschaft aufgehalten hatte. Der Vizekönig ließ mich nicht lange warten; bald saß ich in seinem Empfangsraume ihm gegenüber, eine Tasse dampfenden Thees und eine Zigarette wurden mir gereicht, und die Unterhaltung begann. Li-hung-chang war damals bei guter Gesundheit, voll und rund, sowie bestens gestimmt. Auf meine Bitte ließ er sich herbei, sich von mir photographieren zu lassen, was in der Vorhalle des Hauses auch alsbald geschah. Rechts und links von ihm stehen auf dem Bilde die beiden genannten Dolmetscher, die übrigen Personen sind seine Diener.

Li-hung-chang und seine Dolmetscher.

Digitized by Google

Villa Dornröschen.

Humoreske

von

L. Steyermarck.

Wenn Martin Schadewaldt von einem seiner Bekannten gefragt wurde, wo er dieses Mal seine Sommererholung suchen wolle, so antwortete er: „In Thule.“ Er wünschte, unbehelligt von Freunden und Bewunderern, ein paar ruhige Wochen zu verbringen, Tannenluft einzuatmen und sich auf sich selbst zu besinnen. Er hatte vor kurzem, gleichzeitig mit seinem vierzigsten Geburtstag, die hundertste Aufführung seines Schauspiels „Höhenrauch“ in Berlin feiern müssen. Da er sich bei öffentlichen Huldigungen recht linkisch auszunehmen glaubte, ließ er sie eigentlich nur aus Dankbarkeit gegen seine wohlgesinnten Zeitgenossen über sich ergehen. Als er dann auch noch die zahlreichen Zeitungsartikel, die ihm galten, gewissenhaft durchstudiert hatte, vertauschte er Berlin ganz heimlich mit dem kleinen, wenig bekannten Ort Enzenheim im Schwarzwald, der ihm das bieten sollte, was er suchte: eine Sommerfrische ohne jede Erregung.

Die beiden stark besuchten Gasthöfe, die im Mittelpunkt von Enzenheim lagen, vermied er mißtrauisch, um den Waldsaum, der von allen Seiten an das enge Thal herantrat, nach einem einsamen Logierhaus abzusuchen. Gleich an der ersten Tanne leuchtete ihm eine Tafel entgegen: „Villa Dornröschen, möblierte Zimmer mit Pension.“ Der Pfeil, der zur Orientierung etwaiger Fremder auch auf die Tafel gemalt war, deutete nach dem Walde, in den Martin nun auf einem schmalen, mit Tannennadeln bestreuten Pfade eintrat.

Vorerst war von Villa Dornröschen nichts zu entdecken, aber nach ein paar Schritten zweigte sich links ein noch engerer Steg ab, der neben einer hohen Hecke hinlief. Er war so unbetreten, daß an seinem Saum zwei Erdbeeren hatten rot und reif werden können, ohne gepflückt zu werden. Diese Erdbeeren machten für Martin die Nähe einer menschlichen Wohnung unglaubhaft. Er gab also seine Bemühungen unter den Bäumen auf, um sich wieder seinem Ausgangspunkt zuzuwenden, denn er dachte, daß es am klügsten wäre, von dem vor dem Waldsaum liegenden Wiesenstreifen aus Umschau zu halten. Er sah aber auch hier nichts als lange Reihen schwarzer Tannen vor sich, die eine wahre Friedhofsruhe ausströmten.

In solchen Augenblicken ist es selbst Leuten, welche die Einsamkeit lieben, nicht unangenehm, wenn ein Mensch des Weges kommt. Auch Martin bemerkte mit einer gewissen Beruhigung, daß ein zweiter Wanderer erschien. „Sie können mir wohl sagen, wo sich Villa Dornröschen versteckt hält?“ fragte er, auf den ihm entgegen kommenden Fremden zugehend.

Es stellte sich nun heraus, daß der Ankömmling ein sehr freundlicher junger Mann war, der auch eine ausreichende Ortskenntnis zu besitzen schien. Er erklärte sich sofort bereit, Martin vor den Eingang der Villa zu führen. Dieser war näher, als es den Anschein gehabt hatte. Man mußte nur den Weg, an dem die Erdbeeren standen, ein Stückchen weiter verfolgen. Die hohe Hecke, die neben ihm hinlief, umhegte schon den wohlgepflegten kleinen Garten von Villa Dornröschen, die nun auch selbst in Sicht kam und sich als ein weißes, von Kletterrosen umranktes Häuschen auswies.

Martin mußte vor Befriedigung lachen, denn er hatte es sich nicht träumen lassen, jemals einen so versteckten Sommeraufenthalt zu finden.

Der junge Mann lachte ebenfalls, denn es schien zu seinen Eigenheiten zu gehören, immer das zu thun, was sein Begleiter that.

„Es wird doch wohl noch Platz für mich da sein?“ meinte jetzt Martin, auf das Häuschen deutend.

„Da ist immer Platz,“ erklärte der freundliche junge Mann, die Lage ist dem gewöhnlichen Sommerpublikum nämlich zu einsam. Sie werden sich längere Zeit hier aufhalten?“

„Mindestens sechs Wochen.“

„Sie ziehen Enzenheim vielleicht auch Baden-Baden vor?“

„Unbedingt!“ Martin war nie in Baden-Baden gewesen. Er wollte aber gern das Gespräch abbrechen und dachte, daß man mit wohlwollender Zustimmung am schnellsten einen Menschen los wird.

Der junge Enzenheimer schien nun auch wirklich seine Frageluft erschöpft zu haben, und Martin öffnete, zum Abschied seinen Riesenschlapphut schwenkend, gerade die Gartenpforte, um hinter der Hecke zu verschwinden, als ihm eine fremdartig lyrisch klingende Stimme zuflüsterte: „Bitte, stehen Sie noch einen Moment so still —“

Kein andrer als der junge Mann konnte gesprochen haben. Aber was wollte er von ihm? Martin sah, wie jener seine Hand, in der ein kleiner, unbestimmter Gegenstand aufblitzte, erhob, dann senkte und schließlich mit einem herzhaft klingenden: „Ich empfehle mich Ihnen“ zwischen den Tannen verschwand.

Digitized by Google

Martin hatte den freundlichen Enzenheimer und seine sonderbaren Verabschiedungsmanipulationen bereits vergessen, als er eine halbe Stunde in Villa Dornröschen weilte, die für ihn das Ideal einer Sommerwohnung zu werden versprach. Seine Wirtsleute besaßen nämlich keine Tochter, die Klavier spielte, dafür aber drei hübsche, luftige Logierstuben, die sie ihm zu einem Preise, der ihre Ehrenhaftigkeit in das beste Licht setzte, gern überließen.

Wenn Martin durch seine blank geputzten Fensterscheiben sah, so spiegelte ihm die versteckte, eingebaute Lage der Villa die angenehme Täuschung vor, daß es keine Häuser mehr in seiner Nähe gäbe. Er sah über seinen kleinen Garten hinweg nur Wiese und eine Unmasse Wald und konnte sich einbilden, diese angenehmen Dinge mit keinem andern Lufthungrigen teilen zu müssen.

Martin kannte bald die kleinen Spaziergänge in der Nähe seiner Wohnung und wußte, daß man nur wenige Schritte zu gehen brauchte, um keine zu geebneten Pfade oder parkartigen Zustutz zu befürchten. Bei seinen Heimwegen hatte er bisweilen kleine, spaßhafte Kämpfe mit Villa Dornröchsen zu bestehen, ehe sie ihn wieder einließ. Er lief bei der Hecke vorbei, ohne an der richtigen Stelle abzubiegen, und befand sich plötzlich am Waldausgang vor der Wiese, höchst belustigt darüber, sein eignes Geheimnis nicht lüften zu können.

Er hätte es nach drei Tagen fast vergessen, daß sich in seiner Nähe eine Ansammlung menschlicher Wohnungen befand, die den Namen Enzenheim trug, wenn ihn nicht ein Zufall wieder daran erinnert haben würde. Es gab in Enzenheim ein wöchentlich zweimal erscheinendes „Badeblatt", das hauptsächlich den Zweck verfolgte, die Einheimischen auf das Aufblühen ihres Ortes stolz zu machen. Als Martin diese Zeitung an einem Morgen auf seinem Kaffeetisch vorfand, dachte er: ‚Es gehört zu einer Sommerfrische für den Großstädter, daß er es lernt, kuhwarme Milch zu trinken und auf Bänken ohne Lehnen zu sitzen! Warum nicht auch, daß er ein solches Winkelblättchen einmal zur Hand nimmt?' Das that er denn auch und ergötzte sich bald an der naiven Großsprecherei des ersten Artikels. Auf der zweiten Seite prangte sogar ein Bild, — war das ein Mensch oder ein Affe? Martin erkannte mit dem zweiten Blick, daß es ein Mensch, und mit einem andern, entsetzten, daß dieser Mensch er selbst sein sollte. Ja, das war sein Riesenschlapphut, unter dem er mit einem faltigen Gesicht, wie ein mißtrauischer Gnom, zur Seite schielte!

Er wußte plötzlich alles: jener junge Mann, dessen Führung ihn mit Dank erfüllt hatte, war kein Enzenheimer, sondern ein Reporter, der ihn, weiß Gott woher, gekannt hatte. Und das unbestimmbare Ding in seiner Hand war ein photographischer Taschenapparat gewesen, dessen schamlosem Vorgehen die Enzenheimer Kurgäste diesen Paviansknopf mit der Unterschrift „Martin Schadewaldt, unser erster, lebender Dramatiker", verdankten!

Und während ihm das Blut vor Aerger zu Kopf stieg, las Martin von seiner Bescheidenheit, von seinen beispiellosen Erfolgen. Dann wurde seine Anwesenheit in Enzenheim, Villa Dornröschen, ans Licht gebracht und der Umstand erwähnt, daß er sich da sechs Wochen aufhalten würde. Schließlich kam der Satz: „So wäre denn Enzenheim um eine mächtige Anziehungskraft reicher, denn viele Verehrer des Dichters werden es sich sagen: ‚Wo böte sich die Gelegenheit, ihm näher zu treten, besser, als in der Zwanglosigkeit der Sommerfrische?' und werden nach unserm lieblichen Ort pilgern, um zugleich mit der erquickenden Tannenluft den Vorzug zu genießen, Martin Schadewaldt besuchen zu können!"

Anfangs hatte Martin das Bedürfnis, sofort seine Koffer zu packen und aus seinem schmählich verratenen Paradies zu entfliehen. Dann aber dachte er: ‚Ich will doch einmal sehen, ob ich Herr über mich bin oder ob es andre sind!' So blieb er ruhig in seinen vier Wänden, das weitere abwartend. Und es kam so, wie er gedacht hatte: schon am Nachmittag klinkte das Gartenpförtchen zum erstenmal.

Eine Dame wolle den Herrn sprechen, meldete die Wirtin.

„Werfen Sie die Visitenkarte in die Vase da, Frau Eckerle," — Martin deutete auf den Gegenstand, den er meinte, — „und sagen Sie, ich wäre nicht zu Hause."

Gegen Abend wanderte die Visitenkarte eines ebenso abgefertigten Herrn gleichfalls in die Vase.

Das waren die Vorpostengefechte. Am Tage darauf begann die Schlacht. Martin hielt sich ruhig im Zimmer, voll stiller Bewunderung vor der zielbewußten Intelligenz der Leute, denen es absolut keine Schwierigkeiten machte, den Eingang in sein Dornröschenschloß zu finden. Die Visitenkarten in der Vase türmten sich, den ganzen Tag über klinkte das Gartenpförtchen.

Am andern Nachmittag begannen die Blumenspenden. Ganze Bündel Rosen und Nelken sammelten sich in Martins Zimmern an, ohne ihn für eine Uebergabe geneigter zu machen. ‚Einmal müssen die beiden Hotels sich doch entleeren,' dachte er, ‚und die neuen Leute, die ankommen, werden von den Abgewiesenen hören, wie abscheulich ich bin, und mich in Ruhe lassen!'

Am vierten Tage ebbten die Besuche wirklich ab, und am fünften kam nur noch eine Marschall Niel-Rose in Martins Hände. Er begann nun wieder vorsichtig das Haus zu verlassen, immer von dem Gedanken verfolgt, daß man ihn draußen abfangen könnte. Aber seine rücksichtslose Unnahbarkeit schien doch einen zu abschreckenden Eindruck gemacht zu haben: die Umgebung von Villa Dornröschen blieb menschenverlassen wie der Eingang einer Löwenhöhle.

Digitized by Google

Martin genoß jetzt wieder seine Vormittage auf der Veranda vor dem Hause oder im Garten. Er wollte es sich selbst nicht recht eingestehen, daß ihn die tannendunkeln Berge ringsum, die er bis jetzt nur dem Ansehen nach kannte, weit mehr lockten als der kleine Garten, der ihm täglich langweiliger wurde, und den er doch noch immer aus Scheu vor zudringlichen Leuten nicht verließ. Wie viel schöner mußte es im Walde sein! Martin begann mit den Augen auszurechnen, welche der tiefgrünen Bergkuppen ihm am nächsten lag: sicherlich die rechts vom Hause, die so viel Tannen trug, daß es aussah, als könnte sie ganz Berlin mit Weihnachtsbäumen versorgen. Und dann bemerkte er, daß über den Tannen, ganz oben, etwas Helles, wie ein zackiger Saum, hervorlugte.

Das wäre ein Turm — belehrte Herr Eckerle, der gerade Reseda im Garten schnitt —, und er gehöre zur Ruine der Ringenburg. Es wäre die schönste Aussicht bei Enzenheim, denn man könnte bis zum Rhein sehen.

‚Du wirst dich hier aus Furcht vor den Leuten doch nicht in diesen Puppengarten einsperren,‘ dachte Martin am andern Morgen. Er verließ die Umhegung seiner Hecke und ging mit weit ausholenden Schritten in den Wald hinein, wie ein Mensch, der es sich vorgenommen hat, nicht so bald wieder umzukehren. Der Weg nach der Ringenburg von dieser Seite war wenig betreten und zeigte alle Reize eines Waldpfades, der mehr von Epheu und Brombeerranken als von Spaziergängern mit Beschlag belegt ist.

Martin fand auf der Plattform des Berges, etwas seitab von den Burgtrümmern, natürlich auch das übliche kleine Gasthaus, in dessen mit Felsstücken aufgeputztem Gärtchen es völlig menschenleer war. Damit der melancholisch am Eingang lehnende Kellner nicht um sein Trinkgeld betrogen wurde, nahm Martin einen Pflichtbecher versüßter Limonade zu sich und begab sich dann in die Ruine, um sich aus dem Labyrinth von Trümmern und Ranken einen Weg zum Turm zu bahnen. Je näher Martin dem massigen Lugaus der Ringenburg kam, um so deutlicher wurde es ihm, daß er sich nun bald in menschlicher Gesellschaft befinden würde. Eine Menge lachender Stimmen schallte durcheinander, die das Vorhandensein einer munteren Touristengesellschaft unleugbar klar machte. Martin entdeckte jetzt die Störenfriede zwischen den grauen Zacken, die die Plattform des Turms umgaben. Er blieb einen Augenblick unschlüssig stehen. Dann aber drückte er seinen Schlapphut in die Augen und stieg beherzt die enge Turmtreppe empor. Auf der letzten Stufe machte er Halt und drückte sich an die Wand. Er trug nun doch Bedenken, sich dem Publikum oben preiszugeben.

„Dreh' es mehr nach rechts!“ hörte er da eine Stimme über sich rufen.

„Nun sehe ich gar nichts —“

„Noch mehr nach rechts!“

„Nun sehe ich etwas Weißes —“

„Das ist es!“

‚Sie haben oben ein Fernrohr,‘ dachte Martin, und quälen sich ab, damit irgend einen entfernten Punkt, vielleicht das Straßburger Münster, zu entdecken.‘

„Ich bin ganz genau über Villa Dornröschen orientiert,“ scholl es wieder von oben, „also rechts das erste Fenster gehört zu seinem Arbeitszimmer, da dichtet er bei Mondschein. Gleich daneben liegt das Empfangszimmer, wo er sich der jubelnden Menge zeigt —“

„Nein, wo er sich nicht zeigt,“ rief eine hohe Damenstimme dazwischen, „so ein altes Kamel! Ich habe ihm für drei Mark Rosen schicken lassen.“

„Und ich die einzigen Lilien, die in Enzenheim aufzutreiben waren —“

„Ja, hätten wir lieber unser Geld noch!“

„Jetzt kommt er aus dem Hause!“ schrie jemand dazwischen.

„Wenden Sie sich ab, meine Damen, denn er hat nur Badehosen an!“ fiel ein Spaßvogel ein.

Martin stand wie begossen da. Er wußte längst, daß man sich hier oben an seiner Sprödheit rächte; er hatte seinen Salon vor Neugierigen zu verschließen gehofft, nun drang man mit dem Fernrohr in sein Privatleben und log sich ihn noch obendrein zur Staffage in Badehosen in den Garten!

„Meine Damen, die Sache wird spannend,“ tönte es da von neuem, „jetzt tritt die holde Weiblichkeit auf den Plan!“

„Das ist gewiß seine Wirtin —“

Eine Pause der Erwartung, dann kreischte es im Chor: „Er hat sie umarmt, er hat seine Wirtin umarmt, der alte Don Juan!“

Jetzt stürmte Martin in langen Sätzen die Treppe hinab. Er mußte den Wirt der Ringenburg zur Rede stellen, der Unfug durfte nicht länger so fortgehen. Jetzt verwechselte man ihn sogar aus Dummheit oder bösem Willen mit Herrn Eckerle und schob ihm die harmlosen Vertraulichkeiten jenes alten Ehemannes als Don Juanerie in die Schuhe.

„Wo ist der Wirt?“ schnauzte er unten den Kellner an.

Dieser brachte ihn in die kleine Scheukstube, wo ein sehr dicker Herr Frühstück aß.

Martin sprudelte seine Beschwerde hervor, während der Wirt ruhig weiterspeiste und dann entschied: dagegen könne er nichts machen, — das Fernrohr stände oben für jedermann zur Besichtigung der Gegend.

Er wäre nicht Gegend, brummte Martin.

Er wäre Staffage, erklärte der Wirt ruhig.

„Ich werde Sie anzeigen!“ fiel Martin wütend ein.

„Thu das, alter Junge,“ entgegnete der Wirt unbekümmert. Und ehe Martin, der die Duzbrüderlichkeit des fremden Mannes als eine neue

Digitized by Google

Verhöhnung auffaßte, dazwischen fahren konnte, begann jener wieder: „Du hast es im Leben weiter gebracht als ich, Martin Schadewaldt, und in der Schule war ich dir doch immer über. Aber es ist nun einmal wahr: Schullichter werden keine Kirchenlichter! Weißt du noch, wie mein Alter, weiland Ordinarius in Tertia, immer zu dir sagte: ‚Schadewaldt, du bist gewissermaßen der größte Esel, den ich kenne?‘“

Das wußte Martin noch, nachdem er seine Gedanken gesammelt hatte, und er mußte herzlich lachen. Dann schüttelte er kräftig die Hand des Mannes, der in ihm diese Erinnerung geweckt hatte. „So bist du also der Alfred Springer, der mir in Tertia immer als Muster vorgehalten wurde?“

„Der bin ich,“ der andre entgegnete melancholisch, „Alfred Springer, Wunderkind a. D. Es hat recht lange gedauert, ehe ich es begriff, daß mich die Vorsehung zu nichts Höherem als dem Pächteramt auf diesem Raubschloß ausersehen hat. Ich suche jetzt hier oben den Leuten Geld aus der Tasche zu locken. Bis jetzt ging es etwas schwach mit dem Herauslocken, bis du auftauchtest und in siegreiche Konkurrenz mit den landschaftlichen Reizen tratest. Seitdem pilgern die Leute in Scharen auf den Turm, um deine Wohnung anzugaffen, und essen nachherbei mir zu Mittag. Seitdem blüht mein Weizen sozusagen.“

Nachdem sich die Thatsachen derart vor seinen Augen verschoben hatten, wußte Martin nicht recht, was er nun thun sollte.

„Wenn du noch länger hier bleibst — ich meine unten in Enzenheim — und dich beobachten läßt, werde ich eine gute Ernte machen,“ begann Alfred Springer überredend.

Aber das war doch zu viel verlangt, selbst von Martin Schadewaldt, der seine eigne Gutmütigkeit fürchten gelernt hatte. Man mußte über einen Ausweg nachdenken. Und dann fiel ihm etwas ein, und er lachte, während ihm der Gedanke kam. „Dein Raubschloß soll noch ferner umschwärmt werden, Springer,“ beteuerte er beim Abschied, „dafür werde ich sorgen!“

Als Martin sich zum Mittagessen wieder in Villa Dornröschen einfand, machte er seinem Wirt die Mitteilung, daß er schon morgen in aller Frühe fortzureisen gedächte.

Herrn Eckerles bestürztes Gesicht wurde wieder heiter, als ihm Martin mit all seiner Freundlichkeit die Miete für die verabredeten sechs Wochen aufgenötigt hatte. „Und eine Bitte noch, Herr Eckerle: erzählen Sie niemand, daß ich fort bin, ehe die sechs Wochen um sind, und behalten Sie meinen großen Schlapphut, und gehen Sie damit öfter im Garten auf und nieder, — es hängt davon etwas ab!“

Herr Eckerle machte ein sehr verwundertes Gesicht, aber er hatte gehört, daß berühmte Leute bisweilen komische Käuze sind, und für einen solchen hielt er seinen Mieter, dem er die gewissenhafteste Berücksichtigung seines Wunsches versprach.

Martin verließ am andern Morgen mit dem ersten Zuge Enzenheim. Als die dunkeln Tannenwände hinter ihm zusammenrückten, sah er noch ein Weilchen den Turm der Ringenburg daraus hervorlugen. Heute würden wieder seine sogenannten Bewunderer da oben Posto fassen und ihre Zeit der Beobachtung des harmlosen Herrn Eckerle widmen, den sie für Martin Schadewaldt halten würden, weil er Martin Schadewaldts Hut aufhatte. Und Martin nahm sich vor, daß sein nächstes Drama das Leben von der humoristischen Seite schildern sollte, — da wollte er der Welt und den Menschen zeigen, was er eigentlich von ihnen hielt!

Das Denkmal des Grossen Kurfürsten für Kiel.

Kaiser Wilhelm II. hat am zweihundertjährigen Gedenktage des Königreichs Preußen auch der deutschen Marine sein Wohlwollen kundgethan. Er widmete ihr als erneutes Zeichen seiner Huld ein bronzenes Standbild des Großen Kurfürsten, der nicht nur der eigentliche Begründer des preußischen Königtums, sondern auch der weitblickende Schöpfer der brandenburgischen Flotte war. Das Denkmal soll seinen Platz an der Marineakademie zu Kiel erhalten. Es ist ein Werk von Wilhelm Haverkamp, der an Begabung und Tüchtigkeit unter den jüngeren Bildhauern mit in erster Reihe steht. Sein Großer Kurfürst verkörpert in der energischen Haltung, in der ausdrucksvollen Gestaltung des Kopfes vortrefflich die jenem Herrscher eigne unbezwingliche Entschlossenheit und Thatkraft, während in dem weitgerichteten Blick seine großen Ziele sich wiederspiegeln. Angethan ist der Held mit dem langen, spitzenbesetzten, mit breiter Schärpe und Ordensband geschmückten Rock, dessen Original noch im Hohenzollernmuseum aufbewahrt wird. Ein breitkrempiger, seitwärts aufgeschlagener Hut bedeckt das mächtige, nach Schlüters Vorbild geschaffene Haupt, dessen Haar in langen Strähnen bis auf die Schulter herabfällt. Das Standbild ist 3,16 Meter groß. Es ist aus einem Wettbewerb hervorgegangen, der von der preußischen Landeskunstkommission veranstaltet war.

Das Werk war ursprünglich nur für Minden bestimmt, wo es am 15. April d. J. enthüllt werden soll. Die bewundernswerte Ausführung veranlaßte den Kaiser, einen weiteren Bronzeguß als bedeutsames Geschenk seiner Marine zu stiften.

Digitized by Google

Das Denkmal des Grossen Kurfürsten für Kiel. Von Wilhelm Haverkamp.

Digitized by Google

Ernst Wichert.

Zu seinem siebzigsten Geburtstage.

Am 11. März feierte Ernst Wichert, der erfolgreiche Bühnen- und Romandichter, seinen siebzigsten Geburtstag. Zu Insterburg geboren, widmete er sich in Königsberg dem Studium der Rechtswissenschaft und war nach Absolvierung der Examina zunächst in kleinen Orten Litauens als Richter thätig. 1877 wurde er an das Oberlandesgericht in Königsberg berufen und kam zehn Jahre später als Kammergerichtsrat nach Berlin. 1896 trat er mit dem Titel Geheimer Justizrat in den Ruhestand. Seine ersten litterarischen Arbeiten waren Dramen vaterländischen Inhalts, doch drangen sie nicht in weite Kreise; einen großen Erfolg dagegen erzielte Wichert mit jenen kernigen Erzählungen, die später unter dem Titel „Litauische Geschichten“ gesammelt wurden. Auch auf der Bühne lächelte dem Dichter bald das Glück. Den Preis der Wiener Lustspielkonkurrenz errang 1868 der „Narr des Glücks“, dem 1871 „Ein Schritt vom Wege“ folgte, der eine noch günstigere Aufnahme fand und bis auf den heutigen Tag zu den bevorzugten Stücken des deutschen Theaterpublikums gehört. Ebenso hatte eine große Reihe andrer Schau- und Lustspiele nachhaltigen Erfolg, wie „Die Realisten“ und „Biegen oder Brechen“ (beide 1874), „Die Frau für die Welt“ (1876), „Der Freund des Fürsten“ (1879), „Der geheime Sekretär“ (1881), „Hohe Gönner“ (1883), nach dem gleichnamigen Roman bearbeitet. Ein Teil dieser Bühnenwerke erscheint heute, wo das Theaterpublikum an schärfer gewürzte Kost gewöhnt ist, einigermaßen veraltet, aber in seinen Romanen und Novellen bekundet Ernst Wichert von vornherein einen gesunden Realismus, und was insbesondere die geschichtlichen Erzählungen anbetrifft, so haben wir die strenge historische Treue, welche uns die Zustände und Personen in rechtem Lichte zeigt, zu rühmen. Ergreifend malt „Heinrich von Plauen“ die Kämpfe des Deutschen Ordens mit dem Slawentum, und „Der Große Kurfürst in Preußen“ schildert packend, wie Gewaltiges der eigentliche Begründer des brandenburgisch-preußischen Staates verrichtet hat. Doch wir können nicht alle Werke des fruchtbaren Dichters im einzelnen aufführen und begnügen uns mit dem Hinweise, daß Wichert auch in seinen neuesten, aus der Gegenwart geschöpften Erzählungen mit sicherem Fuße auf realem Boden steht. Wer, der den Autor nicht kennt und den erst vor kurzem erschienenen Roman „Getrennte Wege“ liest, käme wohl auf den Gedanken, daß dieser mannhafte Protest gegen das eitle Strebertum aus der Feder eines Siebzigjährigen stammt? Im Jahre 1896 trat Ernst Wichert, wie bereits erwähnt, in den Ruhestand. Nun nicht mehr Richter, sondern nur noch Dichter, veröffentlichte er seitdem von Zeit zu Zeit einen Roman oder eine Novelle, die sich vorteilhaft von dem Wust der landläufigen Erzählungslitteratur abhoben und stets eine litterarische Eigenart bekundeten. Die erzählenden Schriften Wicherts sind in 17 Bänden bei Karl Reißner in Dresden erschienen, und es läßt sich erwarten, daß der stattlichen Sammlung sich noch mancher neue Band anreiht. Denn die Lust am Schaffen ist dem Dichter geblieben und mit ihr die Gunst der deutschen Leser.

Mit Genehm. von J. C. Schaarwächter, Hofphot., Berlin.

Ernst Wichert.

Digitized by Google

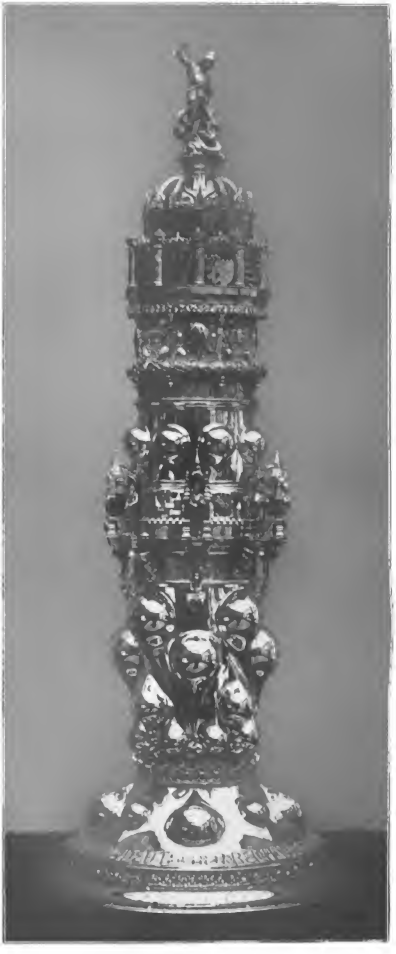
Der Willkomm-Pokal für das Reichstagshaus.

Ein erlesenes Prunkstück hat Professor Fritz von Miller in München für das deutsche Reichstagshaus geschaffen: einen kostbaren großen Willkomm-Pokal, der bei feierlichen Anlässen als Tafelschmuck dienen wird. Reich und reizvoll gegliedert, hat er eine Höhe von 86 Centimetern. Gekrönt wird er von dem drachentötenden Ritter St. Georg. Den Deckel schmücken die Wappen der deutschen Bundesstaaten in vielfarbigem Email; unterhalb dieses Wappenringes ist ein Filigranreif mit bunten Türkisen, Opalen, Nephriten und Granaten besetzt. Den Mittelteil nehmen die Statuetten von acht deutschen Kaisern ein: Heinrich I., Otto der Große, Heinrich III., Friedrich Barbarossa, Rudolf von Habsburg, Ludwig der Bayer, Maximilian I. und aus unsrer Zeit Wilhelm I. Zwischen den Kaiserfiguren treten in feinster Ziselierung Motive altdeutscher Städtebilder hervor, so zum Beispiel aus München, Augsburg, Nürnberg, Köln, Meißen.

Wilhelm Haverkamps „Schiffsbaukunst".

(Zu der Abbildung Seite 373.)

Ein eigenartiges Bildwerk hat Wilhelm Haverkamp-Berlin jüngst vollendet: eine Frauengestalt von fesselnder Schönheit, die als Verkörperung der Schiffsbaukunst gedacht ist. Ihre Glieder umhüllt ein malerisch geordnetes Gewand; der Kopf, dessen feine, gedankenvolle Züge von einer ernsten Anmut beseelt sind, ist vom Lorbeer umwunden. Sinnend hält die Gestalt in der Linken das Modell der „Borussia", des ersten in Deutschland auf der Schichau-Werft in Stahl gebauten Schiffes. Das Kunstwerk schmückt das jüngst zu Elbing enthüllte Denkmal, das Beamte und Arbeiter dem Geheimen Kommerzienrat Ferdinand Schichau gesetzt haben. Die schöne Skulptur ist ein Beweis, wie auch eine ganz moderne Technik nicht nur charakteristisch und treffend, sondern zugleich in idealer, künstlerischer Auffassung dargestellt werden kann.



Fritz von Miller
Der Willkomm-Pokal für das Reichstagshaus.

Digitized by Google

Zeitlexikon.

Es war die höchste Zeit, daß sie selbst ihr Lexikon erhielt, die Zeit. Wie viel Zeit mußte man bisher vertrödeln, bis man in den immer bunter sich gestaltenden Erscheinungen des modernen Lebens sich zurechtfand, und wer hat in der überstürzenden Hast unsrer Zeit noch die Zeit, sich mit allen Fragen zeitgemäß und rechtzeitig vertraut zu machen! Fürwahr, die Zeit verlangte gebieterisch nach ihrem eignen Dolmetsch, ihrer eignen Buchführung, und daß die dunkle Ahnung dieses Bedürfnisses in weiten Schichten längst vorhanden war, das lehrt die Menge der in den letzten Jahrzehnten entstandenen Fachlexika, welche die Angehörigen der verschiedenen Berufe und Erwerbszweige über die Fortschritte innerhalb ihres Sonderkreises eingehender und gründlicher unterrichten als dies die bekannten großen Werke naturgemäß vermögen. Landwirtschaft, Jagd und Forst, Naturwissenschaft und Technik, Kunst, Poesie und Geographie, Politik und Theater besitzen ihre besonderen Nachschlagewerke, ebenso das Deutsche Reich und das Deutsche Lied, und einer Lexika rühmen sich sogar die Schönheitspflege, der gute Ton und die feine Sitte. Schmerzlich aber vermißte bisher Chronos die ihm gebührende Huldigung, und man kann es ihm eigentlich nicht verdenken, daß er in seinem Unmut uns bisweilen Zeitläufte schickte, die uns nicht behagten. Das dürfte sich erfreulich ändern, denn fortan werden dem Zeitengott reichliche Opfer dargebracht, — allmonatlich sechs bis acht Druckbogen.

„Zeitlexikon“ betiteln kurz und schlagend die Herausgeber, Maximilian Krauß und Ludwig Holthof, ihr neues, in der Deutschen Verlags-Anstalt zu Stuttgart erscheinendes Unternehmen, und ebenso kurz und treffend charakterisieren sie im Geleitworte die Eigenart ihres Werkes. Es bringt „alles das, was auf den Gebieten der Politik und Volkswirtschaft, der Wissenschaften, Litteratur und Kunst, des Theaters und der Musik, der Technik und Industrie, des Handels und Gewerbes an Bedeutendem und Wissenswertem in die Erscheinung tritt, — alles das, worüber man spricht, schreibt, streitet, was man fördert und anstrebt auf dem unendlichen Plan des modernen Kulturlebens“. ‚Oho,‘ dürfte dieser oder jener einwenden, ‚was hier in Aussicht gestellt wird, finde ich großenteils schon bei meinem alten Freunde und Berater, dem Konversationslexikon.‘ Arg gefehlt! Wesen und Art unsrer trefflichen Konversationslexika sind himmelweit verschieden von der Sonderart des Zeitlexikons. Nach ihrer ganzen Anlage können jene keinen Ueberblick über das rasch flutende Leben der Gegenwart gewähren, selbst die Ergänzungs- und Supplementbände, die sie gelegentlich bringen, gelangen erst Jahr und Tag nach den Ereignissen zur Ausgabe, und so ist vieles, das beim Verfassen der Artikel neu war, beim Erscheinen überholt und veraltet.

Solches Mißgeschick kann nicht dem Zeitlexikon begegnen, das, nur an den Monat sich bindend, das festhält, was in den letztvergangenen vier Wochen an Bemerkenswertem geschehen ist. Gewiß wird auch vieles von dem, das in dieser Weise verzeichnet ist, nur ein ephemeres Dasein führen, aber es machte sich doch im öffentlichen Leben geltend, beschäftigte auf eine Weile die Gemüter vielleicht lebhafter als eine wissenschaftliche Großthat von unvergänglichem Wert, und darum verdient es seinen Platz in einer monatlich fortgeführten Chronik der Zeit. Dieser Titel wäre sachlich für das neue Unternehmen vielleicht zutreffender gewesen, aber er hätte nicht genügend hingewiesen auf die praktische Ordnung der tausendfältigen Gegenstände, die in der vorliegenden Form eine schnelle Orientierung ermöglicht, und darum erscheint der Titel „Zeitlexikon“ als eine glückliche neue Wortbildung.

Welche ungeheure Arbeit birgt sich in dem Unternehmen! Alles was in den ersten vier Wochen des neuen Jahrhunderts sich auf dem Erdball von bemerkenswerten Ereignissen zugetragen hat, im ersten Hefte des Zeitlexikons ist es sorgfältig verbucht, und wären die Herren Herausgeber mit den Siebenmeilenstiefeln unsers lieben deutschen Märchens über Länder und Meere geschritten, und hätten sie die berühmtesten Medien der übersinnlichen Welt zu ihrem Dienste gewonnen, das gewaltige Arbeitsfeld würden sie nicht zu fruchtbarem Ertrage gebracht haben ohne einen ganzen Generalstab erster Kräfte aus allen Gebieten des Wissens, dessen sie sich glücklicherweise erfreuen.

Ein Konversationslexikon zu handhaben, ist oft ein schweres Stück Arbeit. Da stehen sie wohlgeordnet im Bücherschrank, die achtzehn bis zwanzig Bände, und es bedarf eines gewissen Kraftaufwandes, den entsprechenden Band, in dem man nachschlagen will, zum Arbeitstische zu befördern. In neun Fällen von zehn ist es damit nicht genug, denn es kommen die fatalen Hinweise: „Siehe Artikel X oder Y,“ und vertieft man sich in diese, so kann es geschehen, daß man wieder auf andre Artikel verwiesen wird und somit eine Bücherbarrikade vor sich aufbauen muß. So hat man, um die volle Orientierung zu gewinnen, förmlich selbst eine litterarische Arbeit zu leisten, die einen erheblichen Zeitverlust bedingt und trotzdem nicht selten fruchtlos bleibt, denn die Auskünfte dieser Handbücher gehören ja der Vergangenheit an.

Anders das Zeitlexikon. Bei ihm ist keine Vergangenheit älter als vier bis sechs Wochen, und wenn es auch hier nicht an Hinweisen auf andre Stichworte fehlt, so hat man doch alles in einem bequem zu handhabenden Hefte beisammen, — ein paar Seiten vor- oder zurückgeblättert, und man steht auf der Höhe der Situation. Und ob es sich um Fragen der Politik handle, um Angelegenheiten des Verkehrs, des Handels, der Industrie und Technik, der Kunst oder Wissenschaft, — im Umsehen hat man, den Stichworten folgend, den vollen Ueberblick über den Stand der Verhältnisse. Greifen wir aus der quellenden Fülle der Erscheinungen beispielsweise ein Feld heraus, dem jedermann Interesse entgegenbringt, das der Bühne. Von A bis Z können wir hier, soweit die Dinge überhaupt in Betracht kommen, die Vorgänge im Verlaufe eines Monats verfolgen. In Karlsruhe

Digitized by Google

läutet M. J. Erb die „Abendglocken“ seiner heiteren Operette, während Joseph Lauff zum Preußenjubiläum im Berliner Opernhause seinen hohen „Adlerflug“ nimmt und in Hamburg „Ahasver“, nach Hamerling frei bearbeitet von Julius Horst, düster über die Bretter schreitet. Einen wehmütigen Gruß winkt ihm Ronetti Roman mit seinem Trama „Manasse“ herüber, das die Assimilierung der arg geplagten Juden in Rumänien befürwortet. Den „Geistlichen Spielen“, die in London nach Oberammergauer Vorbilde veranstaltet werden, stellt sich in Paris und Berlin keck die Diseuse Yvette Guilbert gegenüber, und mit Schaudern lesen wir, daß „Der Tag“ von einem Kritiker, dem nichts heilig ist, gekennzeichnet wird als „Roheit und Schrecken auf der ganzen Linie“. Es ist natürlich nicht der Tag des Herrn Scherl gemeint, sondern ein gleichnamiges Drama.

Wer nachdenklich sich in das Zeitlexikon vertieft und erkennt, daß er hier Anregung, dort Belehrung empfängt, dem dürfte es nicht entgehen, daß mit dem konkreten Gewinn sich noch ideale Vorteile verbinden, daß von dem Unternehmen sich ein versittlichender Einfluß erwarten läßt. Der stille, geheime Wunsch des edel strebenden Menschen geht doch dahin, aufgenommen zu werden in das goldene Buch von Brockhaus oder Meyer, das die verdienstvollen Männer und ihre Thaten aufzählt. In den vielbändigen großen Meyer oder Brockhaus zu kommen, ist schon ein Hochgenuß, und wem es gar gelingt, bei der unvermeidlichen Durchsiebung dieser quellenden Fülle ausgezeichneter Individuen ein Plätzchen in dem nur auf wenige Bände beschränkten kleinen Brockhaus oder Meyer zu erwischen, der ist echt, der kann auf bleibenden Ruhm Anspruch erheben, wenigstens so lange, bis eine neue Auflage und eine neue Durchsiebung erfolgen. Aber wie viele redlich Strebende, emsig Arbeitende müssen vorläufig beiseite stehen, weil Meyer und Brockhaus, der eine so schlimm wie der andre, argwöhnisch mit ihrer Anerkennung zögern und zu solcher sich oft genug erst verstehen, wenn der grüne Rasen den Harrenden deckt. Diesen zu spät Erkannten hilft das Zeitlexikon. Nur in einem Stücke, lieber Zeitgenosse, leiste etwas Bemerkenswertes, worüber man spricht, schreibt oder streitet, und du kommst hinein in das schmucke Heft, das deinen Ruhm wenigstens für vier Wochen in der ganzen Welt verbreitet. Wenn es dir dann nicht gelingt, für längere Dauer in der Hochachtung deiner Mitmenschen festen Fuß zu fassen, ist es allein deine Schuld, edler Zeitgenosse. Und die Kehrseite der Medaille. Wie manchen mag in Zukunft der Hinblick auf eine unerbittliche Buchung, die keinerlei Rücksicht und Parteinahme kennt, die mit strenger Gewissenhaftigkeit alle Geschehnisse verzeichnet, welche die Gemüter erregen, von schnödem Beginnen zurückhalten. Was gäbe wohl, um nur einen einzigen Fall anzuführen, ***berg darum, wenn er nicht ins Zeitlexikon gekommen wäre! Ja, nichts Menschliches ist ihm fremd, dem Allerweltslexikon. Mit ehernem Gleichmut, der sich durch nichts aus dem Geleise bringen läßt, bucht es, je wie es die alphabetische Ordnung mit sich bringt, die unsterblichen Großthaten des Genies neben den Erscheinungen geringerer Ordnung, die Kohlennot zwischen Kneißl und Koniz, die Maul- und Klauenseuche zwischen Mascagni und Menschenaffen.

Das moderne Leben führt jedem, der nur über haupt eine Zeitung liest, ein ungeheures Maß von Anregung und Wissen zu, aber freilich ist es nicht bei allen wohlgeordnet, und selbst die Gebildeten — legen wir doch die Hand aufs Herz! — sind sich nicht immer klar, was dieses oder jenes Ding, wofür ihr Leibblatt sich ins Zeug legt oder wogegen es kämpft, eigentlich zu bedeuten hat. Hier greift das Zeitlexikon hilfreich ein, jedes Mißverständnis, jede Unklarheit im Umsehen beseitigend. Hätte Altmeister Goethe die stolze Entwicklung des modernen Journalwesens geahnt, er würde nicht (vergl. das Vorspiel zu Faust) das Zeitungslesen als etwas Verwirrendes, von höherem Genusse Abziehendes hingestellt haben, sowie er es that, indem er den Theaterdirektor zum Dichter sprechen ließ:

> Und seht nur hin, für wen ihr schreibt!
> Wenn diesen Langeweile treibt,
> Kommt jener satt vom üppigsten Mahle,
> Und — was das allerschlimmste bleibt —
> Gar mancher kommt vom Lesen der Journale.

Nein, das Lesen der Journale, der Zeitungen, ist für den modernen Menschen etwas Unerläßliches, aber willkommen dürfte es ihm doch sein, in dem ungeheuren Labyrinth der Erscheinungen, das immer neue Gänge anbaut, den rechten Wegweiser zu finden. Wenige geben sich die Mühe, ihre Tageszeitung für längere Dauer aufzuheben, und selbst wenn es geschieht, wie schwierig ist es, aus der Menge der Nummern und der verwirrenden Fülle der Nachrichten etwas, das man gerade nachlesen möchte, wieder herauszufinden. Mit unfehlbarer Sicherheit aber hilft uns das Zeitlexikon zum Ziele; nur ein kurzer Blick über die Zeilenkolonnen, und wir sind wieder auf dem Laufenden. Zum Schluß noch ein paar Worte über das Aeußere: vorzügliches Papier, so wie es sich schickt für ein Wert, das für die Dauer der Bücherei überwiesen werden soll, zwar nicht großer, aber doch ungemein scharfer Druck. Allein nach seiner Ausstattung ist das Zeitlexikon als eine Musterleistung des modernen Buchgewerbes zu bezeichnen, und wir verstehen eigentlich nicht, warum es verschmäht hat, sich selbst auf Seite 155 ein bescheidenes Denkmal zu errichten zwischen Zeche und Zensur. Ernst Schubert.

Digitized by Google

Das heilige Blau.

Eine japanische Theetassen-, Liebes- und Kriegsgeschichte.

Von

Königsbrun-Schaup.

In der guten Stube des ehrsamen Töpfers Okata zu Arito hingen als einziger Schmuck zwei alte Schrifttafeln mit zwei uralten Sprüchen. Der eine Spruch lautete: „Entfalte die Schwingen deiner Geschicklichkeit.“ Und der andre: „Schöne Künste helfen durch.“ Wer sich aber im Hause und im verwilderten Gärtchen des Meisters recht umsah, dem mußte es bald klar werden, daß hier die schönen Künste nicht durchgeholfen hatten. Freilich stand in der Werkstatt eine Anzahl niedlicher Töpferwaren fertig, Tassen und Schälchen, Vasen und Krüglein. Alle gar zierlich bemalt in einer etwas altväterischen Manier. Allein die hübschen Sachen waren verstaubt, im großen Brennofen hatte eine Katzenfamilie ihr Nest, und der Schlot hing voll grauer Spinnwebenschleier. Meister Okata hatte schon lange nicht mehr die Schwingen seiner Geschicklichkeit entfaltet und hätte sie auch nicht mehr entfalten mögen, denn es verlangte niemand nach seiner Kunst, und er verlangte gar wenig für sich selbst: zu Mittag eine Mahlzeit von gegorenen Rüben, abends ein paar Schälchen schlechten Thees und vor dem Schlafengehen ein vernünftiges Gespräch mit seinem adeligen Hausgenossen, dem Ritter Kitagaki no Toki-Yuki.

Es war doch alles herruntergekommen in dieser neuen Zeit, nicht nur er allein und sein Hausgenosse, der Ritter, der jetzt eigentlich nichts andres als ein Bettelmann war; auch sein Beschützer, der erlauchte Dai-miyo (Fürst) von Nabeshima, war heruntergekommen! Aber hatte nicht schon der göttliche Herr Budzu (Buddha) den Gläubigen befohlen, sich alles irdischen Tandes zu entschlagen? War alles Handwerk und alle Kunst, alle Arbeit, nicht ebenso Sünde wie das Wohlleben und die Faulenzerei der Reichen und Großen? Ja, alle Lust und auch alle Sorge war Sünde.

Meister Okata saß mitten in der kahlen Wohnstube und schmauchte sein Pfeifchen. Vor sich auf der zerschlissenen Binsenmatte hatte er den Theekessel und zwei Schälchen stehen. Die Thür stand offen, und die Fensterwände waren ausgehängt, so daß er wie in einer Loge saß und die Frühlingspracht draußen mitgenießen konnte. Wohl kamen mit dem lauen Winde und dem Blütenduft auch Fliegenschwärme herein, und des Meisters Glatze, die so glänzte, als wäre sie von weißem Wachs, lockte die Fliegen. Der Meister ließ sie surren und krabbeln. Er dachte an den Herrn Budzu, der geboten hatte: „Du sollst nicht töten“, und befohlen hatte: „Du sollst die Tiere lieben als deine Brüder.“ Gleichmütig schmauchte er weiter und schaute mit seinen kleinen Aeuglein in den Garten hinaus. Durch die wild wuchernden Kiku(Chrysanthemum)-Büsche strich jetzt der Abendwind, und der einzige große Baum des Gartens bewegte seine blütenschweren Aeste hin und wieder. Dahinter türmten sich wie blauschwarze Wolken die Föhren vom Hain des Dai-miyos. Einstmals hatten im Garten des Meisters allerlei herrliche Blumen geblüht, vom Frühling an bis in den Winter, und die Wege waren nicht mit Gras überwachsen gewesen. Aber die Blumenpflegerin war schon lange tot. Auch Trauer ist Sünde. Die Blumenpflegerin ist sicher zu neuem, schönerem Leben erstanden, dachte der fromme Meister.

Ein tiefes Gebrumm störte den Meister in seiner frommen Betrachtung. Der Meister sah nach dem Theekessel, dann erhob er sich. Jetzt tauchte aus der Kikuwildnis des Gärtchens ein plumper, vierschrötiger Mann auf, barhaupt und barfuß, das dunkle Antlitz von einem wilden, eisgrauen Barte umrahmt. Der alte Brummbär wankte dem Hause zu. Als er über die Schwelle trat, taumelte er ein wenig und mußte sich an den Thürpfosten lehnen.

Meister Okata machte eine tiefe Verbeugung, so tief, daß er fast mit der Stirn den Boden berührte. Nun raffte sich auch der andre auf, machte ebenfalls einen Bückling, der aber nicht sonderlich tief geriet.

Digitized by Google

„Es ist mir ein besonderes Vergnügen und eine hohe Ehre, Sie wieder bei mir zu sehen, Herr Kitagaki," sagte der Meister.

„Die Ehre und das Vergnügen haben Sie nun seit zehn Jahren alle Tage," erwiderte der andre ziemlich unwirsch und ließ sich schwerfällig neben dem Theekessel nieder. Auch Meister Okata hatte sich niedergelassen und schenkte den Thee in die beiden Schälchen.

„Das Wetter ist heute doch sehr schön geworden," fing nach einer Weile Okata an. „Heute mittag war es noch recht wolkig und fast kalt."

„Ja, das Wetter ist schön, Meister," brummte der andre. „Wenn Ihr Thee nur etwas besser wäre!"

Meister Okata lächelte wehmütig. „Alles ist schlecht in meinem Hause, Sie dürfen es mir nicht übelnehmen, alles ist schlecht geworden, mein edler Gönner. Ja, ja, die neuen Zeiten sind schlecht."

„Aber das weiß ich!" brauste der andre auf. „Die Zeiten, die neuen Zeiten! Und das kommt alles von der verfluchten Milde."

„Von meiner Milde?" fragte Okata bestürzt. „Sie haben vielleicht recht."

„Ach was! Lächerlich!" Der Ritter führte die Tasse zum Munde und that einen Schluck. „Ich meine Sie nicht! Ob ein armer Teufel von Töpfer so oder so ist, das macht die Zeiten nicht anders. Sie wissen schon, wen ich meine."

Okata wollte aufspringen — er hatte den fürchterlichen Sinn der Worte verstanden — der Ritter meinte nicht ihn, er meinte den Sohn des Himmels, den Tenno (Mikado) Mutsu-Hito, den Kaiser, den man den „Milden" benannte. Der Ritter legte seine Hand schwer auf Okatas Schulter und zwang ihn, sitzen zu bleiben. „Habe ich nicht recht, Meister? Sagen Sie mir, habe ich nicht recht, hundertmal recht?"

„Sie haben wieder zu viel Reisbier getrunken, Sie reden sich noch um den Kopf, die Wände haben Ohren —"

„Und Krüge haben Mäuler!" schrie der Ritter. „Lassen Sie Ihre Weisheit, ich weiß mehr alte Sprüche als Sie! Uns hört hier niemand. Wer sollte so arme Lumpenkerle, wie wir sind, belauschen wollen? Seien Sie nicht so feige!"

Der Meister knickte in sich zusammen und ließ den Kopf hängen.

„Ja, ja," fuhr Kitagaki fort, nachdem er die Tasse geleert und dann selbst wieder von neuem gefüllt hatte, „ja, ja, Reisbier habe ich getrunken, gewärmtes Reisbier! Ein milder Herr hat mich zu dem Trunk geladen. Ihnen würde ein Schälchen gewärmtes Reisbier auch nicht schaden, Meister. Wie lange haben Sie nichts gegessen als gegorene Rüben? Essen Sie je Reis oder Fische? Und was trinken Sie für Thee? Das ist ein abscheulicher Absud von alten Kleeblättern, was Sie mir da vorsetzen! Meine Ahnen haben Thee von Uji getrunken!"

Der Meister hob wieder den Kopf: „Auch meine Ahnen haben Thee von Uji getrunken!"

„Nun, sehen Sie," rief der Ritter fast vergnügt, „da haben Sie's! Bedanken Sie sich für die neuen Zeiten und den schlechten Thee nur bei der gewissen ‚Milde'. Und so geht es überall in Nippon. Die fremden Rotbärte tragen unser Geld weg, dann werden sie auch unser Land in den Sack stecken, oder es wird noch schlimmer kommen. Die dummen Teufel, die verfluchten Chinesen, werden kommen und uns in den Sack stecken." Er lachte ingrimmig in sich hinein.

Meister Okata sah besorgt auf den Hausgenossen, dann nahm er schüchtern einen Schluck von dem Thee, den dieser so sehr geschmäht hatte.

Da ertönte ein helles Kinderlachen im Garten draußen, und zwei Silberstimmen riefen: „Hiki-Taro!*) Hiki-Taro!"

„Heiliger Herr Budzu," rief Okata, stand auf und schob sein Oberkleid zurecht, „das ist eine Ueberraschung!"

„Was giebt es denn?" fragte der Ritter.

Aber Okata antwortete nicht und ging in den Garten hinaus. Er sah spähend umher, um die kleinen Rufer zu entdecken. Plötzlich sank er in die Kniee und berührte mit seiner Stirn die Erde. Ein Kikubusch hatte sich geteilt, und zwei liebliche Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, in reicher, buntseidener Tracht, traten hervor.

„Wo ist Hiki-Taro?" fragte der Knabe.

„Ja, wir suchen ihn," sagte das Mädchen; „wo ist Hiki-Taro? Unser Eichhörnchen ist entwischt, Hiki-Taro muß es fangen. Es kann niemand so hoch klettern wie Hiki-Taro. Meister Okata, hole den Hiki-Taro!"

Der Meister blieb auf den Knieen.

„Erlauchte Prinzessin Hotaru," sagte er, „es ist zu viel der Ehre für das elende Stück Land, das Sie zu betreten geruhen. Mein Sohn weilt noch in der Fabrik und wird kaum vor Nacht nach Hause kommen."

„Ah, das ist schade," sagte die kleine Prinzessin und machte ein ernstes Gesicht.

„Ja, das ist schade," bestätigte der Prinz. „Dann müssen wir doch selbst das Eichhörnchen fangen. Komm, Hotaru."

Er nahm Hotaru an der Hand. Die Kinder nickten dem Meister zu, dann sprangen sie fort und verschwanden in den Büschen.

Als Okata wieder in die Stube zurückkam, fand er den Ritter am Fensterpfosten lehnen.

„Was hat es denn eigentlich gegeben?" fragte der Ritter. „Ich habe es gesehen, wie Sie vor zwei Kindern niederknieten. Diese seidenen Puppen waren doch nicht die Kinder des Tai-mikos?"

„Ja, das waren sie," sagte Okata, „das waren sie. Der Prinz und die Prinzessin, Kin-Taro und Hotaru-Hime**) leibhaftig.

„Und was haben sie von Ihnen gewollt?" fragte der Ritter streng.

*) „Taro" ist die Bezeichnung für den ältesten Sohn.
**) „Hime", Prinzessin.

Digitized by Google

„Sie haben meinen Sohn gesucht.“

„Ihren Sohn?“

„Ja, sie spielen öfter mit meinem Sohne.“

„Mit Ihrem Sohne? Und sie sind ohne Begleitung herübergekommen?“

„Ohne Begleitung, über den Zaun geklettert, oder durch ein Loch geschlüpft. Der Zaun des fürstlichen Gartens ist sehr schadhaft und halb verfallen.

„Das ist aber unerhört,“ schrie der Ritter, „unerhört! Und das lassen Sie angehen? Wissen Sie, was Sie dafür verdienen? Die Kinder des Dai-miyos von Nabeshima bei Ihnen, ohne Begleitung! Da haben Sie wieder die neuen Zeiten! Der Dai-miyo ist jetzt auch mürbe geworden und hat sich ergeben und weilt in Tokio am Hofe des Kaisers, und hier verwahrlosen seine Kinder! Ich sage Ihnen, Meister, wenn ich als Kind mit dem Sohn eines gewöhnlichen Töpfers verkehrt hätte, mein guter Vater hätte mich totgeschlagen!“

Eine Weile stand der Meister sprachlos. Dann sagte er nicht ohne Würde: „Ich bitte Sie, strafen Sie mich gleich, wenn Sie dazu ein Recht zu haben glauben. Aber mein Sohn ist ein guter Junge, auf den lasse ich nichts kommen. Er arbeitet zwar in einer Fabrik schlechte Sachen, die für die Fremden bestimmt sind — gräßliche Sachen! Meine Ahnen haben die besten Sachen von Hizen gemacht! Zweihundert Jahre haben meine Ahnen ruhmvoll gearbeitet. Und wären die schlimmen Zeiten nicht gekommen, sie hätten auch noch das heilige Blau erreicht.“

„Sie hätten,“ lachte der Ritter, „sie hätten — aber sie haben's nicht. Die dummen Teufel, die Chinesen, waren doch kunstfertiger als Ihre Ahnen.“

„Das mag sein,“ entgegnete der Meister, „trotzdem haben es die Dai-miyos, unsre Schutzherren, nicht verschmäht, gelegentlich unsre Werkstatt aufzusuchen. Ja, und die herrlichen Gefäße meiner Ahnen werden

Zeichnung von Franz Roth.

Vom Kriegsschauplatz in China: Überfall

isport in China (Kosaken und Kulis).

noch heute aufgestellt, wenn der Dai-miyo den feierlichen Thee giebt. Ja, Herr Ritter, mein Sohn ist kein ungeratenes Kind meines alten Hauses. Die erlauchte Frau des Dai-miyos hat meinen Sohn wohl auch schon drüben im Garten gesehen und hat ihn sogar beschenkt und sich nach mir erkundigt. Wenn ich Ihnen aber zu schlecht bin—" Dem Meister ging der Atem aus, er hatte schon lange nicht mehr so viel gesprochen.

„Ah," sagte der Ritter, „ah, das soll wohl heißen, ich solle mich trollen, nicht wahr?"

„Der Himmel sei mein Zeuge!" Der Meister wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Das habe ich nicht sagen wollen! Lieber stürbe ich auf der Stelle, als daß ich meinen Gast beleidigte. Ich wollte den verehrten Gast nur bitten, mehr Geduld und Einsehen zu haben. Ich habe Ihnen vor zehn Jahren Gastfreundschaft angeboten, und ich dachte, wir könnten bei einander bleiben, so lange, bis uns der göttliche Herr Budzu auf den dunkeln Weg schickt."

Der Ritter ließ sich, da ihm das Stehen beschwerlich wurde, wieder auf der Matte nieder. Bei den letzten Worten des Meisters hatte sich sein Gesicht erheitert, und ein paarmal nickte er ganz freundlich vor sich hin.

„Wenn Sie noch etwas Thee hätten," sagte er, „dann wäre ich Ihnen sehr dankbar. Thee ist doch das einzig vernünftige Getränk, Reisbier macht hitzig, man wird dumm davon. Besser der schlechteste Thee als das beste Reisbier, das sagte schon mein Vater."

Es dämmerte und es begann kühl zu werden. Die Raben schrieen in den Föhren des Dai-miyogartens. Okata schob die Papierwände vor die Fenster und schloß die Thür.

„Wollen Sie nicht zur Ruhe gehen?" fragte er den Ritter, nachdem er ihm von neuem seine Tasse vollgeschenkt hatte, „ich denke, Sie sind müde."

„Ich?" Der Ritter schlürfte hastig den Thee hinunter. „Ich zur Ruhe gehen? Hiki-Taro, das

Digitized by Google

Fröschlein, ist ja noch nicht da! Was denken Sie! Na, machen Sie nur kein so ernstes Gesicht! Alles ist vergeben und vergessen. Ja, ja, eigentlich ist das Fröschlein daran schuld, daß ich heut fast einen Rausch gekriegt hätte. Seit der kleine Kerl tagsüber in der Fabrik bleiben muß, weiß ich mit der Zeit nichts anzufangen. Das Fröschlein soll uns noch etwas vorquaken. Wir sind ein paar jämmerliche alte Männer, aber das Fröschlein, das bringt uns Freude."

„Hiki-Taro!" sagte der Meister und lächelte vor sich hin. „Hiki-Taro wird sehr traurig sein, wenn er erfährt, daß ihn die jungen Herrschaften gesucht haben, der gute Junge. Eichhörnchen fangen wäre ihm lieber als in der Fabrik arbeiten. Aber zum Glück arbeitet er gern."

Ja, Hiki-Taro arbeitete gern und arbeitete so viel, daß er trotz seiner zwölf Jahre genug verdiente, um seinem Vater und dessen Gastfreund das Leben zu frisieren. Die Geldstücke, die im Hause des Töpfers zu sehen waren, stammten alle von Hiki-Taro; der zwölfjährige Knabe war der Ernährer der beiden Alten. Er galt als der flinkste und geschickteste kleine Maler und war im stande, jedes beliebige Muster nachzuahmen. Dabei war er voller Späße und schnurriger Einfälle, geduldig und sanft, bescheiden und höflich gegen ältere und würdige Personen, und dabei doch furchtlos. Wenn der Ritter nicht Reisbier getrunken hatte, ließ er dem Kleinen auch alle Gerechtigkeit widerfahren, ja, er pries ihn sogar als ein Muster- und Wunderkind und fand alle seine Eigenschaften adlig und wünschte sich selber keinen besseren Sohn. Es schien fast, als hinge der Ritter mit zärtlicherer Liebe als der eigne Vater an dem Kleinen. Denn der Meister war ein stiller Mann, der sich nicht recht mitzuteilen wußte, der höchstens ein wenig aus sich herausging, wenn er durch den Ritter gereizt wurde. Die Fröhlichkeit der andern machte ihn eher traurig als selbst fröhlich. Und das fröhliche Lachen Hiki-Taros erinnerte ihn schmerzlich an das Lachen der früh verstorbenen Blumenpflegerin, seiner geliebten Hausfrau, der Hiki-Taro in vielen Stücken sehr ähnlich war. Als Hiki-Taro noch ganz klein gewesen, hatte er wohl für sein Los gebangt, aber schon seit geraumer Zeit betrachtete er den Sohn wie einen erwachsenen Mann, er war für ihn kein Gegenstand der Sorge mehr. Und so hatte er sich leicht darein gefunden, daß der Knabe tagsüber dem Hause fernbleiben und in der Fabrik arbeiten mußte. Dort sollte er ja in die Geheimnisse der Glasur eingeweiht werden. Meister Okata hätte den Sohn freilich selbst in alle Geheimnisse der Töpferei einweihen können, aber von seiner Kunst verlangte ja die neue Zeit nichts mehr. Und der Sohn gehörte der neuen Zeit, die doch auch nur hinfloß mit all ihrer Geschmacklosigkeit und Roheit, weil es der göttliche Herr Bndzu so wollte.

Eben als Meister Okata die Lampe anzündete, kam das Fröschlein hereingehüpft, machte eine tiefe Verbeugung, und danach holte es sich sein Täßchen und setzte sich zu den Alten. Hiki-Taro war nur mit einem knappen, kurzen Röcklein bekleidet, das die Beine und die Arme frei ließ. Die Glieder des Knaben waren rundlich und fest und von der dunkeln Farbe des Glockenmetalls. Die beiden Alten betrachteten ihn mit Wohlgefallen, wie er den Thee hinunterschlürfte und dabei seine lustigen glänzenden Augen über die Tasse weg wandern ließ.

„Bist du müde?" fragte der Meister.

„Nein, mein lieber Vater," erwiderte der Knabe.

„Der und müde!" lachte der Ritter. „Sehen Sie's ihm nicht an, daß er nur darauf wartet, etwas erzählen zu dürfen? Was giebt es Neues? Du hast etwas Besonderes gesehen, Hiki-Taro, erzähle!"

„Halt," sagte der Meister, „sonst vergeß' ich's: die Kinder des erlauchten Dai-mijos waren hier im Garten und haben nach dir gefragt. Du hättest ihnen das Eichhörnchen einfangen sollen."

„War Hotaru-Hime sehr traurig?" fragte der Knabe.

„Natürlich!" rief der Ritter. „Sie hat bitterlich geweint, weil das Eichhörnchen fort ist."

Okata sah den Ritter vorwurfsvoll an, er mochte ihn nicht Lügen strafen.

Hiki-Taro war aufgesprungen. „Darf ich hinübergehen in den Garten? Vielleicht finde ich noch das Eichhörnchen."

„Jetzt? Im Finstern? Du bist nicht recht gescheit!" rief Kitagaki. „Beruhige dich nur, die Prinzessin hat nicht geweint. Setz dich wieder und trink deinen Thee."

„Ach," sagte der Knabe, „es ist schade, daß ich heute nicht mehr den Kin-Taro sehen kann! Er will ja Offizier werden. Heute habe ich viele Soldaten gesehen, ein ganzes Regiment! Sie sind an unsrer Fabrik vorübergezogen. Sie hatten eine Fahne und Musik; o, es war herrlich!"

„Herrlich?" fragte Kitagaki, „herrlich sagst du?" Sein Gesicht wurde ganz finster. „Dummer Junge, du hast nicht unsre alten Krieger gekannt! Wenn ich unsre heutigen Soldaten sehe, dann wende ich mich einfach weg. Bishiamon-Ten,*) unser alter Kriegsgott, spuckt auf diese lächerlichen Kerle! Das wären mir schöne Helden! Ich glaube, selbst die Chinesen lachen uns aus!"

„Aber Herr Kitagaki," sagte Okata, „das glaube ich denn doch nicht!"

„Ah, wenn Sie sie nur gesehen hätten!" rief der Knabe, und seine Augen blitzten vor Begeisterung. „So sind sie marschiert" — er marschierte in der Stube auf und nieder — „und Offiziere zu Pferde ritten mit! Und die Musik!" — er begann die Trompeten nachzuahmen. „Sie haben unser Nationallied gespielt," sagte er und blieb vor dem Ritter stehen, der finster zu Boden sah. „Ich kann das Lied auch singen! Das Lied ist wunderschön!"

*) Einer der sieben alten Yamato-Götter.

Digitized by Google

„Nun, das möchte ich hören," sagte der Ritter. Und der Knabe sang:

„O, daß unser Kaiserhaus
Tausend und tausend Jahre besteh'!
Bis ein Kieselstein,
Klein wie ein Reiskörnlein,
Wächst an zu Bergeshöh'!" *)

„Das ist wirklich sehr schön," sagte der Meister. „Und diese Melodie soll neu sein?" rief der Ritter empört. „Uralt ist sie! Seit meiner Knabenzeit kenne ich sie. Und der Text ist auch alt, aber auch dumm genug! So mögen die Chinesen oder die fremden Rothärte für den Bestand ihrer Herrscherhäuser flehen, unser Kaiserhaus braucht das nicht! Es ist das älteste auf der Welt, zweitausendfünfhundert Jahre alt! Das Lied ist dumm, aber die Melodie ist gut, die laß' ich mir gefallen. Hiki-Taro, hole mir die Laute, ich will dir die Melodie vorspielen."

Hiki-Taro lief in die Nebenstube und kam bald mit der Laute zurück. Und der Ritter spielte die Melodie, und der Knabe sang dazu. Schließlich sang auch der Ritter den Text zur Melodie, und das Stück gefiel ihm so sehr, daß er nicht müde wurde, es zu wiederholen. Meister Okata mußte die beiden mahnen, daß es Schlafenszeit sei. Hiki-Taro zog sich folgsam hinter seinen Papierschirm in der Stubenecke zurück. Da der Ritter keine Miene machte, sich zu erheben, blies der Meister mit einer Entschuldigung die Lampe aus. Eine Weile klimperte und sang der Ritter noch im Finstern, dann tappte er sich nach seinem Lager.

*

Der Dai-miyo von Nabeshima reiste nach Arito zurück als ein mit der neuen Zeit und Staatsordnung vollständig ausgesöhnter Mann. Zwei Jahre lang hatte er in Tokio gelebt, und es war ihm gelungen, die rebellischen Thaten seines Vaters, der ein Anhänger des letzten Shoguns gewesen, vergessen zu machen. Er war vom Tenno empfangen und mit dem Kiku-Orden und dem Titel eines Marquis ausgezeichnet worden.

Die Leute von Arito, die sich auf dem Bahnhof versammelt hatten, erkannten ihren Herrn nicht gleich, als er einem Coupé erster Klasse entstieg, denn er trug englische Reisetracht und hatte ein rundes Glas ins rechte Auge geklemmt. Als sie ihn aber doch endlich erkannten, gab es viel Kopfschütteln und Achselzucken. Indes beruhigten sie sich mit der Zeit und freuten sich sogar aufrichtig über den Zurückgekehrten. Hatte doch der Dai-miyo mit dem neuen Titel und der neuen Tracht etwas mitgebracht, das bislang in Arito sehr selten gewesen war, bares Geld nämlich. Und er behielt es nicht für sich, sondern er gab es aus mit verschwenderischen Händen. Ein förmlicher Goldregen ging über Arito nieder. Zahllose Handwerker fanden im Palaste Arbeit. Der Herr Marquis ließ auch den alten Gartenzaun niederreißen und durch einen neuen ersetzen, der blutrot lackiert wurde. Dieser prächtige und kostbare blutrote Zaun erschien bald den Leuten als ein Symbol ihres eignen wiederaufblühenden Wohlstandes. Alles war vergnügt in Arito, und niemand fragte danach, wo etwa der freigebige Herr seine sicher unversiegbare Geldquelle entdeckt haben mochte. Der Herr Marquis war selber der Vergnügteste. Er war auf die einfachste Art zu einem „reichen Mann" geworden: die Nationalbank von Tokio hatte seine weitläufigen Landgüter mit einer großen Summe baren Geldes belehnt.

Nur zwei Menschen, ein alter Mann und ein Knabe, betrachteten den blutroten Zaun und die neue Wendung der Dinge mit scheelen Blicken. Für den Ritter Kitagaki waren die fremde Tracht und der fremde Titel des Dai-miyos Aergernisse, die zum Himmel schrieen, und er weissagte Unheil über das alte Haus hinter dem blutroten Zaun. Für Hiki-Taro war der blutrote Zaun allein das schlimmste Aergernis: er konnte nun nicht mehr hinüberschlüpfen zu Hotaru-Hime und Kin-Taro in den Föhrenthain. In seinen wenigen freien Stunden saß der arme Knabe traurig unter den Kikubüschen vor dem blutroten Zaun und sehnte sich nach seinen Gespielen. Einmal aber kam doch der Kin-Taro herübergeklettert, trotzdem daß der neue Zaun so hoch und so glatt war. Aber der Kin-Taro kam nicht, um mit Hiki-Taro zu spielen, sondern um Abschied zu nehmen. Er sollte demnächst nach Tokio, um sich dort für die Kadettenschule vorzubereiten. Hiki-Taro fing bei dieser Nachricht laut zu heulen an, doch Kin-Taro tröstete ihn und sagte: „Ich werde dich nie vergessen, gewiß nicht. Und in den Ferien komme ich nach Arito, und dann sehe ich dich wieder." Und zum Angedenken gab er dem Spielgefährten ein silbernes Geldstück. Hiki-Taro wollte es nicht behalten, aber Kin-Taro sagte: „Du mußt es behalten. Wir sind ja so reich jetzt. Ich hätte dir auch ein Goldstück geben können, aber ich habe gerade keins bei mir."

Dieses Geldstück, eine kleine Silbermünze, war das erste, das Hiki-Taro vor seinem Vater verbarg. Er verwahrte es fortan als ein Heiligtum.

Mit diesem Geldstück und dem väterlichen Segen verließ er eines Tages das Vaterhaus und Arito. Sein Fabrikherr hatte ein paar Meilen nördlich von Arito eine neue Fabrik gegründet, und Hiki-Taro folgte ihm.

*

Es war ein Frühling gekommen und mit dem Frühling große Freude in das Haus des Meisters Okata: Hiki-Taro war wieder da! Seine Lehrzeit war vorüber. Der Fabrikherr hatte ihn halten wollen, aber er hatte sich nicht halten lassen. Denn nun wollte er im väterlichen Hause selber als ein Meister die Schwingen seiner Geschicklichkeit entfalten und durch die schönen Künste, die er gelernt, die altberühmte Werkstatt zu neuen Ehren bringen.

*) Freie Uebersetzung der japanischen Nationalhymne.

Digitized by Google

Meister Okata ließ es geschehen, daß der Sohn die Katzenfamilie aus dem Brennofen vertrieb und mit Hilfe des Ritters Haus und Garten wieder in Ordnung brachte. Herr Kitagaki scheute sich nicht, dem jungen Freunde den Handlanger und Laufburschen zu machen. Er stellte sich dabei nicht besonders geschickt an, und Hiki-Taro wurde durch seine Dienstleistungen eher behindert als gefördert. Er bat schließlich den Ritter, sich doch nicht so niedriger Arbeit zu bemühen, er wolle lieber einen Knecht aufnehmen. Allein der Ritter mochte davon nichts wissen. „Du mußt sparen," sagte er, „dein Vater wird ja alle Tage schwächer und ist schon ein Greis, obgleich er eigentlich mein Sohn sein könnte. Ich bin noch stark genug. Meine zwei Schwerter darf ich ja nicht mehr tragen zum Ruhme des Vaterlandes, weil es die neue Zeit so will. Aber meine zwei alten Arme darf ich doch regen, das wird man mir nicht verbieten."

Der alte Meister war im Laufe der Jahre wirklich zum schwachen Greise geworden. Er schlief im Stehen und Gehen, und der Ritter hatte sich in seiner Gesellschaft ungeheuer gelangweilt und die Qual nur ertragen, weil er die Rückkehr Hiki-Taros erhoffte. Nun der Junge da war, hatte er seine ältesten Späße wiedergefunden und wurde lauter. Er wurde lustiger von Tag zu Tag und merkte es gar nicht, daß Hiki-Taro von Tag zu Tag stiller wurde. Hiki-Taro hatte ja nicht viel Frohes in der Fremde erlebt. Er hatte täglich nur gearbeitet, Jahre hindurch, und sich nach dem Vaterhause zurückgesehnt. Nun aber beengte ihn dieses kleine Haus, das in der Erinnerung so viel Glanz gehabt. Es erschien ihm furchtbar öde und ärmlich und fremd. Nur den alten Umebaum*), den einzigen großen Baum im kleinen Gärtchen, fand Hiki-Taro unverändert. Ja, er blühte heuer noch schöner als in alter Zeit. Und der blutrote Zaun dahinter, der Zaun des Dai-miyo-Gartens, hatte nichts von seinem Glanz verloren.

Hiki-Taro saß mit dem Ritter an der offenen Thür beim Thee. Der Vater hatte sich längst hinter den Papierschirm zurückgezogen und schlief. In den Kikubüschen spielte der Abendwind. Hiki-Taro dachte an seine alten Spielgefährten, die ihn wohl längst vergessen hatten.

„Nun blüht der alte Umebaum auch wieder," sagte Hiki-Taro, und er seufzte so schwer, als ob ihm der Gedanke Schmerz machte.

Der Ritter betrachtete den Jüngling von der Seite.

„Ja, ja," sagte er, „der Umebaum blüht. Er muß blühen, wenn es Frühling wird. Du, hör mal, Hiki-Taro, du solltest heiraten. Oder wenigstens eine hübsche Magd ins Haus nehmen. Du hast nun das Alter."

In des Jünglings Wangen stieg heißes Rot. Er sah völlig verwirrt dem väterlichen Freunde in das grinsende Gesicht.

*) Ume, die japanische Pflaume.

„Da schau mir einer den jungen Menschen!" rief der Ritter. „Kerl, du bist so stark geworden, daß du den alten Umebaum ausreißen könntest, und du hast wohl noch nie an die Weiber gedacht?"

„Gewiß, gewiß," sagte Hiki-Taro mit unsicherer Stimme. „Lachen Sie mich nicht aus, ich bin nicht so dumm. Aber wie sollte ich denn ans Heiraten denken, ich weiß ja gar nicht, ob sie mich bei den Soldaten behalten werden."

Dem Ritter war plötzlich die gute Laune vergangen. „Die dummen Soldaten! Bishiamon-Ten spuckt auf sie!" rief er. „Das fehlte noch! Du darfst auf keinen Fall zu den Soldaten. Du bist der einzige Sohn und mußt deinen kranken Vater ernähren."

Hiki-Taro blieb still, und der Ritter wetterte wieder einmal gegen die neue Zeit und die neuen Soldaten und die thörichte Einrichtung der allgemeinen Wehrpflicht. Der Jüngling war froh, daß Kitagaki nicht weiter von Weibern und vom Heiraten sprach.

Hiki-Taro hatte eine schlaflose Nacht, und dumme Gedanken peinigten ihn — Gedanken an Weiber. An alle die schönen Mädchen, die ihm aufgefallen waren, mußte er denken, und welche er heiraten möchte, fragte er sich. Alle oder keine? Vielleicht alle. Heiraten! Heiraten! Er mußte das Wort wiederholen. Nein, eine andre Stimme, Kitagakis Stimme, sagte es ihm vor. Aber Kitagaki schlief, er hörte ihn schnarchen. Der Jüngling warf sich auf dem Lager herum, das heiß wurde und immer heißer. Er zwang sich, ruhig zu bleiben, und er ahmte das Schnarchen Kitagakis nach. Aber das nützte nichts. Der Schlaf kam nicht mit dem Schnarchen. Heiraten — heiraten! Ja, wenn er von den Soldaten loskommen könnte! Am Ende wollte er die Tochter seines Fabrikherrn heiraten. Sie war wohl behütet und reich. Ein paarmal hatte er ihren Anblick erhascht, und sie hatte ihm liebe Augen gemacht. Und die zierliche Sängerin im Theehaus, das der Fabrik gegenüber lag, die zierliche Sängerin mit den funkelnden Augen! Vor der hatte er sich eigentlich immer gefürchtet. Oder die Obermagd des Fabrikherrn? Die war jung, wie die Theehaussängerin, aber doch auch schön! So rund! Viel runder als die Tochter des Fabrikherrn, und so gut! Was für gute Bissen hatte sie ihm zugesteckt: Reispastetchen und gebratene Fische — ja, die würde ihn gewiß heiraten. Lauter liebe, schöne, zärtliche Wesen, und er war jetzt so allein — allein mit zwei Greisen! O, wie unglücklich war er doch!

Früh morgens erhob er sich und ging in den Garten hinein. Er setzte sich unter den Umebaum und lauschte auf das Gesumme der Bienen und ließ den Blütenschnee auf sich herabregnen. Die Liebe zog draußen durch die Welt mit dem Lenz. Er wußte, daß morgen die Leute hinaufsteigen würden auf die Stadthügel, um Blumenschau zu halten und das Umefest zu feiern. Gesang trug der Wind herzu und Saitengetön der

Digitized by Google

Copyright 1902 by

Eduard Grützner

„Eritis sicut Deus."

(Schülerscene aus „Faust")

Digitized by Google

Samise (Laute). Immer deutlicher wurde das Singen, ja, ganz deutlich — das war das alte, berühmte Lied vom Umebaum und der Nachtigall, und das war eine Stimme, süßer, als die der Theehausſängerin, tauſendmal ſüßer! Vom Garten des Dai-miyos klang der Geſang. Verzückt blickte der Jüngling hin zum blutroten Zaun. Als der Geſang verſtummt war, erhob er ſich, und mit glühenden Wangen und ſchnell und geräuſchlos wie eine Katze klomm er den knorrigen Umebaum empor. Ein Aſt knackte und brach. Noch war er nicht in der Höhe des Zauns. Er klomm vorſichtig weiter. Jetzt — jetzt konnte er hinüberſehen, und da wäre er aufs Haar zum zweitenmal ausgeglitten: Hotaru-Hime ſtand unten im Föhrenhain. Sie ſtand am Rande des Goldfiſchweihers und hielt die Samiſe in der Hand und blickte ernſt nachdenklich vor ſich hin auf den Mooſsteppich. Wie groß ſie geworden war und wie ſchön! Schön wie Benten*), die Göttin. Die zwei Dienerinnen, die etwas abſeits ſtanden und mit den Fächern ſpielten, waren kleiner und erſchienen ihm häßlich neben der Prinzeſſin. Aber wie ernſt war Hotaru-Hime und wie blaß! Und ſie hatte das ſchöne, zärtliche Frühlingslied geſungen! Düſter war es unten im Föhrenhain wie in einem Tempel. Feierlich glänzte Hotaru-Himes hellrot-ſeidenes Gewand mit der goldig funkelnden Stickerei und ihr weißes Antlitz aus dem Dämmerlicht. Eine der Dienerinnen näherte ſich der Prinzeſſin und ſagte ihr ein paar Worte, die der Jüngling nicht verſtand, und wies dabei auf die Laute. Die Prinzeſſin ſchüttelte traurig das ſchöne Haupt. Nun kam auch die zweite Dienerin heran, auch ſie ſchien um etwas zu bitten. Wieder ſchüttelte die Prinzeſſin das Haupt. Dann ſah ſie zum Umebaum empor, in deſſen Wipfel der Jüngling ſaß, und ihre Augen begegneten den Augen Hiki-Taros. Sah ſie ihn? Er rührte ſich nicht. Die zwei großen, dunkeln Sterne, die ſich für einen Augenblick ihm zugewandt, ſenkten ſich wieder, und Hotaru-Hime ſchritt langſam über den Mooksteppich fort, unter den Baumſäulen hin. Die zwei Dienerinnen folgten ihr.

Der Jüngling ſaß noch im Wipfel des Umebaumes. Die Bienen ſummten. Längſt wohl hatte die Prinzeſſin das Haus erreicht. Vielleicht hatte ſie ihn doch geſehen, den frevelhaften Späher, und ſie befahl ſich, ſie ſchickte einen Gartenhüter hinaus mit der Flinte — ein Vorwitz, wie der ſeine, war in früherer Zeit mit dem Tode beſtraft worden. Der Jüngling rührte ſich nicht. Kein Gartenhüter kam. Nur ein Eichhörnchen kletterte am Stamm einer Föhre herab und eilte mit großen Sprüngen über den Mooksteppich zum Goldfiſchweiher hin. Der Jüngling erinnerte ſich an das Eichhörnchen Hotaru-Himes, das er hatte einfangen ſollen. Ach, der Goldfiſchweiher! Dort hatte er mit Kin-Taro und Hotaru-Hime geſeſſen, und Hotaru-Hime hatte die Fiſche mit einem Silberglöckchen gelockt und ſie dann gefüttert. Einmal hatte ſie das Silberglöcklein verloren, er aber hatte es gefunden im Mooſe. Die Bienen ſummten im Umebaum, und Hiki-Taro ſah jetzt hinauf durch die Blüten in den blauen Himmel. Und ein tiefes Seufzen kam aus ſeiner Bruſt.

Als Hiki-Taro vom Umebaum herabſtieg, ſtanden der Meiſter und Kitagaki in der Hausthür und beobachteten ihn.

„Sage mir bloß," rief Kitagaki dem tödlich Erſchrockenen entgegen, „ſage mir bloß, was du eine Stunde lang im Wipfel des Umebaumes getrieben haſt. Du biſt ein ganz närriſcher Kerl."

„Ich — ich —" ſtammelte der Jüngling.

„Ja, du, du! Haſt du ein Nachtigallenneſt gefunden? Oder am Ende gar über den Zaun hinübergeguckt und etwas Schönes geſehen? Du Schlingel! Du Duckmäuſer! Giebt's hübſche Mädchen drüben? Hotaru-Hime ſoll jetzt ein ganzes Rudel Mädchen haben. Ich höre oft ein Gekicher. Willſt du eine Liebſchaft anfangen über den Zaun hin?"

„Ich werde Umeblüten malen," ſagte der Jüngling raſch, „ich habe heute die Umeblüten ſtudiert. Umeblüten ſind doch das Schönſte."

Der Ritter ſah ihn verſtändnislos an. „Umeblüten malen, Umeblüten ſtudiert?" fragte er.

„Umeblüten malen?" fragte jetzt auch der Meiſter Okata, und über ſeine Züge, die bisher ernſt geblieben waren, glitt ein freudiges Lächeln.

„Ja, Umeblüten," ſagte der Jüngling. „Ich werde künftig nur Umeblüten malen. Alte Blumenmuſter will ich nicht nachmachen. Aber ich denke mir Umeblüten auf blauem Grunde, der Grund ſo tiefblau, wie der Himmel, oder wie das heilige Blau der alten Chineſen."

„Die Lumpenhunde, dieſe Chineſen! Jetzt verſtehe ich dich!" rief der alte Ritter. „Ja, mein Söhnchen, ſchlage ſie, ſchlage ſie aufs Haupt? Unſre Soldaten, auf die Bishiaymon-Ten ſpuckt, die werden es nicht können. Aber du, mit den Theetaſſen! Die Chineſen ſind doch nur elende, feige Krämerſeelen, und wenn du ihren Markt ſchädigſt, dann machſt du dich um unſer Vaterland verdient."

Meiſter Okata aber legte die Hand auf das Haupt des Sohnes:

„Was unſern Ahnen nicht geglückt iſt, vielleicht glückt es dir. Ich möchte den Tag noch erleben, da dir ſo Großes gelingt! Der Himmel ſegne dich, mein Sohn."

Hiki-Taro hätte vor Scham über ſeine Notlüge in den Boden ſinken mögen, aber er konnte ja nicht die Wahrheit geſtehen und bekennen, daß er heute nach etwas ausgeſehen, das ebenſo unerreichbar war wie das heilige Blau des ewig jungen Lenzhimmels.

Am nächſten Tage raſte ein Sturm über das Thal von Arito, wie man ſeit Menſchengedenken in dieſer Jahreszeit keinen erlebt hatte. Große Balken flogen wie Strohhalme durch die

*) Benten, Göttin der Weisheit und Schönheit. Eine von den ſieben alten Yamato-Gottheiten.

Digitized by Google

Luft, Dächer wurden abgedeckt und viele Menschen und Tiere von den schweren Sachen, die aus der Luft herabfielen, getötet. Es war ein richtiger großer Wind, ein Dai-fun. Die Fenster und Thüren von Okatas Häuschen wurden einfach herausgerissen, und die drei Männer konnten, in eine Ecke der Hütte gedrückt, zusehen, wie draußen alles von unsichtbaren Himmelsfäusten kurz und klein geschlagen, ausgerauft und schließlich auch der alte, blühende Umebaum mit einem Hiebe gefällt wurde. Auch im Föhrenhain des Herrn Marquis krachte es entsetzlich, und in der blaugrünen Baumwand, die hoch hinter dem blutroten Zaun emporragte, klaffte bald manche Lücke. Nur der blutrote Zaun blieb fest und rührte sich nicht.

Der alte Meister Okata murmelte Gebete vor sich hin. Der Ritter schüttelte sich wie im Fieber, aber er suchte sich selbst zu beruhigen und rief einmal übers andre: „Es ist nur ein Glück, daß wir Armen nichts verlieren können als das Leben, und das Leben ist doch nur eine schlechte Sache!“

Der Jüngling sagte gar nichts. Als der Umebaum fiel — er fiel so, daß die Krone wie ein weiß-rosiger Berg vor die Stubenthür zu liegen kam —, da schloß er die Augen und lehnte sich an die Wand zurück.

Als der Sturm nachließ, prasselten Schloßen nieder und es fiel ein Platzregen, der bald den Garten in einen kleinen See verwandelte. Mit der Frühlingspracht war's für dieses Jahr vorüber. Die Leute des Thales von Arito konnten nun auf die Hügel steigen und, anstatt Blumenschau, Trümmerschau halten. Und sie thaten es und weinten. Auch der Ritter stieg auf einen der Stadthügel und weinte mit den andern Leuten, obgleich er nichts verloren hatte . . .

Während der Ritter auf dem Hügel saß und weinte, saß Hiki-Taro in seiner Werkstatt und malte Umeblüten auf weißes Papier. Vor ihm in einer Vase staken große Blütenzweige des gebrochenen Umebaumes, und Hiki-Taro malte vom Morgen bis zum Abend Umeblüten auf weißes Papier. Zwar kannte er die Blüten des Baumes genau, und er hätte sie aus dem Gedächtnis malen können, aber gerade diese Blüten, die letzten seines Baumes, wollte er im Bilde festhalten. Und er malte ein paar Tage lang, bis die letzte Blüte verwelkt war. Er kam nun fast nicht mehr aus der Werkstatt. Eine neue Arbeit hielt ihn da fest; der Brennofen wurde geheizt, und Hiki-Taro brannte Gefäße mit blauer Glasur. Sobald ein blaues Gefäß gebrannt war, trug er es ans Licht, und gleich, nachdem er's von allen Seiten besehen, warf er's an die Wand, daß es in tausend Scherben ging. Vor der Thür der Werkstatt erhob sich allmählich ein kleiner Berg von blauglasierten Topfscherben. Der Ritter kam einmal dazu, als Hiki-Taro eben eine Schale an die Wand warf. „Na,“ sagte er, „wenn das so fortgeht, wird's mit den Chinesen nichts sein.“

„Mit den Chinesen?“ fragte der Jüngling, finster aufblickend.

„Nun ja,“ erwiderte der andre, „du wolltest die Chinesen mit deinen blauglasierten Sachen schlagen, und nun zerschlägst du die Sachen.“

Hiki-Taro sah düster vor sich hin. „Ich will kein Lügner sein,“ sagte er, „und doch habe ich Sie und den Vater belogen. Mir stand gar nicht der Sinn danach, das heilige Blau zu finden. Damals, am Tage vor dem Dai-fun, da log ich Ihnen was vor. Aber jetzt . . . ich . . . ich werde mir den Schädel an dieser Wand einrennen müssen, wenn mir's nicht gelingt! Ich will die Lüge zur Wahrheit machen.“

„So gefällst du mir!“ rief der Ritter und legte seine Hand auf des Jünglings Schulter. Wenn man eine Lüge zur Wahrheit machen kann, dann ist's ja keine Lüge mehr. Und es ist besser, man schlägt einen Kerl tot, wenn man einmal gesagt hat: den Kerl muß ich totschlagen, als daß man sich mit dem Kerl wieder aussöhnt!“

Der Ritter machte ein fürchterliches Gesicht — derselbe Ritter, der vor drei Wochen über fremdes Leid einen Tag lang auf dem Hügel der Stadt geweint hatte. Derselbe Ritter, der in alter Zeit, da er noch das Recht gehabt, zwei Schwerter zu tragen, diese Schwerter höchstens gezogen hatte, um nachzusehen, ob der Rost nicht an ihnen gefressen! Und Hiki-Taro ließ nicht ab, blauglasierte Gefäße zu brennen, bis ihm endlich eine Schale gelang, die so herrlich glänzte, daß er einen Freudenschrei ausstieß, als er sie draußen am Licht der Sonne besah. Er eilte mit der Schale in der Hand zu seinem alten Vater.

Meister Okata saß im Winkel der Wohnstube, dort, wo er gewöhnlich saß. Er hatte das Haupt tief gesenkt und schien zu schlafen. Hiki-Taro stellte die Schale vorsichtig auf die Matte und berührte den Vater sanft an der Schulter. Da sank der Meister vollends um und schlief weiter, so zusammengesunken. Hiki-Taro wollte des Vaters Haupt stützen, da sah er in zwei gebrochene Augen und sah zwei halboffene, blasse Lippen, die schwach zu lächeln schienen. Der fromme Meister schlief den ewigen Schlaf . . .

Viele Leute kamen, als sie vom Tode des Meisters erfuhren, um den Sohn zu trösten. Denn so selten sich auch der Meister gezeigt hatte und so arm er gewesen war — seine Frömmigkeit war bekannt, und er galt fast als ein Heiliger.

Die Leute fanden Hiki-Taro gefaßt, aber der Ritter Kitagaki schrie in einem fort: „Laßt mich, laßt mich! Ich will sterben! Mein Freund ist tot, mein Wohlthäter ist tot!“

Der junge Meister richtete, nachdem er seinen Vater begraben hatte, in der Wohnstube neben den beiden Spruchtafeln die Gedächtnistafel auf für den Dahingeschiedenen.

*

Digitized by Google

Und das Jahr neigte sich seinem Ende, und dichter Schnee lag auf den Hügeln von Arito. Alle Blüten waren erstorben. Aber in des jungen Meisters Werkstatt lag ein Abglanz des Frühlings. Ueber die blauen Schalen und Vasen, die da herum standen, schlangen sich rosig blühende Umezweige, so frisch und natürlich, daß man den Duft zu spüren vermeinte. Und es kamen diesmal noch mehr Leute ins Haus, als zum Vergnügen des alten Meisters. Sie wollten den gemalten Frühling genießen und hier Blumenschau halten, mitten im Winter. Wenn die Leute kamen, versteckte sich Hiki-Taro. Er konnte die Lobsprüche nicht hören, die man seiner Kunst spendete. Der Ritter empfing die Leute und feilschte mit ihnen, denn es waren fast lauter Kauflustige. Er pries die Waren an, als hätte er nie etwas anderes gekannt, als Handel und Geschäft. Okata, der junge, aber arbeitete weiter. Die Leute mochten mit seiner Kunst zufrieden sein, er war es noch nicht. Aber vielleicht konnte eines Tages das Blau erstrahlen, das er in seinen Träumen sah. Glühender Ehrgeiz erfüllte ihn. Er hätte sterben mögen für sein Blau. Das Blau war seine sehnsüchtige Liebe, und mit den Gefühlen eines Bräutigams schmückte er seine kleinen Werke. So suchte er das unerreichbare, heilige Blau, bis sich die Nebelwolken des Winters verzogen und das unerreichbare heilige Blau des Lenzhimmels wieder das Thal von Arito überstrahlte.

*

Eines Morgens, als Hiki-Taro aus dem Hause trat — er wollte zur Stadt, um sich Werkzeuge zu kaufen — scholl ihm aus der Thür der gegenüberliegenden Hütte Lachen entgegen und der heilige Festgruß: „Wir sind so glücklich!“ Zwei allerliebste Mädchen, die Töchter des Nachbars, waren die Rufernnen.

Einen Augenblick lang hatte Hiki-Taro starr gestanden wie eine Bildsäule. Der Festgruß hatte ihn getroffen wie ein Schlag. Das Fest, das heilige Umefest! Hatte er denn geglaubt, es würde nie mehr gefeiert werden, weil vor einem Jahre sein Umebaum gefallen war?

Die beiden Mädchen sahen dem stattlichen Jüngling, der jetzt rasch den engen Weg zur Hauptstraße hinunter eilte, sehr enttäuscht nach. Er hatte ihren Gruß nur mit einem erschrockenen Blick erwidert.

Ein Jubelsturm umbrauste ihn, da er in die Hauptstraße einbog. Warum war er nicht lieber zu Hause geblieben! Er war im Arbeitskittel. Was suchte er unter den festlich gekleideten Menschen, die ihr Glück zum Himmel brüllten? Umeblüten überall! Jedes Haus war mit Umeblüten geschmückt, und jedermann trug Umeblüten in den Händen.

Eine dunkle Gewalt riß ihn fort. Hastig brach er sich durch die Menge Bahn — immer toller wurde das Gedränge, das Rufen und Gelächter. Das Volk freute sich mit verdoppelter Lust der heiligen Frühlingsfeier, die im vergangenen Jahre der große Sturm zu nichte gemacht hatte. Nie früher hatte sich die Stadt so reich wie heuer geschmückt. Fahnen, Papierlaternen hingen von allen Häusern, und so viele Umeblüten! Es war eigentlich ein Umeblütenwald, durch den sich die Menschen bewegten, mit funkelnden Augen und lachenden Lippen. Kinder jubelten, und Greise jubelten. Und nun kamen Masken, grüne und blaue Drachen, koreanische Löwen und rote Teufel. Dann wieder verschwand alles in den wandernden und lachenden Umeblüten.

Doch plötzlich staute sich die Menge — es kamen die Tempelwagen daher, langsam in feierlichem Zug, goldbrokatverhüllte Wagen, mit den kostbaren Tempelgefäßen. Goldgestickte Tempelbanner flatterten in der Luft. Diener des Tempels in roten und weißen Gewändern, singende Jünglinge in blauen Gewändern. Danach ein Zug weißgekleideter Priester und wieder ein Wald seidener Tempelbanner — und danach endlich, auf hochragendem Sitz, getragen von scharlachrot gekleideten Männern, das goldene Bild des göttlichen Herrn Budzu. „Wir sind so glücklich! Wir sind so glücklich!“ jubelte das Volk. Und mit den weißrosigen Blütenzweigen winkten sie dem goldenen Bilde zu. Hiki-Taro war zurückgedrängt gegen die Mauer. Es war eine schmale Stelle der Straße, die Träger des Götterbildes konnten nicht weiter — es gellten ein paar Angstschreie von Weibern, dann Ordnungsrufe der Priester — Herrn Budzus Bild schwankte, als ob es fallen sollte. Hiki-Taro hatte das göttliche Bild im Auge und hielt die Arme verschlungen. Den Rücken hatte er durch die Mauer gedeckt. Da hörte er seinen Namen rufen, und ein Mädchen in dunklem Seidengewande, so verhüllt, daß nur die Augen sichtbar waren, drängte sich an ihn heran, und wie sie sich herandrängte, verfing sich ihr Schleier irgendwo und wurde ihr halb vom Haupte gezerrt. Sie suchte ihn festzuhalten. Hiki-Taro hatte Hotaru-Hime erkannt. Jetzt stand sie so dicht vor ihm. Hiki-Taro war totenblaß geworden.

„Hiki-Taro,“ sagte Hotaru-Hime, „hilf mir! Ich habe meine Begleiterinnen verloren.“

Sie sah ihn flehend an, und plötzlich kam ein Wirbel in die Massen, und fortgerissen wurde das Paar, das sich umschlungen hatte, und mitten hineingewirbelt in die Schar der weißgekleideten Priester.

Die Jubelrufe, die verstummt waren, brausten wieder in die blaue Luft empor. Der Zug bewegte sich weiter.

„Laß mich,“ sagte Hotaru-Hime, „laß mich! Ich will meinen Schleier in Ordnung bringen und dann im Schutz der heiligen Männer weitergehen, bis ich irgendwo durchkommen kann. Ich danke dir — du hast mich gerettet — ich wäre sicher zerdrückt worden.“ Und sie schob ihn sanft zurück. Er sagte kein Wort, und sie entschwand

Digitized by Google

Zeichnung von J. Schönberg.

Mandarinen, eine Versammlung der Vertreter

Digitized by Google

verbündeten Mächte in Peking besuchend.

Digitized by Google

ihm. Wie im Traume sah er Hotaru-Himes dunkles Seidengewand in den Wogen der Umeblüten verschwinden.

„Wir sind so glücklich! Wir sind so glücklich!“ brauste der Jubelsturm. Das goldene Bild des Herrn Budzu zog schon ferner und ferner. Der Jüngling breitete wortlos die Arme aus — ein ungeheures Gelächter erweckte ihn, und er sah sich im Mittelpunkt einer wunderlichen Scene: ein roter Teufel, ein grüner Drache und ein blauer Löwe umtanzten ihn mit hopsenden Sprüngen.

*

„Du bist ein abgefeimter Heuchler,“ sagte Kitagaki zum jungen Meister Okata, der herabgeeugt auf seine Arbeit in der Werkstatt saß, „ein abgefeimter Heuchler! Erstens läufst du zum Umefest und sagst mir nichts, und beim Fest rettest du die erlauchte Hotaru und sagst mir nichts! Lässest Tage vergehen — und sagst mir nichts! Nun sollst du aber deinen Lohn empfangen! Ducke dich nicht so,“ fuhr der Ritter lachend fort, „der Scharfrichter ist nicht da, um dir den Kopf abzuschlagen, aber ein Abgesandter der erlauchten Hotaru und ihres Herrn Bräutigams wartet im Wohnzimmer.“

Jetzt wandte der Jüngling dem Alten ein todblasses Antlitz zu. „Ich verstehe Sie nicht,“ sagte er.

Der Ritter aber faßte ihn derb an der Schulter. „Aufgestanden!“ rief er. „Wir dürfen den Gast nicht warten lassen. Ich habe dem Herrn Kitasoto bereits unsern besten Thee vorgesetzt. Herr Kitasoto ist der älteste Diener und Haushofmeister des Herrn Marquis und ein Mann von feinen Sitten.“

Herr Kitasoto, ein fast zwerghaftes Männlein, mit einer großen Hornbrille auf der Nase, einem langen, weißen Barte und einem mächtigen Höcker auf dem Rücken, erhob sich langsam, als Hiki-Taro mit dem Ritter in die Stube trat. Er erwiderte die tiefe Verbeugung des Jünglings mit gemessener Würde. Nachdem er wieder vor der Theekanne Platz genommen, setzten sich auch der Ritter und Hiki-Taro. Das bucklige Greislein nahm einen Schluck Thee. Dann, zum Jüngling gewandt, legte er in wohlgesetzten Worten dar, daß er gekommen, dem Meister Okata den Dank seiner Herrschaft zu übermitteln. Die erlauchte Hotaru, die Tochter seines Gebieters, des Herrn Marquis von Nabeshima, habe in Begleitung ihres Bruders und ihres Bräutigams und einer Anzahl von befreundeten Damen aus Tokio das Umefest inkognito mitzumachen geruht. Durch das arge Gedränge des Volkes aber wäre die hohe Dame von ihrer Gesellschaft getrennt worden und in Gefahr gekommen, erdrückt zu werden. Da habe nun der wackere Meister Okata eingegriffen, er habe die hohe Dame mit seinem Leibe gedeckt, habe sie aus dem lebensgefährlichen Strudel herausgetragen und sie zu den Priestern gebracht, in deren Schutz sie ungefährdet den Heimweg gefunden hätte. Für die bewährte Umsicht nun habe die erlauchte Hotaru und deren Bräutigam, Herr Yabuki, dem Meister Okata ein reiches Geldgeschenk zugedacht. Herr Kitasoto breitete seinen Fächer auf die Binsenmatte, griff in die Tasche, zog ein Beutelchen hervor und zählte zehn große Goldstücke auf den Fächer hin. Hiki-Taro, der bei der Rede des Herrn Kitasoto ganz starr gesessen hatte, hob jetzt beide Hände in die Höhe, sein Atem keuchte. „Das kann ich nicht nehmen!“ sagte er.

„Das ist wirklich zuviel der Gnade,“ rief Kitagaki und griff nach dem Golde, „fürwahr, ein ganzes Vermögen! So viel habe ich in meinem Leben nie besessen.“ Er wog die Goldstücke in der Hand.

Herr Kitasoto freute sich der grenzenlosen Verblüfftheit des Jünglings und sagte mit aufmunternder Herablassung: „Es ist der Wunsch der hohen Dame und ihres Bräutigams, des Herrn Yabuki, daß Sie das Geld als ein Heiratsgut aufsparen sollen. Heiraten werden Sie doch einmal, Meister Okata, nicht wahr?“

„Gewiß wird er heiraten,“ lachte der Ritter, „dafür lassen Sie mich sorgen. Seit der alte Vater tot ist, will er zwar nichts von der Welt wissen, unser Junge, nur immer arbeiten will er. Sie haben doch schon gehört, Herr Kitasoto, was für schöne Sachen unser Junge macht? Sie müssen sich dann mit mir in die Werkstatt hinausbemühen. Der Junge da würde es gar nicht wagen, Sie dazu aufzufordern.

Der Jüngling hatte bald den Ritter und bald den Gast mit seltsam lodernden Blicken angesehen. Daß er sich nicht in das Gespräch mischte, schien dem Herrn Kitasoto als ein hübsches Zeichen seines bescheidenen Sinnes.

„Nun müssen Sie mir aber auch meine Neugierde zu gute halten,“ sagte der Ritter, der das Gold noch immer in der Hand wog, „ich möchte mir nämlich die Frage erlauben, woher eigentlich der würdige Herr Bräutigam der erlauchten Dame stammt, und welche Titel wir dem Wohlthäter zu geben haben.“

„Herr Yabuki stammt aus Tokio,“ erwiderte Kitasoto, nachdem er einen Schluck Thee genommen, „er ist einer der reichsten Männer des Landes.“

„Ah,“ sagte der Ritter, „natürlich ist Herr Yabuki von hohem Adel, das kann ja nicht anders sein; ein Kwasoku (Hochadliger) natürlich?“

Der bucklige Greis nahm wieder einen Schluck Thee, darauf bekam er einen Hustenanfall. „Das gerade nicht,“ sagte er endlich, „von hohem Adel ist Herr Yabuki gerade nicht. Allein er ist ein sehr hoher Herr, er ist Direktor der Nationalbank in Tokio und Mitglied des Oberhauses, wie der Herr Marquis. Auch war Herr Yabuki schon einmal mit der Tochter eines Grafen verheiratet.“

Der Haushofmeister des Marquis von Nabeshima hatte es taktvoll verschwiegen, daß Herr

Digitized by Google

Yabuki nicht einmal von niederem Adel war, sondern nur dem gemeinen Volke, den Haymins, entstammte, und daß die Frau des Marquis mit äußerstem Widerstreben ihre Einwilligung zu der Heirat gegeben hatte.

Des Ritters Neugierde schien befriedigt. Um sich aber gegen weitere unbequeme Fragen zu sichern, erhob sich Herr Kitasoto und sagte: „Leider habe ich heute keine Zeit mehr zu einer gemütlichen Plauderei. Ich will aber ein anderes Mal wiederkommen und die schönen Sachen des Meisters Okata, von denen ich schon viel gehört, in Augenschein nehmen."

Auch der Ritter und Hiki-Taro hatten sich erhoben.

„Nun aber bedanke dich endlich, du Glückspilz," sagte Kitagaki zum Jüngling. „Nimm das Geld und bedanke dich."

Da lachte dieser grell auf. „Behalten Sie das Geld vorläufig, Herr Kitagaki," sagte er, „ich habe keine Tasche im Arbeitskittel." Und mit einer kleinen Verbeugung gegen den Abgesandten Hotaru-Himes fügte er hinzu: „Ich danke Ihnen bestens, mein Herr." Darauf verließ er die Stube.

Der Ritter sah ihm nach in sprachlosem Entsetzen. Kitasoto bekam einen roten Kopf. Aber er faßte sich schneller als Kitagaki: „Man sollte es glauben, daß Ihr Schützling in Ihrer Gesellschaft feinere Sitten hätte lernen können," bemerkte er mit einem bösen Lächeln. „Es ist mir erinnerlich, daß Sie den jungen Mann, als er noch Knabe war, das Fröschlein nannten. Er ist ein Frosch geblieben, und das alte Sprichwort hat recht: Was weiß der Frosch in seinem Sumpf vom Weltmeer!"

Kitagaki hatte die Goldstücke in der Tasche verschwinden lassen, aus Furcht, der empörte Haushofmeister könnte sie wieder zurückverlangen. Mit einem Schwall von Entschuldigungen und seine eigne tiefe Dankbarkeit beteuernd, geleitete er Herrn Kitasoto zur Hausthür, und beim Abschied schwor er, daß er dem närrischen Kerl von Frosch den Kopf waschen wolle. Herr Kitasoto lachte: „Geben Sie sich keine Mühe, lieber Freund; ein altes Sprichwort sagt auch: Ein Kopf kann wohl gewaschen werden, aber ein schwarzes Herz nicht, das voll Undank ist." —

Der undankbare und ungezogene Jüngling hielt sich den Tag über, wohl aus Furcht vor dem Ritter, versteckt, und der Ritter vergnügte sich unterdes mit der Betrachtung des Goldschatzes. Hiki-Taro kam erst spät abends in die Stube und schien sehr zerknirscht. Wenigstens ließ er die bitteren Worte des Ritters still über sich ergehen, und schließlich bat er den Ritter demütig um Verzeihung.

Der alte Ritter wurde in der darauffolgenden Nacht aus dem Schlafe geweckt durch Hiki-Taros lautes Stöhnen.

„Zum Donnerwetter, gieb doch endlich Ruhe!" schrie der Alte, ich bin ja gar nicht mehr böse!"

*

Der Marquis von Nabeshima vermählte seine Tochter mit Herrn Yabuki. Das Hochzeitsfest, das sechs Tage dauerte, wurde ganz in der großartigen altjapanischen Weise gefeiert. Die Herrschaft zwar blieb unsichtbar dem Volke, dafür aber gab es auf ihre Kosten eine Woche lang öffentliche Konzerte, Maskenumzüge, Ringkämpfe, Gauklerspiele, Gastmähler für die Stadtväter und das Volk und drei Vorstellungen im Theater, die vom Morgen bis zum Abend währten. Die berühmteste Schauspielertruppe hatte der Marquis aus Tokio kommen lassen. Nach Schluß der letzten Vorstellung erschien der Bürgermeister von Arito selbst auf der Bühne unter den Schauspielern und verkündete den Versammelten, daß der hochverehrte Herr Yabuki aus Tokio eine große Summe gestiftet habe für den Tempel, für das Krankenhaus und die Volksschule der Stadt. Danach wurden Hurras ausgebracht auf den Herrn Yabuki, auf den Herrn Marquis, auf den Bürgermeister und auf den Kaiser, und schließlich wurde die Nationalhymne von allen Anwesenden stehend gesungen. Fast Mitternacht war es, als die Leute das Theater verließen. Aber niemand ging nach Hause, denn nun ließ der Herr Marquis in seinem Garten ein wunderbares Feuerwerk abbrennen, und das Volk umdrängte den blutroten Zaun mit endlosen Jubelrufen.

Der junge Okata und der alte Ritter Kitagaki jubelten mit dem Volke, als die roten und blauen Feuerkugeln und die ungeheuern Garben von Raketen zischend und prasselnd über den Zaun hinauf fuhren zum schwarzen Nachthimmel. Das ganze Fest hatte der Jüngling als einer der Lautesten und Lustigsten mitgemacht an der Seite seines väterlichen Freundes. Beide trugen neue, seidene Festkleider, Kitagakis Gewand war besonders prächtig und seiner adligen Würde angemessen. Der Alte, der so oft Unheil geweissagt hatte über das Haus des Marquis, konnte nun nicht müde werden, das Fest und das Glück und den Glanz des Herrn Marquis zu preisen. Kaum aber war das Fest verrauscht und der dritte Werkeltag neigte sich, so verwünschte schon Kitagaki alle Feste überhaupt und insbesondere den Herrn Marquis und sein Haus, den Haushofmeister, sich und die Welt, alles, alles und raufte sich jammernd den Bart: sein Hiki-Taro war entflohen! Heimlich, vor Tagesanbruch, war der Jüngling aus dem Hause geflohen. Er hatte nichts mitgenommen, weder Geld noch irgend ein Gerät; im schlichten Arbeitskittel war er entflohen, und einen Brief hatte er hinterlassen, einen Brief, mit dem der Ritter zu Herrn Kitasoto hinübergelaufen war, denn er besaß keine Brille, und ohne Brille vermochte er nicht zu lesen. Und folgendes hatte Herr Kitasoto dem Ritter vorgelesen:

„Mein edler und hochverehrter Gönner!

Verzeihen Sie mir, daß ich das Vaterhaus ohne Abschied verlassen habe, aber es ging nicht

Digitized by Google

anders. Ich wollte uns beiden eine thränenreiche Stunde ersparen. Die Arbeit macht mir längst keine Freude mehr, da ich dasjenige doch nicht erreichen kann, was ich ersehne, und die Schwingen meiner Geschicklichkeit gebrochen sind.

Ich werde also das heilige Blau nicht weiter suchen. Ich ziehe in die Hauptstadt, allwo das Regiment steht, für das die Söhne von Arito vorgemerkt sind. Ich will meiner Stellungspflicht nachkommen und, wenn mich das Glück begünstigt, Soldat werden.

Mein edler Gönner, ich bitte Sie, meine geringen Habseligkeiten als die Ihrigen zu betrachten und mir nichts weiter zu bewahren, als ein gutes Angedenken, Ihr bis zu dem Tode dankbarer

Okata,
vormals genannt Hiki-Taro oder das Fröschlein."

Dem Ritter liefen die Thränen stromweise über die Backen herab, als Herr Kitasoto den Brief langsam zusammenfaltete.

„Das hat doch nicht Ihr Schützling geschrieben?" sagte Herr Kitasoto. „Das ist der Brief eines Mannes von Erziehung und Bildung, der Brief eines anständigen Mannes."

Da riß der Ritter dem Buckligen den Brief aus der Hand und sprang auf. „Herr Kitasoto," schrie er, „einen Buckel voll Bosheit können die Thränen der Armen nicht abwaschen! Das sagt nicht ein altes Sprichwort, das sage ich. Ich verachte Sie!"

Fast wäre Herr Kitasoto vor Schreck umgefallen. Dann hob er zu kreischen an und schrie um Hilfe, und ein halb Dutzend handfester Diener stürzte herbei.

„Werft den Trunkenbold hinaus, er hat mich bedroht!" zeterte Herr Kitasoto. Und die Leute thaten, wie der Haushofmeister des Herrn Marquis befohlen hatte.

*

Die sechs Kerle hatten den Ritter übel zugerichtet. Er wäre ihrer sicher Herr geworden, allein er hatte die Rechte nicht gebrauchen können, die Hand, in der er Hiki-Taros Brief gehalten hatte. Mit blutigen Schrammen und zerrissenem Gewande hinkte er fluchend nach Hause. In der Wohnstube brach er zusammen, und wieder flossen ihm die Thränen über seine Backen herab in den eisgrauen Bart. Diesmal weinte er über sich selbst. Statt Trost zu finden und freundliche Zusprache, war er, der Ritter Kitagaki, von gemeinen Hundesöhnen durchgeprügelt worden wie ein Hund, beschimpft und geschlagen von Elenden, die nicht wert waren, seinen adligen Leib auch nur mit einer Fingerspitze in Ehrfurcht zu berühren. Und der Herr Ritter raufte sich den thränennassen Bart. Und plötzlich hob er die Hände zur Decke und rief: „O Bishiaymon-Ten, siehe meine Schmach! Ich bin waffenlos und kann mich nicht wehren. Steige herab in deinem güldenen Harnisch und im Geleite deines Tigers und töte mich!" Laut hallte die Stimme des Ritters im einsamen Hause wieder. Seine Augen rollten wie im Wahnsinn. Bishiaymon-Ten, der alte Kriegsgott, der gewaltige Streiter des Herrn Budzu, ließ sich nicht rühren. Und es war gut, daß Herr Kitagaki keine Waffe im Hause hatte, sonst hätte er sich jetzt auf ritterliche Art den Tod gegeben. Beide Ritterschwerter hatte er zum Glück längst einem durchreisenden Fremden, einem Europäer, um schnödes Geld verkauft und das Geld vertrunken.

Ritter Kitagaki wurde nicht wahnsinnig. Er blieb still im Töpferhause wohnen, pflegte seine Wunden, genas auch und schaffte sich eine schöne, große Brille an.

Gelegentlich kamen Kauflustige, die Hiki-Taros Sachen zu sehen verlangten. Diesen Leuten bedeutete der Ritter, daß in der Abwesenheit des Meisters nichts verkauft werden dürfe. Man möchte sich nur bis zu seiner Wiederkehr gedulden. Das war den Leuten gar nicht angenehm, und das Warten wurde ihnen sauer, denn Okatas blaue Tassen waren in Mode gekommen.

Monate vergingen. Man sah jetzt den Ritter viel auf der Straße. Er ging dreimal täglich zur Post, und bis zur Post war ein weiter Weg. Die Leute bedauerten den Alten, der von Tag zu Tag mehr verfiel und dahinschwankte wie ein Siecher. Eines Abends aber eilte der Ritter mit leichtem, beflügeltem Schritt wie ein Jüngling von der Post fort. Endlich war er gekommen, der ersehnte Brief des geliebten Flüchtlings!

Als der Ritter nach Hause kam, war es schon ganz dunkel, und die Lampe wollte sich gar nicht anbrennen lassen, denn des Ritters Hände zitterten. Mit vieler Mühe gelang es ihm, ein qualmendes Flämmchen zu entfachen, und nun las er Okatas Brief. Doch nach jedem Satz gingen ihm die Augen über, er war ja das Brillentragen nicht gewohnt.

Der junge Okata schrieb in recht scherzhafter Weise über seine Fußreise nach der Hauptstadt der Provinz, wie er dort in der Kaserne empfangen worden und der Regimentsarzt den ausgehungerten Rekruten zunächst ins Spital geschickt habe. Schließlich aber wäre der verhungerte Rekrut doch eingereiht worden und habe den Fahneneid schwören müssen. Nun ginge es leidlich. Nur sein Leutnant sei ein bißchen streng. Der Leutnant heiße Graf Nabeshima. Ob sich Herr Kitagaki des Kin-Taro, des Goldsöhnchens, erinnere? Gespielt würde nun nicht mehr, wie in alter Zeit, drüben im Day-mio-Garten. Kin-Taro, das Goldsöhnchen, scheine sich des alten Spielkameraden zu schämen, und das wäre ja auch begreiflich. Alles in allem könne er aber doch nur Gutes von dem Soldatenleben sagen, und wenn ihn die Angst nicht quälte und die Sorge um den zürnenden väterlichen Freund, so wäre er vollends glücklich. Doch wolle er nicht ablassen, den Ritter zu bitten, das Geschehene zu vergessen und ihn zu segnen als einen treuen Sohn.

Digitized by Google

Wilhelm Haverkamp

Schiffsbaukunst.

Digitized by Google

Die Lampe in der Wohnstube des Töpferhauses brannte die ganze Nacht durch. Herr Kitagaki goß zweimal frisches Oel auf. Für den Ritter war diese Nacht die mühevollste seines Lebens, aber nicht die unseligste. Erst das Briefelesen und dann das Briefschreiben. Dazu der Kampf mit der Lampe, der Brille und den weinenden Augen. Ein zufriedenes Lächeln verklärte sein runzliges Gesicht, als er endlich die Zeilen überlas, die er mit unsäglicher Anstrengung auf einen großen, weißen Briefbogen hingemalt hatte:

„Geliebtes Kind!

Sei nicht weiter in Sorge um meine Gesinnung. Vor der Gedächtnistafel, die Du Deinem Vater errichtet hast, habe ich diesem und den ehrwürdigen Ahnen Deines Hauses geschworen, Dich zu halten wie einen Sohn. Ich habe diesen Schwur geleistet, mehr um die Geister der Toten zu beruhigen, als um mich zu binden, denn ich bin längst an Dich gebunden, das sollteſt Du wissen. Mein Herz hat nur Liebe für Dich und keinen Groll.

Es freut mich, daß Du die hochmütigen und thörichten Launen des Kin-Taro nicht ernst zu nehmen scheinst. Dieser Jüngling muß milde beurteilt werden, schon um des großen Unglücks willen, das sein Haus betroffen hat: die thörichten Launen und die Verschwendung des Herrn Marquis haben das Haus untergraben. Der rote Zaun steht wohl noch, aber hinter dem Zaun weint eine einsame alte Frau, die Mutter Kin-Taros, Deines Leutnants, und Hotaru-Himes. Der Herr Marquis ist zu seinem Schwiegersohn nach Tokio gezogen, von dessen Gnade nun die ganze Familie lebt. Und Herr Yabuki, der Schwiegersohn, ist reich genug, aber durchaus nicht von so hoher Geburt, wie es uns Herr Kitafoto hat seiner Zeit glauben machen wollen. Herr Yabuki ist nicht einmal ein Samuray, wie ich, sondern nur ein Sohn des gemeinen Volkes. Ein paar Wochen nach der Hochzeit Hotaru-Himes ist der Ruin des Hauses offenkundig geworden. Ich habe viel geweint über das Unglück des edeln alten Hauses von Nabeshima, und auch Dich wird es rühren, und Du wirst milde denken von Deinem Leutnant. Vormals hätte ich gesagt: alles das hat die neue Zeit verschuldet. Doch ist mir in meiner Einsamkeit die Erkenntnis geworden, daß die neue Zeit gerade so gut ist wie die alte, und daß wir die Zeit nicht verantwortlich machen sollen für die eigne Schuld. Darum vergiß auch alles, was ich gegen die neue Zeit und die neuen Soldaten vorgebracht habe. Du darfst vollauf zufrieden sein mit der neuen Zeit: Du bist ein Meister geworden, dessen Kunst gerühmt wird, und jetzt bist Du ein Soldat. Bishiaymon-Ten, unser alter Kriegsgott, wird Dich segnen an meiner Statt, weil er alles segnet, was dem Kaiser zugeschworen hat.

Auch diese Erkenntnis ist mir geworden: der Kaiser ist der weiseste Mann von Nippon, und er hat wohl daran gethan, uns Samuray die beiden Schwerter zu nehmen. Er hat dafür alle Männer von Nippon zu Kriegern gemacht.

Und sollte einmal der Tag kommen, da Bishiaymon-Ten seinen goldenen Harnisch rüttelt und der heilige Tiger brüllt (und viele meinen, dieser Tag sei nicht mehr fern!), sollte der Tag kommen, da ihr ausziehen müßt zum Kampfe mit dem verfluchten blauen Drachen von China — so bin ich sicher, daß Ihr unwiderstehlich sein und siegen werdet!"

*

Krieg mit China!

Krieg mit dem Erbfeind!

Wie ein Wirbelsturm braust es durch ganz Nippon. Ein Dai-fun der Begeisterung fährt über das heilige Land.

Bishiaymon-Ten, der alte Kriegsgott, ist wieder aufgewacht nach langem, langem Schlaf, und aufgewacht ist sein Tiger. Und der Kriegsgott rüttelt den goldenen Harnisch, und der Tiger brüllt.

Bishiaymon-Ten sucht nach seinen getreuen Rittern — und findet sie nicht. Und er sucht nach ihren kleinen Schiffen im Hafen von Kobe — und findet sie nicht. Dafür aber findet er weiße Riesenschiffe, ungeheuer an Zahl, und alle Männer von Nippon in glänzenden Waffen. Und der Tiger Bishiaymon-Tens brüllt mit den donnernden Kanonen, die den Kaiser begrüßen, der nach Kobe gekommen ist, um die ausziehende Flotte zu schauen.

Der Unteroffizier Okata steht auf dem Verdeck des Panzers „Fuso", dicht neben seinem Leutnant, dem Grafen Nabeshima. Laugsam zieht der „Fuso" an dem Kaiserschiff vorüber. Kanonendonner — Hurrageschrei — Trommelwirbel und Drommetengeschmetter. Der Unteroffizier Okata aber hört ganz deutlich das Gebrüll des heiligen Tigers. Und drüben die Gestalt des Tenno im goldstrahlenden Kleide auf der Kommandobrücke des Kaiserschiffes schaut Okata mit ehrfürchtigem Grauen: das ist Bishiaymon-Ten, der gewaltige Streiter des Herrn Budzu, der seine Heerscharen segnet.

*

Der schneeweiße Panzer „Fuso" zog hinaus auf die hohe See. Lustig flatterte das weiße Kriegsbanner mit dem roten Kiku-mon, dem Chrysanthemummwappen des Kaiserreichs, im Winde.

Als die Küste von China in Sicht kam, erschallten laute Hurrarufe, und die Musikkapelle des „Fuso" spielte: „O, daß unser Kaiserhaus tausend und tausend Jahr' beſteh'."

Man landete im Hafen von Tonk-ku so fröhlich, als ginge es zu einem Feste, und wurde jubelnd von Landsleuten empfangen. Diese Tapferen hatten schon einige Tage vorher das Drachenbanner gestürzt und dafür den Kiku-mon aufgepflanzt. In den Häusern der Chinesen hauste jetzt das japanische Kriegsvolk. Noch während die Ausschiffung der Leute des „Fuso" vor

Digitized by Google

sich ging, kam die Meldung, daß zerstreute Truppen des chinesischen Heerführers Mha in der Stärke von einigen tausend Mann im Anmarsch seien, unmaßlich mit der Absicht, sich in dem ungefähr dreißig Kilometer entfernten Fort Lutay festzusetzen. Der kommandierende japanische General faßte den Plan, einen Teil seiner Truppen sofort nach Lutay zu werfen und das Fort anzugreifen, ehe dessen Besatzung durch neue chinesische Truppen verstärkt werden konnte. Das Seebataillon vom „Fuso", in welchem Leutnant Graf Nabeshima und der Unteroffizier Okata eingereiht waren, wurde dem Expeditionscorps zugeteilt, und noch am Abend der Ausschiffung zog man landeinwärts, eine Strecke weit längs der vom Feinde unfahrbar gemachten Eisenbahn, dann den kleinen Fluß entlang, der die Ebene durchschnitt. Brennende Dörfer bezeichneten den Weg. Ein Sandsturm erhob sich und fegte über das öde, flache Land, den Vormarsch erschwerend. Mit kurzen Rastpausen wurde die ganze Nacht durch marschiert. Gegen Morgen legte sich der Sandsturm. Die Sonne stieg über den Horizont der baumlosen, gelben Wüstenei heiß und sengend auf. Trotz der ungeheuren trockenen Hitze blieben die Truppen frischen Mutes, und als in der Ferne die Hügel des chinesischen Forts sichtbar wurden, erbrauste tausendstimmiger Hurrarus. Man war dem Fort Lutay bis auf eine Meile nahe gekommen. Dicht am Bahndamm wurde nachmittags um fünf Uhr das Biwak bezogen. Die Offiziere des Stabs stiegen auf den Damm hinauf und musterten mit ihren Feldstechern das feindliche Gelände. Man bemerkte chinesische Reiterei, die gegen das japanische Lager vorzustreichen schien, und der Artillerie ward der Befehl gegeben, den Feind in respektvoller Entfernung zu halten. Alsbald sangen die Kanonen den ermüdeten Söhnen Nippons ein donnerndes Schlummerlied. Die Braven lagerten mit dem Gewehr im Arm auf der trostlosen Heide. In einer verräucherten Bahnwärterbude hatten sich die Offiziere des Stabs häuslich niedergelassen.

Es wurde Mitternacht. Der Unteroffizier Okata schritt zur Feldwache zurück, nachdem er die Posten längs des Bahndammes verteilt hatte. Nun ließ er sich neben den ruhenden Kameraden nieder und starrte vor sich hin. Die Nacht war so heiß wie ein Mittag. Dennoch fuhr ein Schauer über seinen Leib, und eine große Müdigkeit beschlich ihn. Seit der Ausschiffung hatte er kein Auge zugethan, und fast bereute er's, daß er sich freiwillig zum Führer der vorgeschobenen Feldwache gemeldet. Nun hieß es, die Augen offen halten! Und er war am Umsinken. Er gab sich einen Ruck. Nein, er wachte, sah und hörte alles, was zu sehen und zu hören war in der Runde: dort die Gewehrpyramiden der Kameraden und der Posten vorm Gewehr — weiter hinten das Bahnwärterhaus, hell erleuchtet; Lachen klang herüber — dort belustigten sich wohl jetzt die Herren Offiziere. Er glaubte, die Stimme seines Leutnants zu erkennen. In einer Viertelstunde würde der Leutnant kommen, um die Feldwache zu inspizieren. Der Leutnant soll sich auf ihn verlassen dürfen! Als er sich heute zur Feldwache gemeldet, hat ihm der Leutnant zum erstenmal während der ganzen Dienstzeit ein freundliches Gesicht gemacht — ein lächelndes Gesicht, das ihn an Hotaru-Hime erinnerte.

Okata fuhr zusammen: ein geller Schrei! Der Schrei kam aus der Höhe — ein Vogelschrei. Nachtreiher mochten über die Ebene ziehen, oder vielleicht waren es die großen Aasgeier und die Adler, die heute den Marsch begleitet hatten; vielleicht fliegen diese Raubvögel auch des Nachts und umkreisen das Feld, wo sie morgen wohl ergiebigen Fraß finden werden.

Okata sah hinüber nach dem Chinesenfort. Eine dünne Mondsichel hing über der Festung, deren Linien sich schwarz und scharf vom Horizont abhoben. Die Ebene unten matt erleuchtet und doch deutlich genug. Man sah jede kleine Erdwelle. Und im kleinen Fluß, der die Ebene durchschnitt, blitzten die Wellen silbern auf. Und dort, die dunkle Masse der Eisenbahnbrücke, die der Feind seltsamerweise noch nicht zerstört hatte! Morgen wird man über diese Brücke hinüberstürmen. Er wird auch dabei sein. Warum man eigentlich so lange wartet? Das Warten schien Okata sinnlos. Sinnlos war ihm die Ruhe ringsum. Alles verlor den Sinn für den armen, müden Okata. Ein bleierner Nebel senkte sich auf seine Seele.

Wieder ein Schrei! Ein hoher, durchdringender Schrei durchschnitt die Luft, weithin gellend. Okata sprang auf, taumelnd — die Haare sträubten sich ihm. Das ganze Lager hätte aufwachen müssen! Und doch war alles ruhig geblieben. Er hörte die Kameraden schnarchen. Der Posten bei den Gewehrpyramiden ging gelassen auf und nieder.

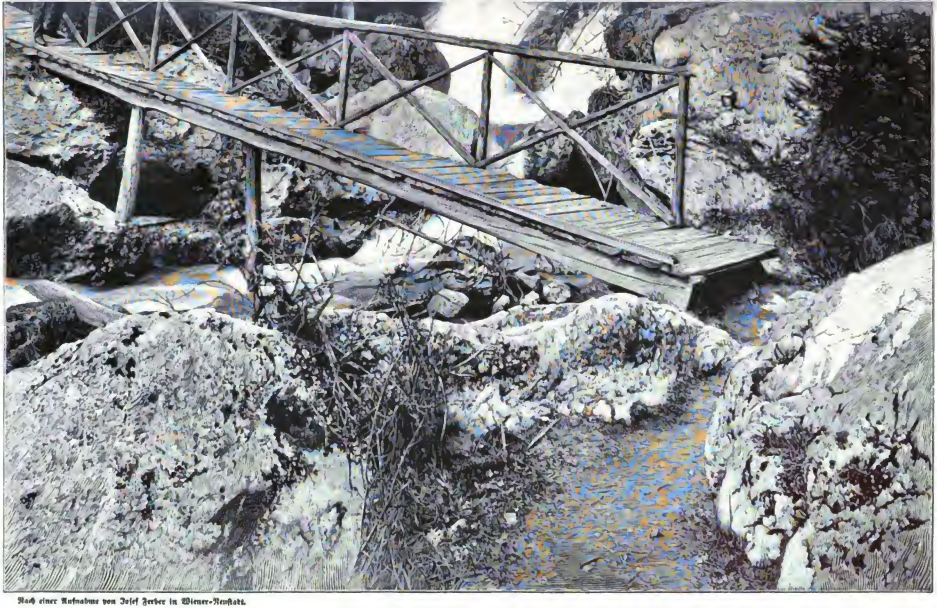
Okata sah verstört umher. Am Ende hat er den Schrei nur im Traume gehört? Ja, im Traume! Er hatte geschlafen und geträumt. Er besann sich. Aber unmöglich konnte er lange geschlafen haben, denn die Mondsichel hing jetzt kaum merklich höher als vordem über der schwarzen Festung. Und doch hatte der Traum so lange gedauert. Er war im Traume zu Hause gewesen. Im Traume war es auch Nacht. Und der Mond hatte geschienen — aber kein halber, ein voller, glänzender Mond. In seinem blauen Lichte war er in die Wohnstube des Vaterhauses getreten und hatte den alten Ritter schlafend gefunden. Der Bart des Herrn Kitagaki war nicht grau wie sonst, er war silberweiß und glänzte wie unten die Wellen des Flusses. Der Ritter lag mit über der Brust gekreuzten Armen und lächelte.

„Sind Sie vielleicht tot?" hatte Okata gefragt.

„Nein, mein liebes Kind," war des Ritters Antwort gewesen, „ich bin nicht tot, ich bin nur müde und schlafe. Laß mich schlafen."

Digitized by Google

Digitized by Google



Nach einer Aufnahme von Josef Zerber in Wiener-Neustadt.

Die Mira-Fälle in Niederösterreich.

Digitized by Google

Und dann war er, Okata, leise auf den Zehenspitzen weitergegangen und hatte die alten Spruchtafeln an der Wand betrachtet und die zwei Sprüche gelesen: „Schöne Künste helfen durch.“ Und: „Entfalte die Schwingen deiner Geschicklichkeit.“ Vor der Gedächtnistafel aber, die zwischen den beiden Spruchtafeln hing, hatte er sich dreimal verbeugt und also gesprochen: „Ehrwürdiger Vater und ehrwürdige Ahnen meines Hauses! Ich muß morgen in die Schlacht. Segnet mich und beschützt den Ritter Kitagaki und belohnt ihn für seine Treue und Liebe!“ Dann hatte er sich noch einmal nach dem schlafenden Ritter umgesehen und war in die Werkstatt hinübergegangen. Dort war es aber ganz finster. Er zündete die Lampe an, die neben dem Ofen hing, und leuchtete umher. Alles so, wie er es verlassen! Alles in schönster Ordnung. Auch das schwarze Schränklein stand an dem alten Platze. Er öffnete es und nahm die blaue Schale heraus, die er Hotaru-Hime zugedacht, und betrachtete die Schale. Und da — da ergellte der gräßliche Schrei — er hatte die Schale fallen lassen — in tausend Scherben war sie zersprungen.

Ein langer, langer Traum! Okata griff in die Tasche und zog ein Stück Zwieback hervor und steckte es in den Mund, um sich zu vergewissern, daß er wache.

Schritte näherten sich. Den Bahndamm entlang kamen fünf Männer. Der vorderste, dessen Säbel im Mondlicht blinkte, war der Leutnant Graf Nabeshima.

Nur mühsam brachte Okata seine Meldung heraus. Das Blut war ihm zu Kopf gestiegen. Er hätte melden sollen, daß er auf der Wache eingeschlafen war. Aber er fand nicht den Mut zu diesem Bekenntnis.

„Also nichts Verdächtiges bemerkt? Gut.“ Leutnant Graf Nabeshima stocherte eine Weile mit der Säbelspitze in den Sandboden und sah dabei zerstreut nach dem feindlichen Fort hinüber, dann wandte er sich, machte ein paar Schritte, blieb plötzlich stehen und drehte sich um: „Unteroffizier Okata!“

Okata eilte ihm nach. Stumm gingen die beiden noch ein paar Schritte den Bahndamm entlang, bis die andern außer Hörweite waren.

„Kennst du mich eigentlich?“ fragte der Leutnant endlich, stehen bleibend, den Unteroffizier.

„Gewiß, Herr Leutnant.“ Okata stand stramm, mit den Händen an der Hosennaht.

Der Leutnant lachte hell auf: „Hiki-Taro, alter Kerl,“ rief er, „ich glaube, du kennst mich doch nicht!“ Er legte seine Linke auf Okatas Schulter.

„Hiki-Taro“, hatte der Leutnant gesagt! Okata hätte aufschreien mögen.

„Kin-Taro!“ stammelte er, „o, Kin-Taro!“

„Also du kennst mich doch — das ist schön. Du erinnerst dich, daß wir einst miteinander gespielt haben — na, und du bist mir gar nicht böse, wie? Ich meine — ich habe dich nicht immer glimpflich behandelt — aber bedenke, der Dienst! Da giebt's keinen Spaß. Ja, was ich noch sagen wollte“ — die Stimme des Leutnants veränderte sich seltsam —, „ja, was ich noch sagen wollte: morgen — morgen giebt's gewiß einen heißen Tag — na — wenn ich bleibe, dann bringe du meine Grüße nach Hause, nach Arito. Verstehst du mich? Meine Mutter ist ganz allein jetzt in Arito. Ich habe keinen Freund hier — du aber kennst meine Mutter.“

Okata stand noch immer still, aber über seine Wangen rollten ein paar dicke Thränen.

„Ich werde alles thun, was der Herr Leutnant befehlen,“ sagte er.

„Hast du eine Bitte?“ fragte der Leutnant. „Kann ich etwas für dich thun? Sprich! Für den Fall, daß dir etwas passieren sollte und ich heil davonkäme — soll ich jemand in deinem Namen grüßen? Hast du jemand, den du liebst, in Arito?“

„Ich danke,“ erwiderte Okata, „ich danke, Herr Leutnant! Ja, ich weiß jemand in Arito: in meinem Vaterhause wohnt ein alter Ritter, Herr Kitagaki, ein armer Mann, aber ein sehr ehrwürdiger Mann. Seit mein Vater tot ist, hat er Vaterstelle an mir vertreten.“

„Abgemacht! Ich werde den Herrn aufsuchen. Aber wir wollen hoffen, daß wir beide heil nach Arito zurückkommen.“ Der Leutnant zog die Uhr und hielt das Zifferblatt gegen das Mondlicht. „Hast du sonst noch einen Wunsch? Heraus damit!“

„Ich habe zu Hause etwas angefertigt,“ hob Okata nach einem längeren Zögern an, „eine blaue Schale — Herr Kitagaki weiß schon, wo die Schale aufbewahrt ist.“

„Und die Schale?“

„Die ist mein bestes Stück, und ich möchte —“

„Die Schale,“ unterbrach ihn der Leutnant, „die Schale will ich gern behalten. Auch wenn wir beide heil nach Hause kommen, will ich die Schale haben. Die Okatas waren ja von jeher die größten Künstler in Arito.“ Der Leutnant lächelte wieder. „Nun aber — es ist die höchste Zeit.“ Er ging eilend zurück zu den Patrouillemannschaften, die er unten hatte stehen lassen.

*

Eine Stunde vor Tagesanbruch wurde der Weckruf geblasen. Um halb sieben Uhr war alles zum Gefecht bereit. Die Sonne stand wieder heiß und sengend über der gelben Lehmwüste. Der Kommandant des Seebataillons vom „Fuso“ hatte gebeten, mit seinen Leuten in erster Linie fechten zu dürfen. Er bekam die Führung des linken Flügels.

Schon um sieben Uhr vernahm man lebhaftes Gewehr- und Geschützfeuer. Die Besatzung des chinesischen Forts überschüttete die rasch heranziehenden Japaner mit einem Kugelregen. Um acht Uhr machte sich eine Linksschwenkung auf der ganzen Front fühlbar, und so kam der

Digitized by Google

linke Flügel mit dem Seebataillon vom „Fuso“ ins erste Treffen. Ein Teil der Compagnie überschritt die Eisenbahnbrücke, die heftig vom Fort aus beschossen wurde. Der Rest, unter ihnen Graf Nabeshima und der Unteroffizier Okata, ging durch den Fluß. Da versuchten die Chinesen, die Eisenbahnbrücke durch Shrapnells in die Luft zu sprengen. Sprungweise näherte sich jetzt der Zug des Grafen Nabeshima im Verein mit dem ganzen linken Flügel der Festung und eröffnete das Feuergefecht. Man war kaum noch fünfhundert Meter von den Wällen entfernt. Da erscholl das Signal zum Sturm. In diesem Augenblick, als der Feind, der einen Ausfall versuchte, sichtbar wurde, loderte der Kriegsmut der Japaner auf in seiner ganzen Gewalt. Das Hurrageschrei wuchs zu einem furchtbaren Schlachtgeheul, und in zügelloser Kampfbegeisterung stürzten sich die Söhne Nippons auf die verhaßten Zopfträger. Die dunkle Sturmwoge Bishiamon-Tens wälzte sich vernichtend und allen Widerstand zermalmend gegen das feindliche Bollwerk. Der Unteroffizier Okata hörte es ganz deutlich heraus aus dem Kanonendonner und dem Hurrageschrei, das Brüllen des heiligen Tigers. Dicht an der Seite seines Leutnants stürmte er der Bresche zu, deren Schlund einen Hagel von Geschossen ausspie.

Leutnant Graf Nabeshima hatte einem fallenden Fahnenträger das Feldzeichen entrissen und schwang es mit der Rechten.

„Mir nach!“ rief er seinen Leuten zu, und im selben Augenblick that er einen Sprung, drehte sich um sich selbst, der rote Kiku-mon flatterte über seinem Haupte, und Leutnant Nabeshima fiel vornüber mit der Fahne. Okata beugte sich zu seinem Leutnant herab, da war es ihm, als ob er von einer unsichtbaren Faust einen Stoß gegen die Brust bekäme. Es wurde ihm rot vor den Augen. Plötzlich war es still um ihn herum, ganz still, totenstill. Er hörte nichts mehr von dem Kriegslärm. Nur eine Stimme hörte er jetzt, sie kam aus weiter Ferne. Und die Stimme rief: „Hiki-Taro! Hiki-Taro!“ Eine Kinderstimme. Okata wußte nicht, ob es Kin-Taros oder Hotaru-Himes Stimme war. Und jetzt konnte er die Augen wieder aufmachen, und jetzt sah er, daß er vor dem blutroten Zaun des Daimyogartens lag. Ueber ihm wölbte sich die Krone des blühenden Umebaumes. Nun wollte sich Hiki-Taro erheben, und es gelang ihm auch. Er fühlte sich so leicht, so wunderbar leicht, er glaubte fliegen zu können. Mit den Händen stieß er sich vom Boden ab — und nun flog er wirklich. Und er flog in den blühenden Umebaum hinauf, durch die weißen und rosigen Umeblüten — immer höher. Das war gar kein einzelner Baum — er flog in einen Wald hinein von blühenden Umebäumen, und die Zweige, so dicht verschlungen, sie berührten ihn nicht, er glitt hindurch — immer weiter und immer höher — Umeblüten ringsum. Dann und wann nur schimmerte etwas vom Blau des Himmels durch. Ein Sehnsuchtsdrang, ein süßer, seliger, riß ihn aufwärts, dem Himmel entgegen, und er glitt über die blühende Unendlichkeit hinweg — nur einzelne Zweige rankten sich ihm nach. Dann aber schwanden sie, und er flog über die letzten Wipfel, höher und höher, hinein ins Blau, ins tiefe, tiefe heilige Blau.

F. Seifert: Hugo Wolf-Büste.

Franz Seiferts Hugo Wolf-Büste.

Die Verehrer Hugo Wolfs finden gegenwärtig die wohlgetroffene Porträtbüste des unglücklichen Liederkomponisten im Wiener Künstlerhause ausgestellt. Die in Bronze ausgeführte, überlebensgroße Büste wurde im Auftrage der Stadt Wien von dem Bildhauer Franz Seifert modelliert. Nicht bloß in der österreichischen Kaiserstadt, wo der aus der grünen Steiermark gekommene arme Försterssohn während einer harten Jugendzeit seine tiefempfundenen Melodien komponiert hat, auch in mehreren großen deutschen Städten haben sich Vereine zur Pflege der so beliebt gewordenen Musik Hugo Wolfs gebildet; doch dringen Ruhm und Anerkennung nicht mehr zu dem in geistiger Umnachtung dahinsiechenden Komponisten.

Digitized by Google

Die Atmungsorgane im Lichte der Descendenztheorie.

Von

Dr. Hilarion.

Mit sechzehn Abbildungen.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Tiere in denjenigen Gestalten und Entwicklungszuständen, wie wir sie heutigentags auf der Erde erblicken, nicht schon von Uraufang an auf derselben vorhanden waren, sondern sich aus niederstehenden Formen entwickelt haben, von denen ein Teil im Laufe ungezählter Generationen, unter allmählicher Veränderung ihrer äußern Form und fortschreitender Differenzierung ihrer innern Organe, zur jetzt erreichten Vollkommenheit gelangte, während andre auf ihrer jeweiligen Entwicklungsstufe verblieben und so als Nachkommen und Repräsentanten der urältesten Tiergeschlechter betrachtet werden können.

Wenn auch die ältesten Erdschichten, die man als die azoische Formationsgruppe (von ἀ und ζῶον, kein Leben) oder die Urzeit der Erde bezeichnet, meist keine sicher als solche erkennbaren organischen Reste enthielten, so folgt daraus noch nicht, daß in jenen urfernen Zeiten noch gar keine Tiere gelebt haben können. Einesteils können wir von diesen niedersten Organismen schon aus dem einfachen Grunde keine Ueberbleibsel erwarten, weil jene meist nur aus weicher, gallertartiger Masse aufgebaut waren, die mit ihrem Tode sofort der Verwesung anheimfiel, andernteils müssen aber auch in den krystallinischen Schiefergesteinen, die einen großen Teil dieser Schichten ausmachen und als durch Krystallisation veränderte Schichtgesteine zu betrachten sind, bei deren Umwandlung alle organischen Reste, die etwa von ihnen eingehüllt waren, ihre Form verloren haben und dadurch unkenntlich geworden sein. Dagegen bietet das zweite Weltalter oder die paläozoische Periode (von παῖς, alt), welche die Silur-, Devon-, Steinkohlen- und Dyasformation in sich faßt, schon in ihren untersten Horizonten einen überraschenden Formenreichtum der Lebewesen, sowie eine außerordentlich große Anzahl der Individuen. Im Silur und Devon finden sich bereits Repräsentanten der Krebse und Mollusken, in der Steinkohle begegnen wir den ersten Spuren von luftatmenden Gliedertieren (Spinnen, Käfer und Skorpione), in der Dyas oder dem Perm, einer nur spärliche Petrefakten führenden Schicht, außer einigen Fischen, den ersten Repräsentanten der Molche und der Reptilien, in den darauffolgenden Schichten der mesozoischen Periode (von μέσος, die Mitte), die Trias, rhätische, Kreide- und Juraformation umfassend, den ersten Spuren von Säugetieren und Vögeln.

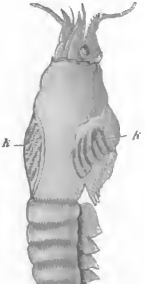


Fig. 1.

So müssen denn bei dieser allmählichen Entwicklung der Tiere aus ihren ersten Urformen bis zu den stets komplizierter gebauten Organismen der späteren Zeitalter begreiflicherweise auch jene Organe, denen die Aufgabe zufällt, den zum Leben unbedingt notwendigen Sauerstoff dem Körper zuzuführen, die Atmungsorgane, eine stetig fortschreitende Vervollkommnung erfahren haben, diese Thatsache, die sich an den in den einzelnen Schichten der Erdrinde eingeschlossenen Ueberresten, den noch vorhandenen Urkunden der Schöpfung, allerdings nicht mehr erkennen läßt, findet aber ihren vollen Beweis und ihre Bestätigung durch die jetzt noch lebenden Nachkommen und Repräsentanten ferner und fernster Erdperioden.

Fig. 2. Einzelkieme des Krebses (vergrößert).

Bei den letzteren, den niedersten Tierformen, deren Körper nur aus einer oder einigen Zellen besteht, und bei welchen überhaupt noch keine speziellen Organe für die verschiedenen physiologischen Funktionen ausgebildet sind, ist auch die Art und Weise der Sauerstoffaufnahme eine möglichst primitive: es werden von diesen Tieren, die samt und sonders im Wasser leben, die denselben mechanisch beigemengten Luftteilchen direkt durch die ganze Körperfläche aufgenommen.

Bei höher entwickelten Tieren sind dagegen die verschiedenen Funktionen zur Erhaltung des Lebens auf verschiedene Stellen des Körpers verteilt, an besondere Organe gebunden.

So finden wir bereits bei einigen Seesternen und Seeigeln blinddarmförmige, mit der Bauchhöhle kommunizierende Schläuche, welche in den Enddarm einmünden, und in welche das zur Atmung notwendige Wasser eingetrieben und nach Entnahme der Luft wieder ausgespritzt wird.

Bei den größeren Borstenwürmern des Meeres finden sich die ersten Spuren von Kiemen in Gestalt von fadenförmigen, buscheligen oder verästelten Anhängen der Extremitätenstummeln; erst bei den Krebsen wird die Atmung mittels solcher Kiemen eine allgemeine (einzelne niederstehende kleine Arten abgerechnet). Bei größeren, aber noch weniger

Fig. 3. Tracheenverästelung eines Insektes (vergrößert).

Digitized by Google

kompliziert gebanten übernehmen besondere schlauchförmige, meist verästelte Anhänge der Extremitäten diese Funktion: bei den höheren Formen dagegen, wie bei unserm Flußkrebse, bilden die Seitenflügel des Rückenschildes je eine die Kiemen bergende Athemhöhle, in welche das Atemwasser durch eine eigne Oeffnung vor dem ersten Beinpaare einfließt. In dieser Höhlung liegen in mehr oder minder großer Anzahl die Kiemenlamellen (k Fig. 1), aus einzelnen federförmig gestalteten platten Schläuchen zusammengesetzt (Fig. 2), durch welche die Aufnahme des Sauerstoffes geschieht. Ein jeder dieser Schläuche wird von einer Arterie beschickt, die nach mehrfacher Verästelung in ein Kapillarnetz übergeht, welche außerordentlich feinen Gefäße sich schließlich wieder zu einem Stamme, der Vene, vereinigen und das mit Sauerstoff gesättigte Blut dem Herzen zuführen.

Fig. 4.
Larve einer Libelle (aeschna grandis) Die Rückenhaut ist entfernt.
a, obere Längsarterienstämme; b, verzweigte Enden derselben; c, hinterer, auf den Enddarm sich vorgestreckter Abschnitt; o, Augen. (Nach Gegenbauer.)

Die Glieder der nächsthöheren Entwicklungsstufe, die Insekten, besitzen ein von dem der übrigen Tiere vollständig verschiedenes, nur ihnen allein zukommendes Atmungssystem in Form der Tracheen, ausgedehnter und vielfach verästelter elastischer Röhren, deren außerordentlich zarte Wandungen durch eingefügte feine Ringe von Chitin (jenem Stoffe, aus dem auch das Hautskelett, die Flügel und Füße der Insekten bestehen) eine Stütze erhalten und so am Zusammenklappen verhindert werden.

Fig. 5. Larve von Eintagsfliegen m. fadenförmigen Tracheenkiemen (vergrössert).

In dem speziellen Verhalten des Tracheensystems ergeben sich zwei wesentlich verschiedene Befunde: ein vollständig nach außen abgeschlossenes, und ein durch besondere Körperöffnungen mit der äußeren Luft kommunizierendes Röhrensystem. Das geschlossene findet sich bei den im Wasser lebenden Larven vieler Insekten, namentlich der Netzflügler und Fliegen. Entweder geschieht die Aufnahme der Luft durch zwei Längsstämme (b b Fig. 4), die, in den beiden Seitenhälften des Körpers verlaufend, sich sowohl an beiden Enden als auch in ihrem Längsverlaufe verzweigen, sowohl die Leibeswand als auch besonders den Darm mit diesen Verästelungen versorgen und, durch die Bewegung einer Klappvorrichtung am Ende des Darmes beständig mit Wasser bespült, die in letzterem befindliche Luft reforbieren, oder es finden sich höchst merkwürdige seitliche Anhänge an den Hinterleibsgliedern in Form der sogenannten Tracheenkiemen (k, k Fig. 5, 6, 7) faden-, feder- oder blattförmig gestalteter Organe, in welche sich zahlreiche Tracheenverzweigungen erstrecken, und die als vorzugsweiser Sitz der Atmungsvorgänge zu betrachten sind.

Fig. 6. Larve von Eintagsfliegen mit blattförmigen Tracheenkiemen (vergrössert).

Nach der Verwandlung in das vollkommene Insekt fallen diese Tracheenkiemen weg, und an der Stelle, wo sie sich an die Körpertracheen ansetzten, bleiben kleine Oeffnungen, die sogenannten Stigmen. Das Tier nimmt nun die Luft direkt durch dieselben auf, aus dem geschlossenen Luftröhrensystem ist ein offnes, mit der äußeren Luft kommunizierendes geworden, aus dem Wasserbewohner hat sich ein Landbewohner entwickelt.

Wir übergehen die Respirationsorgane der Mollusken, bei denen die Sauerstoffaufnahme teils durch die äußere Haut, teils durch Kiemen geschieht, und wenden uns zu den Wirbeltieren.

Hier interessieren uns zunächst wieder die Wasserbewohner, und zwar in erster Linie die Fische.

Der Blutkreislauf geschieht bei ihnen innerhalb eines komplizierten, geschlossenen Gefäßsystems, an dem sich ein pulsierender Abschnitt als Herz ausbildet. Das aus dem Körper zurückkehrende venöse Blut wird durch einen Arterienstamm nach den Respirationsorganen geführt. Dieselben bestehen aus lanzettförmigen beweglichen Blättchen (b Fig. 11), welche in Doppelreihen jedem der vier Kiemenbögen aufsitzen. Diese Kiemen liegen bei den meisten Fischen frei in einer geräumigen Höhle, welche an ihrer äußeren Seite vom Kiemendeckel und von der Kiemenhaut bis auf einen einfachen, meist langen Spalt geschlossen ist und ständig von Wasser durchspült wird. Von der Kiemenarterie (a) gehen nun Zweige zur Bildung des den Gasaustausch vermittelnden feinsten Gefäßnetzes (c) in die Blättchen ab, das Blut nimmt hier den nötigen Sauerstoff auf, die Kapillarnetze vereinigen sich wieder zu größeren Venenstämmen, welche an jedem Kiemenbogen schließlich zu einer größeren Kiemenvene (v) zusammenfließen.

Fig. 7. Hinterleib einer Larve nach Entfernung der Rückenhaut.
tr, Tracheen. Ihnen aufsitzend die Tracheenkiemen (k).

Wahre Lungen mit inneren, zelligen Räumen kommen zuerst vor bei den Lurchfischen, Bewohnern der tropischen Gewässer Afrikas und Australiens.

Auch die Amphibien besitzen zwei geräumige zellige Lungensäcke, daneben aber noch, entweder dauernd oder, wie bei weitaus den meisten, nur in der Jugend resp. im Larvenzustande, drei bis vier Paare von Kiemen, die dann bei fortschreitender Entwicklung des Individuums einschrumpfen und erst bei dem vollständig ausgebildeten Tiere durch die Lungenatmung ersetzt werden.

Unter den Lurchen sind es die Perennibranchiaten, Tiere mit zeitlebens bleibenden Kiemen, welche vorzugsweise unser Interesse in Anspruch nehmen, und unter den fünf hierher gehörigen Familien sind es der Olm (Proteus anguineus Laur. oder Hypochthon Laurentii Merr.) und das Axolotl (Siren pisciformis Shaw.), über deren Lebensweise bis jetzt die meisten Beobachtungen gemacht wurden. Ersterer, der fast augenlose, fleischfarbene Bewohner der unterirdischen Gewässer Krains und Dalmatiens, ein kleinfingerdicker, langgestreckter

Digitized by Google

Molch mit kleinen, dünnen, von einander abstehenden Beinen, einer Hechtschwanze und gänzlich von der äußeren Haut bedeckten Augen, besitzt an jeder Seite des Halses drei kurze, stark verästelte blutrote Kiemenbüschel und außerdem noch zwei dünne, gefäßarme Lungen.

In tiefem, lufthaltigem Wasser geschieht die Respiration fast ausschließlich durch die Kiemen, in luftarmem Wasser dagegen kommen die Tiere oft zur Oberfläche empor, um Luft zu schöpfen, sperren dabei das Maul auf und lassen zugleich unter gurgelndem Geräusch Luftblasen aus den Kiemenlöchern entweichen. In zu sehr feichtem Wasser endlich beginnen ihre Lungen sich zu vergrößern und auszudehnen.

Fig. 9. Federförmige Kiementrachee (vergrössert).

Ueber ihre Fortpflanzung liegen noch keine sicheren Beobachtungen vor; um so mehr Glück hatte man dagegen mit der Erforschung der Lebensweise des in den mexikanischen Seen einheimischen Axolotls. Dasselbe, zuerst von Hernandez beschrieben und in seinen ersten Exemplaren aus Mexiko mitgebracht, erreicht eine Länge von 20 bis 22 Centimeter, wird ungefähr 3 Centimeter dick, ist schwärzlich gefärbt, besitzt einen großen, niedergedrückten Kopf, froschähnliche Zehen, einen breiten, kräftigen Ruderschwanz und starke, reichverzweigte, buschige Kiemen.

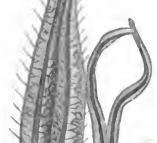


Fig. 8. Einfache Kiementrachee der Larve Fig. 5.

Im Jahre 1864 erhielt der Jardin des Plantes zu Paris einige dieser Tiere, die im Februar des darauffolgenden Jahres eine größere Partie Eier legten. Die vier Wochen später ausgeschlüpften Jungen hatten bis Anfang September nahezu die Größe ihrer Erzeuger erreicht, als sich an einem derselben eine auffallende Veränderung zeigte. Die Kiemenaquasten, der Kamm auf Rücken und Schwanz schrumpften ein, der Kopf änderte sich etwas; bald darauf beobachtete man diese Veränderung noch an drei andern Exemplaren. Alle vier verwandelten sich zu vollkommenen Tieren, es wurden Molche aus ihnen, während die übrigen zeitlebens ihre Larvenform behielten.

Als man später die Axolotl in Verhältnisse brachte, welche ihnen den Gebrauch der Kiemen erschwerten, den der Lungen aber erleichterten, sie also nötigten, von einer gewissen Altersstufe an halb auf dem Lande zu leben, zeigte sich, daß fast alle Axolotls sich in die Landform, das sogenannte Amblystoma, umwandelten. Bietet man ihnen aber keine Gelegenheit, zu dieser Zeit sich an das Land zu begeben, so behalten sie ihre Kiemen zeitlebens. Ein Eierlegen von seiten des Amblystoma wurde noch nie beobachtet, nur die Larvenform ist fortpflanzungsfähig.

Die Respirationsorgane der Vögel und Säugetiere zeigen zwar in ihrem mikroskopisch-anatomischen Bau eine viel höhere Entwicklungsstufe, im großen und ganzen beruht jedoch der Gasaustausch auf denselben Prinzipien, wie bei den lufttatmenden Batrachiern und Reptilien.

Die Entwicklungsgeschichte lehrt uns nun, daß im Uranfange der Zeiten die Tiere der Erde den niedrigsten Formen angehörten, und daß sich, wie wir anfangs bei der Betrachtung der einzelnen Erdformationen gesehen haben, aus ersteren allmählich höher entwickelte Formen herausgebildet haben, bis die Organisation schließlich den Höhepunkt erreicht hatte, wie wir ihn heutigentags vor Augen sehen. Aber auch jedes Einzelindividuum durchläuft bei seiner Entwicklung von dem Ei aus Stufen, in denen andre, niederer stehende Organismen zeitlebens verharren; diese Entwicklung bildet gewissermaßen eine gedrängte Rekapitulation der Entwicklungsgeschichte seines Stammes und bietet uns wertvolle Anhaltspunkte über die Urahnen der betreffenden Tierform.

Fig 10. Blattförmige Kiementrachee der Larve Fig. 6.

So lehrt uns das Vorhandensein der Tracheenkiemen bei einzelnen wasserbewohnenden Insektenlarven, daß in früherer Zeit diese Tiere, als ihnen die Gelegenheit zum Landaufenthalte noch nicht gegeben war, sich zeitlebens dieser Gebilde zur Atmung bedienten, bis sie sich später zu Landbewohnern entwickeln konnten, daß die Urform der Insekten ein Kiemenatmer war. Bei dieser Umwandlung sind die Tracheenkiemen teilweise vollständig verloren gegangen, teilweise zu den Flügeln der Insekten umgewandelt worden. Gegenbauer betrachtet die Tracheenkiemen als umgewandelte Rückenextremitäten, wie sich solche bei vielen Krebsen und Ringelwürmern noch heute als blatt-

Fig. 11. Kieme eines Karpfen (Rhodeus amarus).
a. Kiemenarterie; v. Kiemenvene; c. Kapillarnetz; b. Kiemenblättchen.

Digitized by Google

Fig. 12. Grottenolm (Proteus anguineus) nach Knauer (halbe Grösse).

oder pinselförmige Organe vorfinden, so daß also diese im Laufe der Zeit sich in Respirations- und später teilweise in Flugorgane verwandelt haben.

Als echte Mittelglieder der Fische und Amphibien dokumentieren sich die obengenannten Lurchfische, denen bereits echte Lungen zukommen, aber auch die Atmungsorgane der nackten Amphibien, besonders der Schwanzlurche, Salamander, charakterisieren dieselben als wahre Verbindungsglieder der mit Kiemen atmenden Wasserbewohner und der luftatmenden höheren Wirbeltiere.

In der Zeit der Kiemenatmung verhält sich der Bau des Herzens und die Gestaltung der Hauptarterienstämme ganz ähnlich wie bei den Fischen, bei eingetretener Lungenrespiration nähert sich der Kreislauf dem der höheren Tiere. Die individuelle Entwicklung dieser Tiere wiederholt also noch heute die Stammesgeschichte der ganzen Klasse, und die verschiedenen Stufen der Umbildung, welche der Uebergang vom Wasserleben zum Landleben bei den niederen Wirbeltieren während der devonischen und Steinkohlenperiode bedingte, können wir heutigen Tages an jedem Frosche beobachten.

Die Urahnen unsrer Amphibien müssen nach autogenetischer Auffassung dauernde Kiemenatmer, ausschließliche Wasserbewohner gewesen sein. Ein Teil dieser Urformen hat sich noch bis heute erhalten (zum Beispiel der Olm, der japanische Riesensalamander), ein andrer Teil sich zu höherstehenden Formen entwickelt.

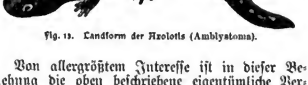


Fig. 13. Landform der Axolotls (Amblystoma).

Von allergrößtem Interesse ist in dieser Beziehung die oben beschriebene eigentümliche Verwandlung des zeugungsfähige Kiemen tragenden Axolotls in die Landform, das Amblystoma. Daß dieselbe als ein entwicklungsgeschichtlicher Fortschritt gedeutet werden muß, ist klar. Nun findet sich aber in der Heimat dieses Tieres niemals und nirgends diese Landform, vielmehr geschieht die Fortpflanzung auch in der Gefangenschaft nur durch die Kiemen tragende Larve. Wenn nun auch die Wahrscheinlichkeit besteht, daß in ferner Zeit, mit dem allmählichen Verschwinden der Sümpfe, sich die noch vorhandenen Dauerkiemer sämtlich in Landformen umwandeln werden, so ist andrerseits aber auch nicht denkbar, daß diese Metamorphose so plötzlich und vollkommen von einer Generation auf die andre sich vollzieht, wie dies beim Axolotl der Fall war. Weißmann hält daher denselben für eine Rückschlagsform und glaubt, daß in früheren Zeiten bereits ausgebildete Molche die Seen Mexikos bevölkerten, daß aber infolge der Abnahme der Bergwälder und der schützenden Sümpfe der Diluvialperiode den Tieren der Aufenthalt auf dem Lande geradezu unmöglich wurde, daß sie dadurch gezwungen waren, im Wasser zu verharren, und sich infolgedessen nicht mehr zur Landform entwickelt haben. Nur auf diese Weise ist die Thatsache erklärlich, daß sich diese Tiere unter günstigen Bedingungen so unmittelbar wieder zur Landform ausbilden konnten.

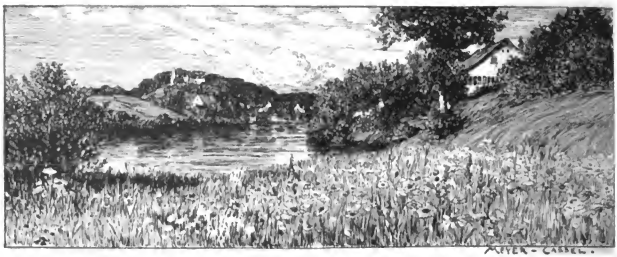
Fig. 14. Axolotl.

Alle höheren Wirbeltiere, die Reptilien, Vögel und Säuger, atmen ausschließlich durch Lungen. Aber selbst bei diesen besteht im embryonalen Stadium ein Gebilde, welches auch den Embryonen der Lurche und der Fische zukommt: die Kiemenbögen (Fig. 15, 16). Dieselben bleiben bei den Fischen zeitlebens und tragen die bereits beschriebenen Kiemenblättchen, bei den höheren Wirbeltieren aber verwandeln sie sich in die Zungenbeine und die Gehörknochen.

So ist uns denn gerade durch die verschiedenen Modifikationen der Atmungsorgane bei den einzelnen Tierklassen ein Leitfaden gegeben, der uns über manche Klüfte und Klippen der stammesgeschichtlichen Entwicklung hinüberhilft, der uns zur Erkenntnis der Lebensverhältnisse der den jetzigen Generationen vorausgegangenen Urahnen führt und uns zugleich erkennen läßt, daß kein Sprung in der Entwicklungsreihe der Geschöpfe geschehen, sondern daß alle hervorgegangen sind aus immer einfacher gebauten Lebewesen bis herab zu der nur aus Protoplasma bestehenden winzigen Bewohnerin der Gewässer, der Amöbe, der im permanenten Eizustande verharrenden einzelligen Ahnenform der sämtlichen vielzelligen Organismen.

Fig. 15. Fischembryo kk. Kiemenbögen.

Fig. 16. Hundeembryo in der 4. Woche. kkk. Kiemenbögen.



Das letzte Wort.

Skizze von B. Rittweger.

Niemand in seinem ganzen Bekanntenkreis weiß, daß Mr. William Stone ein Deutscher von Geburt ist. Es ist ja auch schon eine endlose Zeit her, seit er als junger Mann über den Ozean kam, als einer, den das Vaterland ausgestoßen, wie er's nannte, der sich für immer von allen deutschen „Sentimentalitäten" losgemacht hatte, dessen ganzes Streben es war, zu vergessen, daß er ein Deutscher.

Er haßt sein Vaterland, welches ihn, seiner Ansicht nach, grausam behandelt hat. Denn nur deutscher Kastengeist kann es fertig bringen, einen strebsamen jungen Mann, der sich unter tausend Entbehrungen eine gute Bildung angeeignet, der verhältnismäßig bald eine einträgliche kaufmännische Stellung errungen hat, den Eintritt in eine höhere Beamtenfamilie zu verweigern, nur weil er der Sohn einer armen Witwe, einer Wäscherin, ist. Und nur ein deutsches Mädchen, die Tochter einer solchen Familie, kann alle heißen Schwüre vergessen, die sie mit dem heimlich Geliebten getauscht, und sich fein demütig dem Willen der Eltern fügen. Das war wenigstens die Ansicht des jungen Mannes, und Wilhelm Stein gab seine sichere Existenz auf und verließ das Land, da man seine heiligsten Gefühle mit Füßen getreten, verließ es auf immer! Er nannte sich von da an William Stone und wurde ein Amerikaner. Er sprach nie wieder ein deutsches Wort, seit er das Land des Westens betreten, er vermied ängstlich jeden Verkehr mit Deutschen, und bald hatte er's so weit, daß kein Mensch in seiner Umgebung mehr ahnte, er sei ein Deutscher. Aeußerlich und innerlich hatte er sich völlig amerikanisiert, und er war stolz darauf.

Nur ein paarmal im Jahr war er anfänglich noch gezwungen gewesen, deutsch zu schreiben — an seine Mutter. Er hing an ihr und hätte sie gern mit sich über den Ozean genommen, aber sie konnte sich nicht entschließen, schwach und früh gealtert, wie sie war. So sorgte er ausreichend für sie und teilte ihr in regelmäßigen Pausen mit, daß er sich wohl befände. Er liebte seine Mutter sehr, aber seltsam, als ihre Todesnachricht kam, da atmete er nach dem ersten traurigen Erschrecken doch fast erleichtert auf. Nun erst war er ganz frei, war das letzte Band gelöst, welches ihn an das gehaßte Vaterland knüpfte.

Er hatte „Glück" in der neuen Heimat; er wurde ein reicher Mann. Nach wie vor verkehrte er nur mit Amerikanern und vermied immer ängstlicher jede Berührung mit Deutschen. Auch in seinem Geschäft fand kein Deutscher Aufnahme, er las nie eine deutsche Zeitung und nahm keinerlei Anteil an den Ereignissen seines Geburtslandes. Durch nichts verriet er seine Zugehörigkeit zum deutschen Stamm. Und es gelang ihm sogar, im Laufe der Jahre seine Muttersprache zu vergessen, so vollständig hatte er sich selbst in Gedanken ihrer entwöhnt.

Er verheiratete sich nicht; sein Herz blieb kalt — nie wieder eröffnete er es der Liebe; kein weibliches Wesen gewann je wieder Einfluß auf ihn. Für das Unglück, die Armut hatte er eine offene Hand, er gab reichlich zu allen Sammlungen, falls es sich nicht um Wohlthaten für Deutsche handelte, denen geholfen werden sollte. Was hatte Mr. William Stone mit Deutschen zu schaffen?

Als er älter wurde, da fühlte er freilich die Einsamkeit mehr und mehr, da wollte es ihn oft dünken, als sei er mit all seinem Reichtum, seiner angesehenen Stellung ein gar verlassener, unglücklicher Mensch — ein Heimatloser!

Digitized by Google

Da ſah er manchmal im Traum ein kleines deutſches Städtchen liegen, umgeben von einem Kranz von Bergen, und ein ärmliches Haus, und eine ſchlichte Frau, die emſig ſchaffte am dampfenden Waſchfaß. Und Lieder hörte er im Traum, ohne die Worte zu verſtehen, ſo eigen anheimelnde Melodien. Deutſche Volkslieder waren's, die der Traumgott ihm vor die Ohren zauberte, Lieder, die ihm jenes Mädchen einſt geſungen.

Wenn Mr. William Stone nach einem ſolchen Traum erwachte, dann hatte er ſtets einen ſehr ſchlechten Tag, und ſeine Umgebung mußte darunter leiden. Was das für alberne Träume waren! Und er ſtürzte hinaus ins Getümmel der Straßen, um nur die ſonderbaren Melodien zu vergeſſen, wie er den Text, der zu ihnen gehörte, längſt vergeſſen hatte. Was waren ihm deutſche Lieder, ihm, dem Amerikaner, dem die deutſchen Laute fremd geworden!

Sprach jemand in Mr. Stones Gegenwart von den Fortſchritten im Deutſchen Reich — und das geſchah immer öfter — von dem Aufſchwung ſeines Handels, von der Blüte ſeiner Kunſt und Wiſſenſchaft, dann gab er nie ein Wort dazu; kein Zug ſeines harten Antlitzes verriet, daß von ſeinem Vaterland die Rede ſei. Wurde ihm in Geſellſchaft ein Deutſcher vorgeſtellt, ſo hatte er für ihn nur die knappſte Höflichkeit, die man eben von einem Gentleman erwarten durfte. Und wenn der Deutſche des Engliſchen nicht mächtig war, ſo konnte man ihm, dem Mr. William Stone, ja auch gar keine Unterhaltung zumuten. „I don't speak German.“ Damit war er fertig.

Einmal hatte er eine Haushälterin, eine ältere Witwe, engagiert, die ſich ſehr brauchbar zeigte. Sie kochte vorzüglich, und mitunter, wenn er ein Gericht koſtete, kam ihm die Erinnerung an eine längſtvergangene Zeit, da er noch an ſeiner Mutter Tiſch geſeſſen hatte. Nach einigen Monaten ſtellte es ſich zufällig heraus, daß Mrs. Wedge von Geburt eine Deutſche war. Sofort kündigte er ihr — was ſollte eine Deutſche in ſeinem Haus?

Mr. Stone wurde krank. Seine bis dahin eiſenfeſte Geſundheit mußte einem ſchmerzhaften, unheilbaren Uebel weichen. Er wußte, daß er ſterben würde, und er ſah dem Tod ruhig ins Auge. Er hatte nichts zu verlaſſen, keine Familie, keine Heimat! Er ordnete ſeine irdiſchen Angelegenheiten und beſtimmte ſein ganzes großes Vermögen, abgeſehen von einigen Legaten für ſein Perſonal, zu einer Stiftung für bedürftige junge Kaufleute, einerlei welchen Standes und welcher Konfeſſion, nur Deutſche waren ausgeſchloſſen.

Sein Leiden verſchlimmerte ſich immer mehr. Eine Krankenſchweſter, ein einfaches Mädchen, pflegte ihn im Verein mit ſeiner Haushälterin. Als der Arzt ihnen eines Abends erklärt hatte, der Patient werde die Nacht kaum überleben, beſchloſſen die beiden Frauen, gemeinſchaftlich zu wachen. Sie ſaßen im Nebenzimmer und unterhielten ſich flüſternd von allerlei gleichgültigen Dingen, und dazwiſchen lauſchten ſie den Worten, die der Kranke in ſeinem unruhigen, durch künſtliche Mittel hervorgerufenen Schlaf murmelte, irre, zuſammenhangloſe, ängſtliche Worte ohne erkennbaren Sinn, die Phantaſien eines Sterbenden. Dazwiſchen ſchmerzliches Stöhnen. Als ſich das immer ſchrecklicher anhörte, erhob ſich die Schweſter, trat zu ihm und legte prüfend die Hand auf ſeine Stirn, die ſich feucht und kalt anfühlte. Sie warf der in der Thür ſtehenden Haushälterin einen Blick zu, der ſagte: Es geht zu Ende.

Der Kranke fühlte die Berührung noch und machte taſtende Bewegungen mit den Händen. Die Schweſter, ergriffen von der Nähe des Todes, nahm in weiblichem Inſtinkt ſeine Rechte in die ihre und ſtrich mit der Linken leiſe und ſanft darüber hin. Da kam ein Wort aus des Sterbenden Mund, ein einziges, flehend und mit einer Betonung, als rieſe es ein kleines Kind, das eine Wort: „Mutter!“ Dann that er ſeinen letzten Seufzer . . .

„Was hat er noch geſagt zuletzt?“ ſo erkundigte ſich, als die erſten Angelegenheiten, die ein Todesfall mit ſich bringt, beſorgt waren, die Haushälterin — „ich konnte das letzte Wort nicht verſtehen.“

„Ich auch nicht; ich glaube, es war ein deutſches Wort und bedeutet Mutter, aber beſtimmt weiß ich's nicht.“

„O, da haben Sie ſich geirrt, ſicherlich. Mr. Stone kannte kein Deutſch. Wie ſollte da ſein letztes Wort ein deutſches geweſen ſein!“

Digitized by Google

Frauenmoden durch tausend Jahre.

Von

Luise Schulze-Brück.

„Ihr wißt, wie Ameisen pflegen
Um die Mitte schmal zu sein, —
Noch schlanker war das Mägdelein."

Ueber achthundert Jahre sind's her, daß der vielerlei Minnesänger Wolfram von Eschenbach also von den „Magedin" sang. So alt also ist schon der Trieb der Frauen, ihren Körper zu verändern, zu „verschönern". Und dieser Trieb hat im Laufe der Jahrhunderte so seltsame Auswüchse — oft Auswüchse in des Wortes verwegenster Bedeutung — gezeitigt, daß es sich der Mühe verlohnt, an der Hand der Trachten- und Modenbilder längst verschollener Zeiten ihm nachzuspüren und ihn in all seinen Verirrungen noch einmal anerstehen zu lassen.

Wolfram von Eschenbach konnte allerdings mit Fug und Recht erstaunt auf die Mägdelein blicken, die da einherwandelten „schmaler als Ameisen", denn gerade in seine Zeit fielen die ersten Anfänge dieser „Verschönerungen". Damals entstand die „Mode", das heißt jener Uebergang von der altgewohnten, Jahrhunderte dauernden Tracht zu schnell und immer schneller wechselnden Formen der Bekleidung, zur ausartenden Lust am Sonderbaren, nicht selten Narrenhaften. Um das Jahr 1000 war die Tracht der Frau noch jene einfache Bekleidung aus mäßig faltenreichem Gewand und Mantel, wie sie wohl Jahrhunderte vorher bestanden hatte. Im elften und zwölften Jahrhundert wurde dieses Gewand zu wahrhaft künstlerischer Schönheit ausgebildet, dann aber, im engsten Zusammenhang mit dem ganzen Charakter jener Zeit — wie ja überhaupt die Mode immer der Spiegel einer ganzen Epoche ist — nahm es jene seltsamen Formen an, die den Körper der Frau einpreßten, einengten, den Oberkörper je nach Laune verkürzten, verlängerten oder verbreiterten. Dieser Wandel schuf zugleich — zunächst in Frankreich — jene Menschenklasse, die noch heute für so viele unsrer heutigen holden Frauen beinahe die wichtigste, für viele Männer die bestgehaßte ist, den Taillenur, wie er in seinem Geburtslande damals hieß und noch heute heißt. In dem Worte liegt die Bedeutung seines Berufs, genau wie in der deutschen Bezeichnung „Schneider". Nicht das Nähen der Gewänder war seine Hauptaufgabe, sondern das Formen, das Schneiden. Und so formte er lustig darauf los, wie Königin Mode, die eben ihren Thron bestiegen hatte, es ihm gebot.

Edelfrau zur Zeit des Kaisers Friedrich Barbarossa. (1150.)

Um 1150 sehen wir zuletzt die Frau im vollen Schmucke ihrer körperlichen Reize, die durch die Gewänder noch gehoben wurden. Kein Schnürleib zwängte ihre herrlichen Formen ein, keine festen, fischbeingesteiften „Taillen", keine strammgezogenen Gürtel zerbrachen mit brutaler Willkür den Reiz dieser Wellenlinien. Die ganze Pracht dieser Gewandung zeigt die Edelfrau aus der Zeit Friedrich Barbarossas. In malerischen Falten wallte das Gewand aus feinster Leinwand vom Halse hernieder, reich verziert mit köstlicher Goldstickerei auf himmelblauer Seidenborte, die auch Hals und Aermel einfaßte. Ein Gürtel, der lose über die Hüften ging, faßte das Gewand zusammen, das durch weite, von den Schultern abfallende Oberärmel noch reicher erschien. Darüber fiel ein wallender Mantel aus rotem, kostbarem Stoff mit breiter, goldgestickter Borte und Hermelinbesatz. Der Kopfputz aus Goldblech mit Münzenverzierung verbarg unter dem lang herabwallenden feinen weißen Schleier das in Zöpfe geflochtene Haar. Ein herrliches Gewand fürwahr, aber es war auch das letzte, in dem die Frau ungehindert alle ihre Reize zeigen durfte.

Bald darauf begann der schnelle Wandel, die „Mode". Sie brachte zunächst die enge Tracht. Das lockere Gewand schwand, eng und enger spannten sich die Stoffe um Oberleib und Hüften, und eine der berühmten Kleiderordnungen verbietet den Frauen sammetene und seidene Preisen, das heißt Schnüre. Daß diese strengen Verordnungen

Digitized by Google

der wohlweisen Räte verschiedener Städte, und später sogar des Reiches selbst, überall gehalten worden seien, davon steht nirgends zu lesen. Denn als diese enge Tracht sich in die „Zatteltracht“ verwandelte, bei der die Kleider von oben bis unten mit kleinen, kunstvoll ausgeschnittenen — heute würden wir sagen ausgeschlagenen — Stofffstückchen, „Zatteln“, besetzt wurden, da erschien der Oberkörper der Frau so verkürzt, wie es überhaupt nur möglich oder eigentlich unmöglich war. Eine Preise schnürte den Busen fest zusammen, ein enger Gürtel saß fast unmittelbar unter den Armen, und nur dem Leib wurde der natürliche Raum zur Entfaltung gelassen. Er durfte möglichst hervortreten, wie es auch unser Bild deutlich zeigt. Ob eine solche Frau, deren Zatteltracht allerdings aus köstlichem himmelblauen Brokat mit eingewirkten Goldornamenten besteht, von dem die weißen, ebenfalls golddurchwebten Doppelärmel prächtig abstehen, ganz modisch gekleidet war, darüber wachten ihre Mitschwestern mit scharfen Auge, just wie heutzutage! Und just wie heutzutage berichteten damals die Chroniken schon über Moden und klagten über ihre Unbeständigkeit. „Wer heuer ein guter Schneider war, der tauget jetzt keine Fliege mehr, also hatte sich der Schnitt verwandelt in diesen Landen und in so kurzer Zeit,“ heißt es in einer Chronik von 1380.

Der Zatteltracht folgte in Frankreich, das damals seinen führenden Rang in der Mode antrat, die burgundische Tracht. Auch sie behielt die kleine, enggeschnürte Taille bei, der sie noch eine tiefe

Burgundische Tracht. (1442.)

Einbiegung in der Rückenlinie hinzufügte. Das Hauptstück dieser burgundischen Tracht war der Hennin, die hohe, zuckerhutförmige Haube mit dem auf mannigfaltige Art daran befestigten Schleier. Diese Haube zwang die Frau zu einer seltsam steifen Kopfhaltung und einer starken Rückwärtsbeugung des Oberkörpers. Als Gegengewicht dazu wurden dann die Arme eng an den Körper gepreßt und die Hände vorn unter dem Busen auf dem herausgepreßten Leibe verschränkt.

Zatteltracht. (1440.)

Mit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts schien aber auch die Mode sich dem Ernst der Zeiten anzubequemen. Die unnatürlichen Einschnürungen und Aufbauschungen waren verpönt, und die Frauen der Reformationszeit wandelten in prächtigen dunkeln Gewändern einher, die den Körperformen wenigstens halbwegs angepaßt erschienen. Aber das galt nur für eine kurze Spanne Zeit. Zu Deutschland allerdings war die Tracht um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts noch ziemlich strenge nach dem Geiste der Reformation. Eine vornehme Nürnberger Patriziertochter im Brantanzug schildert Jost Amman in seinem berühmten Frauentrachtenbuch folgendermaßen:

„Zu Nürenberg die Geschlechter Breut
Gehn in ein Braun geflügeltem Kleidt,
Wann ein Tantz ist auff dem Rathauß.
Zu nachts, wenn man tantzt sonst im Hauß,
Haben Sie Rot Flügel Röck an,
Auf dem Haupt von Perlin ein Kron.“

Aber von Spanien her hielt damals triumphierend die spanische Mode ihren Einzug, die eigentlich an

Digitized by Google

Unnatur nicht überboten werden konnte und die Franzosen und Deutsche durch allerlei Zuthaten noch grotesker machten. Die Taille wurde zur Röhrenform eingeschnürt, Schulter und Aermel wurden wulstig wattiert. Die Hüften erhielten kolossale Polsterungen, und ein glockenförmiger Reifrock ließ den Oberkörper noch schmäler erscheinen.

Ein Bildnis der Françoise de Montmorency führt uns diese Mode in ihrer ärgsten Ausartung vor. Die prächtige rote Brokatrobe zeigt die Taille so ungeheuerlich zusammengeschnürt, daß eine vollständige Röhrenform entstanden ist. Der weite, faltenreiche Rock ist über einen glockenförmigen Reifrock gespannt. Die Hüftenlinie wird durch steif abstehende Röhrenfalten noch besonders übermäßig gestaltet; steife Aermelpuffen aus weißer Seide, mit blauen Bändern gebunden, sind durch dicke Wattepolsterungen zu festen Kugeln geformt, kurz, an der ganzen Figur dieser vornehmen Französin ist keine einzige natürliche Linie geblieben, alle Formen sind gewaltsam verändert, zur Karikatur verzerrt. Fast durch das ganze siebzehnte Jahrhundert herrschte diese Mode, wenn auch mit beständigen Abänderungen in der Ausschmückung, so doch mit dem Grundprinzip des Reifrocks und des Schnürleibs in seiner schlimmsten Form.

Erst das Ende des siebzehnten Jahrhunderts brachte eine Besserung. Die Mode wurde prunkhaft, pompös, aber geschmackvoll, wie der Geist jener ganzen Epoche. Von dem prachtliebenden Ludwig XIV. ging eine völlige Umwälzung aus, die sich auch auf die Damenmode erstreckte. Faltenreiche, schwere, kostbare Gewänder rauschten jetzt um den Körper der Frau und gaben ihr Würde und Glanz. Die Frauenbilder der damaligen Zeit zeigen prächtige Gestalten, die allerdings durch den Schnürleib noch immer etwas eingeengt, aber doch im Vergleich mit den vorhergegangenen Moden eine wahre Erquickung für das Auge waren. Das charakteristische Merkmal dieser Mode war die Fontange, ein Kopfputz aus einem beinahe einen Meter hohen Drahtgestell, das reich mit Musselinrüschen und Bändern verziert wurde. Den Namen hatte das Ungetüm von einer der zahlreichen Freundinnen Ludwigs XIV., die es erfand und in allgemeine Aufnahme brachte.

Nürnberger Patrizierbraut mit Brautjungfer. (1560.)

Spanische Tracht (Françoise de Montmorency, 1601).

Der pompösen Mode folgte bald wieder die ausartende, vollkommen sinn- und geschmacklose. Der Reifrock vergrößerte sich, und um 1730 entstand aus ihm die Contouche, eine der ärgsten Modenarrheiten aller Zeiten. Diese Contouche war eigentlich ein Reifrock, der unter dem Arm begann. Der erste Reif spannte sich über den Busen, in der Taille verengerte sich dann die Form ein wenig, um in der Hüfthöhe wieder weiter auszuladen und dann einen ganz enormen Umfang anzunehmen. In einer solchen Contouche wandelte die Trägerin buchstäblich wie in einem Faß oder einem Ballon; das lose „Reifengestell wippte bei jeder Bewegung hin und her, und das Niedersitzen, das Eintreten in eine Thür wurden zu einer wahren Kunst, die sorgfältig einstudiert werden mußte.

Digitized by Google

Rokokoballkleid. (1760.)

Allerdings hielt sich die Contouche nicht allzu lange in der Gunst der Damen. Sie war doch zu unbequem und gar zu unschön. Die Zeit der Rokokokostüme begann, jener tierlichen Mode, die in ihren Anfängen überaus graziös und reizend erschien. Doch nicht lange. Der Reifrock weitete sich wieder zu einer geradezu unerhörten Ausdehnung, die Taille erhielt wieder die Rohrenform, und die Hüftlinie beschrieb einen förmlichen Kreisbogen. Um 1760 erreichte der Reifrock wieder einmal die weiteste Ausdehnung. Ein Ballkleid jener Zeit, aus luftigen Stoffen gefertigt, hatte eine Weite von achtzehn Metern, eines der viel getragenen Tamast- oder Brokatgewänder war immerhin noch etwa fünfzehn Meter weit. Einem solchen Umfang des Unterkörpers gegenüber sah der Oberkörper natürlich an sich schon sehr schmal aus, aber er wurde auch noch aufs äußerste eingeengt durch einen Schnürleib, der bis unter die Arme reichte, den Umfang der Taille auf das denkbarste Mindestmaß zusammenpreßte und den Busen unnatürlich hoch schnürte. Von dieser schmalen Taille und den künstlich aufgebauschten Hüften standen dann die Arme henkelförmig ab.

Die Revolution machte all diesen Modetollheiten ein Ende, aber nur um andre, womöglich noch schlimmere an ihre Stelle zu setzen. Reifrock und Schnürleib wurden mit den andern altmodisch gewordenen Repräsentanten der alten Zeit zu den Toten geworfen, der Freiheitsrummel erstreckte sich auch auf die Kleidung. Schrankenlose Ungebundenheit in der Tracht war zugleich der beste Beweis recht freiheitlicher Gesinnung. Allerdings ahmten die übrigen Länder Frankreich die sogenannte griechische Mode nicht nach, die in den wildesten Revolutionszeiten dort entstand, und die desto „griechischer" und „moderner" war, je weniger Bekleidungsstücke sie aufwies. Aber aus dieser griechischen Mode entwickelte sich später das „Empire"-Kostüm, das eine Reihe von Jahren hindurch, solange es maßvoll blieb, eine der schönsten Moden aller Zeiten darstellte. Sein Hauptreiz bestand eben in der vollkommenen Vermeidung alles Unnatürlichen. Die langwallenden, nur locker unter dem Busen gegürteten Gewänder flossen in zwanglosen Falten am Körper herunter, die Besätze und Verzierungen waren nur sparsam an den Säumen und am Halse angebracht und störten die Harmonie nicht.

Aber nicht lange dauerte die Freude. Das Empirekleid war der damaligen modernen Frau viel zu einfach, viel zu maßvoll und natürlich. Rüschen und Besätze aller Art wurden zuerst daran angebracht. Ein fester Gürtel wurde

Empire. (1805.)

Digitized by Google

umgelegt, große Kragen „verschönerten“ das einfache Kleid, mächtige weite Bauschärmel ergänzten es. Aus dem Empireregewand wurde das Biedermeierkleid.

Um 1830 stand diese Mode in üppigster Blüte. Die Kragen, die vom Halse abfallen, gehen in schräger Linie, immer weiter werdend, bis auf die Ellbogen nieder, so daß der Kopf der Frau wie die Bekrönung eines Dachgiebels erschien. Wurde der Kragen abgelegt, so waren die Schultern dennoch unförmlich breit durch die weiten Bauschärmel und die kurze Taille, die ein breiter Gürtel noch mehr verkürzte. Nachdem man jahrhundertelang Schultern und Oberkörper möglichst schmal zusammengepreßt erscheinen ließ, strebte man jetzt plötzlich nach Breite. An den geschlossenen Kleidern mußte der Kragen diese Verbreiterung besorgen, an ausgeschnittenen Gewändern aber wurde durch eine möglichst flache, gerade Form des Ausschnittes sowie durch bauschige Puffärmel die vorgeschriebene Breite erreicht. Der Unterkörper wurde jetzt in verhältnismäßig natürlicher Form belassen. Die weiten, in tiefe Falten gelegten Kleider fielen glatt herab, um die Breite des Oberkörpers nicht zu übertreffen. — Immer weiter werden die Aermel, immer gigantischer die Kragen. Die Frau war eine wandelnde Glocke geworden. Und als die Mode einfach nicht mehr wußte, wie und wohin, da erfolgte eine jener plötzlichen und radikalen Umwälzungen, die in ihrer Geschichte charakteristisch sind.

Krinoline. (1885.)

Die Schnebbentaille kam auf. Die breiten Schultern und breiten Gürtel verschwanden, der Oberkörper wurde plötzlich wieder wespenhaft schmal und unnatürlich lang, und der Unterkörper wurde mit weitfaltigen Röcken bekleidet, die durch große Volants noch weiter erschienen. Und um diese Fläche genügend zu stützen, hielt — zuerst verschämt und heimlich, dann aber pomphaft und triumphierend — der Reifrock wieder einmal seinen Einzug. Diesmal aber hieß er Krinoline.

Unsrer älteren Generation ist sie noch lebhaft in Erinnerung, diese Krinoline. Verhöhnt und verspottet, bekämpft und verlästert, hat sie siegreich ihren Platz behauptet, gegen alle Regeln der Gesundheit, der Bequemlichkeit, der guten Sitte. Wie lächerlich sie auch war, sie war die Unentbehrliche, die Unvermeidliche. Eine Dame ohne Krinoline wäre einfach undenkbar gewesen! Daß dabei der Oberkörper wieder einmal vollständig zu kurz kam, auf ein Minimum einschrumpfte, das störte die Krinolinenträgerinnen nicht im mindesten, und als die Krinoline in einer letzten allerhöchstesten Abart erschien, als sie sich gleich unter der Taille, über den Hüften zu einem wahren Unding erweiterte, da wurde auch dieses Monstrum eifrig getragen und — schön gefunden.

Um 1868 verschwand sie, und nunmehr herrschten, als sei die Mode durch die vorangegangene Ueberanstrengung erschöpft, ziemlich maßvolle Formen. Aber um 1880 sehen wir schon das gerade Gegenteil der Krinoline. Waren die Röcke früher fünfzehn Ellen weit, so durften sie nun plötzlich höchstens eine Weite von zweieinhalb Metern haben. Die Zeit der engen Mode begann. Mit den kompliziertesten Bänder-vorrichtungen wurden die Röcke so fest nach hinten gebunden, daß nicht einmal ein natürlicher Gang mehr möglich wurde. Je enger, desto moderner. Und da dieser gewaltsam eingeengte Unterkörper natürlich keinen breiten Oberkörper duldete, kam das Panzerkorsett auf, das die unglückliche Trägerin mit eisenfesten Banden einschnürte, ihr jeden freien Atemzug unmöglich machte und die vielen qualvollen Frauenkrankheiten erzeugte, an denen unsre Generation teilweise noch krankt.

Um 1882 erschien jene Mode auf der Bildfläche, die von allen im Grunde doch die tollste, die lächerlichste war — die Tournüre, der „cul“. Alle andern Verunstaltungen des Frauenkörpers schrumpften in ein Nichts zusammen vor diesem cul! Er war so entsetzlend, so lächerlich, so sinn- und zwecklos, daß man nicht zu begreifen vermag, wie er aus kleinen Anfängen zu einer solch unglaublichen Ausdehnung auswachsen konnte. Der ganze Körper der Frau schien nur für den cul da zu sein. Der Oberkörper

Digitized by Google

wurde kleiner und kleiner, der cul größer und größer. Mit Volants, Rüschen und besonders Schleifen wurde er überreich verziert, so lange, bis die Möglichkeit einer Vergrößerung nicht mehr denkbar war. Der Gipfel aller Thorheit war erreicht!

Erreicht, aber bald auch wieder verlassen! Schnell, wie er gekommen, verschwand der cul wieder, freilich nur, um dem Bauschärmel Raum zu machen. Alle Bevorzugungen, die eine Zeitlang jenem Körperteil zu teil wurden, der der Träger des cul war, warfen sich jetzt auf den Aermel. Aus einem bescheidenen Puffärmel wurde er zu einem Ballon, einem Faß, einem wahren Ungetüm. Brauchte man vor zehn Jahren nur zwei Meter zu einem Rock, so benötigte man jetzt vier bis fünf Meter zu einem Aermelpaar. Aus einem Ballon, wie ihn die Frau mit dem cul darstellte, wurden jetzt zwei Ballons: die Frau mit den Bauschärmeln. Und damit dieser Aermel auch ein Gegengewicht erhielt, kam der Glockenrock mit seinen abstehenden Tüten und seiner enormen Weite auf. Es ist noch nicht lange her, daß Bauschärmel und Glockenrock den Weg aller Moden gingen. Die Mode der letzten Jahre lehnte sich eng an die Körperformen an. Ein wenig zu eng vielleicht, denn das Ideal ausgesprochenster Schlankheit, das unsre heutige Mode verlangt, ist schon wieder der deutliche Beginn einer starken Uebertreibung, im innigsten Anschluß an die zurzeit herrschende Kunst-

Enge Mode. (1879.)

Tournüre. (1882.)

richtung der „Sezession", deren Anhänger „lilienschlanke" Frauen malen, modellieren und besingen.

Und da die vielhundertjährige Erfahrung gelehrt hat, daß auf solche verhältnismäßig vernünftige Moden immer und immer wieder irgend etwas ganz Unsinniges zu folgen pflegt, so darf man gespannt sein, was die nächsten Jahre unsern Damen bringen werden. Zwei Ansätze zu den kommenden Moden sind heute schon leise bemerkbar, und beide kündigen nichts Gutes an. Die eine ist das von Paris aus dekretierte „gerade Korsett" oder, wie es die Korsettières nennen, der „gerade Magen". Jede Wellenlinie soll streng verpönt werden. Von der Brusthöhe abwärts soll das Kleid in gerader Richtung nach unten fallen. Wo sich sonst die Einbiegung der Taille markierte, legen die Pariser Schneiderinnen bereits ein Kissen auf, um diese Einbiegung zu verwischen. Um aber zu dieser vordern geraden Linie einen Gegensatz zu bilden, muß jetzt die Rückenlinie eine schwungvolle Biegung haben, und um diese zu erzielen, greift man wieder zur — Tournüre. Allerdings werden zurzeit den Kleidern erst ganz schüchtern einige Roßhaarfalten eingelegt. Aber wer die Wechsel und kapriziösen Sprünge der Mode auf-

Digitized by Google

merksam verfolgt hat, der weiß, daß es bei solchen kleinen Anfängen niemals bleibt. Und wenn wir uns nun vorstellen, daß der „gerade Wagen“ und die Tournüre in gleicher Weise anwachsen werden wie alle ihre Vorgängerinnen, dann muß uns ein Grauen aufkommen vor dem Zukunftsbilde der „modernen Frau“.

Vielleicht sind unsre Befürchtungen grundlos. Aber der Königin Mode, die im Laufe der Jahrhunderte immer launenhafter geworden ist, läßt sich jede Thorheit zutrauen. Und ob unsre Frauen, die ja in den letzten Jahrzehnten sich aus mancherlei Banden freigemacht haben, welche die Sitte der Jahrhunderte um sie legte, sich auch von der strengen Herrschaft der Mode zu befreien vermögen, das muß die Zeit lehren. Aber zu hoffen wagen wir es kaum.

Der „Gletscherpfarrer“ von Sulden.*)

(Mit drei Abbildungen.)

Wohl noch nie ist ein Tiroler Bergpfarrer so weit bekannt geworden wie Johann Eller, der am 7. Februar dieses Jahres verstorbene Kurat von Sulden. Das Leben eines weltabgeschiedenen Tiroler Bergkuraten pflegt sich für gewöhnlich in den engsten Grenzen und einfachsten Formen abzuspielen. Von dem Tage an, wo der Wille seines Bischofs einen dieser Bergapostel in das einsame, von Gletscherhäuptern umstarrte Hochthal berief, erfährt man seinen Namen meist nur noch aus dem alljährlich erscheinenden geistlichen Schematismus. Ab und zu meldet wohl auch ein Tiroler Provinzblatt von dem Priesterjubiläum dieses oder jenes greisen Seelsorgers, der Jahrzehnte treuer Pflichterfüllung unter seinen Hochlandsbauern zugebracht hat. Und endlich eine Zeitungsnotiz, wenn der Hirt seine Herde verließ, um an der Kirchenmauer des kleinen Friedhofes neben seinen ihm vorausgegangenen Amtsbrüdern den ewigen Schlaf zu thun.

Kurat Eller ist für die wackeren Suldner, deren Seelenheil ihm anvertraut war, noch viel mehr geworden als ein pflichteifriger Pfarrer. Er wurde in vieler Beziehung ihr wirtschaftlicher Retter, ein unermüdlicher Pionier für den Fremdenverkehr. Er hat das noch vor wenigen Jahrzehnten vergessene Thal den Naturfreunden der ganzen Welt erschließen geholfen. Bald wurde für die Hunderte

Phot. Aufnahme von Fritz Gratl, Innsbruck

Sulden mit der bi

von Fremden, die in das Ortlergebiet wanderten, das gastliche Pfarrhaus des Kuraten zu eng. Eller kaufte daher im Verein mit seinen beiden Schwestern einen Hof an und gestaltete ihn zu einem Gasthaus um, das den Anforderungen des immer mehr wachsenden Verkehrs in jeder Weise gerecht wurde. Die tüchtige Schwester Kathi des Kuraten, welche

*) Von den beigegebenen drei Abbildungen sind die beiden kleineren vor nicht langer Zeit gemachte Amateur-Aufnahmen und entstammen dem kürzlich erschienenen Prachtwerk: „Engadin, Ortler und Dolomiten.“ Von M. und Th. Wundt. Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Digitized by Google

die Wirtschaft führte, ist bei den Fremden nicht weniger bekannt und beliebt geworden als der hochwürdige Herr selber.

Stets fühlbarer machte sich der Mangel einer gut in stand gehaltenen Straße zwischen Sulden und Gomagoi; denn der alte steile Saumpfad gehörte wahrhaft nicht zu den touristischen Annehmlichkeiten. Auch in dieser Angelegenheit ergriff Kurat Eller freudig die Initiative und begann Sammlungen für einen neuen Straßenbau, anfangs freilich mit recht spärlichen Resultaten. Bald sollte jedoch der schöne Plan durch das reiche Vermächtnis des ehemaligen österreichischen Finanzministers Baron Hoffmann, eines großen Suldenverehrers, seiner Verwirklichung näher gebracht werden. Zahlreiche Spenden und Zuschüsse von Kaiser und Reich, der tirolischen Landschaft, von verschiedenen Sektionen des Deutsch-österreichischen Alpenvereins, sowie endlich das nach Tausenden zählende Erträgnis eines in Meran zu Gunsten des Suldner Straßenbaues abgehaltenen Bazars führte zur Erfüllung des Lieblingswunsches unsers Bergkuraten. Im Jahre 1892 konnte die Eröffnung der neuen Suldner Straße stattfinden. Eine Festtafel im „Hotel Eller" vereinigte damals eine glänzende Gesellschaft, und gerührt dankte der alte geistliche Herr all seinen Gästen und Freunden für ihre Beihilfe an dem schönen Werk.

n Schöntaufspitze.

Daß das Gasthaus des Kuraten schon seit mehreren Jahren nicht mehr allein für die Bedürfnisse der Fremden sorgt, ist allbekannt. In dem einst weltvergessenen Thal ist seitdem das große, mit allem modernen Komfort ausgestattete Sulden-Hotel entstanden, ohne daß dadurch das „Hotel Eller" die geringste Einbuße erlitten hätte. Was Kurat Johann Eller, der, 1820 geboren, im Jahre 1862 seine Seelsorge in Sulden antrat, für sein Thal gewirkt hat, das erklärt am deutlichsten der Unterschied zwischen Einst und Jetzt. In einer Gegend, in der sich früher der Tourist mit dem Dürftigsten begnügen mußte, wo sogar oft das Brot mangelte und Milch, Erdäpfel und Käse die fast ausschließliche Nahrung der Bewohner bildeten, wimmelt es heute in den Sommermonaten von Fremden. Der Telegraph verbindet die einsame Gletscheridylle mit der Außenwelt. Elektrisches Licht erstrahlt, Spielplätze im Freien und geräumige Gesellschaftssäle im Hotel kommen auch den Anforderungen der verwöhntesten Besucher entgegen. Aus den ehemaligen Gletscherbauern, die auf ungefähr fünfundzwanzig Einödhöfen weit in der Runde verstreut sich mühsam um ihr tägliches Brot rackern mußten, ist eine ganze Gemeinde von tüchtigen Bergführern geworden, die einesteils für ihre Dienste guten Lohn einheimsen, anderenteils ihre Naturprodukte um hohen Preis absetzen. Es darf ruhig behauptet werden, daß Kurat Eller seinen Pfarrkindern die angestammte und geliebte Heimat gerettet hat. Denn auch die Suldner Bauern standen noch vor einigen Jahrzehnten dem wirtschaftlichen Ruin ebenso nahe, wie es bei manchen

Digitized by Google

Vor dem „Hotel Eller“ in Sulden.

Bewohnern Tiroler Hochthäler heute noch der Fall ist. Wäre Sulden nicht dem Fremdenverkehr erschlossen worden, so hätte sich wohl der überwiegende Teil seiner Bevölkerung gezwungen gesehen, auszuwandern und anderswo günstigere Lebensbedingungen zu suchen. Da bei der Höhe des Thales von einem Feldbau keine Rede sein kann, sind die Suldner ausschließlich auf Viehzucht angewiesen. Ein einziges Mißjahr auf den mageren Alpenweiden öffnete dem Viehwucher erbarmungsloser Spekulanten Thür und Thor. Der geschundene Bauer mußte dann oft genug seinen einzigen Besitzstand um wahre Spottpreise verschleudern. Das ist seither anders geworden.

Leider konnte der Kurat die Vollendung seines höchsten Wunsches nicht mehr erleben: den Ausbau des von ihm in Angriff genommenen neuen Gotteshauses. Ueber achtundzreißig Jahre hat er in dem kleinen, St. Gertraud geweihten Kirchlein von Sulden dem Herrn gedient. Nicht umsonst führt der gerade über der Kirche emporragende Gletscher den Namen „Am Ende der Welt-Ferner“. An ein Ende der zivilisierten Welt hat seinerzeit die Bestimmung der geistlichen Oberbehörde den verewigten Kuraten berufen, daß er dort seines beschwerlichen Hirtenamtes walte. Und der ganzen Welt half er dieses ferne Ende mit seiner ewigen, unvergänglichen Schönheit erschließen. In die Welt hinaus drang sein Name. Tausende haben ihn persönlich gekannt. Nun schläft auch er dort droben im Frieden, wo den größeren Teil des Jahres der blendende Schnee seine Ruhestätte deckt und die Sonnenschimmer in feenhaftem Glanz um die riesigen Eisgefilde des Ortler ihre leuchtenden Schleier weben.

Kurat Eller.

Eller war ein wahrer Menschenfreund, ein echter Apostel des Friedens und der Liebe. Für seine religiöse Duldsamkeit spricht schon der eine Umstand, daß er den protestantischen Sommergästen in seinem eignen Haus ein Zimmer zur Abhaltung des evangelischen Gottesdienstes einräumte, ein Beispiel, wie es wohl nahezu vereinzelt dastehen dürfte. Der Bergpfarrer von Sulden hat sich ein Denkmal gesetzt in den Herzen aller für die hochalpine Natur begeisterten Menschen und in dem Herzen seines Suldner Bergvolkes, dessen Nährvater er geworden ist. Mag auch das „Requiescat in pace!“ — als man die sterblichen Ueberreste des Kuraten neulich in die hart gefrorene Suldner Erde senkte, seinen Pfarrkindern und allen seinen Freunden zu früh erklungen sein, jedenfalls haben seine treuen Bauern inbrünstig in das Grabgebet mit eingestimmt. „Et lux perpetua luceat ei!“ „Das ewige Licht leuchte ihm,“ herrlich und unauslöschbar, ein Licht, das nicht mehr gleich dem Alpenglühen seiner heimatlichen Ferner von den Schatten der an den Bergriesen emporklimmenden Dämmerung verschlungen werden kann.

Rudolf Greinz.

Digitized by Google

Das Offenbacher Schloss: Gesamtansicht von der Stadtseite aus. (Text nächste Seite.)

Digitized by Google

Erker, von der Mainseite aus.

Das Offenbacher Schloss.

Mit drei Aufnahmen von Hofphotograph Marx in Frankfurt a. M.

Einer der bemerkenswertesten Renaissancebauten in Mitteldeutschland, das Offenbacher Schloß, das bisher Eigentum des Fürsten von Isenburg-Birstein war, ist in den Besitz des hessischen Staates übergegangen, und der Beschluß der hessischen Kammer, der diesem Erwerb zustimmte, setzte zugleich eine ansehnliche Summe zur Wiederherstellung des interessanten Bauwerkes aus. Unmittelbar am Main, nach der Flußseite allerdings architektonisch nicht hervorragend, erhebt sich die ehemalige gräfliche Residenz mit noch bedeutenden Resten der Schlösser, die früher an dieser Stelle gestanden haben. Eins von diesen, aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, war, als Offenbach 1559 Residenz wurde, bereits so zerfallen, daß es der baulustige Graf Reinhard von Isenburg abbrach und an einen neuen Schloßbau ging, der aber bald nach seiner Vollendung, 1564, ein Raub der Flammen wurde. Der Graf erlebte den Wiederaufbau seines „lustigen bequemen Lagers" nicht, das erst um 1578 fertig wurde. Ueberraschend ist der Blick auf die der Stadt zugekehrte Südfront mit ihren prächtigen Loggien, die man den besten Schöpfungen der gleichen Zeit, den Schlössern in Heidelberg und Mainz, an die Seite setzen darf. Reiche Zier der einzelnen Baugliedern wie geschmackvolle Anordnung der Loggien in zwei Stockwerken über einem Arkadenbau bilden ein architektonisch überaus reizvolles Bild, das durch zwei achteckige, einfach gehaltene Treppentürme mit besonders schönen Portalen abgeschlossen wird.

Treppenturm, von der Stadtseite aus.

Frühlingsahnung.

Von

August Friedrich Krause.

Die Stürme des Frühlings durchtoben das Land
Und orgeln in kahlen, zerbogenen Zweigen,
Und wer ihren rechten Accord verstand,
Der muss das Haupt in Hoffnung neigen.

Noch ist die Welt bis zum Herzen vereist,
Doch bald muss die Sonne des März sich enthüllen,
Bald muss der werdende, schaffende Geist
Die verödeten Seelen der Menschen füllen.

Dann jubelt's im Ohre wie Lerchengesang,
Dann schneit's von den Bäumen in schimmernden Flocken,
Dann tönt's durch die Stürme wie bebender Klang
Von hallenden, lockenden Osterglocken.

Digitized by Google

Die Bergsturzgefahr im Traversthale.

Von

Anton Krenn.

Die einsame, dunkle Thalschlucht des Neuenburger Jura, die vor fast genau 30 Jahren durch den Uebertritt der Armee Bourbakis in die Schweiz berühmt geworden ist, lenkt gegenwärtig infolge einer plötzlich entstandenen großen Gefahr wieder die Aufmerksamkeit auf sich. Ein gewaltiger Bergsturz droht das ganze Thal zu sperren, und welche Folgen diese Katastrophe nach sich ziehen wird, kann heute noch gar nicht ermessen werden. Wenn auch die direkte Bedrohung von Menschenleben nicht so groß ist, wie bei den bekannten Bergstürzen von Goldau und Elm, so dürfte doch der materielle Schaden zum mindesten nicht geringer sein als dort, und je nach dem Verlaufe des Absturzes ist es auch hier leider nicht ausgeschlossen, daß Menschenleben direkt oder indirekt gefährdet werden.

Das Traversthal ist eine enge, tief eingeschnittene Felsenschlucht, die von der französischen Grenze bei Verrières nach dem Neuenburgersee führt, und die besonders in ihrer untern Hälfte einen wildromantischen Charakter trägt. Tief unterhalb der Eisenbahnlinie Lausanne-Pontarlier-Paris, die auf eine weite Strecke den einzigen Zugang des Thales bildet, windet sich ein wildes Bergwasser, die Areuse, durch die Felsklüfte, und nur selten erweitert sich das Thal derart, daß kleine Ortschaften oder Gehöfte Platz finden können. Die Straße führt hoch oben im Gebirge entlang und erreicht erst hinter Noiraigue die Thalsohle. Das genannte unscheinbare Wässerchen, das zur Winterszeit mit einer Handvoll Erde gestaut werden kann, wächst zur Zeit der Schneeschmelze oder nach starken Regengüssen zum wilden Bergstrom an, der seine Nachbarschaft in Furcht und Bangen versetzt. Doch hat dieser Fluß auch seine guten Seiten, denn der Gewerbefleiß des Thales erhält durch ihn eine mächtige Förderung. Fast sein ganzer Lauf wird ausgenützt zu industriellen Zwecken, und eine Anzahl elektrische

Stollen.

Phot. F. Attinger, Neuchâtel.

Zementmühlen und Wohnhäuser an der Areuse und Bahnlinie Lausanne-Neuchâtel-Pontarlier-Paris.

Digitized by Google

Krafterzeugungs- und Wasserwerke, die mit ebenso großer Genialität als Kühnheit in die Felsenschlucht eingebaut sind, säumen seinen Unterlauf ein. Nicht nur das ganze Traversthal versorgt er mit elektrischem Licht, das fast in jedem Bauernhause zu finden ist, mit motorischer Kraft und gutem Wasser, sondern auch weiter entfernte Gebiete, sogar die Städte Neuenburg und La Chaux-de-Fonds, haben dort ihre eigenen Wasserwerke und Kraftstationen.

Außerdem befinden sich im Traversthal mächtige Zement- und Asphaltlager, die schon seit 60 Jahren ausgebeutet werden und immer noch unerschöpflich scheinen, wenn nicht der drohende Bergsturz die ganzen Bergwerke vernichtet und dieser einträglichen Industrie mit einem Schlage ein Ende bereitet; denn diese Zementminen liegen direkt unterhalb der Abbruchstelle und werden teilweise sogar als eigentliche Ursache der jetzigen Felsbewegung betrachtet, da der nach allen Seiten ausgehöhlte Untergrund die gewaltige auf ihm ruhende Last nicht mehr zu tragen vermöge. Die Stollen gehen horizontal etwa 250 Meter tief in den Berg und teilen sich strahlenförmig nach allen Richtungen. So sind drei und vier Galerien übereinander ausgegraben, die wieder durch schräge Stollen miteinander in Verbindung stehen, so daß man in einem wahren Labyrinth zu sein wähnt und ohne kundige Führung kaum den Ausgang fände.

Inwieweit dem Bergwerksbetrieb wirklich eine Schuld an der Gefahr zuzuschreiben ist, läßt sich schwer sagen, da dieses Gebiet seit undenklichen Zeiten der Schauplatz größerer und kleinerer Bergstürze war, welche die hier befindliche Thalsperre, la clusette (Klause), verursacht haben, und auf dem einen unsrer Bilder sind deutlich Stellen ersichtlich, von wo schon früher Abstürze stattgefunden haben.

Die Fachmänner haben nach ihren Messungen konstatiert, daß die bisher rutschende Bergpartie etwa 30 000 Quadratmeter an der Oberfläche mißt und eine Mächtigkeit von mindestens 20—30 Metern besitzt, was einem Volumen von 600 000—900 000 Kubikmetern entspricht. Diese Masse würde genügen, den Fluß und die Eisenbahnlinie 40—50 Meter hoch zuzudecken, beziehungsweise das Thal mit einem Damm von solcher Höhe zu sperren und die Gegend oberhalb in einen großen See zu verwandeln, der dann früher oder später durchbrechen und furchtbare Verheerungen anrichten würde.

Nicht der Bergsturz als solcher bildet die größte Gefahr, sondern die mit Sicherheit zu erwartende Stauung des Flusses, die zu verhindern man um jeden Preis versuchen wird.

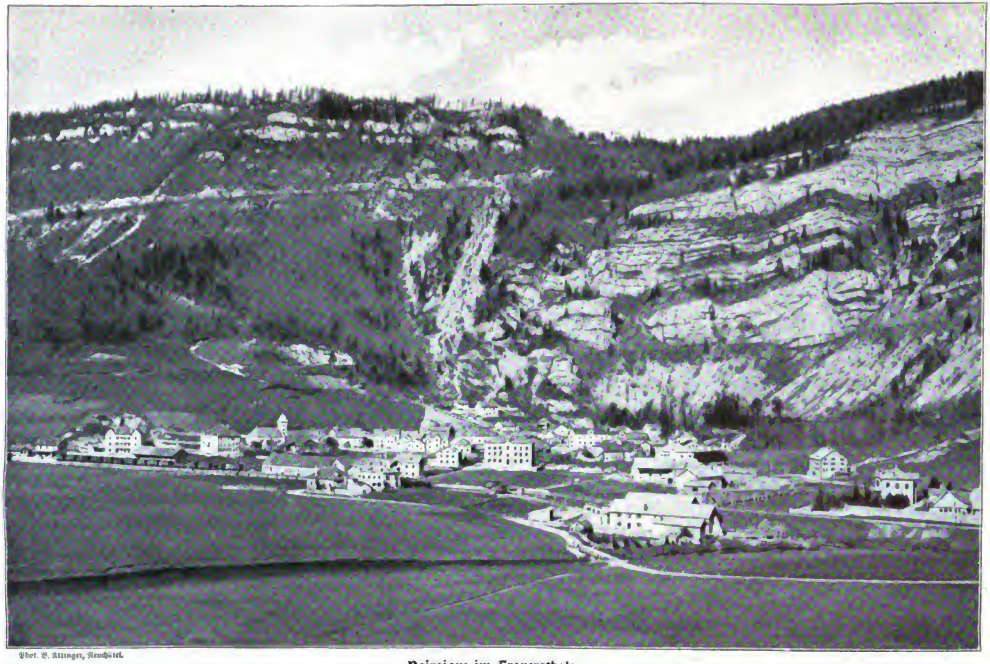
Die Gebäude, Fabriken, Wohnungen, die Bahnlinie und so weiter wird man preisgeben müssen, da gegen die Gewalt der stürzenden Massen keine Schutzmauer hilft und eine solche, wenn sie nach einem bereits vorhandenen Vorschlag ausgeführt würde, wahrscheinlich noch auf bewegliches Terrain zu stehen käme und somit im voraus ihren Zweck verfehlt hätte.

Die Ausdehnung der Rutschung nach unten, wie sie sich durch das Eindrücken und Sprengen der Eingangsstollen kundgiebt, reicht etwa bis auf zehn Meter an das Flußbett heran, so daß ein wirksamer Schutz desselben ganz undenklich ist, wenn man nicht zu einem Radikalmittel, der Einwölbung des Flußbettes, schreitet. Diese aber würde nicht nur sehr viel Zeit und Kosten verursachen, sondern wäre auch nur möglich, wenn der Absturz der Felsen wider Erwarten den Sommer überdauern sollte. Wenn hingegen, wie fast mit Sicherheit angenommen werden kann, die Katastrophe bereits im Frühjahr eintritt, steht man ihr machtlos und hilflos gegenüber.

Phot. E. Attinger, Neuchâtel.

Absturzdrohende Felspartie.

Digitized by Google



Lith. v. Attinger, Neuchâtel.

Noiraigue im Traversthale.

Digitized by Google

Für die Eisenbahnlinie Lausanne-Neuchâtel-Pontarlier-Paris bedeutet die Gefahr eine Existenzfrage. Die mit großen Opfern angelegte Linie müßte teilweise verlegt und durch lange Tunnels wieder ins ungefährdete Geleise eingeführt werden. Auch wird es bei zunehmender Gefahr nicht undeutlich sein, den Verkehr auf der Strecke fortzuführen. Für den Kanton Neuenburg erwächst zunächst die kostspielige Verpflichtung, die erst vor wenigen Jahren hoch oben am Bergeshang aus dem Felsen gehauene Staatsstraße neu bauen zu müssen, nachdem sie bereits vor drei Jahren ungefähr an der Stelle der jetzigen Rutschungen auf eine längere Strecke zerstört worden war und verlegt werden mußte.

Jener kleine Geländeabsturz war der erste Vorbote einer erneuten Bewegung des Berges, denn vorher war das Gebiet seit vielen Jahren ruhig gewesen und an die Möglichkeit einer Aenderung kaum gedacht worden. Auch die jetzige Rutschung trat ganz unvermutet ein. Am 7. Februar hörten die Arbeiter in den Zementminen auf einmal ein donnerartiges Krachen im Innern des Berges, in den Galerien begannen Steine abzubröckeln, mächtige hölzerne Stützpfeiler wurden wie Streichhölzchen geknickt, bis dann einige Galerien plötzlich zusammenstürzten und jeden Zugang zu einem großen Teil des Stollennetzes versperrten, so daß es gar nicht möglich ist, den Umfang der Einstürze zu konstatieren.

Während im Innern die Einstürze erfolgten, zeigten sich an der Oberfläche zahlreiche Sprünge, darunter solche von 50—80 Centimeter Spaltbreite, wie jener, der von der Staatsstraße bis zur obersten Bruchgrenze der Felsen hinaufführt und der wahrscheinlich die Abgrenzung des gelockerten Felskörpers bildet. Die Straße ist von elf solchen Spalten zerrissen, die man nach beiden Seiten auf- und abwärts verfolgen kann, während die kleineren Risse in dem zurzeit fast meterhohen Schnee nicht aufgefunden werden können. Hingegen zeigt sich, wie aus untenstehendem Bilde deutlich ersichtlich, an den eingestürzten vier Eingangsstollen ein etwa 30 Centimeter breiter Riß durch den ganzen Felsen, der wahrscheinlich die untere Bruchgrenze darstellt. Daraus schließen die Fachleute, daß der Bruch durch den ganzen Berg geht und die obern Risse nicht nur von dem innern Einsturze herrühren: demnach wird auch befürchtet, daß, wenn bei Beginn der Schneeschmelze das Wasser in großer Menge in die Spalten eintritt, der ganze Koloß ins Gleiten kommt und in die Schlucht hinabstürzt. Dies ist allerdings die schlimmste Möglichkeit, aber selbst wenn nur ein Teil des Felsens herabstürzen würde, müßte der übrige, gelockerte Teil noch abgesprengt werden, da er eine stete Bedrohung des Thales bilden würde. Man hat auch jetzt schon vorgeschlagen, um die Wucht des Absturzes zu mildern, den gefährlichen überhängenden Felsen nach und nach abzusprengen. Aber was auch versucht werden möge, man wird stets finden, daß hier Menschenkunst der Naturgewalt nicht gewachsen ist, daß man nur die Hoffnung hegen darf, die Katastrophe werde sich minder furchtbar gestalten, als es heute den Anschein hat.

Phot. von Jugement de Perret, Neuchâtel

Eingedrückte Eingangsstollen einer Zementmine

Die Ausstellung amerikanischer Jagdtrophäen in Stuttgart.

Von

A. von Perfall.

Mit zwei Abbildungen nach Aufnahmen von Hofphotograph Gaugler, Stuttgart.

Zum Besten des Witwen- und Waisenfonds der königlichen Jagd- und Forstbediensteten Württembergs wurde im Königsbausaale zu Stuttgart eine Ausstellung veranstaltet, wie sie in deutschen Landen noch nie gesehen worden: eine Ausstellung amerikanischer Jagdtrophäen, die zum beträchtlichen Teile von den Veranstaltern selbst erbeutet worden.

Der erste Saal, den wir betreten, enthält lediglich die eigne Jagdbeute des Ausstellers, des Herrn Leibinger-Cannstatt, der während eines achtzehnjährigen Aufenthaltes in Amerika dieselbe gesammelt und nun, unterstützt von seinen schwäbischen Jagdfreunden, in erster Linie dem Herrn Scharrer, Mitbesitzer eines großen Teiles der Sammlung, der Oeffentlichkeit übergeben hat.

Dicht am Yellowstone-Park, 10 Meilen südwärts von Fountain Geyser, liegt die Ranch, welche dem glücklichen Weidmann zum Standort für seine Jagdausflüge diente, die sich bis in das Innere von Alaska ausdehnten. Ein Personal von zehn bis zwölf Mann, ein Dutzend Pferde, eine reichhaltige Ausrüstung von Zelten und Lagergeräten gehörte dazu, um mit einem für unsre Verhältnisse unglaublichen Kostenaufwande, unter noch unglaublicheren Strapazen eine so gewaltige Beute zu erzielen, wie sie vorher wohl noch nie von einem Deutschen erreicht worden ist.

Ein riesiges Wapitihaupt mit märchenhaften Geweihdimensionen fesselt zuerst unsern Blick. Die ganze Urwaldsherrlichkeit Amerikas tritt einem vor die Seele, der Zauber unberührter Natur. Welche Kraft, welche Schönheit der Formen!

„Den hab' i am Henry-Lake g'schosse, dees muß i Ihne doch verzähle, dees isch interessant! Der hett' mich bald verschmissa im Sturz," erzählt mein liebenswürdiger Führer in seinem trauliche Schwäbisch, und ich seh' alles vor mir: der kühne Schütze im steilen Gehänge, kaum Platz für einen Fuß, der angeschossene Riese mit blutunterlaufenen Lichtern über ihm, im Begriffe, ihn anzunehmen.

Der Schuß kracht, wie eine Lawine kommt es herabgestürzt in einer Wolke von Staub und Steinen — nur ein Sprung rettet den Jäger vor dem Abgrund, dem der Gewaltige entgegenstürzt, zwischen zwei Felsbrocken klemmt sich das mächtige Geweih ein, sonst wäre es für den glücklichen Schützen verloren gewesen. Es bleibt nichts andres übrig, — das Geweih wird abgeschnitten, der mächtige Körper stürzt in die Tiefe.

Der andre Wapitihirsch gegenüber, von 28 Enden und einer Ausladung von 1,25 Meter, wurde in der Orgelzeit erlegt. Mein Führer ahmt den seltsamen Ton nach, der von demjenigen unsrer Brunfthirsche völlig verschieden ist. Weithin höre ich ihn grollen über die Grasgelände Idahos, in denen noch vor zehn Jahren die Büffelherde auseinanderstob, wenn sie den stolzen Schlachtruf des Gewaltigen vernahm.

Büffel! Ich wende mich — da hängen ja die schwarzen Tämonenhäupter, die ich eben im Geiste gesehen. — Prachtexemplare und, was mir eine Art Ehrfurcht erweckt, die Letzten ihres Stammes. Im vollen Sinn des Wortes die letzten, denn keine Büffelschale berührt dort mehr den Boden, nur

Digitized by Google

der Yellowstone-Park enthält noch eine Herde von etwa 180 Stück, den Rest von Millionen.

Von diesen 180 Stück brachen eines Tages 20 in der Nähe des Henry-Lak aus. Tik Bok, das treffliche Halbblut, brachte in das Camp die Botschaft.

„Ja bin i aber losgange wie's Dunnerwetter," erläuterte mein Führer. „Der Tik Bok hat mir's angeke müsse. Unter einer großen Felswand haben s' komme müsse und sind auch komme, ganz langsam, einer hinter dem andern. Dees war ein Anblick! I mit mei'm Winchester — der erste war ein Bulle, i hab' ihm die Kugel vorn gebe, glei isch er z'sammeg'stürzt — die andere sind unbefümmert nachzoge, — und i no g'schosse. Wie i aber die zehn schwarze Viese so hab' im Schnee liege sehe, da isch mir auf einmal hundsschlecht worde, und umg'falle bin i. Können's glaube, 's isch so g'wese."

Das klingt etwas nach „Old Shatterhand", und doch glaube ich es Wort für Wort, so einfach und plastisch war es erzählt. Und in den kleinen schwarzen Augen der Büffel vor mir sehe ich noch den engen Wechsel unter der steilen Felswand und den rotgefärbten Schnee, in dem der Letzte eines ehrwürdigen Geschlechtes verblutete.

Einige Schritte weiter im Saale, und ein andres Bild, ein erschütterndes geradezu für einen Jäger: ein Elchhaupt, wie ich es nie erblickt, gegen das alle Russen und Ostpreußen verschwinden müssen, — etwas Vorsündflutliches, das gar nicht mehr hereinpaßt in unsre schwächliche Welt. Das Gewicht des Geweihes etwa 60 Pfund, Auslage der Schaufeln an 2 Meter — und wieder eigne Beute, schwer erkämpfte Beute. Da giebt es zu erzählen: wie das Ungeheuer auftauchte im Moorwald, ein Bild aus dem Riesenland, wie es, angeschossen, krachend fortstürmte durch das Unterholz, der Jäger zu Pferd ihm nach. Ein wilder, verwegener Ritt, bergauf, bergab, bis endlich der Fangschuß fiel, — und dann, das war noch das Schönste — „sehe Se dort den Bäre."

Ich wende mich, ein Grislybär steht vor mir und reckt drohend die Pranken gegen mich.

„Den hab' i am selben Abend g'schosse, beim Heimritt," — und daneben Caribous (amerikanische Renntiere), Mountain Sheeps, virginische Hirsche von unzähligen Enden.

In einem Glaskasten gewahre ich ausgezählt schöne Exemplare der amerikanischen Vogelwelt: ein wahres Prachtstück, in dem die sanfte Farbenglut des Flamingo aus Florida sich mit dem zarten Grau und Braun des Prairiehuhnes eint, unzähliges Wassergevögel sich tummelt und ein reizendes Bild giebt von dem Vogelreichtum der Seen und Moore Amerikas.

Weiter gelange ich zu den Glanznummern der Ausstellung, wenn auch nur gesammelt und nicht selbst von dem Aussteller erlegt. Der Elch (Mooje genannt) ist hier in Exemplaren vertreten, wie solche in Deutschland noch nirgends zu sehen waren. Sie stammen aus Alaska, wo ihnen jetzt der Mensch, nachdem ihn das schnöde Gold dorthin gerufen, ein rasches Ende bereiten wird.

Man könnte glauben, irgend eine Schichte des paläozoischen Zeitalters habe sich geöffnet und uns Einblick gewährt in seine Lebewelt.

Da breiten sich vielzackige Schaufeln aus, die einem ausgewachsenen Manne zur Lagerstatt dienen könnten, während die mächtigen Gründe, die unförmlichen Ramsnasen sich weit vorstrecken und einen Begriff von der Größe dieser Tiere geben, deren Gewicht 8 bis 10 Zentner beträgt. Dazwischen wieder Büffelbullenköpfe von ausserlesener Mächtigkeit, Wapitis mit einem förmlichen Wald von Stangen auf den Häuptern. Nicht zu vergessen die hochinteressanten photographischen Aufnahmen nach der Natur: Bären, im Feuer stürzend, sich gegen den Schützen erhebend, von Hunden gestellt, zusammenbrechende Wapitis, Blockhütten, Hunde und Pferdematerial, Landschaftliches aus dem Jagdterrain.

Kurzum, die Ausstellung bietet eine solche Fülle der Anregung, daß sich bei ihrem Anblick nicht nur dem Weidmann, sondern auch dem Laien das Herz öffnet. Wünschenswert wäre es deshalb, wenn die großartige Schau nicht auf die Stadt Stuttgart beschränkt bliebe, sondern auch weiter in deutschen Landen der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht würde.

Dem Manne aber, der deutsche Weidmannschaft im fernen Lande so glänzend bewährt, und seinen Freunden, die ihm so wacker zur Seite gestanden bei dem ebenso schwierigen als kostspieligen Werke, allen Naturfreunden zu Nutz und Frommen, ein kräftiges Weidmannsheil!

Auf dem Ackerfelde.

Von

Adelheid Stier.

Rings liegen feucht und schwer die braunen Schollen,
Aufatmend in dem Frühlingssonnenschein,
Und Millionen Lebenskeime wollen
Ins Licht hinein.

Du ewig-junge, ewig-alte Erde,
Mit Andacht blick' ich still auf dich herab:
Aus dir das ewig-junge frische Werde,
In dir das Grab!

Und was der Menschengeist, der rätselvolle,
Auf dir ersann, das bleibt ein lustig Spiel, —
Du warst der Urgrund, braune Erdenscholle,
Du bist das Ziel!

Digitized by Google

Von der Ausstellung amerikanischer Jagdtrophäen in Stuttgart.

Digitized by Google

Bibliographische Rundschau.

Von

Ludwig Holthof.

Von dem Sammelwerke „Dichter und Darsteller“, das unter Leitung von Dr. Rudolph Lothar im Verlage von E. A. Seemann in Leipzig und der Gesellschaft für graphische Industrie in Wien erscheint, liegen wiederum zwei Bände vor, „Shakespeare“ von Professor L. Kellner und „Bauernfeld“ von Dr. Emil Horner. Beide Werke sind interessant und beide teilen die Eigenart, daß das Interesse, das sie einflößen, zu großem Teile auf dem sie begleitenden Bildschmuck beruht. Die Kellnersche Shakespeare-Monographie bringt im wesentlichen nichts Neues; ihr Urheber verhält sich, wenn er zu den einzelnen von der kritischen Forschung aufgeworfenen Fragen Stellung nimmt, mehr referierend, als daß er eigne Anschauungen verträte, allein seine Arbeit ist doch selbständigeren Charakters, als ein bloß kompilatorisches Werk es zu sein pflegt. Es gilt das namentlich von der Behandlung, die den einzelnen dramatischen Dichtungen Shakespeares zu teil wird. Es wird uns nicht nur eine sorgfältige Analyse dieser Schöpfungen gegeben, sondern wir erhalten auch jedesmal eine zuverlässige Bühnengeschichte der einzelnen Dramen. Gerade darin liegt ein sehr beachtenswertes Moment der Kellnerschen Monographie: sie lehrt uns die Eigenart der englischen Bühnenverhältnisse zur Zeit Shakespeares kennen, sie zeigt uns, in welchem Verhältnis die großen Dichtungen zu dieser Eigenart standen, und führt uns dann das weitere Schicksal derselben vor, das sich wechselnd je nach dem Wechsel gestaltete, dem die Bühne selbst unterworfen wurde. Zutreffend wird unter anderm in dieser Hinsicht das Vorurteil widerlegt, daß Shakespeare in seinem Heimatlande bald nach seinem Tode in Vergessenheit geraten, von den folgenden Geschlechtern ganz übersehen oder gering geschätzt worden sei, und daß erst die Bewunderung Deutschlands die Engländer auf ihren größten Dichter aufmerksam gemacht habe. Shakespeare ist in England niemals vergessen worden, nicht einmal während der kurzen Herrschaft der theaterfeindlichen Puritaner. Das siebzehnte Jahrhundert lehrte, wie sehr der Geschmack auch wechseln mochte, stets auf den großen Dramatiker zurück, und das achtzehnte brachte gleich in seinem Beginn den ersten Versuch zu einer kritischen Ausgabe seiner Werke. Das, was Deutschland für Shakespeare und die Shakespeare-Forschung gethan, wird stets unvergessen bleiben, aber auch in den übrigen Kulturländern ist man dem Geiste des großen Briten gerecht geworden, und heutzutage liegen Uebersetzungen seiner Werke fast in allen Sprachen der Welt vor; einzelne Dramen sind in das Hebräische, in verschiedene indische Dialekte und in das Japanische übertragen worden. Interessant ist es, zu sehen, wie sich die Geschichte der englischen Bühne und der Shakespeareschen Dramen in ihren einzelnen Phasen in dem Bildschmucke des Kellnerschen Buches spiegelt. Vollständiger als in irgend einem andern Werke wird uns nach alten Drucken und Stichen das betreffende Material vorgeführt, so außer der Ansicht einer nicht näher festzustellenden Londoner Bühne der elisabethanischen Zeit das alte Fortuna-Theater, das Globe-Theater, das Innere des Red Bull-Theaters, sowie das Innere und Aeußere des Swan-Theaters, ebenso nach Photographien die Rekonstruktion der Bühneneinrichtungen des Fortuna-Theaters durch die moderne Londoner Elisabethean Stage Society. Wir finden die Bildnisse der beiden Komiker des altenglischen Theaters, Kempe und Tarlton, sowie eine ganze Porträtgalerie hervorragender Shakespeare-Darsteller aus den letzten beiden Jahrhunderten: Macready als König Johann, Richard III. und Benedikt, Sarah Siddons als Konstanze (König Johann), Katharina von Arragon (Heinrich VIII.) und Katharina (Bezähmte Widerspenstige), Charles Kean als Gloster und Richard III., Garrick in der gleichen Rolle nach dem Gemälde Hogarths, Kemble als Kardinal Wolsey, Sonnenthal als König Heinrich VI., dann die weiteren berühmten Darsteller des dritten Richard: Moriz Rott, Dawison, Theodor Lobe, Lewinsky, Possart; Kean als Coriolan nach der Zeichnung von Wagemann, Barnay als Mark Anton nach dem Gemälde von Alma Taddema; Eleonore Duse als Kleopatra: die gefeierten Hamletdarsteller (unter denen nur Emil Devrient zu Unrecht vergessen ist): Brockmann, Kemble, Kean, Joseph Lang, J. Wagner, Irving, E. Broth, Sonnenthal, Barnay, F. Bonn, Kainz, Mounet Sulln, Sarah Bernhardt; die Lear-Darsteller: Schröder, Iffland, Anschütz, Ludwig Devrient, E. Booth, Sonnenthal, Barnay und Irving; Macklin, Macready, Irving, Dawison, Mitterwurzer und Possart als Shylock, Buckstone als Gobbo; Forbes Robertson als Romeo, Ellen Terry als Julie mit Mrs. Stirling als Amme; den Neger Ira Aldridge, E. Booth, Dawison, Barnay, Salvini als Othello, Macready und E. Booth als Jago; Garrick, Kean, Macklin, Macready und Irving als Macbeth und Sarah Siddons, Ellen Terry und Charlotte Wolter

Digitized by Google

Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

Alfred Seifert

Blumengrüsse.

Digitized by Google

als Lady Macbeth — alle in ihren Bühnenkostümen. Zum erstenmal dürften uns von Kellner auch vollständig oder doch nahezu vollständig die erhaltenen Shakespeare-Bildnisse vorgeführt werden. Für manchen Leser neu dürfte die Notiz sein, daß Darmstadt sich rühmt, die Totenmaske Shakespeares zu besitzen. Im Jahre 1849 wurde diese von Dr. Ludwig Becker, großherzoglich darmstädtischem Bibliothekar, entdeckt und als dem im Besitze des Grafen Franz von Kesselstadt befindlichen Shakespeare-Porträt sehr ähnlich gekunden. Die Totenmaske ist bei Frau Oberst Becker in Darmstadt zu sehen; ihre Echtheit wird indes in England angezweifelt. Dort wird als am authentischsten ein Bild gehalten, das im Jahre 1892 in der Sammlung eines reichen Privatmanns in Peckham Rye aufgefunden wurde. Es war verblaßt und wurmstichig und trug in einer Ecke die Inschrift: „Willm Shakespeare 1609". Dieses Porträt, das sich jetzt in der Galerie zu Stratford befindet, wird in England allgemein als das Original des Foliostichs nach Martin Droeshout angesehen. Daß Droeshout nach einer Vorlage gearbeitet haben muß, ist offenbar, denn der einer flämischen Malerfamilie entstammende Porträtist war im Todesjahre des Dichters erst fünfzehn Jahre alt und kann ihn daher kaum gekannt haben.

In noch höherem Grade als bei dem Kellnerschen Shakespearebuch nimmt bei der Bauernfeld-Biographie Horners das bildliche Material den Hauptteil unsers Interesses in Anspruch. Das, was der Text uns vermissen läßt, eine anschauliche Schilderung der Stellung, die Bauernfeld im gesellschaftlichen Leben Wiens einnahm, wie dieses sich im neunzehnten Jahrhundert entfaltete, wird uns durch die dem Buche einverleibten Illustrationen im höchsten Grade geboten; sie würden den besten Bildschmuck zu den uns von dem Dichter hinterlassenen Aufzeichnungen über sein Lebensschicksal bilden. Geradezu klassisch möchten wir die Fülle der Wiedergabe von meist Schwindschen Zeichnungen nennen, die uns den innigen Zusammenhang des unzertrennlichen Kleeblatts „Bauernfeld, Moriz von Schwind, und Franz Schubert" versinnlichen. Interessante Streiflichter läßt der Verfasser auch auf die Beziehungen Grillparzers zu Bauernfeld fallen, die uns ersteren mehrfach als Mitarbeiter an den Bauernfeldschen Stücken erscheinen lassen. Das Lustspiel „Die Bekenntnisse" muß geradezu als eine Compagniearbeit der beiden Dichter bezeichnet werden. Außer einem seinen Zuge in der Schlußscene des zweiten Aktes rührt von Grillparzer auch fast der ganze dritte Akt her, den er nicht nur vollständig skizzierte, sondern zu großem Teil auch dialogisierte, ein ganz merkwürdiges „menschliches Dokument" für die Eigenart des Mannes, den seine Zeitgenossen als Lustspieldichter schroff abgelehnt haben! Von noch größerem Interesse ist vielleicht das, was uns Horner über die Familiengeschichte Bauernfelds mitzuteilen oder vielmehr zu enthüllen hat, denn von dem, was wir in dieser Beziehung erfahren, hat bisher außer einem ganz kleinen Kreise von Eingeweihten wohl schwerlich jemand eine Ahnung gehabt. Gleichwohl ist es von größter Wichtigkeit, weil es uns zu gutem Teile das Wesen des Dichters und namentlich den sich durch dieses durchziehenden verbitterten und verbissenen Zug erklärt. Der Dichter selbst ist zeitlebens jedem Anlasse zu noch so dürftigen Angaben über seine Eltern aus dem Wege gegangen. Die Verfasser biographischer Notizen haben ihn durchgehends als früh verwaist hingestellt, allein sie haben sich dabei durch eine willkürlich erfundene oder gläubig nachgebetete Vermutung um einen bisher noch niemals aufgehellten Punkt herumgedrückt. Thatsächlich ist Bauernfeld nicht bei „Pflegeeltern", sondern bei seinen wirklichen Eltern, wenigstens bei seinem Vater, aufgewachsen, aber um diese Eltern war es ganz eigentümlich bestellt. Bauernfeld war ein Kind der Liebe, und seine Mutter, Elisabeth, die 1770 geborene Tochter eines auf dem Ruheposten eines Platzoberleutnants und Kasernenverwalters in Braunau verstorbenen österreichischen Proviantkommissärs von Bauernfeld (die unter Maria Theresia geadelte Familie hieß ursprünglich Hofbauer, weshalb einzelne Mitglieder auch den Namen Hofbauer von Bauernfeld führten). Elisabeth von Bauernfeld heiratete vor ihrem zwanzigsten Geburtstage den Wiener Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Joseph Feichtinger, doch starb ihr Gatte bald, und der jungen Witwe passierte das, was jungen Witwen nur zu häufig passiert: in ihrem dreißigsten Lebensjahre stand sie in Beziehungen zu einem um vier Jahre jüngeren Studenten der Medizin, der sechs Jahre zuvor mit ein paar Muttergroschen und einigen Empfehlungsbriefen in der Tasche aus seiner preußisch-schlesischen Heimat nach Wien gekommen war, um dort sein Glück zu versuchen. Das unternehmende Bürschchen hieß Lorenz Novag und war der Sohn eines Gärtners aus Jeltsch. Eduard von Bauernfeld, gesetzlich nach dem Mädchennamen der Mutter genannt, war die Frucht dieses illegitimen Verhältnisses. Seiner Pflichten eingedenk, nahm der Vater ihn gleich nach der Geburt oder wenig später zu sich, wie es scheint, jedoch nicht auch die Mutter. Die Vermögensverhältnisse des jungen Arztes waren die denkbar schlechtesten, und sie änderten sich auch in der Folge nicht sonderlich, obwohl sich ihm durch die doppelte Anstellung als Physikus des St. Marxer Bürgerspitals und ordentlicher Lehrer oder, wie er sich lieber nennen hörte, Professor „der physischen Erziehung des Menschen" zwei regelmäßig fließende Erwerbsquellen eröffneten. Das hinderte ihn indes nicht, an die Erweiterung seines Hausstandes zu denken. Nahezu vierzigjährig vermählte er sich 1815 mit Elisabeth Feichtinger, — aber nicht, wie man etwa denken wird, mit der Mutter seines Sohnes, sondern mit — deren gleichnamiger Tochter, die ihm in der Folge fünf Kinder schenkte! Eduard von Bauernfeld kam dadurch in die eigentümliche Lage, daß seine Halbschwester zugleich seine Stiefmutter wurde, daß sein Vater zu ihm in das Verhältnis eines Schwagers trat und die eigne Mutter ihm an die Stelle einer Großmutter gerückt wurde. Es bleibt in der That ein Wunder, daß seine Phantasie durch die tragische Nähe so ungesunder Verhältnisse nicht angekränkelt wurde. Auch war es ihm nicht zu verdenken, wenn er sich nach Kräften zu schützen suchte, am wirksamsten durch Verstärkung der Scheidewand, die sich von Haus aus zwischen ihn und die Eltern dank der Verschiedenheit der Namen geschoben hatte. Für die Welt wurde ihm ein Einverständnisse mit ihnen die fatale Blutsverwandtschaft durch gänzliche Beseitigung der Eltern und Umwandlung des wirklichen Vaters in einen harmloseren Pflegevater verleugnet. Ja hinsichtlich der Mutter trieb man das Versteckspiel noch über das Leben hinaus. Auf der ausgegebenen Todesanzeige ist — traurig, aber wahr — der Name ihres

Digitized by Google

einzigen, damals (1831) gerade zu Ansehen gelangten Sohnes gar nicht verzeichnet, der dafür auf der gedruckten Anzeige vom Hinscheiden seiner Stiefmutter-Halbschwester (1866) als Ziehsohn figuriert. „Es war eine total verkehrte Welt," bemerkt der Verfasser des vorliegenden Werkes, und es darf einen nicht wundernehmen, daß diese verkehrte Welt ihren Einfluß auf die Charakterentwicklung des Dichters ausübte. Das Verhältnis zu seinem Vater und seiner Mutter konnte nie ein herzliches genannt werden, und hat dem äußeren Anschein nach auch nie diesen Charakter an sich getragen. Es liegen Briefe vor, in denen seine Mutter sich schier verwunderlich unterzeichnete „Deine Dich liebende Feichtinger", und ähnlich unterschreibt sein Vater sich „Dein Novag" — ganz im Sinne der „verkehrten Welt". Trotz alledem hat der Dichter die richtige Empfindung für das Gefühl des Kindes zur Mutter gehabt, wie er das in einer Strophe des schönen Gedichtes äußerte, das er seiner Freundin Frau von Wertheimstein widmete, als diese sich wegen des Verlustes ihres einzigen Sohnes kaum zu fassen vermochte:

Wo ist der Sohn, der nicht den Vater ehrte?
Doch jeder ist ein Mann für sich allein;
Nur eine Mutter bleibt das ewig Werte,
Mutter und Sohn, sie sind ein einzig Stein!

•

Vor einiger Zeit zeigten wir an dieser Stelle ein kleines Büchlein an: „Dös giebt's", und wir drückten unsre Freude aus über den aus den tren nach dem Münchener Volksleben entworfenen Skizzen sich aussprechenden frischen und gesunden Humor. Heute naht sich uns der Urheber jener Skizzen, Maximilian Kraus, mit einer Arbeit ernsterer Art, mit dem Roman aus dem Münchener Leben „Unter den Frauentürmen" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Leipzig). Er führt uns auf Bahnen, die von dem ruhigen Stilleben weit abliegen, und eröffnet uns Ausblicke von größerer Schweite in Welt und Leben; aber eins hat doch der Roman mit den erwähnten Skizzen gemein: er ist bodenständig gleich ihnen und atmet, von fattem Lokalkolorit durchdrungen, unverfälscht die Luft des Fleckchens Erde, auf dem seine Vorgänge sich abspielen. Wollte man das Werk nach der landläufigen Art klassifizieren, so würde man es einen Milieuroman nennen, denn das, was es uns vorführt, ist weniger ein Einzelschicksal, als eine Mehrheit von persönlichen Erlebnissen, die sich nebeneinander abspielen und nur durch den gemeinsamen Boden, in dem sie wurzeln, miteinander verbunden sind. So wenigstens scheint es auf den ersten Anblick; bei dem Durchlesen der einleitenden Kapitel glauben wir uns im kleinen einer Schilderung des Nebeneinander gegenüber zu befinden, wie Gutzkow sie in größerem Maßstabe in seinen beiden großen Zeitromanen anstrebte. Allein die anfangs etwas ausweichende und sich zersplitternde Handlung wird später, wenn auch nicht straff, so doch einheitlich zusammengefaßt zu der Darstellung eines seelischen Läuterungsprozesses, den die beiden sie tragenden Persönlichkeiten durchmachen. Man kann diese Persönlichkeiten den Helden und die Heldin des Romans nennen, nur bilden sie nicht das herkömmliche Liebespaar der Romane, denn gerade die Erkenntnis, daß sie dieses nicht sein können, wird für beide der Ausgangspunkt der in ihrem Innern sich vollziehenden Wandlung. Sie, eine naivgefallsüchtige junge Frau, ist vom Ausland auf den für sie gefährlichen leichtlebigen Münchener Boden verpflanzt worden, um hier eine Art Nora-Schicksal durchzumachen, das heißt, um zur Klarheit darüber zu gelangen, daß die Verhältnisse ihrer Puppenstubenexistenz an der Seite eines ungeliebten, des Verständnisses für sie ermangelnden, wenn in seiner Art auch guten und braven Mannes eine Fessel für sie sind, aus der sie sich um jeden Preis lösen muß. Er, ein junger, von unbestimmten idealistischen Anschauungen erfüllter Schriftsteller, glaubt in der in ihm aufwallenden Leidenschaft zu dieser Frau sein erstes ernstes Lebenserereignis zu finden und läßt sich in dieser Auffassung durch eine Reihe unbesonnener Schritte, zu denen sein überspanntes Empfinden ihn verleitet, nicht beirren. Erst das Geständnis der Heldin, daß sie seine Leidenschaft nicht zu teilen vermöge, und der Hinweis darauf, daß das Leben mit ernsteren und schwereren Forderungen an sie herangetreten sei, bahnen bei ihm einen Umschwung des Fühlens und Denkens an: nicht der Ansturm der Leidenschaft, sondern die erste große herbe Schmerzempfindung führt ihn zu dem entscheidenden, ihm den Uebergang zur Reife der Männlichkeit vermittelnden Wendepunkt seines Daseins und zu der Einsicht, daß das einzige wirklich große Lebensgut nur durch zielbewußtes Arbeiten im Dienste der Allgemeinheit errungen wird. An sich mag diese Geschichte nicht geeignet sein, ein besonderes Interesse zu erregen, sie ist aber auch nicht das, was dem Buche seinen künstlerischen Wert verleiht, denn dieser besteht wesentlich in der organischen Art und Weise, wie sich sowohl die Haupthandlung wie die verschiedenen Nebenhandlungen aus ihrem natürlichen Untergrunde entwickelu. Dieser Untergrund aber ist das Leben und Treiben in der breiten Mittelschicht der Münchener Bevölkerung, soweit diese Berührungspunkte mit der künstlerischen und litterarischen Bohème der großen Isarstadt hat und von ihr durchsetzt wird. Das hier in Frage kommende Milieu ist trefflich geschildert, jede Figur lebt und leibt als Individuum wie als Typus vor unsern Augen, weil sie ebenso charakteristisch erfaßt wie frisch und flott hingeworfen ist. Dabei wird die ganze Schilderung von einem Gesamtton beherrscht, der ihr, man möchte sagen, ihr besonderes Stimmato verleiht und das Stadtbild, das so wohl und so übel belemmundete München des Hofbräuhauses, der schlichten Braustübl und der glänzenden Cafés, das München der tollen Faschingsredouten, mit seiner an überwältigenden Naturschönheiten so reichen Umgegend in harmonische Verbindung setzt. Man hat die unwillkürliche Empfindung, daß der größte Teil dessen, was der Autor uns zu berichten hat, auf Selbstgeschautem und Selbsterlebtem beruht. Das Werk ist Hermann Lingg, dem Altmeister der Münchener Poeten, gewidmet, der dem Autor als Modell zu einer prächtig gezeichneten Episodengestalt gedient hat.

•

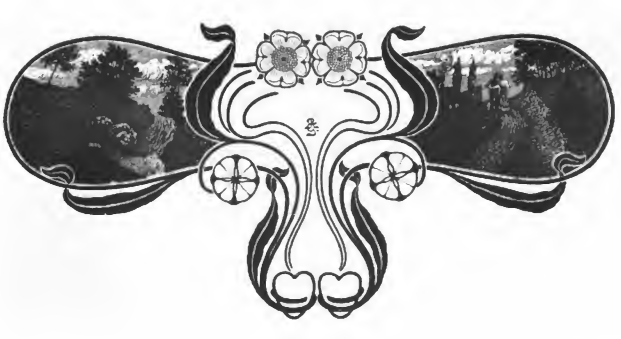
Wenn wir kürzlich unsre Genugthuung darüber ausdrücken konnten, einem alten bewährten Buche, das schon mehr als einer Generation als Quelle willkommener Belehrung gedient, der Vilmarschen Litteraturgeschichte, in seiner Jubiläumsausgabe (der 25.) zu begegnen, so befinden wir uns heute in ähnlicher Lage, nur handelt es sich diesmal nicht um ein litterar-, sondern um ein kunstgeschicht-

Digitized by Google

liches Werk, um Wilhelm Lübkes „Grundriß der Kunstgeschichte“, der (Stuttgart, bei Paul Neff) in seiner 12., von Professor Dr. Max Semran vollständig neu bearbeiteten Auflage in der Buchausgabe bis zum zweiten Bande (Kunst des Mittelalters) und in der Heftausgabe bis zur sechsten Lieferung (Kunst des Altertums, griechische Plastik) gediehen ist. So intakt wie die Vilmarsche hat die Lübkesche Arbeit sich nicht behaupten können, und das aus naheliegenden Gründen. Das, was Lübke vor mehr als 40 Jahren gegeben, war in der That mehr ein Grundriß als ein vollständig ausgeführtes Werk gewesen; er hatte zwar unermüdlich an dem weiteren Ausbau des Geschaffenen gearbeitet, allein zu seinen Lebzeiten sollte er nicht mehr dazu kommen, das vorzunehmen, was inzwischen ein unabweisbares Bedürfnis geworden war, eine Umformung des Ganzen zu einem einheitlichen Werke im Sinne der über das Ursprungsjahr in jeder Hinsicht weit hinausgewachsenen Zeit. Die seinem Nachfolger zugewiesene Aufgabe war überaus schwierig und heikel, allein sie ist — darüber kann, da nunmehr die Hälfte des Werkes vorliegt, ein Streit der Meinungen nicht mehr herrschen — in geradezu glänzender Weise gelöst worden. Professor Semran hat vor allem einen wesentlichen Mangel seiner Vorlage behoben. Lübke, der Sohn der Roten Erde, war mit allen Vorzügen seines Volksschlages ausgestattet, er war gründlich, gediegen, gewissenhaft, aber eines war ihm versagt, die blühende Kraft der Rede; sein Text war nicht nur nüchtern, sondern in mancher Hinsicht auch schwerfällig und ungelenk. Bei aller Pietät gegen das Wort seines Vorgängers hat der neue Bearbeiter der stilistischen Darstellung des Werkes Abrundung und Flüssigkeit verliehen. Aber er hat auch den Umguß des Ganzen zu einem einheitlichen, den Forderungen des heutigen Tages entsprechenden kunstgeschichtlichen Hand- und Lehrbuch vollzogen, vor allem durch Berücksichtigung der modernen Forschung und durch Fortführung der Darstellung bis auf die jüngste Zeit. Anzuerkennen sind auch die Litteraturnachweise, die namentlich derjenige willkommen heißen wird, der sich eingehender mit dem Studium der einzelnen kunstgeschichtlichen Epochen beschäftigen will. Nicht minder erfreulich ist die Umgestaltung und Bereicherung des den Text begleitenden bildlichen Schmucks, für dessen Herstellung alles herangezogen worden ist, was die heutige Reproduktionstechnik an Hilfsmitteln zu bieten hat. Alles in allem, darf man sagen, daß der an die Stelle des „alten Lübke“ getretene „Lübke-Semran“ uns das volkstümliche Handbuch der Kunstgeschichte bescheren wird, das so lange schon als ein dringendes Postulat der Zeit bezeichnet werden mußte.

•

Mit dem Hinweise auf ein Werk, das ebenfalls als ein volkstümliches und ein künstlerisch-kunstgeschichtliches bezeichnet werden kann, sei diesmal unsre Rundschau geschlossen: auf die im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienene „Tausend-Bilder-Bibel“. Die beiden vornehm ausgestatteten Bände, die unter diesem Titel vorliegen, geben uns das große Bibelwerk Luthers mit einem Bildschmucke wieder, in dem fast alles seinen Ausdruck findet, was die Kunst im Verlaufe der vier letzten Jahrhunderte im Dienste der Gottesverehrung geschaffen hat. Von den Meistern des Cinquecento an bis zu unsern Modernen und Modernsten, von Raffael und Tizian bis zu E. von Gebhard und H. Uhde begegnen alle hervorragenderen Namen der Kunstgeschichte, neben den großen Italienern die großen Holländer und Spanier sowie unsre einheimischen Meister, neben den Malern Zeichner, Radierer und Bildhauer. Wenn wir das Werk durchblättern, wird es uns unwillkürlich, als durchwanderten wir die größte und idealste aller Kunstsammlungen, ein Museum, wie es einst vielleicht der erste Napoleon für seinen Regierungssitz geplant haben mochte. Die Tausend-Bilder-Bibel ist indes nicht bloß zu einem Prunk- und Paradewerk bestimmt, sie soll auch den praktischen Zwecken des Bibellesers dienen und ist daher mit einer Reihe erläuternder Illustrationen ausgestattet, Ansichten von Städten und Landschaften, Plänen, Kärtchen und Nachbildungen archäologischer Fundstücke. Um dem schönen Werk den Charakter eines Haus- und Familienbuchs zu verleihen, hat der Verlag ihm Chronikblätter vorangestellt, die von dem Besitzer mit den seine Familie betreffenden Notizen ausgefüllt werden können.



Digitized by Google

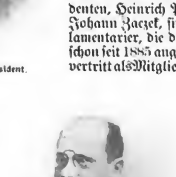
Das Präsidium des neugewählten österreichischen Abgeordnetenhauses.

Das neue österreichische Abgeordnetenhaus wählte zum Präsidenten den Grafen Moritz Vetter von der Lilie und zu Vizepräsidenten die Abgeordneten Heinrich Prade und Dr. Zaczek, welche beiden letzteren schon in dem früheren Hause die gleichen Würden bekleideten. Die rasch und verhältnismäßig einmütig zu stande gekommene Wahl des Präsidiums erweckt die Hoffnung, daß nunmehr wieder bessere Verhältnisse im österreichischen Parlament eintreten werden. Graf Moritz Vetter, der Sohn des Landeshauptmanns von Mähren, Grafen Felix Vetter von der Lilie, wurde am 22. August 1856 in Troppau geboren. Er entstammt einer alten Adelsfamilie, die ihren Stammbaum bis auf eine Seitenlinie der Valois zurückleitet. Mit Maria von Burgund, der Gemahlin Kaiser Maximilians I., kam die

Graf Moritz Vetter von der Lilie, Präsident.

gräfliche Familie Vetter von der Lilie in die österreichischen Erblande und erwarb in Steiermark Grundbesitz. Der neue Präsident des Abgeordnetenhauses absolvierte die juridischen Studien in Wien und legte die politische Beamtenlaufbahn rasch zurück. Doch verließ er als Statthaltereirat den Staatsdienst und wendete sich der parlamentarischen Laufbahn zu. Graf Vetter gehört dem mährischen Landtage und seit 1897 als Abgeordneter der Mittelpartei des mährischen Großgrundbesitzes dem Reichsrat an. Bisher beteiligte er sich an den Verhandlungen nicht in hervorragender Weise; er gehörte zuletzt keiner der Parteien an, sondern benutzte seinen Aufenthalt in Wien mit Vorliebe zu medizinischen Fachstudien, um zu dem juridischen Doktorgrad noch den medizinischen zu erwerben. Die beiden Vizepräsidenten, Heinrich Prade und Dr. Johann Zaczek, sind ältere Parlamentarier, die dem Reichsrate schon seit 1885 angehören. Prade vertritt als Mitglied der deutschen Vollspartei seine Vaterstadt Reichenberg, während der Olmützer Advokat Dr. Zaczek als Führer der mährischen Tschechen dem Jungtschechenklub angehört.

Heinrich Prade, 1. Vizepräsident.



Dr. Johann Zaczek, 2. Vizepräsident.

Digitized by Google

Phot. Hugo Rudolphi, Berlin.

Die neue elektrische Hochbahn in Berlin: Ueberführung über die Anhalter Bahn und den Landwehrkanal mit Kraftstation.

Digitized by Google

Die neue drehbare „Wetterkanone".

Die bisher gebräuchlichen Wettergeschütze sind meist sehr primitiver Natur, gewöhnlich kleine Mörser, denen zur besseren Wirkung ein Schalltrichter aufgesetzt wird. An manchen Orten ist der Schalltrichter auch senkrecht eingemauert, und der Mörser wird zum Abfeuern untergeschoben. Diese Methode ist aber nicht nur sehr umständlich, sondern auch sehr gefährlich. Den bestehenden Nachteilen abzuhelfen, hat nun Redakteur Kaniz in Zürich eine Kanone konstruiert, deren Handhabung ebenso einfach als praktisch und sicher ist. Sie besteht aus einem Mörser mit Hinterladerverschluß und einem vier Meter langen Schalltrichter, der mit dem Mörser fest verbunden ist. Das Ganze ruht in einer Lafette und kann beliebig hoch oder tief gestellt werden; ebenso ist die Lafette nach jeder Richtung hin drehbar und der ganze Apparat leicht transportabel. Die Bedienung ist sehr einfach, ein Mann vermag in einer Minute zwölf Schüsse abzugeben. Die jüngst in Gegenwart der Abordnungen der Kantonsregierungen vorgenommenen Versuche ergaben ein derartiges Resultat, daß noch dieses Jahr mit der Aufstellung solcher Geschütze zur praktischen Erprobung begonnen wird.

Die neue drehbare Wetterkanone.

Johann Andreas Scartazzini.

Dr. Johann Andreas Scartazzini.

In der Person des schlichten aargauischen Dorfpfarrers ist ein um die Dante-Forschung hochverdienter Gelehrter dahingeschieden, der neben seinem geistlichen Stande sein ganzes Lebenswerk der Erforschung und Erläuterung des großen Florentiner Dichters widmete. In den Jahren 1874 bis 1890 ist Scartazzinis großer vierbändiger Dante-Kommentar erschienen, der als seine bedeutendste Arbeit angesehen werden darf; außerdem erschien 1883 die italienische Dante-Biographie: „Dante, Vita e opere", worauf ein sehr instruktives Werk: „Dante in Germania", sowie viele kleinere Abhandlungen folgten. Scartazzini war am 30. Dezember 1837 zu Bondo im Bergell (Graubünden) geboren und starb am 10. Februar 1901 als Pfarrer der aargauischen Gemeinde Fahrwangen.

Emanuel Max.

Der Nestor der deutsch-böhmischen Künstler ist mit dem Bildhauer Emanuel Max dahingegangen, der im Alter von 91 Jahren in Prag gestorben ist. Zu Bürgstein in Böhmen am 19. Oktober 1810 geboren, besuchte er die Akademie in Wien, machte ausgedehnte Reisen durch Oesterreich und Deutschland und ging 1839 nach Rom, wo er zehn Jahre verblieb. Alsdann ließ er sich in Prag nieder, das er seitdem nicht mehr auf längere Zeit verließ. Von den Werken, die er geschaffen, gehören drei zu den Zierden der Stadt Prag: das herrliche Radetzky-Denkmal, das er gemeinsam mit seinem Bruder Joseph, dem Vater des berühmten Malers Gabriel Max, vollendete, die Statue d:r

Digitized by Google

Pietà und die heilige Ludmilla im St. Veitsdom. Außerdem hat er eine große Anzahl von Denkmälern geschaffen, so das Denkmal der im italienischen Kriege gefallenen österreichischen Soldaten in Pisek, das Denkmal des Grafen Tittrichstein in Nicolsburg, Standbilder österreichischer Herrscher für das Arsenal in Wien und zahlreiche Porträtbüsten.

Gouverneur Truppel.

An Stelle des unlängst verstorbenen Kapitäns zur See Jäschke ist Kapitän Truppel, bisher Abteilungsvorstand im Reichsmarineamt, zum Gouverneur im deutschen Kiautschougebiete ernannt worden. Am 21. Mai 1854 zu Katzhütte im Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt geboren, trat Truppel 1871 in die deutsche Kriegsmarine ein, wurde Ende 1874 Leutnant und 1878 Oberleutnant zur See, im Frühjahr 1886 Kapitänleutnant. Von 1890 bis 1893 war er im Reichsmarineamt thätig und wurde im letzteren Jahre zum Korvettenkapitän ernannt, worauf 1897 die Beförderung zum Fregattenkapitän erfolgte. In demselben Jahre wurde er zum Kommandeur des Kreuzers „Prinzeß Wilhelm" ernannt, der in den ostasiatischen Gewässern stationiert war, und so lernte er schon damals jene Gebiete kennen, zu deren Verwaltung er jetzt berufen worden ist. Vertretungsweise führte er das Kommando in Kiautschou schon während jener Zeit, da der erste Gouverneur des neu erworbenen Gebietes abberufen war und sein Nachfolger das Amt noch nicht angetreten hatte. Im Jahre 1899 war Truppel zum Kapitän zur See und zum Abteilungschef im Reichsmarineamt ernannt worden.

Aufn. von Hofphot. Langhans, Prag.
Emanuel Max.

Adolf Bayersdorfer.

Im Alter von 59 Jahren verschied in München der bedeutende Kunstgelehrte Adolf Bayersdorfer, Konservator der Königlich bayrischen Gemäldegalerien. Zu Erlenbach bei Aschaffenburg am 7. Juni 1842 geboren, verbrachte er seine Studienzeit in München und trat, nachdem er eine Reihe von Jahren in Italien Kunststudien getrieben, in den bayrischen Staatsdienst, zunächst als Inspektor der Gemäldegalerie in Schloß Schleißheim, von wo er 1885 als Inspektor der Königlichen Zentralgalerie berufen wurde. Bayersdorfers wissenschaftliche Bedeutung und seine Stellung im künstlerischen Leben lassen sich nicht nach seinen Schriften beurteilen, deren Anzahl nur gering ist. Im persönlichen und schriftlichen Verkehr aber gab er den Künstlern wie den Kunsthistorikern eine Fülle der Anregung. Mit zahlreichen bedeutenden Schriftstellern und Künstlern, im besonderen mit Arnold Böcklin, verband ihn innige Freundschaft. Bayersdorfer war seit seiner Gymnasialzeit passionierter Schachspieler und erhielt schon als junger Mann in den sechziger Jahren Preise bei Schachturnieren in Paris, London und anderwärts.

Adolf Bayersdorfer.

Aufn. von W. Hoffert, Hofphot. Berlin.
Gouverneur Truppel.

Das neue Krematorium in Mannheim.

Die Bewegung für die Feuerbestattung hat mit der jüngst erfolgten Eröffnung des Krematoriums in Mannheim einen neuen Erfolg zu verzeichnen. Im Auftrage des Mannheim-Ludwigshafener Vereins durch die Architekten Köchler & Karch errichtet, ist das Krematorium ein in antiken Formen gehaltenes monumentales Bauwerk von harmonischen Verhältnissen. Der Sockel besteht aus Granitquadern, während das übrige in gelbem Sandstein ausgeführt ist. An der Hauptfront befindet sich eine von vier ionischen Säulen getragene Vorhalle, durch welche man in die für die Trauerfeierlichkeiten bestimmte Haupthalle gelangt. Diese nimmt eine Grundfläche von 125 Quadratmetern ein. In der Mitte der die Haupthalle abschließenden Apsis befindet sich die Versenkung für den Sarg. Seitlich zwischen den Pylonen angebrachte Fenster erhellen den

Digitized by Google

Raum. Im Untergeschoß, zu welchem man von der Rückseite des Gebäudes aus gelangt, befindet sich der nach dem System des Ingenieurs Richard Schmider-Dresden erbaute Einäscherungsofen.

Feldmarschall Graf Waldersee in der verbotenen Stadt zu Peking.

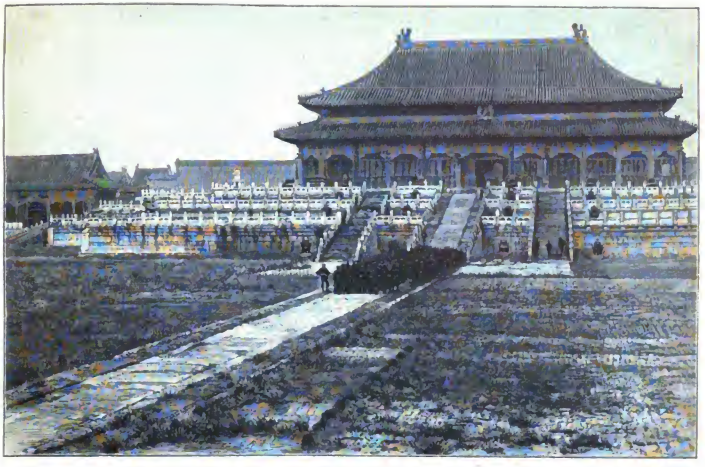
Am 27. Oktober vorigen Jahres erging seitens des deutschen Oberkommandos der Befehl, eine Compagnie des ersten Seebataillons zur Verfügung des Generalfeldmarschalls zu stellen. Dieselbe war am nächsten Morgen früh zehn Uhr zur Stelle; der Feldmarschall beorderte sie nach dem südlichen Haupteingange der „verbotenen Stadt", setzte sich in seinen aus Europa mitgebrachten Landauer und begab sich gleichfalls dahin. Hier stieg er aus; die hohen, hölzernen, zum Teil bereits vermoderten Thore öffneten sich, der erste Zug der Compagnie nahm die Spitze, es folgte der Feldmarschall mit einer glänzenden Suite europäischer, amerikanischer und japanischer Offiziere, sämtlich zu Fuß, und den Beschluß machten die übrigen beiden Züge der Compagnie. So betrat der Oberstkommandierende der fremden Truppen das erste und einzige Mal diese Stätte, welche jahrhundertelang den „fremden Teufeln" aufs strengste verschlossen war. Gleich hinter dem ersten Thore öffnet sich ein weiter Hof, der ringsum mit verschiedenen Gebäuden besetzt ist; geradeaus erhebt sich ein Tempel, derjenige der „höchsten Eintracht", zu dem eine größere Zahl Marmorstufen hinanführt. Unser erstes Bild ist in dem Augenblick aufgenommen, wo der Feldmarschall diese Stufen betritt. Zu seiner Linken schreitet einer der Herren der deutschen Gesandtschaft, welcher die Führung übernommen hatte, zur Rechten einer der fremdländischen Offiziere. Im Tempel empfing ihn ein höherer chinesischer Palastbeamter, der dazu ansetzte, ihm eine längere Rede zu halten, aber ziemlich kurzer Hand abgewiesen wurde. Auch Diener mit Schalen heißen Thees erschienen, welche sich jedoch ebenfalls keiner besonderen Beachtung seitens der Besucher erfreuten; diese durchschritten vielmehr ziemlich rasch einen Tempel nach dem andern, die hier in langer Flucht und in einer Achse hintereinander liegen. Ueberall bot sich ein Bild unglaublicher Verwahrlosung: das Gras wächst auf den Treppen und auf den Dächern fußhoch, und Vögel nisten an den ehemals reich vergoldeten und bemalten Tempeldecken. Weiterhin besuchte der Feldmarschall mit seinem Gefolge auch die seitwärts liegenden, nochmals durch besondere Mauern abgeschlossenen ehemaligen Wohngebäude der kaiserlichen Familie; aber auch hier zeigten sich starke Spuren der Verwahrlosung, sowie solche der im August stattgefundenen „leichten Ueberplünderung" durch die Russen, Amerikaner und Japaner. Alle kleineren, leicht zu transportierenden Kunst- und Schmuckgegenstände waren entfernt.

Ueberall stieß man übrigens noch auf zahlreiche Dienerschaft; auch mehrere Mandarinen mit und ohne Pfauenfeder ließen sich sehen und schauten mürrisch den fremden Offizieren zu, wie diese sich unbefangen überall in diesen geheiligten Räumen umsahen. Die Soldaten vom Seebataillon marschierten in geschlossenen Zügen überall durch, sie folgten dem Feldmarschall, und als dieser durch das Nordthor aus der verbotenen Stadt wieder heraustrat, schlossen sich auch hinter ihnen die Thorflügel. Sie hatten die verbotene Stadt der Chinesen, von der sie daheim wie von einem Märchen vernommen, nur im Vorübergehen, wie im Traum gesehen. Unser zweites Bild zeigt die beiden letzten Züge der Compagnie, wie sie im Begriff sind, die Stufen zu dem Tempel der „mittleren Eintracht" hinanzusteigen.

Franz Woas.

Das neue Krematorium in Mannheim. (Text S. 411.)

Digitized by Google



Der Besuch des Grafen von Waldersee in der verbotenen Stadt zu Peking.

Digitized by Google

Für müssige Stunden.

Umstellrätsel.

Und solltest du mit dem Latein
Nicht auf vertrautem Fuße sein,
So wirst du doch ein Epos kennen,
Das sich im Rätsel dir will nennen,
Genießend einer Perle Ruf,
Die einst ein großer Dichter schuf,
Der seines Genius macht'ge Spur
Tief aufgedrückt der Litt'ratur.
Tausch a für o und führe neu
Der Zeichen Ordnung nun herbei,
Wird durch die Wandlung auch vielleicht
Willkommner Wechsel nicht erreicht.
Kein gastlich Haus darfst du erwarten,
Kein üppig Feld, kein blüh'nder Garten,
Wohin auch suchend schweift dein Blick;
Und nur das Echo giebt zurück
Den Ruf dir, wenn du einsam bangst,
Nach eines Menschen Nah' verlangst.
Wohl dir, kannst du von hier entrinnen,
Ein freundlicher Asyl gewinnen!

M. Sch.

Silbenrätsel.

Leihst du ein e der Ersten, hält,
An Größe und Gestalt verschieden,
Sie in des Meeres Wunderwelt
Sich zahlreich auf, doch ihren Frieden
Sieht vielfach sie auch dort bedroht;
Zu lohnend läßt sie sich verwenden,
Und Beutelust weiß sichern Tod
Selbst in die Wogen noch zu senden.

Zu Glanz und Herrlichkeit und Macht —
Willst du die Zweite doppelt denken —
Sogar zu Thron und Himmelspracht
Versteht sie deinen Blick zu lenken.
Wenn mühsam du den Grund gelegt,
Die heil'ge Muskta zu ehren,
Ward auch die Dritte eingeprägt
Dir von des Mentors weisen Lehren.

Die Vierte wird als Freund und Feind
Sich wechselnd dir im Leben zeigen:
Gleich mancher Thräne, sich ihr eint
Oft süße Wohlthat, lustger Reigen.
Dem letztern auch im Ganzen weihn
Sich nicht grad' liebenswürd'ge Wesen;
Anmutig mag das Fest nicht sein,
So hoher Raum dazu erlesen.

M. Sch.

Worträtsel.

Ließt du als Kind dir von dem Knaben
Erzählen, im Gebirg' verirrt,
Der aus dem tiefen Schnee gegraben
Von einem treuen Retter wird,
Und in des Klosters Hut gebracht,
Zum Licht und Leben neu erwacht?

Dann laß den Namen mich erfragen
Des Helfers, der ihn aufgespürt,
Und ich will dir dagegen sagen,
Daß eine Stadt den gleichen führt;
Such in Italiens Marken sie,
So fällt dir leichter noch die Müh'.

Die Lösung möge dann im Innern
Des Worts herum geborgen sein,
So wird gewiß vielfach Erinnern
Dir, was entsteht, verschönend weihn:
Es ist ein Grad von einer Art,
Die Toten offen aufgebahrt.

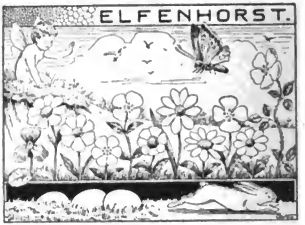
M. Sch.

Wort- und Trennungsrätsel.

In großer Zahl — — — gebot
Der Ritter, und war seine Burg bedroht,
Gelang es ihnen, sobald sie vereint,
Zu — — — den mächtigsten Feind.

M. Sch.

Oster-Kryptogramm.



Buchstabenrätsel.

Aus Balken und aus Stangen
Gefügt, auch aufgehangen
Wird oft das Rätselwort.
Wenn man von seinen Zeichen
Das mittelste wird streichen,
Wächst's auf dem Feld sofort.

F. M.-S.

Umstellrätsel.

Aus Südamerika bekamen
Die Blume wir, errat den Namen!
Sie bietet farbenreiche Zier,
Doch keine süßen Düfte dir.

Willst du sie rücksichtslos entblättern,
So forme neu aus ihren Lettern
Ein Ding, worin ein Lebenskeim
Verheißungsvoll sich birgt geheim.

Wird's ihm vergönnt, sich zu enthüllen,
Statt niedre Zwecke zu erfüllen,
Stolzirt voll Selbstzufriedenheit
Das Resultat in spät'rer Zeit.

Hochbeinig in gezog'nen Schranken.
Vielleicht voll tiefsinn'ger Gedanken,
Doch ohne Ahnung, daß zum Schluß
Es in der Pfanne liegen muß.

M. Sch.

Silbenrätsel.

Die Ersten können das süßeste Glück,
Die bittersten Leiden auch bringen,
Und wenige scheuen davor zurück,
Denn jeder vertraut dem Gelingen.

Wohlthätige Werke in großer Zahl
Die Namen der andern erheben,
Und gilt nur dem Schriftsteller unsre Wahl
So hat er uns Perlen gegeben.

Dem Ganzen mag sich wohl nicht immer klar
Die schwere Verantwortung zeigen,
Und wenn sein Beginnen gesegnet war,
Wird's doppelt zur Fortsetzung neigen.

M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 3:

Des Fächerrätsels: Café, Arac, Rosa, Nacht, Echo, Veit, Arno, Loge, Carneval — Fasching.
Des Silbenrätsels: Immergrün.
Des Buchstabenrätsels: Telephos, Telephon.
Des Wechselrätsels: Herberge, Hermann, Herbert, Herborn, Hermine, Herder.
Des Worträtsels: Einst, Ecken — Einstecken.
Des Umstellrätsels: Stramin — Mistral.
Des Buchstabenrätsels: Borna, Born, Bor.
Des Worträtsels: Morgen- und Abendrot.
Des Silbenrätsels: Adebar.

Digitized by Google

Briefmappe.

E. B. in E. In Norddeutschland giebt man den Herren, welche das Ungeziefer aus den Wohnungen vertreiben, den schönen Titel „Kammerjäger", in Süddeutschland werden sie meist „Desinfectenten" genannt. Wohlthäter dieser Art sind gewiß auch in Ihrer volkreichen Stadt zu finden, und so mögen Sie sich vertrauensvoll an solche erprobte Kraft wenden.

R. G. in P., Rußland. 1. Besten Dank, doch für uns nicht geeignet. 2. Redaktionsgeheimnis.

S. in Tilsit. Wir bewundern die Mühe, die Sie sich mit der Aufstellung Ihres Vielfalphabets gegeben haben, müssen aber doch von der Veröffentlichung Abstand nehmen, da wir befürchten, daß die Mehrheit unser Leser der Sache nicht das wünschenswerte Verständnis entgegen bringt.

M. K. in Dresden. Genauen Aufschluß erhalten Sie durch das „Natürliche Haarbüchlein" von Otto Handtmann (Leipzig, R. Gerhard, 50 Pfg.). Es erlaubt eingehend die in Rußland geltenden Paß- und Aufenthaltsbestimmungen.

H. B. in Al. G., H. v. W. in C., F. G. in B., Th. M. in C., O. P. in J. Mit Dank abgelehnt.

Verantwortlicher Redakteur
Ernst Schubert in Stuttgart.
Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Schwarze Seidenstoffe

in unerreichter Auswahl mit Garantieschein für gutes Tragen, als auch das Neueste in weißen und farbigen Seidenstoffen jeder Art. Nur erstklassige Fabrikate zu billigsten Engros-Preisen meter- und robenweise an Private portofrei und plombirt. Tausende von Anerkennungsschreiben. Muster franco. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Zürich (Schweiz).

Königl. Hoflieferanten.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, Diabetes** (Zuckerkrankheit), die verschiedenen Formen der **Gicht**, sowie **Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe.

Die **Kronenquelle** ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse: **Kronenquelle Salzbrunn.**

Schweizer Stickereien liefert direkt an Private zu Fabrikpreisen in Prima-Qualität

Frau H. Koller-Grob, St. Gallen.

Man verlange Katalog oder Musterkollektion.

Reichhaltige Auswahl. Für **Braut- und Kinder-Ausstattungen** speziell empfohlen.

Stottern

heilt Prof. Rudolf Denhardt's Anerkannt staatl. Honorar-Anstalt Eisenach Prosp. Heilung. gratis Garant. 1878 No. 13, 1879 No. 5. **Einzige** Anst. Deutschl., herrl. Lage, diem-thrf. **staatl. ausgezeichnet**, zuletzt d. K. M. **Kaiser Wilhelm II.**

Regierungs-Kommissar.

Technikum Altenburg S.-A.

für Maschinenbau, Elektrotechnik u. Chemie. — Lehrwerkstätte. — Progr. frei.

Vereinigte Fabriken **C. Maquet** Heidelberg u. Berlin W., Charlottenstr. 63

Fahrstühle

für Kranke in den neuesten Konstruktionen.

Ruhestühle, Schlafsessel, mech. Kopfkeilkissen, Closetstühle Bettstische.

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

HERMANN JACOB & BRAUNFISCH,

BERLIN O., Alexanderstr. 27a, 2. Hof, 4 Min. von Bahnhof „Alexanderplatz".

Direkter Verkauf an das *Privatpublikum* nur im Fabrikgebäude, 2. Hof, kein Laden.

Illustrierte Preisliste gratis und franko. Alle Lieferungen von M. 500.— an bis auf 300 km von M. 1000.— an frachtfrei durch ganz Deutschland.

Spezialität: Wohnungs-Einrichtungen.

Digitized by Google

Celle, den 15. März 1901.

Verehrliche Redaktion!

Auf Ihre wiederholte Aufforderung zur Einsendung des Manuskripts für mein Inserat in der nächsten Nummer Ihrer geschätzten Zeitschrift erwidere ich Ihnen höflichst, dass ich momentan mit Aufträgen so überhäuft bin, dass ich Sie bitten möchte, mein Inserat in der Nummer 9 gefl. ausfallen zu lassen.

Sollten Sie aber bei der Kürze der Zeit für den mir reservierten Raum anderweitig keine Verwendung haben, so lassen Sie nur, bitte, dieses Schreiben zum Abdruck bringen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Harry Trüller,
Zwieback-, Cakes-, Waffeln- und Biscuit-Fabriken.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY

This is the date on which this book was charged out.

[30m-6,'11]

Digitized by Google

YE 06310

AP
30
A7
V.17:2

Digitized by Google